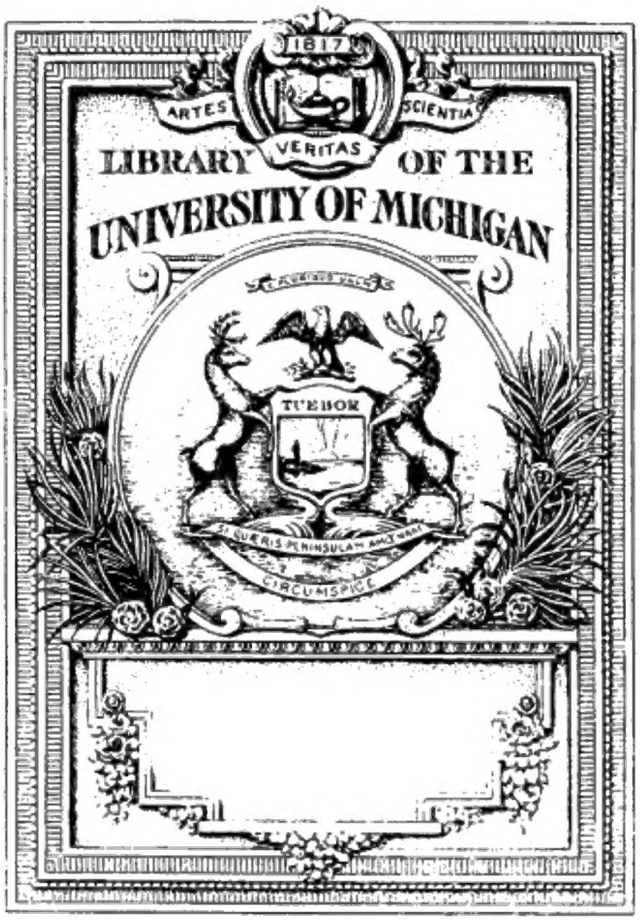
A 598103 DUPL

Die
Zukunft
29.
1899

8306
Z94


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

830,6
Z94

# Die Zukunft

Herausgeber:

## Maximilian Harden.

Neunundzwanzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1899.

# Inhalt.


Agrarkrisis, die, in Großbritannien . . . . . 218
Agrarpolitik, französische . . . . 83
Aktienregulativ, das österreichische 500
Als ich wiederkam . . . . . 401
Altersgrenzen, die, im Offiziercorps 561
Amerikas Europäisirung . . . . 461
Bebel, die Rotte . . . . . 97
Bosisio . . . . . 329
Brief, ein, an Treitschke . . . . 187
Briefe, zwei . . . . . 482
Briefkasten . . . . . 532
Bundesrathsbeschlüsse . . . . . 532
Chemie, die, am Ende des Jahrhunderts . . . . . 344
Defilircour . . . . . 535
Depeschen, zwei . . . . . 185
Elektra . . . . . 395
Ende, das, des Marxismus . . 119
Feldartillerie s. suum cuique.
Flotte, die . . . . . 447
s. 1917. s. a. Kampf. s. a. Briefkasten.
Fragen, zwei deutsche . . . . . 361
Französische Wirthschaftpolitik s. Wirthschaftpolitik.
Frauenarbeit und Kulturideal . 209
Frauenbewegung s. Reaktion.
Frauenkleidung s. Reform.
Friedensfest, das . . . . . 178
Genius, der, der Plötzlichkeit . . 312
Geschichtauffassung, soziologische . 406
468
Glossen zum Spielerprozeß . . . 138
Gorkij, Maxim . . . . . 338
Hamburger Rhede, die . . . . 145
Harmlosen, die . . . . . 1
Haschisch . . . . . 170
Haus, das große . . . . . 369
Hefe, die . . . . . 252
Heines, Heinrich, letzter Ausgang 456
Herbstwehen . . . . . 42
Hypnose, thierische . . . . . 554
Jahr, das, des Heils. . . . . 572
Jahrhundert, das neue . . . . . 445
Ideen zu einer Universitätreform 306
Jenseits des Schlagbaumes . . . 255
Indisches Märchen, s. Märchen.
Jupiters Küchlein . . . . . 128
Kanäle . . . . . 80
Kampf, der, um die Flotte . . . 334
Kind und Bühne in Frankreich . 7
Kohlenstaub . . . . . 88
Konsumvereine und Sozialdemokratie . . . . . 257
Krieg, der, in Südafrika . . . . 429
s. Notizbuch 267. s. a. Südafrika 484.
Kulturphilosophie . . . . . 492
Kunstausstellungepilog . . . . . 34
Landesbefestigungen . . . . . 68
Leoniden . . . . . 273
Lethe . . . . . 175
Luther, der neue . . . . . 194
Märchen, indisches . . . . . 519
Marken, neue . . . . . 320
Markt in Bozen, auf dem sonnigen 131
Marxismus, s. Ende.
Mauthner, Fritz . . . . . 296
Milizsystem, das, der Zukunft. . 378
Minenkrieg . . . . . 49
Miquel, s. Notizbuch 45.

Mirbach, ſ. Oberhofmeiſterſtück.
Nahrung, ſ. Wozu.
1900 . . . . . 553
1917 . . . . . 233
Nothwendigkeit, die . . . . . 420
Notizblätter eines Bühnenleiters 327
Notizbuch . . . . . 45, 91, 229, 267
O Ihr Rechtgläubigen! . . . . 386
Oberhofmeiſterſtück, das . . . . 359
Oeſterreichiſche Aktienregulativ, das ſ. Aktienregulativ.
Pariſer Weltausſtellung, ſ. Notizbuch 229.
Petöfi, Alexander . . . . . 570
Philippiniſche Frage, die . . . . 313
Piljai, Emeljan . . . . . 72
Rache, des Teufels . . . . . 563
Reaktion in der Frauenbewegung 279
Redaktion-Europäer, der . . . . 353
Reform der Frauenkleidung . . . 384
Reviſion, eine kleine . . . . . 164
Rhede ſ. Hamburger.
Samoa ſ. Leoniden.
Schlaf und Traum . . . . . 14, 54
Schmidt, Albert ſ. Notizbuch . 230
Schubarts, Martin, Nachlaß . . 10
Schubarts Thorane-Buch . . . . 250
Schweiz, die, im neunzehnten Jahrhundert . . . . . 244
Segantini, Giovanni . . . . . 66
Seine, die . . . . . 28
Selbſtanzeigen 173, 222, 262, 388, 524
Sonnenblume, die . . . . . 291
Sozialdemokratie ſ. Konſumvereine.
Soziologiſche Geſchichtauffaſſung ſ. Geſchichtauffaſſung.
Spielerprozeß ſ. Gloſſen.
Spinner und Weber . . . . . 318
Stadt, die . . . . . 241
Stahlpanzer . . . . . 226
Stille, die . . . . . 65
Südafrika, aus . . . . . 484
Suum cuique . . . . . 482
Teutſch, Biſchof . . . . . 104
Theater . . . . . 142
Thier, das wilde . . . . . 86
Totentänze, Einiges über . . . 415
Tragikomoedie . . . . . 577
Traum ſ. Schlaf.
Trebertrocknung . . . . . 264
Treitſchke ſ. Brief.
Truſts, die, in den Vereinigten Staaten . . . . . 372
Tuberkuloſe, eine neue Behandlung der . . . . . 457
Türkiſche Literatur ſ. Wiedergeburt.
Univerſitätreform ſ. Ideen.
Van Dyck-Ausſtellung, eine . . . 159
Vatikan, aus dem . . . . . 513
Verſe . . . . . 518
Verſuche an lebenden Menſchen . 213
Vorbedeutungen, böſe . . . . . 356
Weihnachtbeſcherung . . . . . 528
Weiſen, die, vom Morgenland . 487
Weisheit, die, des Sultans . . . 442
Werthe, fremde . . . . . 132
Wiedergeburt, die, der türkiſchen Literatur . . . . . 191
Windſor-Pudding . . . . . 321
Winter, im, des Mißvergnügens 479
Wirthſchaftnotizbuch . . . . . 398
Wirthſchaftpolitik, franzöſiſche . . 477
Wozu dient unſere Nahrung? . . 151
Yankee und Dutchman . . . . . 392

# Die Zukunft.

Berlin, den 7. Oktober 1899.


## Die Harmlosen.

Die erste Oktoberwoche hat den Berlinern und allen aus der berliner Volksküche publizistisch Gespeisten eine herrliche, das neue Bürgerquartal verheißungvoll beginnende Sensation gebracht, eine, die ein Weilchen wenigstens die allzu früh entschwundenen Wonnen des Kolportageromans vom Teufelsinsulaner ersetzen kann und neben deren blinkendem Reiz sogar die Feuerfarbe der Schauermär aus den Oktobertagen des Jahres 1893, der Zeit des hannoverschen Reitschülerprozesses, zu schattenhaftem Grau verbleicht. Wieder marschiren, wie in Rennes und Hannover, Dutzende von Offizieren als Zeugen auf und wieder sind, wie in Rennes und Hannover, die gerichtlichen Zeugen die vor dem Forum der öffentlichen Meinung Angeklagten. Diesmal aber liegt die Sache noch günstiger als in den vorigen Fällen. Denn erstens hat man die uniformirten Herren jetzt in Berlin; sie müssen in den überheizten Korridoren des moabiter Kriminalgerichtes halbe, vielleicht ganze Tage lang warten und jeder Reporter, jeder Stimmungbildnißmaler kann an ihnen sein Müthchen kühlen, kann sie entkleiden, von ihren Jugendsünden die Schleier reißen und mit flinkem Finger in der Skandalchronik ihrer adeligen Familien wühlen. Zweitens mußte man in Hannover und erst recht in Rennes, wo überirdische Helden vom Schlage des Jesus-Dreyfus, des Johannes-Freystätter und des Lohengrin-Picquart sichtbar wurden, doch einzelne Ausnahmen noch von der Regel zulassen, daß Offiziere lüderliche, gewissenlose Burschen ohne Treu und Glauben sind, während jetzt für alle Träger hellgrauer Capes ein gemeinsamer Scheiterstoß gehäuft werden kann, der zuschauenden Bourgeoisie zur Erbauung. Und drittens sitzen diesmal nicht, wie in Hannover, auf der Anklagebank die Herren Abter, See-

mann und Fährle, geschäftskundige Ehrenmänner bürgerlicher Herkunft, von denen die adeligen Lieutenants shylockisch bewuchert und ausgeplündert wurden, sondern die Herren von Kayser, von Kroecher, von Schachtmeyer, deren Väter in der Armee hohe Stellen eingenommen haben und deren Sippen und Magen sich bis in die feudalsten Bezirke des verhaßten Junkerthumes erstrecken. Dazu eine lange Zeugenschaar aus den bekanntesten Kavallerieregimentern, Zeugen, die, weil sie leichtsinnige Streiche zu beichten und zum Theil wahrscheinlich mit dem Verzicht auf eine weiter führende Karriere zu büßen haben, sich wohl sicher genirt fühlen werden. Drei Liebespenderinnen, die mit den Angeklagten „Verhältnisse" hatten, und im Hintergrunde die holden Schatten der Barrisons, der Dame Valentine Petit und der auf Anschlagszetteln noch immer schönen Otero, also der hellsten Wintergartensterne, deren Glanz nach Mitternacht manchmal die verborgenen Räume des Centralhotels, wo der Klub der Harmlosen nächtete, bestrahlt haben soll. Ein gefundenes Fressen, eine lieblich in die Nüstern duftende Mahlzeit für Seine Majestät Mob. Kavallerieoffiziere und theure Cocotten, eine Mischung von Stallgestank und weich kosenden Boudoirdünsten, — etwas reizend Verruchtes, entzückend Orgiastisches mußte sich da enthüllen. So, nun sieht mans klar, lebt also diese im Kern korrupte adelige Gesellschaft. Schon nach dem Reitschülerprozeß konnte man in der Vossischen Zeitung für das ehrsame Bürgerthum in Stadt und Land lesen: „Das Hundert Zeugen, das zu den Verhandlungen geladen war, bildet nur einen Bruchtheil jener aristokratischen Gesellschaft, die sich mit Spielern, Hochstaplern und Wucherern einläßt, jener Welt, in der Jeder den Anderen zu rupfen sucht, um schließlich selbst gerupft zu werden. Da schilt man auf die Wucherer; aber sie sind nur wie die Hyänen oder die Geier: sie erscheinen nur dort, wo sie Fäulniß wittern... Und wenn der junge Landwirth, der gut zu leben, aber nicht gut zu wirthschaften versteht, in immer größere Schwierigkeiten geräth, so tritt er dem Bunde der Landwirthe bei und verlangt die Ablösung der Grundschulden durch den Staat." Was werden wir jetzt erst lesen, da die Namen Kroecher, Bonin, Zedlitz, Schwerin, Kardorff, Roon und Puttkamer ins Spiel und unter die Spieler gekommen sind! Zwei Prinzen, einer von Koburg und Gotha und einer von Thurn und Taxis, waren auch in die Sache verwickelt, und es wäre für bürgerliche Byzantiner unbequem gewesen, gegen so hohe Herren harte Worte zu schleudern; doch der eine Prinz ist sehr plötzlich gestorben und der andere scheint nicht nach Altmoabit kommen zu wollen. Auf freier Bahn bleiben so nur angreifbare Opfer übrig und man darf, ohne allzu hoch oben

anzustoßen, die gruseligen Geschichten von den Agrariersöhnen erzählen, die bei schäumendem dreiundneunziger Pomery mit der Linken Korylopsismädchen umklammern und mit der Rechten braune Scheine über den grünen Tisch streuen. Und diese Schamlosigkeit wird vor Gericht an dem selben Tage entschleiert, wo in den Zeitungen der Möbel-Pfaff sich für den Oktoberumzug empfiehlt, und wo in der Person des Geheimen Kommerzienrathes Veit die keusche Größe und nüchterne Emsigkeit des bürgerlichen Bankiers jubilirend gefeiert wird.

Geduldig wollen wir erwarten, wie viele von den geschilderten Fürchterlichkeiten das Ergebniß der Hauptverhandlung als wahr erweisen, wie viele es ins Fabelland scheuchen wird. Wir werden erfahren, ob die dritte Strafkammer des berliner Landgerichtes I die Angeklagten des gewerbsmäßigen Glücksspieles und betrügerischer Handlungen schuldig findet und ob in der Zeugenschaar besonders arge Sünder erschienen sind. Ein paar allgemeine Bemerkungen aber, deren Tendenz von dem Gang des Verfahrens nicht bestimmt und nicht geändert werden kann, drängen selbst Dem sich auf, der über die Beweisaufnahme noch nicht eine Sterbenssilbe gelesen hat. Schließlich ist die Frage, welchen Monatssold Herr Bruno von Kayser seinem Liebchen zahlte, an der Sache ja eben so wenig das Wichtigste, wie die Erforschung des dunklen Problemas, ob beim Baccarat dem Bankier wirklich nicht bessere Gewinnchancen winken als den Pointeuren der beiden Seitengruppen.

Die Sucht, die Träger feudaler Traditionen, den Adel und das namentlich im deutschen Norden von ihm fast ausschließlich besetzte Offiziercorps, als verkommen, verrottet, zum Untergang reif hinzustellen, stammt nicht erst von gestern. Deutlich erkennbar wurde sie stets, wenn die Bourgeoisie, die thatsächlich herrscht und den Ueberbleibseln des Ständestaates nur den werthlosen Schein der Herrschaft ließ, das Bedürfniß fühlt, über eigene Sünden den Mantel einer Liebe zu breiten, die nicht immer christlichen Ursprunges zu sein braucht. Als nach den Milliardenjahren selbst in der leidenschaftlosen deutschen Menschheit der Haß gegen das schamlos raubende Gründerthum aufloderte, wurden der erregten Menge die paar hochadeligen Gründer gezeigt, die Lasker entlarvt hatte und deren Beute, im Vergleich mit der bürgerlicher Börsenbanditen, doch nur unbeträchtlich genannt werden konnte. Als die londoner Stockjobber einen großen Fischzug gemacht hatten, erschienen in der Pall Mall Gazette die Artikel über den von Hochtories erpreßten Jungfrauentribut. Als am Anfang der neunziger Jahre in Preußen die Thaten der Brüder Sommerfeld, des Herrn Anton Wolff

und seiner Konsorten ruchbar wurden, wiesen die Zeitungbedienten der Flatterfahrer und Depotdiebe auf die Gräuel der Wechselreitschule und riefen: Jenen gleicht kein ehrbarer Kaufmann! Als in Frankreich der Panamaschlamm nur die neue, republikanische Gesellschaft, Händler, Bankleute, Advokaten und Journalisten, bespritzt hatte und an den Resten des legitimistischen und bonapartistischen Adels kein Schmutzstäubchen hängen blieb, wurde der große Feldzug gegen die Heerführer und die angeblichen Royalisten unternommen, deren Verworfenheit dem unruhigen Volk von Frankreich und Navarra enthüllt werden mußte. Das war der Zweck des Dreyfusskandals, — und dieser Zweck ist, mit der werkthätigen Hilfe des Gründeranwaltes Waldeck-Rousseau und des Allen feilen Lanzknechtes Galliffet, erreicht worden. Wer spricht noch von Panama? Cornelius Herz ist über Mercier vergessen, Hallunken wie Clemenceau und Reinach, die man vor ein paar Jahren noch in offener Kammersitzung bespie, dürfen sich als humane Wahrheitapostel aufspielen, in altvenetianischem Gerichtsstil wird die freche Posse eines Komplotprozesses inszenirt und — wundervolles Symbol republikanischer Tugend! — Der ehrenwerthe Herr Arton, den der Minister Loubet nicht finden konnte, wird vom Präsidenten Loubet begnadigt. Warum soll dieses Talent noch länger im Kerker lungern? Der Panamasumpf ist ja ausgebaggert, er stinkt kaum noch ein Bischen, — und jetzt reinigt die Kanalräumerfirma Waldeck, Reinach & Co. das Land von der adeligen Schwefelbande. Gegen Rechtsbeugungen und für das Leid unschuldig Verurtheilter sind bourgeoise Haufen, das belgrader Beispiel lehrt es eben wieder, heutzutage nicht mobil zu machen. Wo es aber einer verhaßten, der Geldmacht noch nicht ganz unterjochten, dem Mammonsdienst noch nicht völlig gewonnenen Kaste an den Kragen geht und es darauf ankommt, bürgerliche Tugendboldigkeit an adeligem Laster zu messen, da strömen die Streiter zusammen und den Komoedianten des Erdkreises, die überall nach einem gefahrlos zu haschenden Rühmchen schnuppern, gesellen sich, von der Werbetrommel gelockt, leider auch ehrliche Leute.

Dieser Troß bildet den Chorus bei allen Spielerprozessen. Zunächst fällt es auf, daß in solchen Prozessen die Protagonisten jetzt fast ausnahmelos dem Militäradel angehören. Zwar wissen wir aus halb schon verschollenen Heldenmären, daß der Krieger, dem der Tag Glück oder Unglück, Ruhm oder Tod bringt und der mit rasch wirkenden Reizen gern die vom Kampf müden Sinne aufpeitscht, immer auch den Glücksspielen zugethan war, und wir haben schaudernd im Evangelium Matthaei gelesen, wie des Landpflegers Kriegsknechte um das Kleid des Gekreuzigten spielten. Und wenn solche

Unsitte, die in wilder Zeit leicht begreiflich schien, in dem modernen Militärwesen auch keine Erklärung mehr findet, so zweifeln doch nur die Naivsten daran, daß in allen Garnisonen gejeut wird, je nach der Art der Pointeure zu niedrigen oder zu hohen Sätzen. Gute, tüchtige Jungen sind die Opfer dieser Gewöhnung geworden. Der Staat giebt ihnen, die, wie Herr von Kroecher in der Maienblüthe seines Spielerglückes, kaum über die Zwanzig hinaus sind, zu dem bunten, betreßten Waffenrock eine im kleinen Bezirk unbeschränkte Macht über die zum Theil ältere Mannschaft, eine Selbständigkeit, die nur der Reife zu brauchen versteht, und eine gesellschaftliche Rechtsstellung, wie sie nur Privilegirten eingeräumt wird. Sie fühlen sich als Kameraden des Monarchen, der, wie sie, den Uniformrock trägt; sie sollen repräsentiren, keine Kopfhänger und Duckmäuser sein; im Dienst werden, besonders seit der Verkürzung der Dienstzeit und der Häufung der Besichtigungen, an ihre Leistungfähigkeit Forderungen gestellt, deren Höhe der Civilist nicht ahnt; dafür entschädigt sie Eros durch leichte Siege. Wer den langen Tag hindurch Rekruten gedrillt, das Turnen, Schwimmen, Putzen überwacht, Instruktionstunde ertheilt oder gar beim Brigadeexerziren geschwitzt hat, Der ist abends nicht zu ernster Lectüre oder zu leisem Gedankenaustausch gestimmt; und wer durch seinen Beruf gezwungen ist, in dem „langweiligen Gepränge" heimisch zu sein, in dem, nach Goethes Wort, „das Leben verloren geht", Der hat es schwer, „sich immer seiner selbst würdig zu erhalten, immer vorbereitet zu sein", wie es an dem Weisen von Sanssouci der Dichter rühmte. Die in der steten Furcht vor Rüffeln übermäßig angespannten Nerven — der neue Kurs hat im Heer die Nervosität in erschreckendem Maß gesteigert — schreien nach Stimulantien: Weiber und Karten herbei! Meist bleibt es bei einem glimpflichen Tempelchen; doch mitunter muß ein zu stark angeschossener junger Herr, den der Wucherer umkrallt, auch den bunten Rock ausziehen, für Versicherunganstalten reisen, in Amerika Tafeldecker werden oder mit einer kleinen Kugel der ganzen Unheilsgeschichte ein Ende machen . . . Diese Dinge sind schlimm genug; und Jünglinge, die von den „Kerlen" in der Kaserne strenge Zucht und blinden Gehorsam heischen, sollten sich selbst besser im Zügel haben. Aber spielen etwa nur Offiziere, handeln nur sie gegen blaue und braune Scheine Frauengunst ein? Du lieber Himmel! Der Durchschnittsoffizier, sogar in Reiterregimentern, und überhaupt der Durchschnittsadelige führt in Preußen ein kümmerliches Leben, pumpt sich, bei kargem Familienzuschuß, seufzend bis zur Heirathecke durch und genießt von den Luxusgütern dieser Erde, auch von Weinen und Weibern, nur, was die Kaufkräftigeren

ihm übrig lassen. Jeder Erwachsene kennt in Berlin die bourgeoisen Klubs, wo Partien um dreißigtausend Mark kaum noch beachtet werden, und die höchst ehrwürdigen, mit Titeln, Orden und Ehrenämtern beladenen Greise, die berühmten Theatermädchen Kleider, Schmuck, Pferde und Wagen bezahlen. Jeder kann die Namen nennen — gute Börsennamen, gut in Shylocks Sinn —, die sich vor Aller Augen besonders eng mit denen der Barrisons, der Otero und der Petit verbanden. Jeder weiß, daß die berliner Kupplerinnen nicht von Offizieren und Agrariern leben und daß auf dem Fleischmarkt die Kavaliere und Kavall eristen gegen bourgeoise Nestoren nicht aufkommen können, deren makellos reiner Wandel an Geschäftsfeiertagen laut gepriesen und offiziell belohnt wird. Dieses Geheimniß der Dachspatzen darf aber nicht verrathen werden; was würden die bösen Sozialdemokraten und die noch ruchloseren Antisemiten dazu sagen? Deshalb wird von dem Handeln und Wandeln des Herrn Max Arendt, der die Börsenkunden bestahl und die kaum flügge gewordenen Balletkinder unter seine Fittige nahm, nur flüchtig, als von dem Treiben eines „lockeren Gesellen" im Stil des seligen Sommerfeld, gesprochen und der breiteste Raum in den Blättern den Frevelthaten der Herren von Kayser, von Kroecher, von Schachtmeyer nebst adeligen Hazardgenossen reservirt. Sonst könnte die Kunde Glauben finden, daß zwar jeder herrschenden Klasse die Korruption naht und nahen muß, daß so schnell aber und so völlig noch nie eine Herrscherklasse korrumpirt worden ist wie die der behenden Bankiers, deren güldener Thron noch nicht ein mal hundert Jahre steht.

Klassenkampf: so heißt die Losung der Zeit. Und wer in dem Bemühen, die ganze Sündenlast einer im Geldkultus schwelgenden Epoche auf eine gesellschaftlich noch bevorrechtete, wirthschaftlich längst zurückgedrängte Kaste abzuladen, etwas Anderes sieht als ein Fintenmanöver im Klassenkampf, Der ist werth, als Ehrenmitglied in einen Klub aufrichtig Harmloser aufgenommen zu werden.

# Kind und Bühne in Frankreich.

Vor Kurzem konnte man in österreichischen Blättern lesen, ein Gymnastiker habe eine in seiner Lehre stehende elfjährige „Elevin" bei den Schulübungen so empfindlich mit der Reitpeitsche geschlagen, daß sie in das Spital gebracht werden mußte. Eine gerichtliche Arreststrafe traf ihn.

Es liegt mir fern, diesen Gymnastiker und die von ihm beliebte Handhabung der Peitsche zu vertheidigen; gleichwohl kann ich mich der Ansicht nicht verschließen, daß die Abrichtung von Kindern zu gewissen gefährlichen und anstrengenden Kunststücken selten ohne einen Aufwand besonderer Energie möglich sein dürfte, weil es eben der menschlichen Natur widerstrebt, sich augenscheinlichen Gefahren oder Mühsäligkeiten auszusetzen. Der erwähnte bedauerliche Vorfall erscheint demnach vor Allem geeignet, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, daß jede Verwendung von Kindern bei den Schaustellungen der Akrobaten schon an sich von fragwürdigem Werth ist und daß das Publikum besser daran thäte, sie nicht durch sein Interesse und seinen Beifall zu unterstützen. Vielleicht würden allerdings Beschränkungen in der Heranziehung von jugendlichen Personen den Nachwuchs für gewisse Cirkuskünste überhaupt gefährden; denn früh muß sich üben, wer Meister werden will. Immerhin ließe sich Das aber leicht mit in den Kauf nehmen. Wissen wir, wie die Zukunft einst über die halsbrecherischen Darstellungen urtheilen wird, an denen sich heutzutage das Publikum im Cirkus und im Varietétheater ergötzt, und ob nicht ein künftiger Lugowoi daraus eine neue — wenn auch, mit den Gladiatorenspielen verglichen, abgeschwächte — Parallele für ein zukünftiges „Pollice verso" schöpfen wird?

In Zusammenhang dieser Gedanken stößt man auf die gesetzlichen Bestimmungen in einem Lande, das mit gutem Beispiel voranging, als es dem Mißbrauch von Kindern durch fahrende Künstler und durch die Bühnen überhaupt eine besondere Aufmerksamkeit zuwandte. Dieses Land ist Frankreich. Seine Gesetzgebung in diesem Punkte, die allerdings nicht ohne Analogien in anderen Ländern ist, erscheint daher von Interesse.

Schon frühzeitig bestanden dort Vorschriften, die der bedenklichen Beschäftigung von Kindern durch fahrendes Volk entgegenwirken sollten. Das Uebel war jedoch nicht ausreichend eingedämmt und daraus entsprang das Gesetz vom siebenten Dezember 1874. Dieses Gesetz verbietet, tours de force périlleux oder exercices de dislocation durch Kinder unter sechzehn Jahren ausführen zu lassen, ohne Unterschied, ob das Kind zum Unternehmer in verwandtschaftlichen Beziehungen steht oder nicht. Ferner untersagt es allen Personen, die das Gewerbe von Akrobaten, Seiltänzern, Gauklern, Thierbändigern und Cirkusinhabern ausüben, bei ihren Vorstellungen eigene Kinder

unter zwölf Jahren oder fremde Kinder unter sechzehn Jahren zu verwenden. Die angedrohten Strafen gehen bis zu Gefängniß von zwei Jahren und Geldbuße von 200 Francs. Väter, Mütter, Vormünder oder Arbeitgeber, die ihre Kinder, Pfleglinge oder Lehrlinge unter sechzehn Jahren an Personen der bezeichneten Berufszweige überlassen, verfallen der selben Strafe. Auch zieht die Verurtheilung den Verlust der Vormundschaft, eventuell sogar den Verlust der elterlichen Gewalt nach sich.

Die Fassung des Gesetzes, das auch Bestimmungen gegen den Kinderbettel u. s. w. enthält, läßt leider Manches zu wünschen übrig. Unter „tours de force“ sollen wohl nicht nur besondere Kraftleistungen, sondern auch gewisse andere Produktionen, zum Beispiel Produktionen auf hohem Seil, verstanden werden; der Ausdruck „dislocation“ ist medizinisch nicht einwandfrei; damit ist ungefähr Das gemeint, was in Deutschland vom Volksmund „Verrenkung“ genannt wird; es trifft also die über die Grenzen vernünftiger Gymnastik hinausgehenden Körperstellungen und Bewegungen.

Eben so ließ die Durchführung des Gesetzes viel vermissen. Zum Theil liegt Das einfach daran, daß das Gesetz lange Zeit hindurch wenig bekannt war. So produzirte sich 1884 im Cirque d'hiver zu Paris ein sieben- bis achtjähriges Mädchen auf dem hohen Seil; natürlich kündeten Das auch alle Anschlagzettel an. Die Behörde schritt trotzdem nicht von selbst ein, sondern erst auf Andrängen der pariser Lehrlingsgesellschaft. Bezeichnend war dabei der Eindruck, den die Verurtheilung der verantwortlichen Personen machte. Wenigstens schrieb ein Tagesschriftsteller damals: „Die Angelegenheit *** erregte ein gewisses Aufsehen. In dem Lande, wo von Rechts wegen Jedermann so angesehen wird, als ob er die Gesetze kenne, wo in Wirklichkeit aber fast Niemand die Gesetze kennt, erfuhr man mit einigem Erstaunen, daß seit 1874 ein Gesetz vorhanden sei, das die in den Wandergewerben beschäftigten Kinder schützen soll.“

Daß die praktischen Wirkungen des Schutzgesetzes zunächst nur gering geblieben sind, hat seinen Grund aber auch in der Schwierigkeit, all das fahrende Volk überhaupt zu überwachen, dessen Kopfzahl zu der Zeit, wo das Gesetz erlassen wurde, auf 22000 geschätzt wurde. An kecken Einfällen, der Polizei eine Nase zu drehen, ließen es die Künstler des Seiles und Trapezes und ihre Arbeitgeber auch nicht fehlen. Ein Beispiel dafür bietet der selbe Fall der kleinen Luftkünstlerin. Der Theateragent, der das Gesetz kannte, hatte ihren Vater ausdrücklich auf das gesetzliche Erforderniß sechzehnjährigen Alters hingewiesen und hinzugefügt: „Ich habe Ihnen ein Unglück mitzutheilen. Man verbietet hier jetzt die Arbeit von Kindern unter sechzehn Jahren. Gestern sind schon die kleine Schaffers, das Jüngste der Midgets und Eugen, der Luftgymnastiker, der jetzt gerade hier in den Folies-Bergère

arbeitet, ſiſtirt worden. Man hat ihm das fernere Auftreten unterſagt und doch iſt er ſchon fünfzehn Jahre alt. Im Hippodrom hat man das Auftreten der Japaneſen verboten. Nun, wenn Sie einen Geburtſchein für die Kleine erlangen können, durch den bewieſen würde, daß ſie ſechzehn Jahre zurückgelegt hat (ſtreng genommen, könnten wir ſie als Zwergin bezeichnen), ſo würden Sie gerettet ſein; denn es wäre ſchade, ein ſo gutes Engagement zu verlieren. Ich verſichere Sie: ſie kann ſehr leicht als Zwergin ausgegeben werden, denn wir haben hier im Hippodrom Jungen von ſieben und acht Jahren, die als Zwerge von zweiundzwanzig Jahren gelten. Man muß ſich eben nur einen Geburtſchein verſchaffen, um das Alter zu beweiſen."

Man iſt nun bei dem Geſetz von 1874 nicht ſtehen geblieben. Das neue, in erſter Linie auf die Induſtrie zugeſchnittene Arbeiterſchutzgeſetz vom zweiten November 1892 beſtimmt in ſeinem Artikel 8, daß Kinder unter dreizehn Jahren nicht als Darſteller, Figuranten u. ſ. w. in den öffentlichen Vorſtellungen der ſtändigen Theater und Café-Concerts verwendet werden dürfen, doch ſind Ausnahmen von dieſem Verbot zu Gunſten beſtimmter Theaterſtücke (nicht anderer Darſtellungen, z. B. nicht für das Auftreten als Coupletſänger) geſtattet; Artikel 17 des ſelben Geſetzes betraut außerdem die Arbeitinſpektoren neben den Organen der gerichtlichen Polizei und den Gemeindebehörden mit der Durchführung des Geſetzes vom Jahre 1874.

Die Beſtimmungen des Artikels 8 ermöglichen alſo immerhin, die Verwendung von Kindern bei den ſtändigen Bühnen auf die Mitwirkung bei wirklich künſtleriſchen Darbietungen einzuſchränken und die Kinder von Unternehmungen niederen Ranges überhaupt fernzuhalten. Auch Das iſt vielleicht aber noch nicht genügend, denn mit jedem öffentlichen Auftreten von Kindern iſt immer eine gewiſſe Gefahr verbunden, daß ihnen vorzeitig ihre Kindlichkeit genommen und Gefallſucht und Eitelkeit eingeimpft werden. Jedenfalls giebt aber das franzöſiſche Geſetz die Handhabe, daß die Kinder wenigſtens von Darſtellungen ferngehalten werden, die zweideutig zu nennen, nur für die konventionelle Höflichkeit, nicht für die Aufrichtigkeit unſerer Ausdrucksweiſe ſpricht. Als eines Tages in Paris in einem öffentlichen Anſchlag für ein anrüchiges Theater dreißig bis vierzig kleine Mädchen im Alter unter dreizehn bis vierzehn Jahren und eben ſo viele Knaben als Figuranten in einem Stück „Der Liebeshof" geſucht wurden, riſſen vorübergehende Arbeiter in einer Aufwallung von Unwillen und Entrüſtung den Zettel herunter, — ſie wollten mit Recht nicht einſehen, daß für Geld Alles zu haben ſein ſolle, ſelbſt die reine Seele des Kindes.

Eigenthümlich iſt dem franzöſiſchen Rechte die Kontrole über derartige geſetzliche Beſtimmungen durch die Arbeitinſpektion, die übrigens auch gewiſſe Sicherheitvorkehrungen im Intereſſe des Theaterperſonales überwacht. Aus

den Berichten der Inſpektoren iſt nun kaum zu entnehmen, daß ſie dieſer Seite ihrer Aufgaben eine beſondere Aufmerkſamkeit oder Vorliebe zuwenden, und Das iſt nur zu begreiflich, da ſie hinter die umfaſſenden Anſprüche, die der Arbeiterſchutz in der Induſtrie an die Inſpektoren ſtellt, zurücktreten muß. Man könnte danach geneigt ſein, die Zuweiſung dieſer Aufgabe an die Arbeitinſpektoren überhaupt für verfehlt zu halten, wenn die Einrichtung nicht doch einen großen Vortheil mit ſich geführt hätte. Die Inſpektoren haben über ihre Wahrnehmungen öffentlich Bericht zu erſtatten und dadurch werden die ihrer Beaufſichtigung unterſtellten Verhältniſſe der öffentlichen Kontrole und Diskuſſion zugänglich gemacht. So haben die Berichte ſehr bald einen Uebelſtand in der Art, wie die Autoriſationen zur ausnahmweiſe erlaubten Verwendung von Kindern ertheilt wurden, erkennen laſſen (im Jahre 1896 für 641 Kinder, darunter ſolche von drei Jahren, 1897 für 775 Kinder); und die Folge davon war, daß Anweiſungen erlaſſen wurden, die dem Geiſt des Geſetzes zuwiderlaufende Genehmigungen in Zukunft beſſer verhindern ſollen, namentlich, was die Verwendung von Kindern in Café-Concerts betrifft. Auch wurden ausdrückliche Hinweiſe auf das Geſetz von 1874 zur öffentlichen Kenntniß gebracht. Nach dem vorher Geſagten wird man es aber für durchaus nützlich halten müſſen, daß die geſetzlichen Beſtimmungen dieſer Art vor der Vergeſſenheit geſchützt werden, und es hieße, die Wirklichkeit ſtark verkennen, wenn man glaubte, daß auf dem Gebiet des Arbeiterſchutzes mit dem Erlaß eines Geſetzes auch die Erreichung des Gewollten ſchon geſichert wäre. Gerade Beſtimmungen, wie die erwähnten franzöſiſchen, verfallen leicht dem Schickſal, nur ein papiernes Daſein zu führen.

Wien. Dr. Victor Mataja.

# Martin Schubarts Nachlaß.

Durch die Zeitungen geht die Nachricht, im Oktober werde Martin Schubarts Gemäldegalerie in München unter den Hammer des Verſteigerers kommen. Es war vorauszuſehen, daß Dies ihr Ende ſein würde; Schubart hat es wohl ſelbſt gewünſcht. Denn die Sammlung war nicht ein Beſitz jener Art, der ſich ohne Weiteres vererben läßt: ſie war eben ein Stück ihres Beſitzers, das den Mittelpunkt aller der guten Bilder darſtellte, die er um ſich

vereinte. Sie war ein Ganzes durch ihn. Seit er gestorben ist, gehören die Bilder nicht mehr in alter Weise zusammen; ihre Rahmen trennen sie wieder; jedes ist für sich da und jedes hängt eben so gut an anderem Ort.

Ich habe mir zusammengesucht, was ich an Schriften Schubarts besitze; es ist so ziemlich Alles, was er geschrieben hat, in der Zeit, wo es entstand, als Geschenk übersandt. Einzelnes erhielt ich noch nachträglich von freundlicher Hand: Gedichtsammlungen! „APPASSIONATA, ein altes Lied", heißt eine davon. Ich ahme die Aufschrift nach, wie sie auf dem Heftchen von fünfzehn Seiten steht. Es ist nie im Buchhandel erschienen und trägt seinen Titel wie unter dreifachem Siegel. Schwer befreundete der Dichter sich, schwer vertraute er sich dem Freunde so sehr an, daß er ihm ein solches Heft übergab, und schwer machte er es selbst den vertrautesten Auserwählten noch, den Titel zu lesen. Das ist Keiner wie die Vielen, die sich schreiend mit ihrem Gefühlsleben in den Vordergrund drängen, von Jenen, die viel mehr Zeit und Kraft aufs Gackern als aufs Eierlegen verwenden.

Alte Liebeslieder, gedichtet in der Zeit, da der junge sächsische Pastorssohn im Hause des Psychologen Czermack in Leipzig aus- und einging, Liebeslieder, die erst zum Druck wanderten, lange nachdem der sterbende Czermack seiner einzigen Tochter Hand in die Hand Schubarts gelegt hatte. Das war in Schubarts Leben ein entscheidender Tag. Die Kämpfe ums Dasein, die Wanderjahre, hatten ihr Ende, die Zweifel, ob das ursprünglich gewählte Studium der Theologie oder das später erkorene der Germanistik das rechte sei, der Wechsel im Dienst der Universität Leipzig und adliger Familien oder unter der strengen Fessel, in die das Gymnasium seine Lehrer schlägt.

Nun trat er in den Glanz, der das Haus Czermacks umgab, das Haus des Erfinders des Laryngoskops, das wir aus Anton Springers Schriften so genau kennen. Da war Jaroslaw Czermack, der Onkel der jungen Frau: ein Maler, der, aus der wiener Schule hervorgegangen, sich bald den Franzosen anschloß und unter den Deutschen als ein Fremder erschien, wie er es ja im Grunde auch war. Viele verwandtschaftliche Beziehungen wiesen auf Frankreich, andere auf Polen: es wehte ein stark internationaler Hauch in dem Haus, das im Grund auf slavischem Boden stand. Hat doch auch der nächste Freund, Anton Springer, sich sein Brot lange als literarischer Agent der serbischen Regirung verdient.

Den weit reichenden Verbindungen, in die Schubart trat, standen auch reiche Mittel zur Seite. Der Gymnasiallehrer sah sich an der Spitze eines glänzenden Haushaltes. Das war ein entscheidender Augenblick. Mit Neid sahen Viele auf den Glückspilz, der den Goldfisch gefangen hatte, und dieser Neid mag mit die Ursache gewesen sein, daß das Haus Schubart-Czermack von Leipzig nach Dresden übersiedelte. Dort lernte ich es kennen. Und

wir Alle, die wir viel und gern dort verkehrten, freuten uns des ſtattlichen Mannes, der lebhaften, liebenswürdigen Hausherrin, die in ruhiger Würde und heiterer Geſchäftigkeit dem Hausweſen vorſtanden, es mit Eifer zu ſchmücken bemüht waren und dabei zu erreichen wußten, daß es ſo gar nichts vom Emporkömmlingthum und ſo viel von jener ſeltenen Kunſt aufwies, für die es kein Lehrbuch giebt: der Kunſt, zu leben.

Da liegt ein anderes Heftchen, ein Luſtſpiel: „Die Pendants“. Die erſte und — ſo viel ich weiß — einzige Aufführung, die es erlebte, iſt mir in voller Erinnerung. Ich ſpielte Bammler, den Diener, und war der Schrecken Aller. Denn ich kann leider nichts auswendig lernen und vergaß ſtets, das Stichwort zu ſagen. Auch Andere machen ſolche Luſtſpiele und haben beſſere Schauſpieler, als ich einer war; auch Andere ſchreiben Reime, wie Schubart ſie ſchrieb; auch Andere kaufen Bilder, um ihre Zimmer damit auszuſchmücken. Aber wie Wenige haben das ſelbe Verſtändniß und das ſelbe Empfinden dafür, daß das Leben und der erhöhte Lebensgenuß ein Ganzes ſein und alles Einzelne ſich einem inneren Plan einordnen müſſe! Das ſchöne Haus Schubarts in Dresden wurde bei allem Reichthum ſeiner Sammlungen kein Muſeum, durch die prachtvollen alten Ledertapeten, die kunſtgewerblichen Schätze kein falſches Makartatelier, durch die ſorgfältig gepflegte Muſik kein Konzerthaus und durch unſere luſtigen Theaterproben keine Dilettantenbühne —: es blieb eine einheitliche Heimſtätte des erhöhten Behagens. Man aß und trank gut, man ſagte Etwas, wenn Einem Etwas einfiel, ſang, zeichnete, ſpielte, tanzte, machte ganz, was artige Leute auch ſonſt überall thun; nur Das war der Unterſchied, daß bei Schubart ſich immer Leute fanden, denen etwas Geſcheidtes einfiel, und daß er ein Studium daraus machte, die Leute zuſammenzuführen, die einander reizten, auszugeben, was ſie innerlich beſaßen. Und da wir Deutſche nicht Leute des „Salons“ ſind — wir haben ja nicht einmal ein eigenes Wort dafür —, da wir vielmehr Leute des Saales oder der Wohnſtube ſind, ſo war es keine kleine Aufgabe für die Wirthe, uns liebenswürdig und geſellſchaftlich ausgiebiger zu machen, als wir ſonſt ſind. Dafür hatte auch der Saal in ſeinem Hauſe nicht jene froſtige Monumentalität einer Bahnhofsreſtauration, auf die die Baumeiſter von damals in der Regel ungern verzichteten, und im Wohnzimmer lag nicht die gute Plüſchdecke auf dem Tiſch vor dem Sofa.

Schubarts dichteriſche und kunſtgeſchichtliche Arbeiten beziehen ſich alle irgendwie auf ſeinen Beſitz. Die berühmten Bildniſſe des Mattheus Schwarz und ſeiner Frau von Amberger, wohl die Hauptſtücke dieſes feinen Renaiſſancemeiſters, haben ihn zu eingehenden Unterſuchungen veranlaßt. Liebenswürdig iſt ſein Buch über den Grafen von Thorane, den Königslieutenant Goethes, deſſen Nachlaß er in Südfrankreich auffand und zum großen Theil erwarb.

Es ist mir ein Vergnügen gewesen, das Buch wieder zu lesen. Nicht, als ob sein Inhalt so reich wäre; nicht Das war es, was mich erfreute, sondern die behäbige Art des Erzählers, die Art Eines, der Zeit hat und doch seine Zeit wohl anzuwenden weiß, ein Ton, der in unserem Schriftthum so selten ist, der Ton des Mannes, der nicht Geld, nicht Ehre, nicht Einfluß, nicht Stellung mit der Feder verdienen will, sondern bequem daheim sitzt und dem Papier erzählt, was er erfuhr, erlas, erdachte. Es wäre traurig, wenn Alle so schüfen, wie es Schubart that; aber es ist auch traurig, daß es so Wenige thun. Man kann sie in Deutschland an einer Hand abzählen, die reichen Männer, die aus Verständniß für die Arbeit und aus Liebe zur Sache arbeiten.

Es giebt sehr Vieles in Schubarts Schaffen, was anders war, als ich es liebe. Der Umgebung, in die er trat, wie überhaupt der Zeit, aus der er hervorging, fehlte der stachliche Zorn nationalen Empfindens. Wenn Graf Thorane Frankfurt in schmachvollem Verrath überrumpelt, so hat Schubart nur für Diejenigen böse Worte, die dem liebenswürdigen Franzosen darüber gram werden könnten; wenn Schubart schreibt, geht es nie ohne Anlehen an ein paar fremde Sprachen ab. Jene Sicherheit des Abschließens im Deutschthum mußte und muß erst noch errungen werden, ehe wir uns ganz von der Sitte frei machen werden, durch ein lateinisches oder spanisches Sprichwort unseren Stil aufzumuntern. Aber vielleicht gehört auch Das mit zur echten Sammlernatur, daß man in seiner Eigenart bewahrt, was man in sich aufnahm. Denn vor Allem war Schubart Sammler: einer von Denen, die nicht im Vielen und nicht im Besonderen das Ziel suchten. Er rang nicht nach dem Ruhm der Vollständigkeit in einem begrenzten Gebiet. Er war „Kenner und Liebhaber alles Schönen und Merkwürdigen" im goethischen Sinn, — ein Mann, der sich schulte, um richtig sehen, kunstgeschichtlich erkennen zu lernen, und der das Erlernte dazu benutzte, um sich in Gutes um so gründlicher zu verlieben. Die in schlaflosen Nächten zusammengebrachte Sammlung wurde ihm zu einem Tempel mit Götterbildern, die er in Andacht verehrte. Als es galt, die Sammlung in einer Veröffentlichung der Welt zu erschließen, rief er aber einen befreundeten Gelehrten herbei, damit nicht der Liebhaber, sondern der unbefangene Urtheiler über Werth und Unwerth richte. Daß er sich auch gefallen ließ, wenn man über seine Schätze anderer Meinung war als er selbst, Das bekundet sein Vorwort zu dem Werk von Cornelis Hofstede de Groot über die Sammlung, die jetzt versteigert werden soll.

Die besten Stücke werden voraussichtlich in den Besitz staatlicher Museen übergehen: so und so viele Nummern mehr in den Speichern der Kunst, für die sie nicht geschaffen worden sind!

Dresden. Cornelius Gurlitt.

# Schlaf und Traum.

## I.

Wer auf ein Leben von siebenzig Jahren zurückzublicken das Glück hat — Das ist bekanntlich die stark optimistische Auffassung der Bibel von der durchschnittlichen Dauer des menschlichen Daseins —, Der macht es sich wohl nur mit einiger Verwunderung klar, daß es mindestens fünfundzwanzig Jahre waren, die er buchstäblich verschlafen hat, — selbst wenn er die kummervollen Nächte, in denen die Sorge oder der Schmerz neben ihm am Bettrand saß, oder auch die Nächte abrechnet, die er weniger kummervoll als deutscher Student verlebte.

Man kann es den Studenten also eigentlich eben so wenig verargen wie weiland Friedrich dem Großen, daß sie auf die freilich unhygienische Idee gekommen sind, sich das Schlafen abzugewöhnen; scheinen doch auch unsere Ministerien der Meinung zu sein, daß für festangestellte Beamte der Schlaf eine Luxusfunktion bedeutet. Ja, der Staat verlangt von Sicherheitbeamten, Nachtwächtern, Telegraphisten, Lokomotivführern u. s. w. sogar, daß sie gefälligst ihren eigenen Kalender umstellen, die Nächte zählen und die Tage aus ihrem Bewußtsein streichen, sich also gleichsam zum Eulen- und Fledermausnaturell im Interesse des Ganzen umzubilden versuchen. Das wäre eine grandiose Grausamkeit vom Staat und von der Gesellschaft und ein sträflicher Leichtsinn der Jugend, die die Lust, zu leben, durch Abzüge am Schlaf zu verlängern sinnt, wenn es nicht thatsächlich sogar recht wohlgenährte Individuen in der Natur gäbe, die, wie Raubvögel und Falter, aus Neigung und Naturbestimmung mit heraufziehender Nacht erst zu leben beginnen. Freilich: für die erdrückende Mehrzahl der Lebewesen ist die Sonne und das Licht und der Mutterboden Erde, in Helligkeit und Farbe getaucht, der Tummelplatz für den Kampf, Sieg und Untergang des Daseins und der Schlaf ist im Allgemeinen die Anpassung des Omus an den Sonnenuntergang; er währt, so lange sie hinter den Bergen verweilt, und er schwindet mit ihrem ersten östlichen Gruß, der schon vor unserem Erwachen die Hähne veranlaßt, Trompetenstudien zu machen. Freilich: schon lange hat die Kultur, die Jean Jacques Rousseau eine Mörderin der Elfen und Waldgötter schelten würde, erst durch Holzscheite und Pechfackeln, dann durch Thranfunzel, Docht, Steinöl und Gas und jetzt durch das starre, geisterhafte Licht der Glühbirnen und leuchtenden Strümpfe, deren Strahl auf die Netzhaut wirkt wie ein Dolch (woran leider die Augenärzte späterer Generationen noch einmal ihre Freude haben werden), dahin gestrebt, die Sonne zu ersetzen und gleichsam zu verlängern, — wie man eine kräftige Bowle oder eine Suppe „zieht". Ja, selbst die Natürlichen, die heute versuchen wollten, mit Sonnenuntergang sich niederzulegen, würden von dem Lärm der auf künstliches Licht eingestellten Mitwelt unsanft aufgerüttelt werden und, wenn sie sich bei Tages-

anbruch erhöben, in ihrem Hauſe wie des Begräbniſſes unwürdige Bewohner von Vineta oder Pompeji umherwandeln. Die Menſchennatur hat einen Rhythmus von Ebbe und Fluth, wie das Meer, der Himmel, die Sterne und Alles, was iſt. Möglich, daß dieſer Rhythmus ſich ändern läßt, daß wir uns allmählich anzupaſſen vermögen an die künſtlichen Quellen von Licht, aber man darf ſich nicht verwundern, wenn dieſe Anpaſſung nur auf dem Umwege von Hyperſenſibilität und Neuraſthenie erreichbar iſt. Nervoſität iſt vielleicht nur die Uebergangsform — im Sinn Darwins — zu einer künftigen Norm von bleichſüchtig-ätheriſcher, hyperſenſitiver Weißenlilien-Menſchheit, die ihren Daſeinskampf in elektriſch erleuchtete Höhlen verlegt hat; vielleicht ſogar läßt ſie ſich vor lauter Produktion überfeinerten und diſtinkten Nervenlebens noch einmal am eigenen Lichte genügen, wie die entzückenden Glühwürmchen im Mooſe oder die großen Laternenträger der Tropen. Man ſollte meinen, daß die Menſchheit keinen Grund hätte, ſich jenen Lebeweſen anzureihen, deren ſchwache Konſtitution und federleichte Skelettformirung ſie einſt abſchob von der Chauſſee des Lebens auf dunkle Waldwege, in Gräben und Sümpfe, weil hier das Dunkel der Nacht ſie ihren Feinden beſſer entzog, wie Nachtinſekten, Käfer und Schmetterlinge; man ſollte ſich auch ſcheuen, es jenen Dieben und Einbrechern in Wald und Flur nachzumachen, den Eulen und Raubvögeln, die auf die Gedanken kamen, daß die Finſterniß ein trefflicher Mantel für lichtſcheue Thaten ſei. Vorläufig aber bleibt es hoffentlich dabei: für unſer Planetenſyſtem iſt es die Sonne, die als die Urheberin und Erhalterin alles Daſeins, gleichſam als die letzte Urſache und der Grund aller Dinge zu gelten hat, und ſie bleibt die Wirkerin des Lebens ſelbſt in der periodiſchen Abkehrung der Erdzonen von ihrem Antlitz. Die Nacht und ihr Weben iſt nur das Nichtwirken oder der Nachlaß der Sonnenmacht. Thatſächlich iſt der Schlaf an ihr Verſchwinden gebunden, denn unſere Antipoden ſchlafen, wenn wir wachen, und wachen, wenn wir ſchlafen. Periodiſch alſo, wie die Sonne erſcheint und verſcheint, ſo periodiſch und rhythmiſch pendelt das geſammte organiſche Leben bei Pflanze und Thier zwiſchen Leben und Schlaf hin und her. Denn daß auch Pflanzen eine Art Schlaf haben, kann als ausgemacht gelten, obgleich es auch hier Lichttrotzer giebt, die ihr eigentliches Leben erſt nachts beginnen. Die Aermſten! Sie begreifen nicht, wie ſehr ſie doch im Banne des Lichtes ſind, wenn ſie erſt erwachen können, ſobald das Licht verſchwindet. Nun kann man ſagen — und die Wiſſenſchaft wiederholt es zuweilen noch heute —: Dasjenige, was uns Schlaf bringt, hat mit der Sonne gar nichts zu thun. Der Schlaf ſei ein Symptom der Ermüdung, des periodiſchen Abſinkens der Lebensenergie, ein paſſives Zurückfluthen der Lebenswelle; wie das Herz ſich aktiv ſyſtoliſch zuſammenzieht, die Athmung durch Rippenaktion eingeleitet wird, Diaſtole und Ausathmung aber

die passiven Phasen der vorangegangenen positiven Aktionen darstellen, eben so sei der Schlaf gleichsam die Diastole der Nervenfluth, eine Art Ausathmung des Seelenodems; er sei ein natürlicher, rein passiver Vorgang der Ermattung, des Nachlasses der Nervenspannungen. Ja, noch kühner ist die Wissenschaft (Preyer) gewesen; man hat behauptet, es sei ein Gift, wie das Narkotikum des Mohns, ein physiologisches, von der Natur gewolltes Opium, das in der Küche des Muskelhaushaltes gerade in Folge der Ermüdung Jeder sich selbst bereite, das sich allmählich ins Blut mische und schließlich uns einschläfre. Welche sonderbare Anschauung: Selbstvergiftung, Muskelgift, periodische Narkose! Dann hätte also das Sonnenlicht nur ganz zufällig mit Schlaf und Wachen zu thun; und nur, weil wir am Tage unsere Muskeln gebrauchen und damit das Fleischmilchsäuregift während des Sonnenlichtes produziren, hat scheinbar die Sonne direkten Einfluß auf den Rhythmus von Schlaf und Wachen. Nun, abgesehen von der zweifelhaften Natur dieses Muskelopiums — die preyerschen Experimente brachten erstens keinen Schlaf, sondern nur Vergiftungsymptome und zweitens kann man diese dem Schlaf ganz unähnlichen Zustände fast mit dem Extrakte jeden anderen Organes, ja, sogar aus dem ganz unthätigen Muskel des neugeborenen Thieres herauspressen; sie beweisen eben nur, daß auch Muskelsäfte fremde Beimengungen zum Blut sind, — abgesehen also von der hypothetischen Natur dieses Schlafstoffes giebt es sehr schlagende Gegengründe gegen die Möglichkeit einer solchen periodischen Ermüdungvergiftung. Wie sollte ein Thier mit Winterschlaf so sonderbare Giftkammern besitzen, um von ihnen aus Monate lang sich selbst in Narkose zu erhalten, ohne daß für diese Funktionen auch nur der Schatten eines Organes in seinem Leibe zu finden ist? Wie sollte zum Beispiel die merkwürdige Narkose des Hamster-Chloroformes zu deuten sein, die ohne jede Analogie in unserem Wissen vom künstlichen Schlaf wäre und nur in der periodischen Wiederkehr gewisser Wahnsinnsformen einen schwachen Analogiestützpunkt gewinnen könnte? Wie aber sollte erst diese Narkose durch Selbstgift zu verstehen sein bei der pathologischen Schlafsucht des Menschen, bei der eine — dann doch nothwendige — besondere Muskelaktion vor dem Anfall oder während der Dauer des Schlafes noch Niemand aufgefallen ist und bei der ein besonderer Gehalt des Blutes an dieser Fleischmilchsäure in keinem Falle bisher sich hat beobachten lassen? Wo produziren Neugeborene, die doch noch herzlich wenig mit Muskelkünsten zu paradiren pflegen, das Muskelmorphium ihres lieblichen Dauerschlafes, der sich für unbefangene Betrachter wahrlich eher wie ein Nachdauern süßen Himmelsfriedens, aus dem die Seele niederstieg, ausnimmt als wie ein tiefer und zäher Kater, der auf einen Sturm durchwachter Prügelnächte folgte, worauf allerdings das Antlitz des eben einpassirten Mitbürgers mitunter

hinzudeuten scheint? Ist denn im Gegensatz zum Hindämmern des werdenden Menschleins das unruhige Leben des Neurasthenikers oder des Greises, der hin und her hastet in Lebensangst und Sorge, ein besonders mit Schlaf gesegnetes? Läßt sich ernstlich behaupten, daß man, je mehr Muskelaktion man ausübt, desto besser schlafe? Ist nicht gerade Ueberanstrengung das beste Mittel, um gar nicht mehr zu schlafen? Erfreuen sich nicht umgekehrt gesunde geistige Arbeiter eines ungestörten, tiefen Schlummers? Will man behaupten, daß auch sie alle Gift produziren? Die ganze Ermüdungtheorie, die das Leben auffaßt wie ein Kautschukband, das man hier und da abspannen muß, um es funktiontüchtig zu erhalten (wobei noch nicht bewiesen ist, daß es dadurch dauernd elastischer bleibt), ist meiner Meinung nach unhaltbar. Gerade die lebenswichtigsten und fest gegründetesten und wahrlich „beschäftigten" Organe, das Herz, die Lungen, der Magen — diese wachsamen Maschinisten unseres menschlichen Dampfbootes — entbehren des Schlafes gänzlich. Sie hämmern, blasen und wühlen unbekümmert um Nacht und Tag und ermüden erst, wenn das Schifflein strandet. Aber auch die Nervensubstanz selbst, die sich vor Allem erholen soll, ruht nicht aus. Allein schon die Existenz eines Traumes, die Möglichkeit eines Bewußtseins im Traum spricht gegen die absolute Ruhe des Nervensystemes. Das, was wir Ermüdungsgefühl nennen, kann sehr wohl das Gefühl gestörten Gleichgewichtes der wechselnden Lebensbethätigung verschiedener Organsysteme sein, indem zum Beispiel nach langen Märschen die so lange unthätigen, den Muskelcentren nahe benachbarten Intelligenzcentren nach Lebensbeschäftigung verlangen. Sie wollen auch mitthun, denn sie sind doch auch berechtigt, zu schwingen und in Aktion zu treten. Wir sehen im Haushalt des Gehirnes immer nur ein System ausgeschaltet und das andere eingeschaltet werden. Es könnte also eben so gut das Gefühl der Ermüdung eine Vorstufe warnenden Schmerzes sein, die Maschine nicht immer auf einem Rade laufen zu lassen, wie ja so oft Schmerz und Unlustgefühle die Rolle der Signalwächter für Störung und Gefahr übernehmen. Wo diese Wächter schweigen, wie bei eigentlichen Geisteskrankheiten oder bei sportlichen Tollheiten (Tagestouren der Bicyclisten), da sehen wir die Ermüdung als etwas Illusorisches ausbleiben. Geisteskranke leisten körperlich oft physiologisch Unfaßbares an Muskelaktion und vor der Aera der vier Tage lang radelnden Dauerfahrer hätte man die Sache nach den Gesetzen der Ermüdung für Hirngespinnst gehalten. Freilich hat man auch noch nichts von besonders produktiven Köpfen, die auf solchen Athletenschultern säßen, gehört.

Ganz und gar keine Anwendung läßt aber die Hypothese von der Ermüdung oder der Selbstvergiftung auf die Formen künstlichen Schlafes zu, die uns die junge Kunst des Hypnotisirens gelehrt hat. Es müßte schon eine sonderbare Ermüdung oder ein sonderbares Gift sein, die durch Streicheln oder Anglotzen, mit mehr oder weniger „freundlichem" Zureden,

die Hirnganglien überfielen und ertränkten. Einer Mutter, der sorgsamsten Beobachterin des Schlafes wird sicher nicht beizubringen sein, daß ihr summendes Singen und ihr Auf- und Abwiegen dem Kinde ein ermüdendes Gift hinter die geschlossenen Lider schüttet. Wie nun, wenn man diese ganze Theorie des Schlafes als eines passiven Vorganges, wie ihn die Wissenschaft noch heute definirt, über Bord würfe? Sehen wir zunächst zu, was die Physiologie über den Schlaf aussagt. Landois, wohl der geistvollste und universellste lebende Physiologe, spricht sich über den Schlaf in den folgenden Sätzen aus: „Der Schlaf ist eine Phase der Periodizität des thätigen und ruhenden Zustandes des Seelenorganes." „Es ist im Schlaf eine verminderte Erregbarkeit des gesammten Nervensystems vorhanden." „Der Schlafende gleicht einem Wesen mit herausgeschnittenen Hirnkugeln." Auffallend ist, daß man bei diesen Grundsätzen über die Physiologie des Schlafes so völlig vergessen hat, den Traum, als eine Funktion des Schlafes, in die Definition miteinzubeziehen. Denn allein die psychologische Thatsache des Traumes und seiner gewöhnlichsten Erscheinungformen hebt diese Anschauungen sämmtlich auf. Der Schlaf kann nicht die Periode des ruhigen Zustandes des Seelenorganes genannt werden, denn es giebt Träume; Träume sind aber „Thätigkeiten" des Seelenorganes. Im Schlaf ist ferner oft gerade eine erhöhte Erregbarkeit des Nervensystemes vorhanden, wie das Zittern und Beben des Organismus unter unruhigen Träumen beweist. Außerdem ist die vorhandene Erregbarkeit sämmtlicher Nervenfunktionen im Schlafe leicht erweisbar. Thue Salz auf die Zungenspitze eines Schlafenden, kitzle seine Nase, bringe ein Licht in sein Zimmer: er wird mit der Zunge schmecken, die Nase jucken, eventuell sogar niesen, sich in den Schatten drehen und braucht dabei gar nicht zu erwachen. Aber selbst wenn er erwachte, so wäre damit bewiesen, daß sein Nervensystem erregbar war, auch während er schlief, — und es wäre doch schwer festzustellen, ob stärker oder schwächer als vor- und nachher. Der Schlafende gleicht aber auch keineswegs einem Wesen mit herausgeschnittenen Hirnkugeln, obwohl wir leider keinem solchen Opfer der Wissenschaft mit einiger Aussicht auf Erfolg diese Frage vorlegen könnten. Aber wir entnehmen gleichfalls aus der Funktion des Traumes, die Ichbewußtsein-, Seh-, Hörwahrnehmungen u. s. w. keineswegs ausschließt, daß die wesentlichen Theile des Hirngraues, die Ganglien der Hirnkugeln, in voller Thätigkeit sind. Ja, im Schlafwandeln, einer Abart des Traumes, finden wir sogar bewußte und durch die Erinnerung und Beobachtung rekonstruirbare Zweckmäßigkeithandlungen, die nur durch die Thätigkeit der „gleichsam herausgeschnittenen Hirnkugeln" vermittelt sein können. Im Widerspruch mit diesen Definitionen ist also im Schlaf Etwas vorhanden, das ihn als etwas durchaus Aktives aufzufassen gestattet. Jene Analogie mit der Ebbe, mit der Diastole, mit der Ausathmung, mit dem periodischen Nachlaß elastischer Spannung könnte durch

eine Auffassung ersetzt werden, wonach der Schlaf einträte, weil irgend Etwas da ist, das eine Tarnkappe über die Ganglienſysteme zieht, das den Nervenmechanismus angreift wie der Contreſtrom einer elektriſchen oder Dampfbremſe, der ſich über die Aeolsharfenſaiten der Seele und ihre Milliarden ſchwingender Membranen hinüberzieht wie ein vielgeſtaltiger Dämpfer, der die Töne erſtickt, die Flammen verglimmen macht, die Bewegung ſtillſtehen heißt und die Welt und ihre Umgebung zeitweiſe verſinken läßt. In Wirklichkeit iſt der Schlaf eine Form der Bewußtſeinshemmung. Wir wiſſen aber — und Das iſt das Fruchtbare an dieſer Betrachtungweiſe —, daß Hemmungen, Iſolation, Ausſchaltungen im Bewußtſein durchaus aktive Vorgänge, den Nerventhätigkeiten völlig gleichwerthige Seelenfunktionen ſind. Ja, wir können ſogar mit einigem Recht behaupten, daß ganz allgemein, biologiſch geſprochen, die Hemmung, der Widerſtand die Bedeutung eines aktiven Weltgeſetzes hat, in dem gerade ſie das eigentlich Entſcheidende für die Formirung des überall vorhandenen und zur Bethätigung drängenden Lebens ſein dürfte. Die unendlich wandelbaren Geſtaltungen, die das Leben hat, gewinnt es nur durch Nachlaß oder Verſtärkung der ihm gegenübergeſtellten Formen der Hemmung. Das Leben iſt gleich einem gegebenen Strom räthſelhafter, jeder Anſchmiegung fähiger Materie, es quillt durch jede Fuge, jede Ritze in Form dieſer Lücke und die Hemmung gleicht einer krallenden, bildenden, vielfingrigen Fauſt: ſie erzwingt die Form. Das Leben hat nur Platz in dem Hohlraum, den ihm die Widerſtände laſſen. Das iſt ein Weltgeſetz; und auch das komplizirte Syſtem der ſeeliſchen Nerventhätigkeit läßt es erkennen. Jeder hat ſchon an ſich die aktive Macht dieſes Geſetzes erfahren: die Abhängigkeit ſeines Willens von etwas Anderem in ihm, ſeinem Wollen Entgegengeſetztem, die zwei Seelen in ſeiner Bruſt, die Stimme, die vom Meere ruft und das Glöcklein, das vom Kirchthurm tönt und „Bleib daheim"! läutet. Gott und Teufel, Weiß und Schwarz, Ich und Du, der Andere in mir, Luſt und Abſcheu — immer um ſo näher bei einander, je höher die Wogen des Empfindens gehen —, ſie ſind nicht auseinanderzureißen. Wie ein Pendel ſeine Schwingungweite innehält und um ſo höheren Ausſchlag giebt, je höher der Anhub war, ſo lauert die Hemmung, die Wellen der Erregung ins Thal zu reißen. Kein Wunder, daß es ſo iſt! Denn, rein mechaniſtiſch geſprochen: die Aktion einer Mehrheit der Nervenganglien des Gehirnes muß in dauernder Hemmung ſein und zu einer Zeit können nur wenige Syſteme in Aktion anklingen, gleichſam wie je zu einer Zeit nur eine Leitung meinem Telephon angeſchloſſen ſein kann, die übrigen aber gehemmt ſind. Ohne dieſe ewig wechſelnde Ein- und Ausſchaltung müßten ja jeden Augenblick alle Ganglien in chaotiſchen Wellen durch einander ſchwingen. Wir finden alſo, daß wir in zeitlich nach einander geordneten Syſtemen nur deshalb denken können, weil uns im Augenblick immer nur eine Bahn zum Denken

von der Hemmung freigegeben ist. Was die „Aufmerksamkeit konzentriren“ heißt, ist nichts als das Gefühl und Bewußtsein davon, daß von der ewig schwankenden, Anschlüsse bald hier erzwingenden, bald dort abdämpfenden Hemmung nur eine — die Augenblicksempfindung vermittelnde — Bahn freigelassen ist. So ist also der eigentliche Spiritus rector, die Seele über der Seele, nicht in den Ganglien, die nur die Erregungelemente abgeben, zu suchen; und in dem Mechanismus dieser Hemmung wäre das Prinzip zu erforschen, das gleich immer wechselnden Registerzügen in der großen Hirnorgel bald diesem, bald jenem System die Ventile öffnet, so daß der einströmende Hauch des Lebens die fünfzehnhundert Millionen feiner Membranstimmen in unfaßbar reicher Kombinationmöglichkeit zu seelischen Akkorden erklingen läßt. An einem Hause seien Millionen kleiner Glühlämpchen angebracht, deren Drähte alle in eine stille Klause unter dem Dache auslaufen. Hier sitzt ein Jemand, der das System der Hemmung in den Händen hält. Er läßt Millionen Flämmchen erlöschen und ein kleiner Rest leuchtet: ein Namenszug strahlt in das Dunkel der Welt. Andere Systeme werden geschlossen, andere frei gelegt: ein Gruß, ein Willkommen, ein ganzer Satz erstrahlt, — und so könnte der Ingenieur der Hemmungen unter dem Dach gewiß jede Weisheit in farbigem Spiel aufleuchten lassen, falls er den Strom seiner Batterien, der in alle Lämpchen zu fließen strebt, zeitweise immer nur in einige eingelernte Bahnen zwingt und ihm die anderen verschließt. So ist auch hinter unserer Stirn ein unendlich kompliziertes System kleiner erregbarer Leuchtkörper ausgespannt, viel zahlreicher als die Sterne am Himmel, die für uns auch nur aufflammen, wenn das Licht des Tages sie nicht abblendet; die nur dann in ihren spezifischen Energieformen erzittern, wenn die Hirnhemmung gerade ihre Leitungen dem Strahl des Lebens freigiebt. Diese Hirnhemmung hat nun keineswegs gleiche, scheinbar willkürliche Macht über alle Formen centraler Hirn- und Seelenthätigkeit; ihr wechselnder Einfluß nimmt mit dem Entwickelungalter der einzelnen Hirnpartie ab. In den instinktiven, dem Bewußtsein ganz entzogenen Seelenthätigkeiten, namentlich in denen der Regulation von Herz- und Athmungthätigkeit, schwankt die Hemmung nicht mehr; sie ist immer gegenwärtig, sie hat sich selbsterhaltungsgemäß*) herausgeprüft, welche koordinirten Bahnen das Beste, Unabänderlichste für den Haushalt des Ganzen darstellen. So werden auch unsere, heute nicht mehr bewußten Seelenhandlungen in festen, definitiv und stets gleichmäßig gehemmten Bahnen regulirt und nur in den jüngsten Phasen des Bewußtseins tastet die Hemmung, gleichsam nach Auswahl suchend, was wohl die beste, erhaltunggemäße Lösung sei. Die jüngste Entwickelungphase eines seelischen Organismus ist gleichsam stets sich selbst noch ein Problem, das nach definitiver, d. h. instinktiver Lösung ringt.

*) Von Hauptmann treffend statt „instinktiv“ eingeführter Begriff.

In uns geht jetzt sehr Vieles unbewußt seinen nicht mehr abzuändernden psychischen Mechanismus. Wir haben in uns psychisches Geschehen, das unserer Kontrole ganz entzogen ist. Unsere Sympathien und Antipathien z. B. können wir nicht mehr ohne Rest im Bewußtsein begründen; wir thun Vieles, oft das Entscheidendste, ohne jeden plausiblen Grund, — mit einem Wort: es giebt in uns Verständigeres als den Verstand, Bewußteres als das Bewußtsein, Besseres als das Beste!*) Das sind jene unterbewußten, schon definitiv vom schwankenden Bewußtsein des Ichs und der Situation abgelösten (definitiv gehemmten) Gebiete, die nicht mehr oder noch nicht mit der tastenden Orientirung der höchsten Ganglienschichten assoziirt werden können. Die jüngsten Phasen geistiger Entwickelung senden ihre Polypenarme (Sinne) wie Gehirnausstülpungen nach außen, sie horchen, fühlen, wittern umher in der Welt und suchen nach Orientirung im Weltganzen. Das Gefühl der allseitigen Hemmung, die Summe aller Reize, die die Widerstände auf meine Sinne ausüben, wirkt Das, was mein Empfinden von mir selbst und mein Bewußtsein von meiner Stellung in der Welt ausmacht. Aber in der Tiefe meines geistigen Seins ist immer noch ein dunkel in mein Jetztsein hineinreichender Unterstrom von einstigem Wissen und Erkennen Derer, die vor mir waren, gleichsam das Testament der Psyche meiner Vorfahren, das ich nicht mehr entziffern kann, dessen Gesetzen ich aber gehorche, auch ohne seine Sprache zu verstehen. Manchmal fühlen wir ein dunkles Aufleuchten aus diesen Tiefen der mit uns geborenen Stammesgeschichte, man sinnt ihm nach, wird sich seiner Macht inne und fühlt doch nur einen Widerschein von seinem Wetterleuchten. In diese Tiefe reicht nun keineswegs die Hemmung, die der Schlaf dem Bewußtsein bringt, seine Abblendung des geistigen Lichtes bezieht sich nur auf jene krönenden Funktionen geistigen Geschehens, die im Wesentlichen, wie wir sehen werden, der noch gegenwärtigen Phase der Hirnentwickelung zugehören.

Was ist es nun, das diese Hirnhemmung,**) die das Dunkel des Schlafes erzwingt, vermittelt?

Wir stellen uns vor, daß um die Ganglienzellen des Gehirnes ein Mechanismus ausgespannt ist, dessen Aktion eben die Hemmung bedeutet, und daß dieser Mechanismus vielleicht ganz grob gebunden ist an die Zwischensubstanz zwischen den Gangliensystemen, der Neuroglia, die bisher als eine

*) Das geht zum Beispiel deutlich aus der Thatsache hervor, daß wir von einer Erkrankung träumen können, deren Herannahen im Wachen noch nicht empfunden wird: ein hohler Zahn, ein Geschwür kann im Entstehen schon Traummotive erregen, ohne gleichzeitig Wachsensationen zu veranlassen. (Moll.)

**) Ueber das muthmaßliche Wesen dieser selbst siehe Ausführlicheres in des Verf. „Psychophysik des Schlafes und der schlafähnlichen Zustände". Zweiter Theil seiner „Schmerzlosen Operationen". 4. Aufl. bei Springer, Berlin.

einfache Stützsubstanz aufgefaßt wurde. Wir denken uns diese Substanz aktiv durch Blutstrom und Saftcirkulation rhythmisch erfüllbar und entleerbar, so daß je ihre Füllung oder Entleerung im Stande ist, Anschlüsse (Assoziationen) unter den Zellen zu unterbrechen oder zu bewerkstelligen. Sie bildet gleichsam zwischen den Ganglienkörpern feuchte oder trockene Isolationschichten, die den überspringenden Funken oder induzirten Strömen größeren und geringeren Widerstand entgegensetzt. So geschähe auch das Denken in der Richtung des geringsten Widerstandes im Seelenorgan, wie jede andere Bewegungform. Die Thätigkeit der Ganglien ist die der spezifischen Transformation (Umbildung) der Außenweltreize, ihre prismatische Strahlenzersplitterung, und die Thätigkeit der Hemmung ist die der Widerstandserzeugung für die Assoziation dieser transformirten Reize. Sicherlich giebt es auch ein psychisches Aequivalent, d. h. jeder Reiz, der das Centralorgan trifft, verlangt seinen völligen Umsatz in Spannkräfte der Vorstellung und des Willens und die Handlung und der Gedanke sind gleichsam die Sammlung der zerstreuten Strahlenbündel zu weißem Licht, die Rückgabe der unveräußerten Pfunde an die Außenwelt. Die Hemmung giebt die Bahnen an, in denen dieser Ausgleich sich vollzieht.

Diese, wie ich gern gestehe, für eine Plauderei schwerfälligen Deduktionen waren nöthig, um den Mechanismus des Schlafes völlig verständlich zu machen. Sie ermöglichen eine hypothetische Einheit des Gesichtspunktes, von dem aus es leicht wird, alle Formen des Schlafes zu betrachten. Daß die Strahlenfinger der Sonne im Stande sind, die Hemmung, die über den Ganglien im Schlafe ausgespannt ist, zurückzuziehen, vermöge einer Reizung der sympathischen Nervengeflechte, wird uns eben so begreiflich, wie daß ihr Loslassen von der Gefäßspannung dieser am Abend gestattet, die Tarnkappe über das Bewußtsein zu ziehen. Man beobachte nur einen Müden. Indem die heranrollenden Fluthwellen des Hirnblutes gegen seine Bewußtseinscentren anbranden, fühlt er eine Neigung, nicht mehr mitzudenken, es wird ihm schwerer, die Umgebung theilnehmend festzuhalten, er vergißt sich und sie, seine Muskelaktionen werden schlaffer, die Lider sinken herab und ein krampfhaftes Gähnen giebt kund, daß der Reizüberschuß, den das Leben in seiner Hirnrinde zurückgelassen hat, eine gewohnheitgemäße Ablenkung auf ein gewisses Gebiet der Athmungthätigkeit erfährt. Gähnen heißt, das Gehirn von Spannkraft des Denkens entladen, um so der Hemmung leichteres Spiel zu gestatten. Recken und Strecken sind nicht minder Formen der Ueberführung geistiger Spannkräfte auf das Muskelgebiet. Die Fluthwelle der Hemmung spült immer weiter über den lichten Strand des Bewußtseins, in dessen Glanz sich eben noch die Umgebung widerspiegelte. Diese Bildfläche wird immer trüber und schließlich versinkt wie mit einem Schlage die Außenwelt vor seinen inneren und äußeren Blicken: er ist in ihr und hat doch kein Gefühl davon. Dieser

Vorgang gleicht so unmittelbar der Ein- und Ausschaltung elektroider Spannungen, dem langsamen Verglimmen eines eben noch strahlenden Glühkörpers, daß der Begriff des Erlöschens des Bewußtseins zu dem Treffendsten gehört, was unsere Sprache besitzt. Man kann ihn ruhig buchstäblich nehmen. Die Schlafhemmung ist also ein durch Nervenspannung (Sympathicus) vermittelter Reflex, den die Periodizität des täglichen Lichtwechsels durch Anpassung erzwungen hat, der aber — und Das spricht deutlich für die hier vorgetragene Auffassung — eben so gut durch andere Einflüsse nervöser Natur erzeugbar ist. Ganz gleich, ob die vermuthete Zwischenwirkung der Neuroglia vorhanden ist oder nicht — und sie ist ja eine Hypothese, wie andere auch —: Niemand kann leugnen, daß Schlaf durch Reizung der Hemmungvorgänge im Gehirn aktiv zu erzeugen ist. Das hat kein Geringerer als Claude Bernard zuerst ausgesprochen. Man hat aber die Wichtigkeit seines Gedankens bisher nicht erkannt. Diese Reflexhemmung ist nun z. B. eben so, wie physiologisch durch den Rhythmus des Sonnenunter- und Sonnenaufganges, auslösbar durch die Maßnahmen der Hypnose: Streicheln über die Stirn und Augenlider, starres Fixiren, Kämmen, Wiegen, das gleichmäßige Einerlei des Tickens der Uhr, Vorlesen, die Monotonie des Schlafliedes, — das Alles sind Reizformen der sanften, suggestiven Abblendung des Bewußtseins auf einen einzigen Punkt, wodurch es natürlich der immer bereiten Hemmung um so leichter gemacht wird, rings um diese letzte Stelle des Bewußtseins ihr Zeltdach des Schlummers zusammenzuziehen. Eindämmung des Bewußtseins auf einen Punkt und Einschlafen sind Dinge, die nahe bei einander liegen. So kommt es, daß zum Einschlafen auch der feste Wille dazu gehört und daß Gewohnheit und Erziehung einen so erheblichen Einfluß haben. Man zwinge sich bei erschwertem Einschlafen, fest bei einem Punkte zu verharren, man stelle den geistigen Blick auf eine Stelle der Erinnerung, der Ueberlegung, der Vorstellung und halte ihn ja fest — der Gedanke ist ein Springinsfeld, er will rechts und links über die Zäune setzen —: dann wird es der Hemmung schon gelingen, auch diesen Punkt mit weicher Hand auszuwischen und das süße Allvergessen hervorzuzaubern. Unsere Schlafmittel — einschließlich der Mittel der Narkose — betäuben in gleicher Weise, sie lähmen die Gefäßnerven aktiv; und die Folge ist die Füllung der hemmenden Gespinnste um die Ganglien und die Erzwingung der Unmöglichkeit ihrer gegenseitigen Erregung. Ganz deutlich ist der Mechanismus beim Alkoholgenuß. Der anfangs die Gefäße treffende Giftreiz verengt zunächst das Stromgebiet der hemmenden Zwischenschicht; der Anschluß der geistigen Verknüpfung der Ideen erfolgt zunächst mit deutlicher, gern gefühlter, die Lebenslust erhebender Leichtigkeit; über alle Höhen und Tiefen der Probleme schwebt frei und selig die erleichterte Kombination der Gedanken; der Dümmste dünkt sich ungeheuer geistreich und traut sich Fähigkeiten zu, von denen er nie ge-

glaubt, daß er sie sein eigen nennt, wobei er oft sogar Kundige zu täuschen vermag. Die Hemmung gewinnt aber um so mehr Gewalt, je höher die Dosis steigt, sie engt wie beim Hypnotisirten das eben noch irrlichtelirende Bewußtsein immer mehr ein, der Berauschte bleibt geistig an einer Stelle kleben, er erzählt die selbe Geschichte fünfmal, zehnmal, murmelt schließlich immerfort die selben dumpfen Fragmente: und endlich sinkt des dionysischen Schwärmers blutgefülltes Haupt schwer auf den Tisch und die volltönende Harfe läßt dem Sägegeräusch des Schnarchens das Feld. Während aber bei diesen künstlich erzwungenen Formen des Schlafes die Hirnhemmung nicht nur die obersten Schichten des Bewußtseins umfaßt, sondern auch ihre eiserne Klammer tiefer um die Centren der Muskelaktion sowohl wie um die anderer Formen von Bewußtsein schlägt, scheint uns für den physiologischen Schlaf charakteristisch, daß eigentlich nur das Bewußtsein für Zeit und Ort, für Orientirung in der Umgebung und der betreffenden zeitlichen und örtlichen Situation fehlt. Da der Schlafende im Traum sein Bewußtsein von sich selbst, den Begriff der Persönlichkeit, durchaus nicht verliert, sondern nur orientirungunfähig für Das ist, was ihn in Wirklichkeit umgiebt, so kann man sagen: Schlaf ist nichts als die periodische Hemmung des Situationbewußtseins; er ist die periodische Ausschaltung der Orientirung für die Umgebung, die Zurück- und Einziehung aller Empfindungfasern, mit denen der Mensch direkt in seiner Umgebung wurzelt. Alles Uebrige, sein Ich-Bewußtsein, seine Bewegungfähigkeit, seine Phantasiethätigkeit, seine Vorstellungsphäre, sein unterbewußtes Instinktleben ist an sich ganz wach und nur insofern vermindert, als diese Funktionen ihren verstärkten Anstoß eben aus jenem Situationbewußtsein zu ziehen gewöhnt sind. Wir verlassen für gewöhnlich im Schlafe nicht unser Bett, weil wir von diesem Bette gar nichts wissen, wir greifen nach nichts über und um uns, weil wir nichts von Dem „über und um uns" wahrnehmen, und wir lassen alle Muskelthätigkeit ruhen, weil wir aus der Umgebung keine Veranlassung beziehen, irgend etwas auf diese Bezügliches zu unternehmen. So weit aber die tiefer gelegenen centralen Funktionen vom restirenden Bewußtsein des Traumes erregt werden können, bleibt ihre Beeinflußbarkeit bestehen, wie wir noch sehen werden. Bei der Betrachtung des Traumes werde ich auch noch genauer zu definiren haben, in welcher Weise sich diese Thatsachen der Hirnhemmung bei den verschiedenen Formen des gestörten, pathologischen Schlafes erkennen lassen. Da nichts so individuell ist wie die Intelligenz und da gerade die Schichten, in denen Logik und Intelligenz ihre Werkstätten besitzen, in mehr oder weniger großer Tiefe im Schlaf ausfallen, so ist auch die feinere Art der Bewußtseinshemmung im Schlaf und noch mehr im Traum etwas stark Individuelles. Jeder hat seinen normalen Schlaf-

typus, der natürlich sehr erheblich durch Außenwelteinflüsse zu verändern ist. Der Schlaftypus wechselt auch deutlich mit dem Lebensalter des Individuums und seine größte Intensität fällt zusammen mit der Vollreife, was wiederum stark für meine Auffassung von der Aktivität des Schlafmechanismus sprechen dürfte. Der Schlaf des Neugeborenen ist deshalb so intensiv, weil die mitgeborene Hirnhemmung an Ausdehnung so ungeheuer die Ansätze von Ganglienzellen überwiegt; denken lernen, heißt eben: Ganglienzellen in die erhaltungsgemäße Hemmung hineinwachsen und ihre Anschlüsse durch sie regeln lassen. Das ist ja der einfache Grund, warum Wahrheiten oft eine Generation an Hirnwachsthum gebrauchen, bis sie in die Köpfe der Nachlebenden hineinpassen und nun wie etwas Selbstverständliches erfaßt werden; deshalb ist es auch für originelle Geister ein so sicherer Weg, im lieben Vaterland zu Etwas zu kommen, wenn sie die Einsicht haben, sich still, geduldig zunächst dreißig Jahre ins Grab zu legen. Es ist überall das Verhältniß von Ganglienaktion zur Aktivität der Hemmung, das Originalität, Intelligenz, Charakter, Genie, Talent, Temperament ausmacht und das auch den wechselnden Typus des Schlafes bestimmt. Anwuchs neuer Zellassoziationen, geistige Geburtwehen machen unruhigen Schlaf, eben so wie Ueberanstrengung, Sorge, Ueberlastung vorhandener Denksysteme (Rechnen, Geiz, Gewinnsucht, Hoffnung, Erwartung, Freude), weil in allen solchen Fällen die Gangliensysteme der zur Nachtzeit anrückenden Hemmung widerstehen.

Im wahlregulirten Hirnmechanismus geht abends Alles nach der Schablone der Ein- und Ausschaltung: sie brauchen noch gar nicht müde zu sein, die glücklichen Philister, sie legen sich um Punkt neun Uhr zu Bett: eine Drehung auf die Seite, eine Umschaltung am wohlgeübten Kabel der Bewußtseinsleitungen, — und der Schlaf beginnt. Diese Regelmäßigkeit des Ein- und Ausschaltens von Bewußtsein und Schlaf selbst ohne jedes Ermüdungsymptom, die man bei wohlerzogenen Kindern und den Menschen, die Sinn für Ordnung und Gesundheit haben, beobachten, die man dagegen freilich bei den Kindern berliner Sonntagsausflügler nicht einmal andeutungweise mehr erkennen kann, spricht offenbar beredt genug gegen die Ermüdung- und Vergiftungtheorie des Schlafmechanismus. Es ist eine alte Weisheit, daß der Vormitternachtschlaf der stärkendste ist. Weil wir es eben im Schlafe mit aktiven Nervenspannungen zu thun haben, ist der Kontrast von Tag und Nacht um so deutlicher wirksam, je näher der Wechsel zum Eintritt der Schlafhemmung liegt. Die Zeit vor Mitternacht liegt dem Scheiden der Sonne am Nächsten, d. h. dem Hemmungeinsatz, und jede Stunde nach Mitternacht führt uns dem Sonnenaufgang und dem Einsatz des Bewußtseins näher. Welche Erquickung bringt ein tiefer, gesunder Schlaf; wie viel Heilung und Abwehr von Gefahr und Krankheit unter dem Zeltdach seines Friedens in einer Nacht; welche sanfte Glättung der erregten Fluth des Tages unter dem Banne seines

ſchwebenden Dunkels! Er vermag Räthſel der Löſung nahe zu führen in wenigen Stunden und oft ſteht die befreiende Idee am Morgen beim Aufwachen vor unſerem Bette, wie ein Kind mit einem Geburtstagsſtrauß. Weinend legt der Knabe ſich nieder, weil er die Lektion nicht bewältigen konnte, und morgens ſagt er ſie her, erſtaunt und verblüfft ob der Heinzelmännchen-Arbeit, die über Nacht in ſeinem eigenen Kopf geleiſtet ward. Der Dichter, der Komponiſt, der den Tag verbracht hat in gigantiſchem Ringen mit dem Chaos ſeiner inneren Geſtaltungskraft — vergeblich, denn es wollte keine Schönheit dem heißen Nebel entſteigen —: eine ſtille Nacht tiefen, erquickenden Schlafes und im Hafen ſeiner Sehnſucht liegt bewimpelt und beflaggt ein weißes, ſtolzes Schiff aus dem fernen Lande der Phantaſie. Da es eben die jüngſten Entwickelungphaſen des Bewußtſeins ſind, in denen das Gehirn des Kindes oder des frei bildenden Produzenten von Gedanken — der Grund, warum das Genie ſtets mit Kindesaugen ſieht — immer neue Syſteme an alte Bahnen anſchließt, ſo ſind hier auch gleichſam die leicht verletzlichen, zarteſten Blüthen des Seelenlebens ausgebreitet. Das ſtille Zellenwerden und Gedankenſpinnen bedarf mehr als andere, feſtere Gewebe des Gehirnes des zeitweiligen Schutzdaches gegen Reif und Hagel. Sehr wohl kann eine Nacht gleichſam die neue Drahtlegung und Kabelſtation fertig bauen, den Schlußſtein ſetzen, einen ſammelnden Kontakt einſchalten, die ganze Monate im Anreiz des Lebenskampfes mühſam vorgebildet hatten. Welche Qual aber, wenn dieſe dem geiſtigen Leben ſo nöthige Bewußtſeinsverhüllung verſagt! Was giebt es Fürchterlicheres als die Schlafloſigkeit, in der das geiſtige und körperliche Auge in die Finſterniß der Nacht ſtarrt, die das Weſen eines Dämons annimmt? Dabei die Gedankenflucht hinter dem Schädel, dieſe ſpringenden, jagenden und nicht fixirbaren Bilder, die doch ſo gleichgiltig ſind und uns ſo gar nichts angehen, die ſich aber unaufhörlich durch einander ſchieben, — dieſe grauenvolle Ahnung Deſſen, was Wahnſinn ſei! In der That: Hemmungfortfall iſt ja auch der Inhalt vieler Wahnſinnsformen, da die gereizten und zur Ueberfunktion gepeitſchten Ganglienzellen ſchließlich alle Widerſtände durchbrechen, die blinden Affekte und die Bockſprünge im Geiſt, die geiſtigen Veitstänze beginnen.

In der ſchonenden Hülle, die die Hemmung um wachſende, junge Reiſer der ſproſſenden Hirnzellen zu legen vermag, in der heilſamen Feſſelung, die der überwiegende Widerſtand unreifen Kapriolen junger Hirnkeime entgegenſetzt, wurzelt vielleicht der Trieb der Berauſchungſucht bei Thier und Menſch. Die Alkoholiſten, die Morphiniſten, die Opium- und Haſchiſchvertilger verſchaffen ſich künſtlich dieſe Verſchleierung des Bewußtſeins, den der geſunde Schlaf freiwillig gewährt, nicht nur, weil es angenehm iſt, die quälende Unruhe erregter Ganglienarbeit zu hemmen, ſondern auch, weil ſie inſtinktiv fühlen, daß eine erhaltungsgemäße Ausgleichstendenz in dieſem erzwungenen Widerſtand liegt.

Diese Anschauung von der auf Nervenspannung beruhenden, aktiven Ein- und Ausschaltung der Hirnhemmung als Ursache des Schlafes macht uns auch die atypischen Schlafformen viel begreiflicher, als sie es unter der Ermüdung- und Vergiftungtheorie sein konnten. Der Winterschlaf gewisser Nager, der Tagschlaf gewisser Insekten und Vögel, die pathologische Schlafsucht beim Menschen und die in gewissen Grenzen mögliche Verschiebung des natürlichen Schlaftypus (alle Sorten Nachtwächter einbegriffen), sie alle werden verständlich, wenn wir sie betrachten als verschobene Rhythmen einer aktiven Hemmung. Die Intervalle des Wechsels von Hemmung und Aktion sind auf nervöser Bahn nur zeitlich verstellt, so weit überhaupt noch ein Rhythmus erkennbar ist; wo dieser aber ganz fehlt, wo entweder Aktion oder Hemmung allein herrschen, da beginnt der Bereich des Abnormen im Geiste, das ganz natürlich in Krankheiten der Hemmung- oder Aktionorgane zu trennen wäre, wie an jeder elektrischen Einrichtung Strom oder Hemmung defekt sein können.

So ist der Schlaf also die Thätigkeit eines besonderen Organsystemes, der Hemmung, die sich aus Blutumlauf, Isolationmechanismen und Nervenerregung zusammensetzt. Den verschiedensten Ursachen, der Schaukelbewegung der Wiege, dem Reflex der Hypnose, der Wirkung der Narkotika, gehorcht diese räthselhafte Funktion so lange, bis schließlich die Hand des Todes zum letzten Mal und dauernd die ewige Hemmung gleich einem eisernen Vorhang vor unserer Existenz herabzieht. Darum scheint der Schlaf als des Todes Bruder, weil er uns ahnen läßt, wie unsere definitive Lebenshemmung sein wird. Was das Dunkel, das nur mit dem Tage wechselt, an der Peripherie unserer Seele mit seinem Zauberschleier wirkt, Das vollendet einst die Nacht des Nirwana für immer. Heute versenkt der Schlummer das Ich nur auf ein kleines Stückchen unter die Oberfläche; es taucht ein Wenig hinab in ein Meer, in dem noch die kristallenen Gestaltungen des Traumlebens schweben; aber einst erstarrt auch diese Fluth des Unbewußtseins das kalte Nichts zu Eis. So lange aber Wachen und Schlaf mit Auf- und Niedergang der Sonne wechseln, haben wir Gelegenheit, den vollen Frieden des Todes zu ahnen. Wir werden im Schlaf auch in eine Sphäre gleichsam früherer Daseinsepochen zurückgezogen, sowohl unseres persönlichen Seins wie des Seins der Menschheit. Schlaf ist Seelenleben minus Situationbewußtsein und ohne die Fähigkeit, die Umgebung logisch mit unserem Geist zu verknüpfen. Das giebt unserer Phantasie die Möglichkeit, uns einen Theil des nur halb bewußten Thierlebens vorzustellen, dessen Fesseln die immer sprossenden Zellen der Fortentwickelung gesprengt haben und dereinst in späteren Geschlechtern vielleicht zu noch höheren, wundervollen Bewußtseinsformen weiter sprengen werden.

Dr. Karl Ludwig Schleich.

# Die Seine.

Geſchichte eines Monomanen.

Es giebt ein altes, halbverſchollenes Plakat, das man in Paris noch hier und da an der Mauer irgend eines großen Gebäudes findet und das den „Grauen Paletot“ darſtellt, — einen unförmigen, altmodiſchen Mantel mit viel zu breiten Aufſchlägen, viel zu langen Schößen und viel zu hohem Kragen. Das Verblüffendſte iſt aber entſchieden der Schnitt des Rückens, der geradezu unheimlich gewölbt iſt. Man kann ſich beim beſten Willen keinen Menſchen vorſtellen, deſſen Wirbelſäule ſich dieſem Kleidungſtück anzubequemen vermöchte. Und doch habe ich einen Menſchen gekannt, dem er wie angepaßt geſeſſen hätte. Jedesmal, wenn ich dem Plakat an irgend einer Ecke wieder begegne, muß ich an ihn denken.

Er hieß Jacques Génie. Ich lernte ihn in einem kleinen Studentenreſtaurant kennen, wo ich damals — beſonders gegen Ende des Monats — häufiger verkehrte als bei Joſeph. Er frappirte mich auf den erſten Blick durch ſeinen zerzauſten Bart, ſeine ſtruppigen Haare, die ſchönen grauen Augen, deren wilden Glanz man durch die verſtaubte Brille hindurch nur errathen konnte, und vor Allem durch ſein weltfremdes Benehmen. Als er in das Lokal trat, ſtieß er gegen ſämmtliche Tiſche an, wußte abſolut nicht, wo er ſeinen Hut und ſeinen Stock unterbringen ſollte, und ſtrandete dann ſchließlich neben mir. Während des Eſſens ſuchte er mit ſeinen kurzſichtigen Augen fortwährend nach dem Salzfaß. Schließlich reichte ich es ihm; und damit war die Bekanntſchaft gemacht.

Wie alle ſchüchternen Menſchen, wurde auch er, nachdem das Eis einmal gebrochen war, raſch intim. Als wir beim Deſſert waren — Gott weiß, wie ſchnell Das ging —, wußte ich ſchon, welche ſoziale Stellung er einnahm. Er war damals Hilfslehrer an irgend einem Inſtitut in der Rue de Sept-Voies. Die Straße und das Inſtitut exiſtiren ſchon längſt nicht mehr. Tauſend Francs pro Jahr — ohne Logis — und das Frühſtück, alſo genug, um con amore zu verhungern. Aber was kümmerte ihn das Elend der Gegenwart? Die Zukunft ſollte ihn für Alles entſchädigen und der berühmte Dichter würde die Leiden des armen Schullehrers raſch vergeſſen haben. Denn er war ein Dichter. Er machte — bis jetzt nur für ſich ſelbſt — Verſe, die ihm einſt zur Berühmtheit verhelfen ſollten. Wenn er darauf zu ſprechen kam, wurde er ganz wild.

„Ich glaube an meinen Stern“, ſagte er mit irrem Blick und brennenden Wangen. „Es giebt Leute, denen einmal etwas Großes widerfahren muß. Und ich glaube, zu Denen gehöre ich auch. Wirklich: mein Leben iſt ein ſeltſames geweſen und es wäre nicht der Mühe werth, wenn gar nichts daraus werden ſollte. Habe ich Ihnen nicht erzählt, daß ich ein Findelkind bin? Warten Sie: ich will Ihnen Etwas zeigen.“ Er durchſuchte ſeine Brieftaſche, die mit allen möglichen Papierfetzen gefüllt war, und förderte einen uralten, vergilbten, mit fettigen Fingerabdrücken bedeckten Zeitungausſchnitt zu Tage. Nachdem er ihn auseinander gefaltet hatte, legte er ihn ganz einfach auf meinen Teller. Es war eine Notiz aus dem Petit Journal.

„Der Sandarbeiter G . . . in Bercy fand geſtern morgen in ſeinem Boot ein Kind, das in grobe Windeln gehüllt war. Nachdem er dem Bezirkskommiſſar des Viertels Meldung von ſeinem Fund gemacht hatte, äußerte der brave Mann

den Wunsch, das Kind bei sich aufzunehmen, wenn es nicht reklamirt würde, und verzichtete auf alle Beiträge zu dessen Unterhalt."

„Dieser G . . .", fuhr Jacques fort, während er das Papier wieder zusammenlegte, „war der Vater Génie; das Kind war ich. Der Alte hat mich aufgezogen, als ob ich sein eigener Sohn wäre. Er hat mir auch seinen Namen gegeben; einen verheißungvollen Namen, nicht wahr? Später hat er mich in die Schule geschickt und einen gebildeten Menschen aus mir gemacht. Dann starb er. Ich habe niemals versucht, meine Eltern aufzufinden. Was gehen mich diese Leute an, die mich nur in die Welt gesetzt haben? Mein wahrer Vater ist der alte Sandarbeiter in Bercy, meine wahre Mutter die Seine, — die einzige, die mich in ihren Armen gewiegt hat, als ich ein kleines Kind war."

Seine Augen füllten sich mit Thränen, während er so sprach. Dann blickte er starr auf den Senftopf und fügte hinzu: „Als der Alte noch lebte, saßen wir jeden Tag nach Feierabend am Ufer der Seine. Der Fluß rollte zu unseren Füßen dahin und die Wellen plätscherten, als ob sie Etwas sagen wollten, das nur wir Beiden verstanden. So konnten wir endlos dasitzen und mit einander plaudern wie eine brave Bürgersfamilie: Vater, Mutter und Sohn." Er schwieg einen Augenblick, dann: „Jetzt ist der Alte tot. Es ist traurig, wenn man keinen Vater mehr hat. Aber die Mutter ist mir geblieben: die Seine, meine gute alte Mutter, — und die kann nicht sterben. Ich besuche sie jeden Abend und sie singt mir ihre Lieder wie damals, als ich eine kleine Krabbe von drei Jahren war und auf dem Rücken in unserem alten Boot lag, unter mir den Fluß und über mir den blauen Himmel. Wollen Sie heute abends mitkommen? Dann zeige ich Ihnen den Platz, wo man mich gefunden hat."

Er faßte mich unter wie einen alten Freund, während wir auf den Quai zuschritten. Es war eine schöne Augustnacht. Wenn man nach Bercy hinüberblickte, war der Himmel tiefblau, beinahe schwarz und mit unzähligen Sternen besät, wie mit lauter goldenen Nägeln. Hinter uns dagegen glühte er in düsterem Roth. Tausende von Gasflammen beleuchteten das wundervolle Panorama der Seinebrücken. Und dahinter, gegen Auteuil zu, wurde der Horizont immer bleicher und schimmerte in jener eigenthümlichen Klarheit, die das Aufgehen des Mondes ankündet.

Ohne ein Wort zu reden, gingen wir am Ufer entlang. Als wir die Cité verlassen hatten, lag die weite Landschaft im Dunkel vor uns. Nur hier und da blitzten vereinzelte Lichter auf. Die Bäume tauchten als verworrene schwarze Linien und die Häuser wie unbestimmte weiße Flecke aus dem Dunkel hervor. Jacques zog mich vom Quai hinab an das Ufer. Durch die tiefe Stille um uns her drang nur das dumpfe Rauschen des Flusses und das ferne Getöse der Stadt an unser Ohr.

Vor einer verlassenen Hütte — es war eins jener kleinen Bureaux, wo die Sandarbeiter ihre Befehle entgegennehmen — blieb er schließlich stehen und sagte: „Hier ist es." Dann setzte er sich auf den Uferrand und ich nahm neben ihm Platz. Als ob er sich für das lange Schweigen schadlos halten wollte, fing er rasch an, zu sprechen; „Ja, hier war es, wo man mich gefunden hat. Zu den Zeiten des Alten war hier ein Ring, an dem er seine ‚Fregatte', wie er zu sagen pflegte, anband. Seine Fregatte! Es muß doch immerhin

eine Ueberraschung gewesen sein, als er eines schönen Morgens ein schreiendes Kind darin fand. Es war übrigens ein hartes Leben, das er führte. Mit der Schaufel bringt man an einem Tage nicht viel Sand weg. Und dann kommt jeden Augenblick die Polizei und behauptet, daß man den Sand nicht so dicht am Strande oder an der Brücke wegschaufeln solle. Ach, das Elend! Und schließlich noch die Baggerschiffe, die Einem das Handwerk verderben!"

Jacques schwieg eine Minute; und seine Stimme bebte, als er fortfuhr: „Trotz Allem wäre mir diese Art Leben ganz recht gewesen. Es war verkehrt von dem Alten, daß er mich zum Gelehrten machte. Ich habe ein krankhaftes Heimweh nach der Seine. Jeden Abend muß ich hierher gehen; ich kann einfach nicht anders. Und wenn ich es überwinden will und einmal fortbleibe, so träume ich die ganze Nacht davon und es macht mich halb verrückt. Sie verfolgt mich, ich fühle in meinem Bett, wie sie mich schüttelt, als ob ich drunten in den Wellen läge."

Ich hütete mich wohl, ihn zu unterbrechen, und er sprach langsam weiter: „Die Dichter erzählen uns von weiblichen Wesen, die im Wasser leben und die Fischer durch ihren Gesang hinablocken, wie Goethes ‚Feuchtes Weib'. Wie dumm Das ist! Es ist so überflüssig, denn das Wasser selbst lockt und ruft uns. Fragen Sie einmal die Seeleute oder Flößer oder einen Sandarbeiter wie den Vater Génie. Alle werden Ihnen sagen, daß sie nicht mehr leben könnten, wenn man sie von der Seine trennte . . . Sie fangen schließlich an, sich mit ihr zu unterhalten wie mit einem lebenden Wesen, sie sprechen mit ihr und sie antwortet. Und lebt sie denn nicht wirklich? Alle Molekulen in ihr bewegen sich unaufhörlich; und was ist Leben Anderes als Bewegung? Ja, sie lebt und sie spricht; oder vielmehr: sie singt. Glauben Sie mir: jetzt, in diesem Augenblick, ist mir, als ob ich die wunderbarste Musik hörte. Es ist wie ein geheimnißvolles Orchester, das man nicht erklären kann. Sie hören es vielleicht nicht, aber ich höre es . . ."

Er rückte ganz nah an mich heran und sagte plötzlich mit veränderter Stimme: „Wenn ich ganz allein bin, habe ich manchmal eine wahnsinnige, unwiderstehliche Lust, mich da hinein zu stürzen, um zu sehen, wie Das wäre. Als Vater Génie noch lebte, habe ich viele Ertrunkene gesehen, die er aufgefischt hatte. Manchmal waren sie auch noch am Leben; und dann habe ich sie immer gefragt, wie es ihnen vorgekommen sei. Die Meisten wußten nichts mehr davon. Aber einmal war Einer da — ein ganz komischer alter Mann —, der mir erzählte, daß es ein wunderbarer Moment gewesen sei. Er hatte es schon zum zweiten Male versucht."

Bei diesen Worten sprang Jacques Génie auf. Er reichte mir die Hand, um mir beim Aufstehen behilflich zu sein, und sagte noch: „Sehen Sie, Das mit dem Wasser ist einfach eine Manie; man kann nichts dabei machen. Früher oder später ist es doch das Ende, daß man sich hineinstürzt."

Es war schon fast Mitternacht. Langsam gingen wir am Ufer entlang wieder auf Paris zu. Der Mond stand jetzt hoch am Himmel. Jacques sagte nichts mehr. Er schien immer noch auf die sinnverwirrende Musik des Flusses zu lauschen. Neben uns floß die Seine ruhig dahin. Das Mondlicht brach sich in den kleinen Wellen, die zu unseren Füßen im Sande verrannen.

Bei Notre-Dame blieb mein Begleiter stehen:

„Ich bin jetzt dicht bei meiner Wohnung," sagte er und zeigte auf eine der kleinen Straßen, die strahlenförmig auf die Kathedrale zulaufen. „Adieu. Ich danke Ihnen, daß Sie mitgekommen sind. Sieht man Sie morgen im Restaurant?"

„Ja."

„Also auf morgen."

Dieses „morgen" ließ lange auf sich warten. Jacques Génie kam nicht wieder in das Restaurant, wo ich ihn kennen gelernt hatte. Zwei- oder dreimal versuchte ich, sein Institut oder seine Wohnung ausfindig zu machen, aber es gelang mir nicht.

Meine Quartier Latin-Zeit lag schon fünf Jahre hinter mir, als ich eines Tages über die Notre-Dame-Brücke ging und auf den Einfall kam, in die Morgue zu treten. Wie gewöhnlich, stand eine ganze Menschenmenge vor den Photographien der „Nicht-Rekognoszirten". Die Typen, die man da sah, überboten die kühnsten Phantasien eines Ribera oder Callot: entsetzliche Greisengestalten mit grauem Haar, das an manchen Stellen wie abgenagt aussah, alte Hexen mit scharfen, eckigen Zügen, denen der Busen wie eine leere Schale am Körper klebte, dann und wann auch eine junge Frau oder eine Kinderleiche mit aufgetriebenem Bauch. Ein klaffender, schwarzer Spalt im Schädel, ein schmaler Riß an der Schläfe, manchmal auch gar keine Verletzungen. Aber all diese Gesichter hat die Todesangst zu einer schauerlichen Grimasse verzerrt. Die Augen sind unnatürlich weit aufgerissen und die im letzten Hilfeschrei erstarrten Kinnladen klaffen auseinander. Während ich so dastand, sagte plötzlich eine leise Stimme hinter mir: „Ja, Die sind glücklich, nicht wahr?"

Ich wandte mich um. Es war Jacques Génie.

Die fünf Jahre hatten ihn sehr verändert. Tiefe Falten durchfurchten sein Gesicht, die Haare waren völlig grau geworden und bildeten einen seltsamen Kontrast zu dem schwarzen Bart. Er war noch elender als früher gekleidet und seine Wäsche machte einen völlig verwahrlosten Eindruck. Er faßte mich eben so wie bei unserer ersten Begegnung am Aermel und zog mich mit hinaus, auf die Seine zu. Dann fing er rasch an, zu sprechen, als ob er eine eben unterbrochene Unterhaltung wieder aufnehmen wollte.

„Ja, Die dort drinnen sind glücklich. Sie brauchen nicht mehr um das tägliche Brot zu sorgen, sie brauchen kein Bett, kein Frühstück, keine Kleider mehr. Sie brauchen nicht einmal mehr zu denken. Ja, an ihrer Stelle sein! . . . Sie glauben nicht, daß es mein Ernst ist? Gott weiß, es wäre mir ganz recht, meinen Kopf dort unter den Photographien zu sehen, nachdem ich acht Tage lang auf den kalten Glasplatten gelegen hätte. Gestern habe ich dort Einen gesehen —: glauben sie mir, solche Leute sind die einzigen wirklich Glücklichen. Als er eben in der Morgue angekommen war, hat eine kleine Frau sich auf die Leiche gestürzt und gerufen: ‚Jules! Jules!' Es war seine Geliebte. Sie hatten am Morgen eine Szene gehabt und beim Abschied sagte er: ‚Ich gehe ins Wasser' . . . Als er dann wirklich wegblieb, kam die Kleine auf die Idee, ihn in der Morgue zu erwarten. Ist Das nicht orginell? Aber mich würde Niemand rekognosziren. Das hat mich bis jetzt immer noch gehindert, den letzten Schritt zu thun."

Dabei gestikulirte er so heftig, daß die Vorübergehenden uns nachsahen.

„Es freut mich wirklich, Sie einmal wiederzusehen," sagte er dann. „Erinnern Sie sich noch an unseren Spazirgang nach Bercy? Ich habe immer mit Vergnügen daran zurückgedacht. Es ist mir schlimm gegangen seitdem . . . Ich habe mich in allen möglichen Erwerbszweigen versucht, sogar als Kontroleur auf einem Seinedampfer. Aber auf die Länge ging es nicht; ich war zu zerstreut. Einmal ist mir eine Lehrerstelle im Ausland angeboten worden. Aber ich hätte sie dorthin nicht mitnehmen können und Sie wissen ja . . ."

Ja, ich wußte es. Wenn er mir nicht selbst eingestanden hätte, daß er immer noch in ihrem Banne lag —: der irre Glanz seiner Augen hätte es mir doch verrathen. Er schien sich selbst nicht über die Gedankensprünge, die er machte, klar zu sein und fuhr fort:

„Sehen Sie, wenn ich nur einen anständigen Anzug gehabt hätte! Aber jedesmal, wenn ich so im Vorzimmer einer Redaktion stand, sah ich, wie die Bureaudiener unruhig wurden; und die wohlgekleideten Herrchen, die mit mir warteten, griffen unwillkürlich nach ihrer Uhrkette. Alles athmete auf, wenn ich wieder fortging. O diese Esel! Denn Das, was ich ihnen brachte, war gewiß nicht schlecht."

Dann fing er ohne irgend einen Uebergang an, mir seine Gedichte zu rezitiren. Wie Andere ihre Geliebte besingen, so hatte er der Seine seine Lieder gesungen. Und was waren es für seltsame Lieder! Voll von reicher Phantasie. Alle die Landschaften, die sie auf ihrem Lauf durchströmt, all die Winkel von Paris, die sie berührt, hatte er in klaren und doch nur flüchtigen Umrissen festgehalten. Die weiten, grünen Flächen draußen vor Paris, wo der Vorstadtfrühling auf die junge Saat herablächelt, die kleinen Gemüsegärten an der Landstraße, wo die Melonen in der Sonnengluth reifen und muntere Sperlinge in den Spalieren zwitschern. Und rings um die Gärten herum findet die Liebe tausend verstohlene Schlupfwinkel, in dem dichten Gestrüpp des Waldes oder in den kleinen Schänken am Ufer, wo Küchengerüche und menschliche Ausdünstungen sich mit dem frischen Duft der Feldblumen mischen . . . Dann wechselt die Dekoration, wir sind mitten in der Cité, im Herzen von Paris. Die strengen Linien der mächtigen Bauwerke spiegeln sich im Abendschein in den Wellen: der Louvre, der Justizpalast und die Thürme von Notre-Dame.

. . . Und in dieser Umgebung ließ der Dichter die seltsamsten Dramen spielen, — ein Kaleidoskop von düsteren und komischen, rührenden und grotesken Bildern. Das Leben der Seineschiffer, wie sie in ihrem Boot sitzen und sich von einem Schleppdampfer ziehen lassen, oder der Flößer, die auf ihrer Ladung den Fluß hinabschwimmen. Ohne ein Wort zu sprechen, ja, selbst ohne zu denken, rauchen sie ihre Pfeife und blicken auf das Ufer hin, an dem Stadt und Land in raschem Wechsel vorüberzieht. Und abends soupirt man auf Deck, während das Fahrzeug immer weiter gleitet, und das Essen riecht nach Harz und Flußwasser. Und dann erzählte er von den Fischern, wie sie Tage lang immer nur auf ihre Angel hinstarren, bis endlich einmal ein Fisch nach dem Köder schnappt; oder von den Strand-Wilddieben, die von Dem leben, was der Strom zufällig ans Ufer wirft, und die in Sommernächten zu Zweien unter irgend einer Brücke schlafen.

So gingen wir die Seine entlang bis zur Esplanade des Invalides.

Jacques sah, daß die Poesie seiner Verse es mir angethan hatte. Plötzlich blieb er stehen, seine schönen, großen Augen leuchteten auf und er faßte mich an beiden Händen. In diesem Augenblick machte er nicht mehr den Eindruck eines Wahnsinnigen. Ein wunderbar sanfter Ton lag in seiner Stimme, während er sagte: „Ich danke Ihnen. Außer ihr und Vater Génie sind Sie der einzige Mensch, dem ich ein paar glückliche Stunden verdanke. Ich will jetzt gehen. Die Leute sehen sich nach uns um; ich bin wirklich zu schlecht angezogen. Aber wenn Sie mir eine Freude, eine große Freude machen wollen, so kommen Sie morgen wieder dorthin, wo wir uns heute getroffen haben — um die selbe Zeit —: Sie können mir damit einen großen Dienst erweisen."

Ich konnte ihn nicht dazu bewegen, einen weniger schauerlichen Ort zum Rendezvous zu wählen. Er bestand darauf, mich in der Morgue zu treffen. Dann wandte er sich plötzlich zum Gehen und sagte noch einmal: „Wenn Sie mir eine große Freude machen wollen, so kommen Sie."

Es giebt doch manchmal glückliche Zufälle im Leben. Zehn Minuten, nachdem Jacques mich verlassen hatte, begegnete ich einem unserer jüngsten Deputirten, dem sein Glück jedoch nicht so zu Kopf gestiegen war, daß er seine alten Schulfreunde darüber vergessen hätte. Ich war noch so in den Gedanken an Jacques' Gedichte vertieft, daß ich von nichts Anderem sprechen konnte. Die Geschichte des armen Dichters schien meinen Freund zu amusiren und er sagte: „Gerade heute früh ist mir mein Sekretär mit einer deutschen Gouvernante durchgebrannt. Schicke Deinen armen Teufel nur zu mir. Der Gedanke, einen an Monomanie leidenden Sekretär zu haben, stört mich nicht weiter. Wenigstens wird er den Weibern nicht nachlaufen, — und die Seine brennt gewiß nicht mit ihm durch."

Das war eine gesicherte Existenz für den armen Jacques. Ich war ganz selig in dem Gedanken, ihm diese frohe Nachricht morgen mitbringen zu können.

. . . Als ich dann am nächsten Tage, meinem Versprechen gemäß, die Morgue aufsuchte, sah ich eine Menschenmenge, die sich um einen Leichnam drängte. Man hatte ihn eben aus der Seine gezogen.

Das Herz schnürte sich mir zusammen. Eine düstere Ahnung kam plötzlich über mich, in dem Gedanken an das seltsame Rendezvous, das Jacques bestimmt hatte.

Mit einiger Mühe bahnte ich mir einen Weg durch die Menge. Ich hörte, wie Jemand sagte: „Es ist noch kaum zwanzig Minuten her, daß er hineinsprang. Am hellen Tag, — es ist unglaublich! Er hat einen Augenblick abgewartet, wo Niemand in der Nähe war. Ein kleines Mädchen hat es gesehen. Die Kleine hat laut geschrien, aber sie kamen schon zu spät."

Endlich hatte ich mich durchgedrängt. Und nun erkannte ich Jacques. Er lag auf einer Steintrage, wie die Maurer sie zu benutzen pflegen. Das Wasser rann von seinen Kleidern herab . . . Es war der selbe Anzug, den er gestern getragen hatte.

Die Seine hatte ihr Kind wieder zu sich genommen.

Paris.

Marcel Prévost.

# Kunstausstellungepilog.

Es giebt wohl keine Stadt in der Welt, wo so viele Vorbedingungen für einen Aufschwung der Kunst vorhanden und zugleich so viele Mächte bereit sind, ihn zu verhindern, wie in Berlin. Man macht diese Beobachtung bei allen Gelegenheiten. Es geschieht in Berlin so viel für die Kunst und doch fast nichts, worüber man nicht Grund hätte, unzufrieden zu sein. Das genügt, um die deutsche Reichshauptstadt als Kunstcentrum in ein unerfreuliches Licht zu setzen und die berliner Kunst als ein Kind des protzigen Reichthumes und der Geschmacklosigkeit vor der Mitwelt erscheinen zu lassen. Daß den ernsthaften berliner Künstlern dieser Zustand nicht behaglich vorkommt und daß sie nach seiner Beseitigung seufzen, ist um so erklärlicher, als sie unter einer systematische Unterdrückung der ausschlaggebenden Faktoren zu leiden haben. So lange wie möglich ist von ihnen versucht worden, eine Besserung der Verhältnisse auf friedlichem Wege zu erreichen. In allen deutschen Kunststädten war es schon zu mehr oder minder reinlichen Scheidungen innerhalb der Künstlerschaft gekommen; nur in Berlin zögerte man, eine Trennung herbeizuführen, weil man der Hoffnung lebte, die wachsende Einsicht würde schließlich doch alle Gegensätze ausgleichen. Leider hat sich diese Erwartung nicht erfüllt. Der Bruch war unvermeidlich; und es ist nur zu beklagen, daß man sich so spät dazu entschloß. Aber da nun Berlin seine „Sezession" hat und diese mit einer Ausstellung debutirte, die das vorhandene berliner Kunstausstellungwesen in seiner Jämmerlichkeit zeigt und seine Aenderung als absolut nothwendig hervortreten läßt, sind sofort wieder alle die Mächte am Werk, die jeder moralischen Erhebung der berliner Kunst entgegenarbeiten. Alles, was geeignet ist, das Unternehmen der Berliner Sezession zu diskreditiren, wird in Bewegung gesetzt. Am Rührigsten sind natürlich die bekannten Acteure, denen die Abneigung des Kaisers gegen die moderne Kunst zu Hilfe kommt. Man darf ohne Bedenken annehmen, daß diese persönliche Stellungnahme des Monarchen ebenfalls ihr Werk ist. Dabei ist es bedauerlicher Weise zu einem Bruch mit alten Traditionen gekommen. Zum ersten Male findet in Berlin eine Kunstausstellung statt, die sich nicht des Schutzes und der Gunst des königlichen Hauses erfreut, gegen die vielmehr herbe Aeußerungen aus dem Munde des Kaisers bekannt geworden sind. Das huldvolle Beschützeramt, das die Könige von Preußen von je bei den Veranstaltungen der berliner Künstlerschaft freiwillig übernommen haben, hat dieser in Wirklichkeit ja kaum Nutzen gebracht; aber es machte einen guten Eindruck und erinnerte angenehm an die Zeiten, wo fürstliche Personen noch die natürlichen und bewußten Förderer der künstlerischen Bestrebungen und Schutzherren der Künstler

waren. Ist die Haltung des Kaisers gegenüber der Sezession geeignet, Bedauern zu erregen, so kann es in der That nur von der Seite her sein, daß ein sympathischer Brauch aufgegeben wurde und daß es scheint, der Monarch bringe nicht der Kunst an sich, sondern nur einer ihm genehmen Kunst Wohlwollen entgegen. Daß die öffentliche Meinung dadurch daran nachhaltig beeinflußt werden könnte, ist dagegen ausgeschlossen, da diese längst gewöhnt ist, in Sachen der Kunst eigene Wege zu gehen. Das Verhalten des Kaisers kann daher nur als eins der Glieder in der Kette der retardirenden Momente angesehen werden, mit denen die deutsche und insbesondere die berliner Kunst zu rechnen gelernt hat.

Man spricht so viel von dem Idealismus des deutschen Volkes und glaubt doch selbst nicht mehr daran, daß für eine ideale Sache um ihrer selbst willen gekämpft werde. Die Berliner Sezession hat sich allerlei nachsagen lassen müssen. Sie ist freilich eine Partei, aber weder eine, die nur aus jungen Künstlern, noch eine, die aus Sozialdemokraten besteht; auch stellt sie nicht etwa eine Vereinigung der Extravaganten vor. Sie will Etwas, das des Schweißes der Edlen wohl werth ist: sie will das gesunkene Ansehen der berliner Kunstausstellungen wieder heben. Damit wird jedoch eine so ungeheure Menge von persönlichen Interessen verletzt, daß man sich nicht wundern darf, wenn die Betroffenen alle Hebel in Bewegung setzen, um einen Erfolg der sezessionistischen Unternehmung zu verhindern. Seit dem Tage, da der Vorsitzende des Berliner Künstlervereins durch sein Verhalten die thatkräftigen Elemente der Künstlerschaft nöthigte, sich zusammenzuschließen und Front zu machen gegen den „Uebermuth der Aemter", sind unzählige Versuche unternommen worden, der Sezession zu schaden. Wie blind die Wuth war, mit der man gegen sie vorging, dafür zeugen zwei der Oeffentlichkeit bekannt gewordene Fälle: der merkwürdig formulirte Widerspruch Menzels gegen die angeblich unrechtmäßige Ausstellung einiger seiner Werke durch die Sezession und die Boykottirung einiger im Besitz der Großen Goldenen Medaille befindlichen Mitglieder der Sezession bei Gelegenheit der Medaillen-Vertheilung in der Großen Berliner Kunstausstellung. Der Fall Menzel — die glänzendste Reklame, die für die Sezession überhaupt gemacht werden konnte — diente zur Beleuchtung der Machenschaften im andern Lager und führte dem jungen Unternehmen neue Freunde zu. Der andere Fall harrt noch der Erledigung, aber auch er wird der Sezession zum Vortheil gereichen; denn Gewalt und Ungerechtigkeit sind Gegner, die bei den ferner Stehenden keine Sympathien finden können. Die größte Empfehlung aber für die Sezession war die Große Berliner Kunstausstellung von 1899.

Der Vergleich beider Ausstellungen mit einander kann bei keinem Einsichtigen einen Zweifel darüber bestehen gelassen haben, von welcher Seite Besseres

geboten wird. Man kann von einer Erörterung der Frage absehen, ob eine größere Zahl künstlerischer Kräfte der Sezession oder der anderen Partei angehört. Allein schon die Thatsache, daß die Ausstellung der Sezession nur den achten Theil der Kunstwerke enthält, die die Säle des moabiter Glashauses füllen, genügt, die neuere Veranstaltung zu empfehlen. Man hat im andern Lager vollständig das Gefühl dafür verloren, daß das Publikum nicht der Ausstellungen wegen da ist. So sehr interessirt die Künstler auch bei den Ausstellungen sein mögen: sie dürfen doch nie vergessen, daß der Hauptgrund, der die Besucher in die Ausstellungen führt, der ist, sich an den Darbietungen der Kunst zu erfreuen, Kunst zu genießen. Eine Arbeit — und Das ist die Besichtigung von zweiundeinhalb Tausend Werken unzweifelhaft — schließt den Begriff des Genusses völlig aus. Daß das Publikum die Zumuthung, eine solche physisch und intellektuell anstrengende Arbeit zu leisten, nicht selbst zurückweist, liegt daran, daß der Umfang der Ausstellungen allmählich gewachsen ist und die liebe Gewohnheit das Uebrige gethan hat. Der Schaden, den das allgemeine Kunstverständniß durch die ungeheure Ausdehnung der Ausstellungen erlitten hat, tritt jetzt erschreckend deutlich in die Erscheinung, — jetzt, wo man wieder zu begreifen beginnt, was Kunst eigentlich ist. Wenn man sich auf die Seite der Künstler stellen will, so bieten diese umfangreichen Ausstellungen allein Denen Vortheile, deren Arbeiten nur bei der flüchtigsten Betrachtung Kunst zu sein scheinen. Die Künstler dagegen, auf die es ankommt, deren Schöpfungen eine intime Besichtigung verlangen, um ihrem Werth nach erkannt zu werden, bleiben bei dieser Art der Betrachtung meist vollkommen unbemerkt, während sie in kleineren Ausstellungen fast stets richtig gewürdigt werden und so nicht allein zur Verbesserung des Kunsturtheiles beitragen, sondern auch das Ansehen der Kunst in wünschenswertheſter Weise beim Publikum stärken. Da nun weder die Kunst noch der Kunstgenuß in den großen Ausstellungen zu ihrem Recht kommen, bleibt schließlich nur ein Grund für ihre Existenz: das Geschäft. So sehr es aber den meisten Künstlern auch am Herzen liegen mag, — die idealen Momente des Ausstellungwesens dürfen nicht in der Weise außer Acht gelassen werden, wie es in Berlin seit den achtziger Jahren geschehen ist. Die Situation, die Dergleichen früher hätte entschuldigen können, hat eine wesentliche Aenderung erfahren. Die offiziellen Kunstausstellungen sind es nicht mehr allein, die dem Publikum die Bekanntschaft mit den neuesten Kunstwerken vermitteln und den Künstlern Verkaufsgelegenheiten bieten. Eine große Zahl von Kunsthandlungen ist entstanden, die Ausstellungen veranstalten und dem „Geschäft“ ihre Aufmerksamkeit widmen. Das Publikum lernt in diesen „Salons“ den größten Theil der für die großen Kunstausstellungen bestimmten Werke schon vorher kennen, so daß der Reiz der Neuheit nicht mehr als Zugkraft mitwirkt. Nachdem also

die Salons den Ausstellungen einen wesentlichen Theil ihrer früheren Aufgabe abgenommen haben, wären die Ausstellungen logischer Weise genöthigt, ihrem Dasein einen anderen Grund zu geben. Daß ein Kunsthändler um der schönen Augen der Künstler und der Besucher seines Salons willen sich in Unkosten stürzt, Das wird selbst der naivste Publikumsmensch sich nicht einbilden; aber nicht Wenige im Publikum glauben, daß der Inhalt der großen Ausstellungen die Crême der künstlerischen Produktion des letzten Jahres vorstelle. Wenn die Veranstalter der offiziellen jährlichen Kunstrevuen diese guten Leute nicht weiter hinters Licht führen und wirklich nur die vorzüglichsten der ihnen angebotenen künstlerischen Leistungen annehmen und zeigen wollten, so hätte die in so argen Verfall gerathene Einrichtung mit einem Male wieder Zweck und Sinn. Das hieße allerdings zugeben, daß die Prinzipien der Sezessionen richtig sind. Aber ehe man sich dazu entschließt, läßt man die offiziellen Kunstausstellungen lieber zum Gespött der Welt werden. Die Sympathien der Mehrzahl aller Künstler für diese Art von Ausstellungen sind ohne Bedeutung, denn man kennt die Gründe, weiß, daß die großen Ausstellungen vor Allem persönlichen Interessen dienen, und hat unzählige Beispiele dafür, daß keine Leistung so schlecht ist, als daß sie nicht doch auf irgend welchem Wege hineingelangen könnte. Die Verquickung von Kunst und Geschäft gerade ist es, die die großen Ausstellungen so umfangreich, so bedeutunglos macht und gegen die gekämpft werden muß.

Es hieße zu weit gehen, wollte man sagen, der Inhalt des moabiter Glashauses sei überhaupt nichts werth gewesen; aber er erschien werthlos, weil die Verkaufswaare und die billigste Kunst derart überwogen, daß die künstlerisch bedeutsamen Leistungen gar nicht zur Wirkung kamen. Man kann sich sehr wohl vorstellen, daß aus der Ausstellung einige Säle voll thatsächlich guter und sehenswürdiger Kunstwerke herauszudestilliren gewesen wären, die Achtung geboten und Beifall gefunden hätten. Warum waren solche Säle nicht da? Warum mußte der Besucher von dieser Ausstellung den Eindruck mitnehmen, als läge die berliner Kunst in den letzten Zügen und suchte durch Masse zu ersetzen, was ihr an Gehalt abgeht? Das sind verrottete Zustände, an deren Erhaltung nur Die ein Interesse haben können, die eines niedrigen Niveaus der Kunst bedürfen, um sich selbst zur Geltung zu bringen, oder Die, die in der Ausstellung nichts sehen als eine Käuferfalle. Eins ist so unwürdig wie das Andere, weil die Gesammtheit darunter zu leiden hat. Zu der Mißstimmung, die eine solche Ausstellung erregt, gesellt sich aber noch der Verdruß über den Zeitverlust, den die Durchmusterung dieses Haufens gleichgiltiger Werke kostet. Zeit ist ein viel zu werthvoller Artikel im Leben des modernen Menschen, als daß man sich geduldig darum bringen ließe. Wie man die Sache auch drehen und wenden mag: es giebt auf keiner Seite einen vernünftigen Grund für die Fortexistenz der Großen Berliner Kunstausstellung in der bisherigen Weise.

Wenn die Sezeſſion nöthig hätte, mildernde Umſtände zu plaidiren, müßte das Urtheil über ihre Ausſtellung viel rückſichtvoller gefällt werden als das Verdikt über den Inhalt der moabiter Kunſt-Markthalle; denn es handelte ſich nicht um ein vielfach erprobtes, ſondern um ein neues, eilig und ohne Unterſtützung der Behörden in Szene geſetztes Unternehmen. Die Sezeſſion bedarf jedoch keiner Nachſicht. Sie hat das Möglichſte geleiſtet, um die Berliner von den Vorzügen einer kleinen, gewählten Ausſtellung zu überzeugen; ſie hat bewieſen, daß man ſehr wohl eine allgemein intereſſante, ja ſogar glänzende national deutſche Kunſtausſtellung veranſtalten kann, und ferner, daß ſich auch in einigen hundert deutſchen Werken ein Bild von den Gedanken geben läßt, die jetzt die Kunſt im Großen bewegen. In der Großen Berliner Kunſtausſtellung imponirte weder die deutſche noch die fremde Kunſt und ſtatt neuer Ziele gewahrte man nur eine allgemeine Verwirrung der Begriffe.

Es iſt eine leidige Gewohnheit der berliner Künſtler, empfangene Anregungen zu Tode zu hetzen. Man erinnere ſich an die Plattheiten, die der Pleinairismus, die Armeleutmalerei, der ſchottiſche Kolorismus und der Symbolismus nach einander in Berlin gezeitigt haben. Und nicht allein das Prinzip der großen Ausſtellungen ſcheint durch Berlin jetzt ad absurdum geführt werden zu ſollen: auch eine der hübſcheſten Erfindungen der Ausſtellungkunſt, die Sondervorführung von Werken bedeutender lebender Künſtler, muß daran glauben. In Berlin meint man, Alles geleiſtet zu haben, wenn daß Aeußerliche ſtimmt. Natürlich kann man von Sonderausſtellungen ſprechen, wenn man Leuten wie Max Ralees, Hans Meyer, Fr. von Schennis, Hans Bohrdt, Joſef Scheurenberg und Herren ähnlichen Schlages Säle zur Verfügung ſtellt und ſie auffordert, ihre Arbeiten dort aufzuhängen. Aber was bedeuten die Genannten für die zeitgenöſſiſche Kunſt? Wer hat ein Intereſſe daran, ſehr mäßige Illuſtrationen von der Paläſtinareiſe des Kaiſers, langweilige Anſichten von Italien, verlogene Variationen über ein bis zum Ueberdruß geſehenes Bild, Nachahmungen moderner Meiſterwerke u. ſ. w. zu ſehen? Leibl, Trübner, Thoma, Knaus, Liebermann, — ja: bei Denen konnte man bewundern, ſah bedeutende Perſönlichkeiten im mannichfachen Spiegel ihrer Werke und fühlte deutlich den Flügelſchlag des Genius; aber die Kleinen erſcheinen im Rahmen einer Sonderausſtellung noch belangloſer als ſonſt und machen die Einrichtung zum Gelächter. Komiſch wirkte in der moabiter Ausſtellung auch die kunſtgewerbliche Abtheilung. Man kümmerte ſich gar nicht darum, was das moderne Kunſtgewerbe eigentlich zu zeigen hat, ſondern richtete Räume her, die, mit geſchmackloſen Möbeln und allerlei Schnick-Schnack gefüllt, dem nichts ahnenden Publikum als neueſte Offenbarungen des in hohem Aufſchwung begriffenen deutſchen Kunſthandwerkes präſentirt werden. Dem Verbande Deutſcher Illuſtratoren ſtellte man den größten der hieſigen Säle zu einer

Separat-Ausstellung zur Verfügung und nöthigte ihn dadurch, auch minderwerthige Arbeiten seiner Mitglieder zur Füllung aufzunehmen, — was weder der Sache noch der Ausstellung zum Vortheil gereichte. So setzte sich die Große Berliner Kunstausstellung aus lauter Absurditäten zusammen, die deutlich genug dafür sprachen, daß man es nicht allein an der erforderlichen Sorgfalt, sondern mehr noch an dem nöthigen Nachdenken hatte fehlen lassen.

Dem entsprachen denn auch die Offenbarungen der Kunst in Moabit. Keiner der ihr zugewiesenen Räume machte einen erhebenden Eindruck; nirgends ein imposantes Werk, aber überall jene Dutzendkunstwaare, die mit der größten Prätension nichts zu sagen weiß. Und dennoch hatte Lenbach die Ausstellung mit einigen besseren Portraits berühmter Zeitgenossen beschickt, waren Menzel, Leibl und Thoma vertreten und sogar eine werthvolle Sonderausstellung gab es: die Ausstellung von Werken des anfangs der sechziger Jahre verstorbenen Thiermalers Teutwart Schmitson. Man konnte angesichts dieser Ausstellung glauben, die Kunst stünde absolut still und an jungen, aufstrebenden Talenten fehlte es durchaus, wenn man nicht bei eifrigem Suchen in den verborgensten Winkeln einige Landschaften von bisher unbekannten Künstlern entdeckt hätte, die, zusammengehängt, eine erfreuliche Oase in dieser Kunstwüste gebildet hätten. Diese Landschaften wären als Gruppe zugleich ein Zeugniß dafür gewesen, daß im Lehrkörper der akademischen Hochschule nicht nur Dresseure, sondern vereinzelt auch Künstler zu finden sind, die das Talent ihrer Schüler verständnißvoll und ohne Zwang auf einen richtigen Weg zu führen wissen. Eugen Bracht, der in der Ausstellung nicht vertreten war, feierte in den Leistungen dieses Nachwuchses einen der schönsten und reinsten Triumphe. Von den eigentlichen berliner Künstlern war es fast nur Max Koner, der angenehm auffiel. München hat ganze Waggonladungen des bösesten Kitsches geschickt. Nicht zehn Werke bezeugten, daß es auch Maler, nicht nur Bilderfabrikanten in Bayerns Hauptstadt giebt. Von der Plastik, die in Verbindung mit der Palmen-Ausstellung eines Gärtners aus Bordighera vorgeführt wurde, schweigt man am Besten. Louis Tuaillon war fast der Einzige, der mit seinem reitenden „Sieger" die Ehre der deutschen Bildhauerkunst rettete. Einige Kleinplastiker passirten ebenfalls. Die vorhandene Denkmalskunst aber leistete an Geschmacklosigkeit geradezu Erstaunliches. In der brünstigen Erwartung, an gewisser Stelle nicht unbemerkt zu bleiben, ließ Einer sogar den Kaiser im Kostüm eines Kreuzfahrers von 1150 sehen. Eine unglaublich geistlose Idee, die die weitesten Perspektiven für streberhafte Künstler öffnet!

Von diesem fatalen Angeln nach der Gunst des Publikums und allerhöchster Gönner war in der Ausstellung der Sezession — gottlob! — keine Rede. Dafür bemerkte man ernste, große Kunstwerke und die Absicht, ein möglichst vollkommenes Bild von dem gegenwärtigen Stande der deutschen Kunst zu geben. Nicht die Richtung, sondern der künstlerische Werth, die auf-

richtige Empfindung waren für die Aufnahme der Werke bestimmend. Die beiden großen Wesenheiten deutscher Kunst: Wahrheit und Dichtung, die im Zeichen Menzels und Boecklins stehen, sind zu ihrem Recht gekommen. Daß Die, so hinter Menzel schreiten und mit scharfem Auge und sicherer Hand die Wirklichkeit für die Kunst erobern wollen, hier nachhaltiger auf den Beschauer wirkten, hatte seinen Grund weniger in der Thatsache, daß von dieser Seite die vorzüglichsten Leistungen in der Ausstellung stammten, als in der allgemeinen Mißstimmung, die die Orgien des Idealismus in den letzten Jahren erregt haben. Man hat auf einmal wieder Gefühl bekommen für die Vorzüge einer getreuen Naturbeobachtung, einer ehrlichen, künstlerischen Arbeit gegenüber den billigen, schlecht gemachten Tiefsinnigkeiten, die bis zuletzt die Situation beherrschten und die Kunst wieder auf ein beklagenswerthes Niveau herunterzuziehen drohten. Die Erkenntniß, daß man sich hat täuschen lassen, giebt den Sympathien und Antipathien eine Stärke, die gelegentlich zu Ungerechtigkeiten verführt. Man verwechselt Führer und Gefolgschaften und läßt Jene entgelten, was Diese verbrochen haben. Dazu kommt freilich, daß auf der Menzel-Seite ein kräftiger, gesunder und selbständiger Nachwuchs vorhanden ist, während die modernen Idealisten fast ohne Ausnahme Nachtreter sind und nicht durch eigene Kraft wirken, sondern von dem Reichthum ihrer Vorbilder zehren. Daß die Wirklichkeitkunst, die zugleich danach strebt, gute Malerei zu bieten, die Führung wieder übernehmen will, geht daraus hervor, daß sie die Tendenz zeigt, den Idealismus auf seinem eigenen Gebiet zu schlagen, und erzählende Bilder produzirt. Man will exemplifiziren, daß der literarische Inhalt eines Gemäldes gute Malerei, die Lösung rein künstlerischer Probleme nicht ausschließt, daß man ohne Schaden für die Kunst an die Stelle der Thatsachen auch Begebenheiten setzen kann. Max Slevogt wagte es mit einem „Verlorenen Sohn" und einem von Temperament strotzenden „Totentanz", Wilhelm Trübner mit einer „Susanna im Bade", Louis Corinth mit einem „Bacchantenzug". Das ist ein gewaltiger Schritt vorwärts, den die realistische Malerei thut; denn er sichert ihr für die Zukunft die Theilnahme des Publikums, das nur aus Mangel an Interesse für die einfachen, natürlichen Erscheinungen die Summe von großer Kunst übersah, die in den Werken der starken Bahnbrecher, der Menzel, Leibl, Liebermann, Trübner, steckt, obgleich es jetzt den Anschein hat, als beginne sich das Verständniß für die Bedeutung dieser Meister auch in weiteren Kreisen zu regen. Die Gegner der Sezession haben ihr zum Vorwurf machen wollen, daß sie auf ältere Arbeiten der großen Wahrheitsucher zurückgegriffen hat; aber es blieb ihr, wollte sie die Grundströmung der jetzt herrschenden Bewegung in der Kunst sichtbar machen, nichts Anderes übrig, als zu zeigen, wie jung und frisch und überzeugend die Werke gerade jener Künstler noch wirken, die der

Idealismus überwunden zu haben glaubte, und wie hoch sie als künstlerische Leistungen über dessen bis vor Kurzem bewunderten Schöpfungen stehen. Wenn die Sezession weiter nichts gethan als dem verständnißvollen Publikum die Möglichkeit gegeben hätte, das Fazit der künstlerischen Evolution im letzten Viertel des Jahrhundertes zu ziehen, so müßte man ihre Existenz als eine Wohlthat preisen; aber sie hat noch andere Verdienste. Sie hat bewiesen, daß eine Ausstellung nicht vieler Tausende von Werken, keiner Gartenkonzerte und keiner Demimonde bedarf, um das kunstfreundliche berliner Publikum anzuziehen. Sie hat, als sie bemüht war, das Beste zusammenzubringen, das gegenwärtig in Deutschland vorhanden ist, die im Erlöschen begriffene Theilnahme des berliner Publikums für die Kunst aufs Neue belebt und damit eine verdienstliche Wirkung auf seinen Geschmack ausgeübt. Es hätte vielleicht Manches anders sein können. Es wäre kein Schaden gewesen, wenn das Sezessionhaus ein Wenig größer gerathen wäre und man dann die Bilder weniger dicht hätte hängen können. Auch ein paar Ueberflüssigkeiten unter den ausgestellten Werken würde man ohne Bedauern vermißt, die berliner Kunst gern etwas eindrucksvoller vertreten gesehen haben. Aber der Gesammteffekt, der Sinn, waren gut; und vor Allem ist der Anfang zu einer energischen Auffrischung und Verbesserung des berliner Ausstellungwesens gemacht.

Die Gerechtigkeit verlangt, zu sagen, daß Liebermann, Leistikow und Frenzel sich um das Zustandekommen dieser für die Zukunft Berlins als Kunststadt so bedeutungvollen Ausstellung die größten Verdienste erworben und in selbstlosester, aufopferungvollster Weise für das Unternehmen gewirkt haben. Es muß ferner gesagt werden, daß nur die sehr rege Theilnahme der münchener Sezessionisten es ermöglicht hat, der Ausstellung diesen aktuellen und interessanten Charakter zu geben. Ob die selben Kräfte im nächsten Jahr wieder zusammenwirken werden, ist, wie alles Zukünftige, fraglich; jedenfalls haben sie darin Vorbildliches geleistet, daß sie den Nachdruck auf die Kunst, nicht allein, wie es von den Veranstaltern der Großen Berliner Kunstausstellung geschieht, auf die Ausstellung legten. Der Erfolg dieser ersten Ausstellung der Berliner Sezession ist der Gesinnungtüchtigkeit ihrer Führer zu danken und den Fehlern, die in Moabit gemacht worden sind. Mögen noch so absprechende Urtheile über sezessionistische Kunst, die es in Wirklichkeit gar nicht giebt, aus kaiserlichem Munde fallen: wenn diese Faktoren erhalten bleiben, ist die Zukunft der Sezession und damit die Sache der Kunst in Berlin gesichert. Von der Großen Berliner Kunstausstellung aber wird man dann ohne Umschweife als von einem staatlich konzessionirten Kunstjahrmarkt sprechen dürfen und sprechen müssen.

Hans Rosenhagen.

# Herbstwehen.

O über die leichtgläubige Hoffnung der Liebenden! So warnt Seneca, der stoische Philosoph, dem sein auf Sensationen allzu erpichter Schüler Nero die Gelegenheit gab, noch im Sterben eben so bewundernswürdig wie im Leben zu doziren. Trotz Stoa und Alter muß der Weise das trügerische Sehnen der Verliebten gekannt haben, die für wahr stets nur Das halten, was sie sich wünschen. Lange genug umfing ein solcher Wahn die Börse und rauher Herbststürme bedurfte es, um die Bethörten aufzurütteln; aber schon fegen sie durch die Lüfte und erschüttern das in süßen Schlummer gelullte Vertrauen und die lächelnde Siegeszuversicht.

Es war ein böser Ultimo, der das letzte Viertel des Jahres einleitete, wenn auch äußerlich keine Zahlungeinstellung die inneren Konvulsionen verrieth. Seit August waren Engagements gelöst worden, um der Versteifung des Geldmarktes rechtzeitig zu begegnen. Vergeblich! Geräuschlos und sicher nahte das Unheil, zuletzt noch durch die Transvaal-Krise verschärft, und als die Reichsbank ihren Status in der dritten Septemberwoche prüfte, war nicht nur ihr steuerfreies Kontingent, das acht Tage vorher noch beinahe dreiundfünfzig Millionen Mark ausgewiesen hatte, verschwunden, sondern sie befand sich darüber hinaus mit mehr als einer halben Million in der Notensteuer. Welche Jammerrufe erhoben sich vor Jahresfrist, als die Bank 360000 Mark Notensteuer zu entrichten hatte; nnd dabei waren damals die Geldverhältnisse, mit den heutigen verglichen, geradezu glänzend. Je mehr der Verkehr gewachsen ist, desto mehr hungrige Kostgänger meldeten sich bei der Reichsbank. Da halfen keine subventionirten Genossenschaftkassen; und lachen konnte nur der Reichsfiskus, der 1895: 224042, 1896: 464801, 1897: 767916 und im Jahre 1898: 1927401 Mark Notensteuer einstrich. Den höchsten Rekord wird aber das laufende Jahr bringen. Wie energisch sich auch die Bankleitung gegen weitere Verkehrserschwerungen stemmen mag, es bleibt nichts mehr übrig, als die Nothbremse anzulegen. Die Bayerische Notenbank ist bereits vorangegangen; die Einreichungen waren zu dringend und so ließ sie die Reichsbank durch die Steigerung des Wechsel- und Lombard-Zinsfußes um ein halbes Prozent hinter sich. Selbst der Privatdiskont hat sich über die offizielle Bankrate erhoben, — hoffentlich nur in Folge des Angebotes von Finanzwechseln, die von den Kassen der Reichsbank ausgeschlossen sind. Selbst in London ist der Privatdiskont auf viereinhalb Prozent gestiegen. Bei uns stellte sich der Satz für Prolongationen trotz vorzeitiger Lösung umfangreicher Hausseverpflichtungen bei der Septemberabwickelung doch bis auf sechsdreiviertel Prozent. Am Abenteuerlichsten sieht es aber in New-York aus, wo für tägliches Geld nicht weniger als vierzig Prozent bewilligt werden mußten. Wir blinzeln scheu zu unseren angelsächsischen Vettern hinüber, deren erstes Finanzinstitut durch die andauernde Erhebung des privaten Wechselsatzes über den offiziellen jede Kontrole des Wechselmarktes eingebüßt hat. Und die Bank von England kam in die Lage, an einzelnen Tagen Gold bis zu

siebenhunderttausend Pfund Sterling an Südafrika und Argentinien, an Malta und Egypten auszugeben, während ihre Eingänge etwa viertausend Pfund Sterling nicht überstiegen. Was ich kürzlich hier voraussagte, ist eingetroffen: die englische Regirung giebt für 1325000 Pfund Sterling Schatzwechsel aus und muß bei einer Zutheilung in sechsmonatlichen Appoints den für die dortigen Verhältnisse abnormen Jahreszinsfuß von dreifünfachtel Prozent zugestehen. Das ist gewiß bedenklich.

Wie übrigens die eisernen Würfel auch fallen mögen, der Börsenspekulation beginnt es zu dämmern, daß auch sie sich auf Entscheidungskämpfe gefaßt zu machen hat. Während der unselige Goldhunger die Schaaren zu der einen oder der anderen Partei treibt, steht der Steuerfiskus unbeweglich da: ihm sind Baisse und Hausse gleich tributpflichtig. Die Periode heftigster Kursschwankungen, an deren Schwelle wir stehen, wird ihm nicht geringeren Gewinn bringen, als bisher die halb dem Gründungeifer, halb dem Kapitalbedürfniß entsprungene Emissionwuth; und wenn das Jahr vollendet ist, wird (gegenüber dem Voranschlag von 28800000 Mark) das Sümmchen von vierzig Millionen aus der Börsensteuer eingegangen sein, — ein bisher unerhörter Betrag. Unsere regirenden Bureaukraten, denen nichts über die Zahl geht, mögen freilich glauben, daß, wenn der Herr Reichsschatzsekretär schmunzle, Alles im Reich zum Besten bestellt sei. Aber wäre es nicht doch besser, wenn fremde, halbbankerotte Staaten den Geldschrank des deutschen Sparers weniger zugänglich fänden, selbst auf die Gefahr hin, daß dann ja auch das Reich um einen großen Theil der Eingänge käme, die es mühelos erhebt? Welches Wort ist stark genug, wenn sich bestätigt, was die Daily Mail behauptet, nämlich, daß Deutschland zusammen mit England dem portugiesischen Staat fünf Millionen Pfund Sterling vorstrecken soll? Was eine Finanzkontrole in der Delagoabai als Garantie werth ist, läßt sich keineswegs übersehen.

Geographisch näher liegen uns die Kalamitäten der schleichenden Finanzkrisis, die seit vier Jahren in Pest herrscht. In den jüngsten Wochen haben sich die Geldverlegenheiten dort bis zum Versuch von Reportkündigungen einzelner Banken gesteigert, die große Selbstexekutionen der pester Spekulation nach sich zogen und den wiener Markt, mit Exekutionen belasteten, denen er sich nicht gewachsen zeigte. Dem ungarischen Staat liegt noch immer der Mißerfolg der Investitionanleihe in den Gliedern; aber statt mit kühnem Entschluß das begangene Versehen wieder gutzumachen und einen Zinsfuß von viereinhalb Prozent, wie er den dortigen Wirthschaftverhältnissen entsprechen würde, für die Staatsanleihen zu normiren, quält man sich mit dreieinhalb Prozent, die Jedermann zurückweist, weiter und kann eben doch nicht der Welt Sand in die Augen streuen. Ungarn muß nun einmal mit der Thatsache rechnen, daß es ein Ackerbaustaat ist, der, wenn Mißernten, Viehseuchen und schlechte agrarische Kreditverhältnisse einige Jahre hindurch wirken, sein finanzielles Gleichgewicht verliert. In Rußland war man klug genug, ausländische Industrielle und ausländisches Industriekapital heranzuziehen und allmählich eine eigene, unabhängige Industrie im Lande zu schaffen. Ungarn zog es vor, Unsummen von Pfandbriefen zu kreiren — natürlich alle mündelsicher — und sie den deutschen Kapitalisten aufzuhängen, die so unvorsichtig waren, zuzugreifen. Hätten sie vorher nur einen Blick in die Portefeuilles österreichisch-ungarischer Banken und Sparkassen werfen können!

Sie sind angefüllt mit Bauwechseln, die keine Aufnahme mehr fanden, so lange sie auch umherirrten, und zahlreiche Bauten stehen heute in unfertigem Zustande da.

Das mag auch für uns ein Menetekel sein. Aus den Kreisen der oberschlesischen Cementindustrie stammt die zuverlässige Nachricht, daß die in letzter Zeit gegründeten Fabriken in Sorge sind, ob ihre Produktion Absatz finden werde. Dabei gehören sie dem Verkaufssyndikat an und sind von diesem eben so wie die alten Unternehmen zu berücksichtigen. Fehlt es heute noch nicht an Aufträgen, so folgt auf das Heute doch ein sehr ungewisses Morgen. Die nächstjährigen Dividendenerklärungen werden keines Kommentares bedürfen. Mißtrauen in die Leistungfähigkeit unserer Fabriken ist zum Glück noch nirgends zu spüren, obgleich die überhastete Produktion triftigen Grund dazu bieten könnte. Vor der Oeffentlichkeit werden natürlich solche bedenklichen Interna nicht erörtert. Nur selten ist eine Verwaltung so aufrichtig, wie die der Annaburger Steingutfabrik. Sie bekannte reuig die Mängel ihrer Fabrikate und beklagte die technischen Fehler, die begangen worden waren; die Aktionäre hörten, staunten, bekamen als Prügelknaben der Verwaltung zehn Prozent Dividende weniger, als sie nach dem Ergebniß des Vorjahres erwartet hatten, und mußten sich schließlich noch gefallen lassen, daß ihr Aktienbesitz bedeutend im Kurse fiel. Auch bei der Harpener Bergbau-Aktiengesellschaft werden die Aktionäre die Sünden der Verwaltung mit einer empfindlichen Dividendenminderung zu entgelten haben. Seit etwa zwei Jahren schon war die Verwaltung ermächtigt, eine Sechsmillionen-Anleihe zu vier Prozent aufzunehmen, machte aber, so günstig die Geldverhältnisse damals lagen, doch von dieser Ermächtigung keinen Gebrauch. Heute läßt sich das Kapitalsbedürfniß nicht länger aufschieben und die Herren finden kein Publikum mehr für ihre Obligationen. Man verzichtet daher auf die hoch hängenden Trauben und will junge Aktien ausgeben, — gleich auf neun Millionen Mark, nachdem man eben erst sechs Millionen zum Erwerb der Zeche „Courl" erhalten hat. Das traf die Börse wie ein Blitz aus heitrem Himmel. Die Aufsichträthe der Gesellschaft jedoch waren sich schon lange über diesen Schritt klar geworden. Es handelte sich darum, wieder einmal im Trüben zu fischen, obgleich „Harpener" ohnehin nicht mehr viel Reputation zu verscherzen haben. Das leitende Bankkonsortium hatte wirklich nichts Angelegentlicheres zu thun gehabt, als durch unablässige Abgaben, die den außen stehenden Kreisen ganz unerklärlich waren, die jungen Aktien herauszufixen. Auch bot sich durch die Kokspreiserhöhungen und die damit zusammenhängenden Käufe eine besondere Gelegenheit, Stücke auf den Markt zu werfen. Für „Courl" müssen die Aktionäre allein in diesem Jahre 11200000 Mark hergeben und wissen nicht, was die Zukunft bringen wird. Blickt man auf die bewegte Vergangenheit der harpener Gesellschaft zurück, so wird man allerdings nichts Gutes ahnen, zumal wenn die Verwaltung fortfährt, die Naivetät der Aktionäre als ihr Potosi auszubeuten.

Lynkeus.

# Notizbuch.

Rofentin, der „diplomatiſche Recherceur", vulgo Vorzimmerſchnüffler der Zeitung La République Indépendante in der guten, bitterböſen Preßſatire L'Enfer von Edouard Conte, pflegt mit triumphirendem Lächeln den Zweiflern zuzurufen: Il y a toujours un homme du jour! Der unſelig im Zeilenlohn Seufzende muß täglich einen Sichtbaren für ſein Blatt ausſchlachten und hat es nicht immer leicht, Den zu entdecken, der gerade „im Mittelpunkt des Intereſſes der öffentlichen Meinung" ſteht. Diesmal könnte es für ihn, wenn er in Deutſchland lebte, kein Zaudern geben. Von wem ſpricht, über wen ſchreibt, wen beſchimpft man ſeit Wochen ſchon an jedem Tag früh und ſpät mit nie ermüdendem Eifer? Wer iſt der Mann, deſſen Name uns aus jeder Zeitungſpalte entgegenſtarrt, häufiger noch als der Chamberlains, Krügers und des auch als Regiſſeur des eigenen Ruhmes unerreichten Nordpolſuchers Nanſen? Es iſt Herr Johannes von Miquel, Excellenz, Ritter des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler. Er iſt an dieſes Treiben gewöhnt, daran gewöhnt, als ein Vogelfreier betrachtet und von der muthigen Meute bebellt zu werden, die hündiſcher Inſtinkt ſicherer leitet als die ſchlaueſte Ueberlegung. Unſeren preußiſchen Demokraten ſteckt ein ſtattliches Vätererbe an Serviliſmus im Blut; ſie wettern an Sonn- und Feiertagen wohl wider angemaßtes Herrenrecht und reaktionäre Standesvorurtheile, in ihres Herzens Schrein lebt aber dennoch die tiefſte Ehrfurcht vor den providentiellen Männern, die nun einmal zum Regiren berufen ſind, und ein nicht minder tiefes Mißtrauen gegen die Parvenus, die ſich ihren Weg aus eigener Kraft gebahnt und den Fuß in den himmelanragenden Machtbereich geſetzt haben. Herr von Miquel — der in dem Herrn Alexander Meyer, dem geſchickten Leitartikelantithetiker der Voſſiſchen Zeitung, einen alten, nie abrüſtenden Feind hat — war ihnen immer ein unheimlicher Gaſt, den ein beinahe abenteuerlich zu nennender, in unſere Tage nüchterner Uniformirung kaum noch paſſender Lebenslauf zu einem unahnbaren Höhepunkt geführt hatte. Das kann kein Staunen erregen. Der heutige Vicepräſident des Staatsminiſteriums im Preußen der Umſturzgeſetze ſchrieb als Jüngling an Karl Marx: „Kommuniſt und Atheiſt, will ich, wie Sie, die Diktatur der Arbeiterklaſſe; meine Mittel wähle ich nach der Zweckmäßigkeit; ich bin bereit, die Grundbedingungen der bürgerlichen Produktion zu vernichten; der partikulare Terrorismus, die lokale Anarchie muß erſtrebt werden. Den individuellen Haß, die Rachluſt des Bauern gegen den Wucher, die Erbitterung des Tagelöhners gegen den Herrn muß man ausbeuten; die revolutionäre Wuth muß auf die Spitze getrieben werden." Der Mann, der von allen ſeinen excellenten Kollegen heute den agrariſchen Wünſchen die größte Geneigtheit zeigt, ſaß früher im Vorſtande der Diskontogeſellſchaft. Dieſe Thatſachen genügten, um ihn verdächtig zu machen. Und es nützt auch nicht, wenn geſagt wird: Er iſt älter geworden, reifer, klarer, kälter und klüger, hat, wahrſcheinlich wehmüthig lächelnd, von dem demokratiſchen Ideal holder Jugendeſelei Abſchied genommen, mit Realitäten rechnen gelernt und allgemach eingeſehen, daß man der organiſch gewordenen Weſenheit eines Staates nicht mit Knüppeln, Senſen und Heugabeln beikommen kann; er hat auch erkannt, daß es für Preußen, wie es wurde und iſt, noch wichtigere Intereſſen giebt als Das, den Großbanken und Großhändlern gute Profite zu ſichern. Einerlei: Die Menge will gradlinige „Charaktere," will Männer, die, nach Barthélémys feinem Wort, dumm genug ſind, nie

ihre Meinung zu ändern; und die unbelehrbare Thorheit unserer Wald- und Wiesenliberalen, von deren rückständigen Dogmen er sich abgewandt hat, kann ihm die Sinnesänderung nicht verzeihen. Jetzt hat er außerdem noch die Partei der politisch organisirten Katholiken gegen sich, bei der er früher sehr beliebt war, deren Führer, Herr Dr. Lieber, ihm nun aber Fehde angesagt hat. Die Vorwürfe, die gegen ihn erhoben werden, sind mannichfach. Erstens soll er kein begeisterter Freund des Kanalplanes sein, von dessen Gelingen plötzlich das Heil Preußens abhängen soll, und es wird ihm nachgesagt, er habe dem Kaiser abgerathen, in Dortmund das monarchische Ansehen allzu stark für den Mittellandkanal einzusetzen. Der Rath wäre gut gewesen, denn daß es nicht nützlich, für die monarchische Entwickelung nicht vortheilhaft ist, den König mit der Propaganda für Maßregeln zu bebürden, deren Durchführung er, weil sie von anderen Machtfaktoren mitzubestimmen ist, nicht verbürgen kann, daß es sich heutzutage überhaupt nicht mehr empfiehlt, den Träger der Krone stets ins Vordertreffen des politischen Kampfes zu drängen, sieht nachgerade wohl jeder Verständige ein. Und wenn Herr von Miquel auch die Schattenseiten des Kanalplanes erkennt, die Gefahren der Begünstigung eines einzigen Industriebezirkes auf Kosten der anderen, der gesteigerten Landarbeiternoth und der verringerten Eisenbahneinnahmen, so steht er auf dem Standpunkt der Hansastädte und des Freiherrn von Stumm, die bisher doch zu den „Ordnungparteien" gerechnet wurden. Was für den Kanal zu sagen war, hat Herr von Miquel im Abgeordnetenhause gesagt. Aber — Das ist der zweite Vorwurf — er hat geduldet, daß der Freiherr von Zedlitz und Neukirch, den er zum Präsidenten der Seehandlung gemacht haben soll, für die „Post" und ähnliche Blätter Artikel gegen den Kanalplan schrieb. Ja, — ist der Freiherr von Zedlitz, der zu den Führern der freikonservativen Partei gehört, denn ein Kuli, dem der Finanzminister als Journalisten Pensum, Thema und Tendenz vorschreibt? Und können Leute, die sich für „liberal" ausgeben, wirklich wünschen, daß preußische Beamte, wie Tschinowniks des Zarenreiches, jeden Plan und jedes Plänchen der Regirung auch mit ihrer Feder unterstützen? Wenn die Kollegen des Finanzministers so schwach und so stimmlos sind, daß sie sich einen Seehandlungpräsidenten aufschwatzen lassen, weil Herr von Miquel einen Günstling gut unterbringen will, dann ist solcher Zustand sicher schlimm; einstweilen müssen wir annehmen, daß der Freiherr von Zedlitz allen Ministern ein für den freien Posten geeigneter Kandidat schien und daß sie ihn deshalb dem König zur Ernennung vorschlugen. Dadurch, daß dieser Beförderte kein Kanalfreund ist, kann seine Fähigkeit nicht verringert sein; denn trotzdem beide Namen an Wasser erinnern, hat der Mittellandkanal nicht das Geringste mit der Seehandlung zu schaffen. Es ist gut, wenn erfahrene Leute von weitem Gesichtskreis, Leute, die in verschiedenen Verwaltungzweigen den Dienst und die Bedürfnisse kennen gelernt haben, für Zeitungen schreiben, und noch viel besser, wenn sie in dieser Thätigkeit nicht auf ministerielle Weisungen zu horchen brauchen. Der Freiherr von Zedlitz hat auch früher schon einzelne gouvernementale Pläne bekämpft; im Allgemeinen aber — Das müssen Die sogar zugeben, denen seine Persönlichkeit als Politiker und Journalist nicht sympathisch ist — darf jeder Minister ihn zu den „Staat Erhaltenden" zählen. Dritter Vorwurf: Herr von Miquel ist nicht entschlossen, alle Breitseiten der staatlichen Gewalt zu einem Feuergefecht gegen die Konservativen zu benutzen, und ein gutes Verhältniß zwischen der Regirung und den „Junkern" scheint ihm nützlicher als ein Zustand, der die parlamentarische Herrschaft des Centrums im protestantischen Preußen sichern

müßte. Nun mag man die „Junker" als allen Unheils Väter haſſen: glaubt irgend ein nicht zur Entmündigung reifer Menſch, daß eine preußiſche Politik, wie ſie den Hohenzollerntraditionen entſpricht und zweifellos vom jetzigen Kaiſer und König gewünſcht wird, ohne die Konſervativen möglich iſt? Auf wen ſoll ſich denn eine Regirung ſtützen, die ein abgeſchloſſenes Hofleben alten Stils, einen zu prunkvoller Repräſentation fähigen Hochadel, ein ſtarkes, disziplinirtes Heer mit vornehmen Führern und die ganze Mandarinenhierarchie erhalten will und der nebenbei noch die Aufgabe geſtellt wird, beſtändig gegen den „Umſturz" zu kämpfen? Herr von Miquel iſt ja alt und zu vielerfahren, um nicht zu wiſſen, daß kein Kanal für Preußen ſo wichtig ſein kann, wie die Gewißheit, die Granden ſtets frohen Sinnes um den Thron geſchaart zu ſehen . . . Die Zahl der Vorwürfe iſt damit noch nicht erſchöpft; ſie ſind zum größten Theil leicht zu widerlegen, wenn man ſich nur die Mühe giebt, aus dem Empfinden eines Mannes zu urtheilen, der nicht der eigenen Ueberzeugung, ſondern einem Loſungwort gehorcht. Hier iſt die Stelle, wo Herr von Miquel ſterblich erſcheint. Ein Miniſter, der auf den Ruhm eines ſelbſtändigen Politikers Anſpruch macht, muß eine perſönliche, klar erkennbare Weltanſchauung haben; er darf ſich nicht in ſein Reſſort zurückziehen und für den allgemeinen Gang der politiſchen Entwickelung im Privatgeſpräch die Verantwortung ablehnen, darf nicht „Alles mitmachen". Den Freunden, die ihn im Kaſtanienwäldchen beſuchten, pflegte der Finanzminiſter früher zu ſagen: „Da ſteht mein Stock, da hängt Rock und Hut, — ich bin ſtets und ſtündlich zum Gehen bereit!" Aber er blieb, obwohl ihm ſicherlich weder der Caprivismus noch die Boettcherei gefiel, die er durch die Unterzeichnung des berühmten Atteſtes doch ſtützte, und obwohl er, der über die Wohnungreform und andere ſoziale Probleme werthvolle Studien gemacht hatte, an dem greiſenhaften Verfall aller ſozialen Arbeit keine Freude haben konnte. Reizt auch dieſen Skeptiker wirklich der Schein einer Macht, deren Beſitz der Handelsvertragsgraf einſt „ſüß" nannte? Oder handelt es ſich um die Furcht eines Greiſes, mit der Berufsthätigkeit auch den Reſt der Lebenskraft zu verlieren? Die Hetze, die jetzt wider ihn wüthet, iſt jedenfalls ekelhaft. Herr von Miquel überragt ſeine Kollegen um Haupteslänge; er iſt unter ihnen der einzige Politiker großen Stils, der einzige ſtaatsmänniſche Geiſt, dem Talent und gründliche Bildung mindeſtens die Möglichkeit böten, den drängenden Fragen unſerer Zeit die Antwort zu finden. Seine Steuerreform lobt ihren Schöpfer; was er für die Geſundung der preußiſchen Finanzen gethan hat, würde ausreichen, ſeinem Namen in der Geſchichte des Zollernſtaates ein dauerndes Andenken zu ſichern; auch der Grundgedanke ſeines Reichsfinanzreformplanes wird von der Zeit und der Nothwendigkeit durchgeſetzt werden. Er iſt ein guter Verwalter und an ihn wenden ſich Alle, die an keiner anderen Stelle in Preußen für ihre Wünſche Verſtändniß finden. Er hat als Einziger die Pflicht erkannt, den wirthſchaftlich und national bedrohten Oſtprovinzen außerordentliche Hilfsmittel zuzuwenden, und hat, mehr als irgend ein Anderer, für eine anſehnliche Faſſade der preußiſchen Politik geſorgt. Er iſt kein Jüngling mehr und der beſte Theil ſeiner produktiven Kraft ſcheint verbraucht. Wer ihn jetzt aber dem Zorn des Königs denunzirt, Der vergißt doch, was gerade dem König dieſer Mann mit ſeiner geſchmeidigen Verſatilität geleiſtet hat. Das Regiren würde in Preußen durch den Abgang des Herrn von Miquel nicht erleichtert werden. Die Gegenſätze würden erſt dann in ihrer Schroffheit deutlich zu ſehen ſein. Und man würde merken, daß der Verhaßte mehr war als ein homme du jour und

daß er, weil er Etwas konnte, ohne Ermatten von dem Geſudel der Kleinen verdächtigt, beſchimpft und verleumdet wurde, die nur mit Ihresgleichen zu thun haben wollen und ſofort wüthend werden, wenn eine überlegene Intelligenz, die das ſchlaue Mächlerſpiel durchſchaut und durchkreuzt, ihnen entgegentritt.

* * *

Paralipomena zur Affaire:

I. Aus dem Figaro, dem Hauptdreyfusblatt, vom ſechzehnten Auguſt 1899: „Man braucht nur eine Viertelſtunde lang die Richter (in Rennes) beobachtet zu haben, um an ihre Gewiſſenhaftigkeit, Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit zu glauben und um ſicher zu ſein, daß ſie gutes, geſundes Recht ſprechen werden".

II. Aus einem Brief des Oberſten Schneider, des früheren öſterreichiſchen Militärattachés in Paris: „Ich glaube, trotzdem die Militärattachés Deutſchlands und Italiens ſeit einem Jahr in allen Salons erzählen, Dreyfus ſei nicht der Verräther, daß Dreyfus mit den geheimen deutſchen Bureaux in Straßburg und Brüſſel in Verbindung ſtand."

III. Aus der Zeugenausſage des Miniſterialſekretärs Paléologue vor dem Kaſſationhof (Enquête de la Cour de cassation, I, 392) erfahren wir, der Deutſche Botſchafter Graf Münſter habe am ſiebenzehnten November 1897 Herrn Hanotaux, den Miniſter des Auswärtigen, beſucht und ihm erklärt, er habe „noch nie von Eſterhazy reden gehört." Aus der Zeugenausſage des ſelben Herrn Paléologue vor dem Kriegsgericht in Rennes erfahren wir, im Frühjahr 1899 habe der jetzige Fürſt zu Münſter Herrn Delcaſſé, dem Miniſter des Auswärtigen, mitgetheilt, der Deutſche Militärbevollmächtigte Oberſt Schwartzkoppen habe an Eſterhazy zahlreiche Rohrpoſtbriefe geſchrieben.

IV. Im Reichsanzeiger wurde am vorletzten Tage des Dreyfusprozeſſes amtlich verkündet, der Deutſche Botſchafter habe im Auftrag des Kaiſers ſchon im Januar 1895 Herrn Caſimir-Périer, dem Präſidenten der Republik, geſagt, Deutſchland habe zu Dreyfus nie Beziehungen gehabt. Als Herr Caſimir-Périer vor der Strafkammer des Kaſſationhofes gefragt wurde, ob der Deutſche Botſchafter ihm je geſagt habe, Deutſchland habe zu Dreyfus nie Beziehungen gehabt, antwortete er unter ſeinem Zeugeneid (Enquête, I, 330): „Ein ſolche Erklärung iſt nicht abgegeben worden."

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 14. Oktober 1899.

# Minenkrieg.

Mine: so nennt die Sprache der Technik ein unter der Erdoberfläche schlummerndes Erz- oder Steinlager, dessen Ausbeutung Gewinn verheißt. Die moderne Strategie nennt Mine eine verborgene Sprengstoffmenge, die, sobald sie zur Explosion gebracht wird, ihre Umgebung zerstören muß. Im Börsenjargon bezeichnet das schon den altgriechischen Kapitalisten geläufige Wort eine Gruppe von Spekulanten, die „auf der selben Seite liegen;“ sie sind Mineure, wenn sie à la hausse, und Contremineure, wenn sie à la baisse spekuliren. In jeder dieser verschiedenen und doch so verwandten Bedeutungen ist der Feldzug, den England jetzt gegen die Südafrikanische Republik, den bis 1884 Transvaal genannten Freistaat der holländischen Buren, führt, ein Minenkrieg. Es ist ein Krieg um die Goldminen des Witwatersrand und der Barberton-Felder. Er wird seit Monaten mit den Börsenwaffen der Haussiers und Baissiers geführt; und die dem flüchtigen Blick unverständliche Thatsache, daß ein militärischer Zusammenstoß immer wieder verzögert wird, ist nicht nur aus dem Wunsch der Briten, eine möglichst starke Truppenmacht an der Grenze des Gegners zusammenzuziehen, sondern auch aus der beide Lager beherrschenden bangen Sorge zu erklären, wie die Vorbereitung zum blutigen Strauß auf die Kurse des Minenmarktes wirken wird. Die Stollen, Minenherde und Schleppschachte sind schlau angelegt; man hat eben, seit in einer primitiven Form des Minenkrieges die Römer Veji eroberten, Allerlei gelernt: man hat das Dynamit und die Börsenpresse erfunden. So wird jetzt denn eifrig die beschwichtigende Versicherung ausposaunt, die Goldsharesbesitzer hätten von den südafrikanischen Wirren nichts zu fürchten, weil einem etwa eintretenden Niedergang der Minen-

induſtrie und der Kurſe bald ein rieſiger Boom folgen müſſe. Einen ſolchen Boom möchte natürlich Jeder gern mitgenießen; und wenn die Furcht, es bis dahin nicht aushalten zu können, da oder dort die Schwachen zum Abſtoßen der Shares treiben ſollte, ſo werden „ſtarke Hände" bereit ſein, das frei gewordene Material ſchleunigſt aufzukaufen und bis zum Anbruch hellerer Tage in den Geldſchrank zu legen. Es handelt ſich um eine Induſtrie, die in den kaum ſechzehn Jahren ihres Blühens auf die Währungpolitik und die Beſitzverhältniſſe der größten Reiche eine ungeahnte Wirkung geübt hat. Die Gewinne aus der Gegend des Witwatersrand haben den Mutterboden der engliſchen Gentry gründlich umgepflügt: Familien, die vor zehn Jahren noch als ſehr reich galten, ſind in den Hintergrund gerückt und können ſich neben dem Glanz der neuen Pfundmillionäre gar nicht mehr ſehen laſſen; Herr Alfred Beit, der in den achtziger Jahren als halb verlorener Sohn von Hamburg nach Afrika ging, hat heute ein größeres Einkommen als der londoner Rothſchild; und dieſer ſchnelle Siegeslauf eines pfiffigen Waghalſes iſt durchaus nicht vereinzelt. Man kennt die Indigeſtionen, die Frankreichs Kapitaliſten und kleine Rentner ſich durch die Ueberfütterung mit Minenaktien zugezogen haben, und zeigt in Berlin und Hamburg mit dem Finger auf die Leute, die, weil ſie rechtzeitig dans le mouvement waren, Millionenprofite einſtreichen konnten. Und dabei iſt die Zeit noch nicht allzu fern, wo man die ganze Sache für Schwindel hielt, die Gerüchte von rieſigen Goldfunden belächelte und in den Transvaal-Shares eine neue Auflage der Miſſiſſipi-Aktien Laws ſah ... Das Alles muß man ſich ins Gedächtniß zurückrufen, um das Intereſſe zu begreifen, das in allen Ländern der weſtlichen Menſchenwelt dieſem Minenkrieg entgegengebracht, und die Spannung, womit überall die Nachricht erwartet wird, ob die Zündſchnur ſchon in Bewegung geſetzt worden iſt, um in der Kammer die Exploſion zu bewirken.

Vielleicht iſt, wenn dieſe Zeilen geleſen werden, der erſte Schuß ſchon gefallen; vielleicht geht es auch noch einmal unblutig ab. Zu vermeiden iſt dieſer Krieg nicht und der kluge Gabriel Hanotaux, einer der feinſten Köpfe, die ſich in Europa jetzt mit der groben politiſchen Arbeit beſchäftigen, hatte Recht, als er neulich ſagte, auch ohne Krügers eigenſinnige Zähigkeit und ohne die rückſichtloſe Brutalität der Herren Rhodes und Chamberlain würden die Verhältniſſe zur Entſcheidung auf dem Schlachtfelde drängen. Das Reich der Königin und Kaiſerin Viktoria iſt das größte, das die uns bekannte Weltgeſchichte je ſah; es iſt dreimal größer als Europa, umfaßt den fünften Theil der Erdoberfläche und zählt ein Viertel der Menſchheit zu ſeinen Bürgern.

In dieſer ungeheuren Machtſtellung ſehen die Briten, die nie unter der Beſcheidenheit der Lumpen litten, nur den Ausdruck eines ihren politiſchen Tugenden entſprechenden Erfolges. Was Auguſtinus von den Römern ſagte, ſagt oder denkt jeder echte Sohn Albions von dem Weltreich der Briten: die Vorſehung habe ſie zur Herrſchaft über die Menſchheit berufen, um ihre hohe Weisheit, ihre unbeirrte Beharrlichkeit und ſtraffe Selbſtzucht zu belohnen. Darf man ſich wundern, wenn ein ſo ſtarkes und ſo ſtolzes Volk, dem die Imperial Federation League und die Vorkämpfer des Greater Britain neue Ziele gezeigt haben, den zähen Widerſtand eines kleinen und rückſtändigen Bauernſtammes nicht gelaſſen hinnehmen mag? Alles Gerede über das Wahlrecht der uitlanders und über die Nothwendigkeit wirthſchaftlicher und ſozialer Reformen in der Südafrikaniſchen Republik iſt ein leicht zu durchſchauender Vorwand. England will von Capetown bis Kairo unumſchränkt herrſchen. Deutſchland hat es ohne beſondere Mühe dupirt; Frankreich iſt aus Egypten verdrängt und bei Faſchoda gedemüthigt worden; Italien iſt keine Großmacht mehr und zu jeder expanſiven Politik einſtweilen unfähig; und mit dem ſchlecht verwalteten Kongoſtaat wird man ſich über kurz oder lang abfinden können. Das Preſtige des angelſächſiſchen Herrenvolkes wäre, nicht nur im Süden Afrikas, empfindlich geſchädigt, wenn es ihm nicht gelänge, den kleinen Stamm der Buren zu beugen. Dieſer Stamm hat die Eigenſchaften, die unſer Zeitungſprachgebrauch „reaktionär" nennt. Die Weinburen, Kornburen, Trekburen, Viehburen ſind Leute, die ſich auf ihren Geſchäftsvortheil ſehr gut verſtehen, von moderner Entwickelung und ſolchem Teufelszeug aber nichts wiſſen wollen und denen es gar nicht behaglich iſt, die in anderen Ländern geſcheiterten Exiſtenzen in ihre Gemeinſchaft aufzunehmen und Spekulanten und Spielern Bürgerrechte zu gewähren. Dieſer Drang, ſich abzuſchließen, nach altväteriſcher Weiſe zu leben und von der neumodiſchen Wandlung nur den klingenden Profit einzuheimſen, hat zu offenbarer Ungerechtigkeit geführt; denn die Fremden, die für den Wohlſtand des Landes ſo viel gethan haben, können auch die Rechtsſtellung vollbürtiger Bürger beanſpruchen. Und der Zorn über ſolche thörichte Ungerechtigkeit, die zwar aus den Galavorſtellungen des londoner Kafferncirkus Nutzen zieht, daheim aber die Sitten und Unſitten einer bäueriſchen Oligarchie verewigen möchte, würde ſich noch viel derber und deutlicher äußern, wenn die Engländer ſich nicht durch ihre hochmüthige Haltung von Kapſtadt bis Kairo verhaßt gemacht hätten. Heute ſteht nicht nur das ganze holländiſche Element, ſondern auch faſt die geſammte deutſche, franzöſiſche und iriſche Bevölkerung Süd-

afrikas zu den Buren; es ist nicht undenkbar, daß ein Theil der Eingeborenen mit dem Holländerbund gemeinsame Sache machen wird, und man hofft in Pretoria, die Siegestage von Laings-Nek, Ingogo und Majuba erneuern zu können. Aber auch diese Siege brachten schließlich nur einen Waffenstillstand, der Minenkrieg brach bald danach wieder aus und auf die Länge werden die tapferen Buren sich der britischen Uebermacht nicht erwehren können, — wenn ihnen Europa nicht Hilfe leistet. Das wissen die Manager der englischen Politik; und deshalb wäre es wunderbar, wenn sie die Entscheidung noch weiter hinausschieben würden.

Denn eine eben so günstige Stunde können sie kaum wieder finden. Auf dem europäischen Festlande zweifelt kein Mensch daran, daß es sich um einen Akt frecher Gewaltthätigkeit handelt, um einen Raubzug, der selbst in der englischen Geschichte beinahe beispiellos dasteht. Die braven Briten, die immer für die Ideale der höchsten Sittlichkeit und Humanität erglühen, wenn irgendwo einem unschuldig Scheinenden ein Haar gekrümmt wird, waren in der Wahl ihrer Mittel nie wählerisch; der cant hat ihnen stets das Gewissen ersetzt. Die Art aber, wie sie jetzt den Beutezug vorbereiten, wie sie die einfachsten Satzungen des Völkerrechtes verletzt haben, geht doch sogar über das bei ihnen gewohnte Maß beträchtlich hinaus. Wir haben seit dem Abenteuer von Kiautschou — dessen Folgen uns noch zu schaffen machen werden — nicht mehr das Recht, uns stolz in die Brust zu werfen; und wir wissen längst, daß, nach dem darwinischen Gesetz, auch im Leben der Völker nur der Streit herrscht und die Stärke siegt. Doch so ganz ist die neue Sittlichkeitlehre des struggle for life noch nicht Eigenthum des Europäers geworden, daß er den Ekel an dem Schauspiel unterdrücken könnte, das britische Heuchelei und Raubgier jetzt bieten. Freilich: die Mineninduſtrie wird, wenn die Engländer Herren in Südafrika sind, sicher einen außerordentlichen „Aufschwung" erleben, — und diese Hoffnung übertönt im Sinn der europäischen Großbourgeoisie jede moralische Mahnung. Aber giebt es für große Reiche nicht Erwägungen, die wichtiger sind als die Spekulantenwünsche unserer Argentarier, denen der gleißende Geldschleier das Wesen der Dinge verhüllt? Und muß es, nach all den tönenden Worten, die über die Nothwendigkeit einer deutschen Weltpolitik gesprochen worden sind, für Zeit und Ewigkeit dabei bleiben, daß von allen Staaten Europas — Rußland gehört ja nur dem Namen nach dazu — einzig und allein England eine Expansionpolitik großen Stils treibt? England hat sich während der letzten Jahre die profitlichsten Plätze in China gesichert, die Sympathien der Nordamerikaner gewonnen und, ohne viel Lärm davon zu machen, das

Riesenreich des Sudans erobert, das seiner Herrschaft über Egypten für unabsehbare Zeit Dauer verbürgt; bald werden alle werthvollen Theile Afrikas englischer Besitz sein. Wer will sich dem britischen Leuen auf seinem Raubpfad entgegenstellen? Der Weiße Zar ist durch eine im Geist Albions erzogene Prinzessin zu utopischen Weltfriedenstendenzen gestimmt worden und kann jetzt, nach dem haager Gerontengeschwätz, nicht das Schwert ziehen. Frankreich wird Jahre brauchen, um sich von den Nachwirkungen des besonders geschäftig von England geschürten Dreyfusskandals zu erholen; es kann, mit seiner alljährlich verminderten Bevölkerungziffer, seinen Weltausstellungsorgen und inneren Wirren, nicht daran denken, allein gegen Großbritannien einen Krieg zu führen. Und das Deutsche Reich, dessen Aufgabe, so weit es sachliche Politik treiben wollte, doch selbst dem Kurzsichtigen klar erkennbar war? Das Deutsche Reich hat gehandelt, wie es nach Englands Wunsch handeln mußte; es hat mit dem Türkensultan und mit dem Fürsten des Lupanars von Monaco Freundschaftbande geknüpft, in China ein paar Syndikaten die Gelegenheit zu einträglichen Gründungen verschafft, das verschlissene Banner des seligen Dreibundes spazieren geführt, humane Kundgebungen für Herrn Dreyfus veranstaltet, sich für schweres Geld die von allen Anderen verschmähte Last der Karolinen und Marianen aufgebürdet und mit England einen Vertrag abgeschlossen, dessen lähmende Wirkung schon vor Samoa sichtbar wurde und in dem südafrikanischen Zwist noch deutlicher hervortreten wird. Am dritten Januar 1896 waren, nach dem Wortlaut des kaiserlichen Telegrammes an den Präsidenten Krüger, die Buren eine „befreundete Macht", als deren Recht es bezeichnet wurde, „die Unabhängigkeit des Landes gegen Angriffe von außen zu wahren." Damals wurde der Deutsche Kaiser in allen Meetings, Zeitungen und Rauchtheatern des Vereinigten Königreiches von Großbritannien beschimpft und verhöhnt. Dann kam Herr Cecil Rhodes nach Berlin, hielt im Reiseanzug dem Kaiser Vortrag, erzählte öffentlich, der Monarch habe das nach Transvaal gesandte Telegramm als auf falschen Informationen beruhend hingestellt, — und nun läßt man die Buren Buren sein und nächstens werden wir lesen, mit welchem Jubel Wilhelm der Zweite von den Briten begrüßt worden ist. Eine ehrliche Geschichtschreibung wird später diese merkwürdigen Wandlungen vielleicht erklären können. Das ist den jetzt Lebenden unmöglich gemacht. Wer aber im Angesicht solcher Thatsachen an den niedlichen Feuilletons des Grafen Bülow noch immer Vergnügen empfindet, Der ist — wenn er nicht etwa durch gehäuftes Lob eines „Maßgebenden" ein Aemtchen erschmeicheln will — um seines Herzens Einfalt zu beneiden.

# Schlaf und Traum.

II.*)

Wenn es richtig ist, daß im Schlaf alle diejenigen Saiten unseres Seelenorganes, deren Sinneswurzeln wie Polypenarme in die Außenwelt greifen, im Pianissimo e con sordino der Hemmung, also fast tonlos, schwingen, wenn es also vorwiegend das Bewußtsein der Stellung des Ich in der umgebenden Welt der Realitäten ist, das aus der Reihe psychischer Bewegungen im Schlafe entfällt, so ist es begreiflich, daß alle noch in der übrigen Sphäre der Seele schwebenden Gestalten im luftigen Reich der Phantasie ihren Reigen führen müssen. Schon wenn im Wachen Jemand die Neigung hat, ein deutscher Professor zu werden, d. h. sein Auge nach innen kehrt und sich nicht entschließen kann, Rinnsteine, Laternenpfähle und Mitmenschen für Realitäten zu halten, wenn Dichter und Denker uns begegnen, das Auge für den Glanz der Ferne eingestellt und die ganze Energie gleichsam zum Wachedienst für das ewige Feuer der Vestalin nach innen gepreßt, so sagen wir ja wie Josephs Brüder: „Seht, da kommt der Träumer!" Die Seele hat eben zwei große Orgelregisterzüge: „Real" und „Ideal", die, gleichzeitig gezogen, leider nie recht mit einander Harmonien geben, so schön sie, jedes einzeln gespielt, die Symphonie des Daseins färben. Wenn die mehr oder minder ausgeprägte Schnelligkeit der Leitunganschlüsse im Gehirn die Temperamente ausmacht, wenn die unwillkürliche Zähigkeit der Willensimpulse, die Unhemmbarkeit von Vorstellen und Willen den Charakter bestimmt, so scheidet das Register „Gemüth und Phantasie" unser Innenleben noch viel deutlicher von jener andern Fähigkeit, durch die Welt zu kommen, jener festen Orientirung- und Anpassungskraft für die Umgebung. Hat doch unstreitig die halb unbewußte Thätigkeit des Künstlers, das Versinken der Welt um ihn her, durchaus etwas dem Traumleben Verwandtes, trotzdem gerade auf den echten Künstler die Realitäten des Lebens erst recht intensiv wirken, weil er eben sie alle in tief innerlichem, ideellem Zusammenhang sieht, gleichsam durchglüht von dem Lichte seiner inneren Wahrhaftigkeit. Alles, auch das Kleinste, das er erblickt, dünkt ihn ein Beweisstück für die Idee einer Schönheit, die durch ihn Gestalt gewann. Die Welt und ihre Erscheinungen bieten ihm immer neue und mit verwundert lebhaften Kinderaugen betrachtete Bestätigungen seines inneren Traumes. Wenn aber auch die von Musen nie geküßte Stirn eines Bankiers im Wachen keine anderen Bestätigungen seiner Idee sucht, als daß gerade seine Aktien steigen, seine Gruben prosperiren: der Schlaf und Traum macht ihn dennoch zum

*) S. „Zukunft" vom siebenten Oktober 1899.

Dichter, er löst ihn sanft von seinen begehrlichen Sinnen, und wenn er nun dennoch träumt von Dividenden, Giro und Diskont, so verlegt er immerhin den Schauplatz seiner Sehnsucht und seines Bangens auf eine Bühne, die die Welt bedeutet, sie aber doch nicht ist. Wie aber ist es überhaupt möglich, daß vor unserem Traumesblick ein Tausendmarkschein, ein Himmel, ein Haus, ein Pferd erscheint, wenn doch die Sinne, die diese Realitäten übermitteln, in Hemmung sind? Nun, die Halluzination, die Vorstellung, die Erinnerung, der Traum, wären nicht denkbar, wenn nicht die Nervenbahnen sämmtlich auch in umgekehrter Richtung schwingen könnten, wie Das die Physiologie unwiderleglich festgestellt hat. Wenn mein Auge mir Licht und Schatten in einer Schwingungfigur übermittelt hat, deren Reiz im Gehirn in unserem Sprachcentrum den konventionellen Begriff „Pferd" auslöst, so kann umgekehrt das Sprachcentrum in allen betheiligten Gruppenganglien bis rückwärts zum Auge erzitternd ein sehr lebhaftes Bild Dessen, was wir „Pferd" zu nennen überein gekommen sind, unserer Phantasie in voller Treue zutragen. Ja, wie bei den Halluzinationen im Traume, kann selbst bei offenen Augen, beim Halbwachen, die Realität der Umgebung ungestört zum Gehirne geleitet werden, so daß wir schwören können, wir sind im Bett; wir wachen, — und dennoch erregt die gestörte und verwirkte Traummechanik von rückwärts her erzitternd den Alb, „den Mann da vor meinem Bette", mit grauenerregender Deutlichkeit. So ist es mit allen halluzinatorischen Wahrnehmungen, die die Logik nur trüben und erschrecken, wenn sie in blitzschnellem Wechsel mit realeren Wahnehmungen für wenige Sekunden hin- und herschwanken, die aber natürlich die Logik des Wahnsinns bilden, wenn sie dauernd sind oder immer wiederkehren. Dann verliert die Kritik ihre einzige sichere Stütze, die Intaktheit der Sinneswahrnehmungen, und das Reich der kranken Phantasie beginnt. Wenn ich nicht mehr die Fähigkeit habe, die rückwärts schwingenden Bilder meiner Phantasie und ihren Abstand von der Wirklichkeit am Maßstab meiner gesunden Sinne zu messen, so weht meine Logik in den Lüften, wie ein Sommerfaden, der sich hoch in den Pappeln gefangen hat. Da nun im Schlafe die Sinnescentren gehemmt sind, die Sinnesbahnen aber leiten, wie wir gesehen haben, so prallt der Reiz der uns umgebenden Welt in allen Formen, vom Knarren der Thür und vom Bellen des Hundes bis zum Donner des Gewitters an die Pforte der geschlossenen Sinneswelt, und wenn er nicht stark genug war, sie zu öffnen, die Hemmung zu überwinden, wodurch wir wach würden, so springt er nach dem Gesetze von der Erhaltung der Kraft in der Richtung des geringsten Widerstandes von der Schwelle unseres realen Bewußtseins ab, wie eine Billardkugel von der Bande. Da diese Reize aber in jeder spezifischen Ganglienschicht in andere Empfindungskräfte umgesetzt (trans-

formirt) werden, so klettert mit ihnen gleichsam eine Schaar von Wichtelmännchen über die Hecken der benachbarten Sinneswohnung in den Palast der Phantasie. So wird ein Geräusch, der Druck der Bettdecke, ein Luftzug, ja, ein überfüllter Magen, ein Schnupfen, ein Katarrh, ein Blutdrang in irgend welcher Richtung zum Motiv eines Traumes, gleichsam zum Thema von allerhand Variationen und Spinnerliedchen im nicht gehemmten Seelengebiet, — oft unter phantastischer Vergrößerung der wahrgenommenen Reize. Das Klappen des Fensters wird zum Schuß, das Rücken eines Stuhles zum Donner. Da das Gefühl meiner Persönlichkeit, mein „Ich"-Bewußtsein gar nicht direkt mehr abhängt von meinen Sinneswahrnehmungen (cogito, ergo sum), sondern bis tief in die unterbewußten Schichten hinabreicht, bis zu jenen Wurzeln, die schon im Daseinskampfe meiner Ahnen auch für mein individuelles Leben generell festgelegt und mitgeboren wurden, so ist verständlich, daß der Persönlichkeitbegriff mit allen möglichen halluzinatorischen Traumbildern verknüpft werden kann: man fühlt sich und sieht sich doch in anderer Form, sogar als Thier in anderer Gestalt, als Leiche aufgebahrt, als König oder Bettler, als Engel oder Teufel. Das doppelte Bewußtsein erklärt sich leicht aus dieser wechselnden Hemmung im Gebiet realer oder phantasiegemäßer Seelenerregungen. Man hat im Traum durch phantasiegemäße Assoziationen vom Ich mit Muskelgefühlen und dunklen Sehnsuchtrichtungen Fähigkeiten, die uns fliegen lassen, schwebend durch den Aether und die Fluth, die uns Probleme spielend lösen lassen, an denen wir uns wach fast den Kopf zerbrachen. Aber es ist ein Gaukelspiel; denn sobald wir wach sind, löst sich die neue Kunst, die Problemlösung, die nur vorhanden war, weil unsere Logik ohne Sinne, ohne die Elle der Kritik arbeitete, in Dunst auf, wenn die geschlossene Barriere der Schlafhemmung in die Höhe steigt.

Man kann aber doch die Möglichkeit nicht ganz bestreiten, daß manche Menschen Verse, Lösungen von Räthseln, Pläne u. s. w. schon unmittelbar so niedergeschrieben haben, wie sie es im Traume geschaut zu haben glaubten; denn es ist ja keine Frage, daß der Traum Erinnerungen hinterläßt, wenn auch die Dichter, die also beginnen: „Mir träumte einst, ich sei ein großer König", gelegentlich wohl ein Wenig flunkern. Uebrigens ist es wegen der Abschließung der Gegenwart, die uns zeitlich und räumlich umfluthet, charakteristisch, daß wir den Schauplatz unserer Träume so oft in die Vergangenheit verlegen müssen, wenn wir überhaupt Spuren eines Gefühles für Zeit und Raum im (ruhelosen!) Schlaf behalten; wir sehen uns daher fast stets jünger, als wir sind, oft direkt als Kinder, Angehörige, die gestorben sind, meist lebend, bisweilen als Tote und doch unter uns wandelnd. Wenn wir auch Tages-, Jahreszeiten und Räumlichkeiten im Traume wieder erkennen, so zweifle ich doch, ob Jemand sagen könnte, in welchem Kalenderjahr, in welcher geographischen Zone sein Traum sich abspielte, weil eben zur logischen

Raum- und Zeitempfindung das im Schlafe abgesperrte Gebiet der Gegenwartempfindung untrennbar gehört. Sich zeitlich oder örtlich orientiren, heißt eben, rückwärts tasten aus der kontrolirbaren Umgebung und der Augenblickſituation in vorgeſtellte Vergangenheit oder Ferne. Die Phantaſie hat es nicht nöthig, mit Zeit und Raum ſich abzuquälen; darum hat ſie auch etwas Göttliches an ſich. Unſtreitig haben wir im Traume deutliche Lichtempfindungen, obgleich kaum Jemand genau die Beleuchtung ſeiner Innen-Szenerie unmittelbar nach dem Erwachen anzugeben im Stande ſein wird; bei Wiedergabe der Traumesbilder ſchlägt uns meiſtens die ergänzende Phantaſie des Wachſeins ein Schnippchen, denn Traum und Phantaſie des Wachenden ſind einander ſtets neckende Geſchwiſter. Auch ſteckt ein Dichterling in jedes Menſchen Bruſt und namentlich bei Traumerzählungen korrigirt ganz naiv dieſer wache kleine Künſtler die immer nur ſchwache Erinnerung aus dem Traume. Träume werden oft gelogen, es beſteht eine inſtinktive Freude beim Dichter Menſch, ſeine Gaukeleien Anderen auf den Tiſch zu ſetzen, wie das Burgfräulein von Niedeck es mit Ackersmann und Pflug und Pferd that. Uebrigens hat man beim Traumerzählen auch ein Gefühl der heiligen Scheu; man ſieht Traumreferenten gern in die Ferne ſchauen oder in ſich verſunken bei mit der Hand verſchloſſenen Augen das fadenſcheinige Gewebe des Traumes mit etwas irdiſchem Zwirn ausflicken. Meiſt geht es, was die anderen Sinne außer dem inneren Sehvermögen betrifft, im Traume ziemlich geräuſchlos zu; die Leute ſchweben ohne Tritt, wie wir ſelbſt gleichfalls über Wieſenplan, Fluthen und Parquet. Wir ſehen jedenfalls im Traume deutlicher, als wir hören, riechen, ſchmecken, fühlen. Ja, „die Stimme, die da ruft", iſt in lyriſchen Gedichtſammlungen häufiger als im wirklichen Traum; geheimnißvolle Geſten, Winken, Drohen, Nahen phantaſtiſcher Gebilde ſind häufiger. Sehr bezeichnend iſt das Abbrechen vieler Träume in dem Augenblick, in dem logiſcher Weiſe eine Gehörs- oder Gefühlswahrnehmung ſtattfinden müßte. Sehr viele Träume ſchließen wie das wundervolle goethiſche Balladenfragment „Der untreue Knabe" mit einem einfachen „die wendt't ſich" der verlaſſenen Geliebten. Sehr oft ſehen wir den Dolch, die mordende Fauſt ſich auf uns niederſenken: jetzt gerade müßte der Schmerz eintreten, — da ſind wir ſchon wach, bebend und tranſpirirend. Das zeigt ſo recht deutlich, daß im Schlafe thatſächlich eine Hemmung materiell beſteht; denn im Moment, wo die Flamme der Phantaſie an den Schleier der Sinneswahrnehmungen hinauf züngelt, zerreißt er und Flamme und Schleier verſchwinden. Wir haben eben das Gefühl davon, daß auch der Phantaſie eine Feſſelung nach rückwärts geboten iſt durch den Ausfall der realen Vorſtellungen; es geht ſehr oft Etwas im Traume nicht weiter, auch wenn wir nicht bei dieſer Kolliſion von Vorſtellung und Wahrnehmung auf-

wachen. Wir wollen einen Ballsaal betreten: wehe! wir sind splitternackt; wir wollen eine Rede halten, womöglich vor der Französischen Akademie, einer feierlichen Versammlung, und wir stehen schon mitten auf dem Podium, — was ist Das? Wir können ja nicht sprechen, der Kiefer will nicht auf! In solchem direkten Innewerden der Hemmung im Traume, festgehalten durch die Erinnerung, die man von der Sache behält, erblicke ich den stärksten psychologischen Beweis für die reale Existenz der Schlafhemmung in der Sphäre des Situationbewußtseins. Auf diese Weise ist es auch begreiflich, daß im erneuten Traume das Bewußtsein früherer Traumphantasien, ja, schlafwandlerischer Handlungen wieder auftritt. Die Phantasie ohne logische Assoziation hat eben ihr Bewußtsein für sich. So erklärt es sich, daß Vergessenes im Traumschlaf wieder ins Gedächtniß gerufen werden kann: es hat sich im Strudel der Tageswellen verloren, wird aber emporgehoben, sobald im Schlafe das Bewußtsein des Gegenwärtigen, des sinnlich Wahrgenommenen versinkt. Alle Formen gespaltenen Bewußtseins sind Formen periodischer Hirnhemmung. Auch unsere Fähigkeit, morgens zu einer bestimmten Zeit zu erwachen, gehört zu den verbreitetsten Formen eines doppelten Bewußtseins. Der autosuggestive Willensimpuls aus den Sphären unseres Zeitbewußtseins langt pünktlich zur Sekunde an die Einschaltung des Bewußtseins: so weit geht die Automatie, der Selbstwille unserer Ganglien, daß sie ohne Zuthun des Gesammtbewußtseins Zeitbegriffe übermitteln.

Beim Suchen der näheren Ursache des Träumens finden wir, daß durchaus nicht gerade die Dinge, die den Tag über den stärksten Eindruck auf uns gemacht haben, im Weben des Traumes zu Motiven verwandt werden, so verbreitet auch diese Ansicht sein dürfte. Denn Das, was uns tiefsten Schmerz oder höchstes Glück für die Seele gebracht hat, wird nicht direkt Gegenstand der Traumesphantasie. Seelische Hochfluthen dulden eben so wenig wie Worte oder Lieder Träume. Es kann im Gegentheil ein Jeder, der sein Traumleben beobachtet, als eine Thatsache feststellen, daß Dasjenige, was unseren Geist nebenher am Tage flüchtig gestreift hat, eine Person, ein Name, eine Szene, gesehen oder gehört im Augenblick, wo gerade andere Dinge unsere volle Aufmerksamkeit fesselten, mit Vorliebe zum Thema des Traumes wird. Dafür giebt es eine sehr plausible Erklärung. Die tief greifenden, erschütternden Sensationen, die uns das Schicksal sendet, während wir wachen, verlangen mit starkem psychischen Aequivalent fast augenblicklich einen seelischen Ausgleich: ein Schrei, ein Jauchzen ist nur der Beginn eines lange nachwirkenden Aufruhrs im Innern, denn das volle Werk der Orgel braust im Sturm und rüttelt an den Säulen und Bögen unseres ganzen Wesens. Eine Handlung, vielleicht lange im Sinnen und Grübeln vorbereitet, oft ungestüm, wie mit explosiver Gewalt ausgelöst, giebt den psychischen Insult an die Außenwelt zurück, oder,

wo mit lähmender Gewalt das ſchreckliche Faktum bleiſchwer auf unſerer Bruſt laſtet, da iſt die Hemmung als Aktion ſelbſt mit in den Strudel aufgewühlter Wellen gezogen und unſeren ſchreckhaften Schlummer unterbrechen kurze, abgeriſſene Träume mit einem Schauplatz fernab vom Innern, der unſer Leid ſah. Es iſt keine Möglichkeit, gerade das Motiv des Schmerzes oder der Wonne in den Traum aufzunehmen, weil ſchon im Wachen tauſend Gedanken und Willensimpulſe den Ausgleich ſeiner ſeeliſchen Spannkraft übernehmen: das Gewaltige, das uns lebhaft Intereſſirende, ſteht zu ſehr mitten in der Welt der Realität, als daß die Seele unter Hemmung der Realität im Schlafe ſich mit ihm befaſſen könnte. Mich fragte einſt ein Kind in den Tagen erſter, ſchwerer Trauer weinend: „Warum erſcheint mir Mutter nie im Traum?“. Und Väter, die ihre ganze Hoffnung begruben, ſinnen wohl nach, warum das erbarmungloſe Geſchick die liebe Geſtalt des Sohnes nicht einmal im Traume wiedergiebt. Der immer wühlende Schmerz verzehrt alle Spannkraft der Seele und hat kein Echo mehr. Und doch, wie mild von der Natur, daß nicht des Tages Weh auch noch hineinlangt in den kurzen Waffenſtillſtand, den der Schlaf uns gönnt, bis der Tag zum Kampfe mit dem Leiden ruft! Der Mörder träumt nicht von ſeiner That; und Das liegt nicht nur an ſeiner Gemüthsroheit, ſondern hat allgemein pſychomechaniſche Gründe. Was im Brauſen des Tages aber an flüchtigen Eindrücken vorüber ſchwebt, wie ein Falter an einem offenen Fenſter, Das verfängt ſich im Netz der Seele doch und hebt, vom hellen Licht des Tages verſcheucht, in der Nacht die Schwingen und läßt uns erkennen, wie bunt ſie gezeichnet ſind. Denn in Wirklichkeit giebt es in der Natur weder Klein noch Groß, Alles hat ſein ſpezifiſches Bedeuten, auch für unſere Seele, und was das Bewußtſein nicht regiſtrirt, Das iſt deshalb doch da und wirkt zu ſeiner Zeit ſeinen Ausgleich. So gleicht der Traum einer Welle, die ſich zur Zeit des Wogenganges in einer Vertiefung des Sandes verliert, die unſichtbar iſt unter den wallenden Schleiern der Fluth. Wenn aber nachts die Brandung ſchweigt, ſteigt ſie als Nebeldunſt empor und beginnt mit dem Wind nächtlichen Reigen. Das Traummotiv iſt wie eine vergeſſene Goldmünze im Portemonnaie des Studenten; ſo lange es gefüllt war, verſteckte ſie ſich leicht und unbeachtet in einer Falte, nun aber die Nacht der Schulden da iſt, iſt eine hohe Freude über ihren ungeahnten Werth. Wenn alſo empfindſame Menſchen mit Pathos bekräftigen, Dies oder Jenes habe einen ſo tiefen Eindruck auf ſie gemacht, daß ſie „immer“, die „ganze“ Nacht, davon träumen müßten, ſo iſt Das meiſt eine ſentimentale Lüge: man träumt nicht vom Geliebteſten, — auch nicht davon, was uns ſo „furchtbar nahe“ geht. Die Erinnerung als Bild, neben der Straße der Gedanken einherziehend, hat, genau wie der Traum, etwas Zuſammenhangloſes, Unlogiſches und Unerzwingbares an ſich. Erinnerungbilder ſetzen, im Gegenſatz zum Gedächtniß, plötzlich,

unvermuthet, verblüffend ein. So taucht plötzlich beim Kartenſpiel unſere liebe Großmutter im Dorfe vor den Blicken auf, wie ſie ihren „rothen Dendron“ begießt, oder mitten im Spiel einer ungariſchen Rhapſodie ſtehen wir am Sarg einer Tante, die an der Cholera geſtorben iſt. Die gleichen willkürlichen, unvermutheten und unvorbereiteten Paradoxien zaubert das Kinematoſkop des Traumes vor unſere geiſtige Netzhaut und in beiden Fällen ſind es Nebenſtröme, induzirte elektriſche Ströme, wie die Technik ſagt, die ſie veranlaſſen. Die moſaikartig Bildchen gruppirenden Funken ſpringen da über, wo ſie den geringſten Widerſtand finden, der von Puls und Blutwelle, Organreflexen und unbewußt gebliebenen Reizungen der Welt um uns, die nicht ſchläft, abhängig iſt. Ich war einſt in einer Verſammlung von Aerzten und wir ſprachen vom Traum: das ſtets bereite Thema vom Traum des noch nicht erledigten Abiturientenexamens kam aufs Tapet. Ich ſagte voraus, daß Alle ſchon davon geträumt haben würden, nur Die nicht, die einmal durchgefallen ſeien, und zur großen Verblüffung Aller waren Zwei, die nie jenen Traum gehabt hatten: ſie waren wirklich durchgefallen. Die Erklärung iſt einfach. Das vielgequälte Primanergehirn erhält eine Examensfurche von Qual und Schrecken, die das beſtandene Examen, der kurze Moment der Freude, nicht ausgleicht. Dieſe verrauſcht ſchneller als die Jahre lange Spannung. Iſt man aber regulär durchgefallen, nun, ſo iſt kein Reſt mehr da; die Löſung war betrübend zwar, aber logiſch, den pſychiſchen Ausgleich hat das Leben ſelbſt übernommen. Daraus können wir entnehmen, daß erſtens pſychiſche Erwartungſpannungen länger haften als gehabte Freude oder Schmerz und daß zweitens ſorgende Qualen mehr Erinnerung hinterlaſſen als frohe Stunden. Unſer Gehirn iſt alſo von Natur zur Undankbarkeit geneigt. Jedenfalls aber erſcheinen ſolche Gemüthserregungen, wenn überhaupt, oft erſt viele Jahre nach ihrem Eintritt als Traummotive wieder: ſie müſſen erſt abklingen, erſt unterſinken auf den Grund des Bewußtſeins und gleichen dann eben den übertönten Motiven, über die das tägliche Leben rückſichtlos dahinfluthet. Mit dem Traum iſt es wie mit den mitſchwingenden Obertönen in der Muſik, man hört ſie über dem Piano-Ton deutlicher als im Forte. Auch der erwähnte Examenstraum taucht erſt lange nach überſtandenem Examen auf. Sonderbar iſt, daß manche Menſchen periodiſche Wiederholungen beſtimmter Arten von Träumen erleben; ſie träumen eine Zeit lang immer das Selbe. Das hängt wohl mit periodiſchen Störungen der Körperorgane, die nächtlich gleiche oder ähnliche Stromſchwankungen in der Seele auslöſen, zuſammen.

Wir haben bisher nur Traumformen betrachtet, bei denen die Region, in der die Luftgebilde ſchweben, ſich innerhalb der Zone rein pſychiſchen Geſchehens hält. Es vermag aber namentlich bei unruhigem, geſtörtem Schlafe

leicht auch die unterbewußte Spannung im Bestreben, restlose Aequivalente zu schaffen, auf das muskuläre Gebiet überzuzucken, eventuell wie beim Nachtwandeln ganz in die Zone der unbewußten Muskelthätigkeit auszustrahlen. Das sind schon gewissermaßen Schlafkrankheiten, denn je tiefer an sich und je energischer die Hemmung der Sinne im Schlafe ist, desto weniger vermag die Sphäre der Phantasie Anregung aus jenem Gebiet der Wirklichkeit zu beziehen, desto traumloser ist der Schlaf. Je labiler aber die Wage zwischen Hemmung und Erregbarkeit des Außenweltsinnes eingestellt ist, desto leichter vermögen auch Funken auf Muskeldrähte überzuspringen. So sehen wir Träumende lächeln, ja, wir hören sie lachen; sie weinen, sie stöhnen, sie schreien. Abwehrbewegungen, flehende Gesten, ja selbst Spazirbewegungen auf flachem Bette sind zu beobachten; also nicht nur die Hunde, die im Traum bellen, traben im Schlaf über eine ideelle Wand, die senkrecht zur Erdoberfläche zu stehen scheint. Ganz allgemein aber erlischt der Traum mit Vorliebe in einem deutlich fühlbaren Ruck aller, namentlich der Rückenmuskel, — dem Schluß irgend eines geträumten Absturzes aus großer Höhe. Ist es nicht sonderbar, daß dieses Muskelzucken, das doch der Anfang des Erwachens ist, zeitlich genau und logisch konsequent der natürliche Schluß eines bestimmten Traumes ist? Die schlagartige Muskelzuckung paßt ganz genau in das Traumesereigniß. Ahnt die Phantasie den Zitterschlag der Muskeln? Hier liegt meiner Meinung nach eine interessante psychische Täuschung vor, die für viele Träume charakteristisch sein dürfte. In Wirklichkeit liegen nämlich die Dinge zeitlich umgekehrt: das Erste ist der Muskelreiz und in der Zeit zwischen seiner Einschaltung und deutlichen Bewußtseinswahrnehmung liegt die blitzschnell verlaufende Traumperzeption; die Zuckung, die sich vorbereitet, ist schon das Motiv des in einer Sekunde abblitzenden Traumes. Die Sinneswahrnehmung des Kanonenblitzes geht auch der Wahrnehmung ihres Knalles voran und doch ist es der selbe physische Vorgang, der beide auslöst. In dem Augenblick, in dem die Ueberladung der psychischen Centren gleichsam den Damm gegen das Muskelgebiet einreißt, wird mit einem Schlage die Hemmung aus dem ganzen breiten Felde der Seele zurückgezogen, einen Augenblick ist das ganze Gebiet frei von jedem elektrischen Engagement, das einfallende Strahlenbüschel kann über den ganzen Horizont in einer Sekunde dahinrasen, genau wie das Wetterleuchten über den Abendhimmel. Wie viel Bilder können da entstehen in einer Sekunde! Das ist genau das Selbe, wie wenn wirklich Abstürzende in den wenigen Sekunden des Falles, während dessen in einer Art hypnotischer Lähmung des Hemmungapparates alle Drähte unbesetzt sind, ganze Jahre der Erinnerung zu durchleben glauben, Beobachtungen, zu denen die Bergkraxelei, diese bewußten Selbstexperimente über Absturz und Tod, reichlich Gelegenheit gegeben haben,

denn einige Bergsteiger bleiben ja wirklich am Leben, so sehr sie sich um Beisetzung in Gletscherspalten bemühen. Man kann als sicher annehmen, daß auf diesem Mechanismus des „Traumblitzes“ während der Sekunde des halbbewußten Erwachens gut die Hälfte aller Träume beruht. Ich erinnere mich eines langen Schülertraumes, in dem ein Rabe und ein Ring, weiß gekleidete Jungfrauen und weiße Thronhimmel eine große Rolle spielten; und als ich, von irgend einer Macht ins Nichts „gehemmt“, irgendwohin abstürzte und aufwachte, sah ich am Fenster eine Krähe den dichten Schnee verstäuben. Damals hielt ich Das für ein merkwürdiges Problem — der Rabe, das Weiß im Traum und in der Wirklichkeit —; jetzt glaube ich, zu wissen, daß die Dinge zeitlich umgekehrt lagen: ich sah im Erwachen den frischgefallenen Schnee und die Krähe und Beide wurden das Motiv eines Traummärchens.

Wird der Außenweltreiz, der die central verbarrikadirten Sinnesleitungen trifft, durch pathologische Anlage direkt auf die Willensimpulse und ihre Muskelanschlüsse unter Ueberspringen der Bewußtsein vermittelnden Zonen übergeleitet, so entsteht jene eigenthümliche Form des Traumes, den man Nachtwandeln nennt. Das der Sonne ja entliehene Licht des Mondes scheint tageshell ins Fenster und lockt und trügt die besonders empfängliche Seele des Schläfers. Der Mond suggerirt ihm gewissermaßen den Sonnenimpuls des Aufstehens, aber die Hemmung der Sinnescentren, der Vermittler der Orientirung in der Umgebung, ist völlig übersprungen von den betrügerischen Mondstrahlen und fest genug, um trotz der instinktiven Bewegungfähigkeit das Bewußtsein für Ort und Zeit ausgeschaltet bleiben zu lassen während des Umhertastens des wandelnden Leibes, der gleichsam nur mit den Muskeln fühlt, Das heißt: die Orientirung allein dem Muskelgefühl überläßt. In gewissem Sinne gehen in der That Somnambulen sicherer über gefährdete Stellen; aber sie können nicht mehr als Andere, weder an Wänden hinaufklettern noch auf Fahnenstangen Ballet tanzen. Allerdings ist bei ihnen mit der Orientirung für den Moment auch das Bewußtsein der Gefahr ausgeschaltet und es mag schon sein, daß ein Somnambuler, der im Fenster sitzt, angerufen und plötzlich die Situation wahrnehmend, im ersten lähmenden Schreck herabstürzt; meist aber kriechen sie mit einem charakteristischen, scheuen Wesen, gleichsam, als schämten sie sich, so monddumm gewesen zu sein, zurück in ihr Bett. Meiner Beobachtung nach kommt Somnambulismus auch beim Hunde vor. Die größere Sicherheit der unhemmbaren koordinirten Muskelbewegung ist bekannt von der Zielsicherheit (?) des Trunkenen und von der automatischen Virtuosität der Künstler, die leicht durch ein voreiliges Einmischen reeller Wahrnehmung verwirrt werden. Der produzirende Künstler gleicht in Etwas den Somnambulen: Saal und Publikum als Umgebung verschwinden, nur die Muskeln jagen und greifen in schwindelerregender Ordnung durch einander.

Intereſſant iſt die Notiz Karl Loewes, des Balladenkomponiſten, in ſeiner Selbſtbiographie über ſein Erwachen aus ſomnambuliſchen Promenaden, zu denen ihn zeitweilige Ueberarbeitung disponirte, in dem Augenblick, wo er ſich ſelbſt bemerkte, die geliebte Tabakspfeife in den Mund nehmend. Er pflegte zu dieſem Zweck abſichtlich die Tabakpfeife neben ſich auf den Nachttiſch zu legen: ein hübſches Beiſpiel dafür, daß im unruhigen Schlaf Sinneseindrücke geleitet werden können, ohne dem Bewußtſein aſſoziirt zu werden. Daß geiſtige Arbeit aber den Schlaf unruhiger macht, iſt leicht begreiflich: ſie überreizt die Ganglienaktion gegenüber der Hemmung, daher iſt bei Nervöſen oft kurz vor dem Einſchlafen Zucken der Muskeln zu bemerken, — der Ausdruck der Entladung des Gehirnes von überſchüſſiger Spannkraft, die die ſich zuſammenziehende Hemmung anſpießt: ein Analogon zum Gähnen und Strecken vor dem Einſchlafen. Halten wir die Fähigkeit, uns an Träume zu erinnern, zuſammen mit der Thatſache, daß im Traum ſo leicht Etwas vor dem ungeſtörten Ablauf der Walze innerer Ereigniſſe ſitzt, ſo begreifen wir leicht, wie der Traum zu dem Problem der Bedeutung für die Zukunft kam. Wir haben ein Gefühl dafür, mit welcher Leichtigkeit Aſſoziationen der Phantaſiethätigkeit mit den durch die Erfahrung eingeſchleiften Sinnenbahnen vor ſich geht; dieſe gleichſam rhythmiſirten Themen des Erlebten übermitteln das Gefühl des ſchon Vergangenen. Wie ja perſpektiviſch unſer Auge ſich auch gewöhnt hat, das Kleine fern, das Große nah zu deuten, ſo verknüpfen wir mit dem Gefühl leichten, ungehinderten Anſchluß-Rhythmus das Vergangene, Erlebte, ſchon Erfahrene, mit der Empfindung des Anſchluß-Widerſtandes aber das Problematiſche, Kommende, Werdende. Nebenbei geſagt, iſt Das der wahrſcheinliche Grund, warum uns eben vorhandene Situationen „ſo ſchon einmal dageweſen" erſcheinen: der durchlebte Moment ſchließt frühere Traumesbilder in leichtem, flüſſigen Rhythmus an das eben Wahrgenommene automatiſch an und nun erſcheint uns auch das reale Bild des Augenblickes mit im Wirbel vergangener Spiegelungen. Dann kehrt ſich die Kontrole des Zeitlichen um und die Gegenwart ſcheint der Vergangenheit anzugehören.

Die Erinnerung an das zeitlich zuſammenhanglos gefühlte Traumbild legt uns aber das Gefühl einer Löſung in der Zukunft nahe. So ſind wir Alle mehr oder weniger geneigt, Traumesbedeutungen und Traumhellſeherei für möglich zu halten. Der Traumzuſtand der Seele hat mediumiſtiſchen Charakter an ſich, und wenn die Aehnlichkeit, die der Vergleich eines Somnambulen mit einem Hypnotiſirten ergiebt, vielleicht nur äußerlich iſt, ſo iſt das Unterbewußtſein, d. h. die Form des Bewußtſeins unterhalb der ſinnlichen Wahrnehmung, ein viel zu unerforſchtes, eben erſt entdecktes Gebiet, als daß ſich hier gewiſſe wunderbare pſychiſche Thatſachen ſo ganz von der Hand weiſen ließen. Der Spiritismus und Occultismus gleicht vielleicht der Al-

chymie, in Beidem war viel Humbug, Selbstbetrug und Konfusion. Aber man vergesse nie, daß aus dem Chaos der Alchymie sich eine so stolze, reale Wissenschaft wie die Chemie herauskristallisirt hat; möglich doch, daß aus dem Nebel des Spiritismus sich einst noch helle Lichtpunkte der Erkenntniß losringen. Man sollte keine weit verbreitete psychische Neigung für wunderbare Dinge der ernsten Untersuchung und des objektiven Abwartens für unwerth halten; alle aprioristische Weisheit kommt in Sackgassen und der Katheder-dogmatismus wäre doch in arge Verwirrung gerathen, wenn die X-Strahlenwahrheit Röntgens zuerst in spiritistischen Händen gewesen wäre. Unsere Seele mag auch Y- und Z-Strahlen wahrnehmen auf jeder Sinnesbahn, deren Existenz doch, wie die der X-Strahlen auch, wirksam gewesen sein könnten, ehe es der Wissenschaft gelang, sie in das Licht der Beobachtung zu rücken. In dieser Welt der Wunder, in der zu jeder Zeit die Unbegreiflichkeiten größer sein werden als die Summe Dessen, was wir zu verstehen glauben, soll man recht vorsichtig sein mit dem Bannfluch der Verachtung und Lächerlichkeit. Man braucht nicht an das Traumbüchlein für zwanzig Pfennige oder an Wahrsagerinnen zu glauben und kann doch meinen, daß in der Seele Mechanismen thätig sind, von denen wir vorläufig gar nichts aussagen können, weil hier vielleicht ganz unentdeckte Transformationen von Kraft vor sich gehen. Deshalb braucht der Traum noch kein prophetisches Element zu enthalten. Könnte man die Zahl der nicht erfüllten Träume mit in Anschlag bringen, so würden vielleicht die Zahl der „Erfüllungen" in ein mit den Wahrscheinlichkeitformeln ganz in Einklang zu bringendes Verhältniß zusammenschrumpfen. Beim „Traumeintreffen" wird aber, wie bei allen Vorbedeutungen, von der leisesten Aehnlichkeit ein großes Geschrei gemacht, während von den Millionen Träumen ohne jede Erfüllung in der Zukunft keine Silbe verlautet. Auf Ungebildete macht deshalb ein scheinbares Wunder einen so tiefen Eindruck, weil sie keine Empfindung haben für das Problematische und Wunderbare selbst des Alltäglichen; für die meisten Menschen ersetzt die Gewohnheit vollständig die Erklärung.

So giebt es in der Welt der Phantasie, nicht minder als in der durch die Sinne gespiegelten Zone der Wirklichkeiten, ebenfalls erkennbare Gesetzmäßigkeiten, wenn sie auch vorläufig nur der logischen Hypothese und Analogie erreichbar sind. Ich bin mir wohl bewußt, daß die von mir versuchte Methode mechanistischer Betrachtung immer nur eine Seite der Probleme aufzulösen vermag, aber unstreitig hat jeder Vorgang auf Erden und am Himmel einen vielleicht erkennbaren Mechanismus. Möglich sogar, daß Dasjenige, was wir Erkennen nennen, nichts ist als die Zurückführung auf einfachere, erfahrungsgemäße Mechanismen durch Analogieschlüsse, es ist sogar denkbar, daß der Menschengeist erkenntnißtheoretisch nie über rein mechanische Vorstellungen hinausreichen wird. Der Mechanismus als Weltanschauung, wie

ich ihn damit faſſe, iſt aber durchaus idealiſtiſch: er weiß, daß mit der Erforſchung der Gehirnkraft dieſe ſelbſt nicht erklärt iſt. Und wenn die Seele einige erkennbare mechaniſche Seiten hat, ſo iſt das Wunder darum nicht geringer, das dieſe Innenwelt umſchwebt und durchfluthet. Seiner Erhabenheit kann aber auch dieſe Aufſuchung einfachſter Geſetzmäßigkeiten keinen Abbruch thun. Die Schönheit einer beethovenſchen Symphonie verliert wahrhaftig nicht durch Kenntniß ihrer harmoniſchen Geſetzmäßigkeiten. Wir beſtreiten Niemand das Recht, von ganz anderen Vorausſetzungen und mit ganz anderen Methoden den ſelben Stoff zu beleuchten. Er iſt ergiebig genug, um jede Behandlungweiſe zu vertragen.

Was aber alle Forſchungrichtungen einigen ſollte, Das iſt die Anerkennung der menſchlichen Unzulänglichkeit gegenüber den letzten, entſcheidenden Räthſeln. Wahre Bildung des Einzelnen richtet ſich nach dem Maß der Ehrfurcht, deren er fähig iſt, im Angeſicht der Erhabenheit und der rings vorhandenen Wunder der Welt.

Dr. Karl Ludwig Schleich.

# Die Stille.

Die Stille iſt fruchtbar.
Der Lärm des Tages
Löſt in der Seele
Selten die göttlichen Bilder des Lebens
Aus dunklen Tiefen
Zu heiteren Höhen ...
Die Stille iſt fruchtbar.
Suche die Stille!

Porto Alegre. Karl Naſchold.

# Giovanni Segantini.

Er hatte uns noch viel zu geben. Der Pinsel ist der Hand eines Künstlers entfallen, in dem noch der Wille zu starken künstlerischen Thaten lebte. Segantini muß schwer mit dem Tode gerungen haben. Denn er plante noch Vieles, sein Werk schien ihm noch nicht vollendet. Er war nur Maler, sonst wollte er nichts sein. Nichts sonst erfüllte sein Leben. Nichts sonst verlangte er von der Welt: Malen, wirklich malen, — dahin lenkte er alle Kräfte seiner Lebensenergie. Sein Gefühlsleben nährte sich von der einen Sehnsucht, mit Linie und Farbe der Natur nah zu kommen.

Segantini wurde in Arco, unfern vom Gardasee, im Jahre 1858 geboren. Sein Vater war arm, die Mutter starb dem Kinde früh. Der verlassene Knabe kam nach Mailand zu Verwandten. Immer blieb er in diesen Kindheitstagen allein. Die Erwachsenen gingen an die Arbeit und überließen ihn seinen einsamen Gedanken. Von dieser Zeit sagte er später: „Was ich dachte? Ich glaube, nichts. Aber ich fühlte intensiv. Ich litt, ohne zu wissen, was Schmerz sei."

Siebenjährig flüchtete er aus der großen Stadt. Weit weg wanderte er, fort ins Gebirge. Nachts kam er zu Bauern. Die nahmen ihn auf und er hütete ihnen die Schweine. Die Leute, denen er diente, sahen ihn eines Tages mit Kohle das Abbild eines Thieres, das ihm lieb war, an die Mauer zeichnen. Und diese einfachen Bauern waren so ergriffen von dem Bilde, daß sie einen Maler aus ihm zu machen beschlossen.

Die Schriftstellerin Neera berichtet von einem Erlebniß, das den Heranwachsenden zum Künstler reifte. Er kam einst ins Dorf, als die Leiche eines jungen Mädchens gebracht wurde. Schluchzend warf sich die Mutter über den starren Körper und in der Totenklage kehrte der eine Ausruf immer wieder: „Und ich habe nicht einmal ihr Bildniß!" Dieser Ausruf hatte den Jüngling so tief ergriffen, daß ihm die Kunst von jenem Tage an Lebensziel ward. In Mailand trat er in die Kunstschule der Brera ein. Es giebt aus jener Zeit zahlreiche Kopien von seiner Hand. Das erste eigene Bild, das er malte, führte ihn bereits auf das Problem, das ihn sein ganzes Leben hindurch beschäftigen sollte. Ein Kind der Berge, suchte er in seinen Bildern mit aller Kraft der Sehnsucht Eins: die klare, reine Luft der Höhen. Die Farben aller Gemälde erschienen seinem Auge matt. Er wollte Licht, wirkliche Athmosphäre und Glanz.

Von den theoretischen Bestrebungen, die damals in Frankreich an der Tagesordnung waren, hat Segantini nichts gewußt. Seit den Tagen der Kunstschule in Mailand hat er nie wieder in einer Stadt gewohnt. Er hauste auf Bergeshöhen. Dort war er allein mit Farben und Palette und hat sich

durch Jahre um eine Technik bemüht, die ihm die Möglichkeit gewähren sollte, die Luft der Alpen zu malen. Ueber diese Technik schrieb er einmal: „Ich denke, daß ein Gemälde kein wahres Werk der Malerei ist, wenn es nicht in sich eine Harmonie der Farben enthält. Auf diese kommt es an. Die muß man in dem Werk intensiv fühlen. Malerei ist nichts ohne das Mysterium der Faktur und diese ergiebt sich in jedem einzelnen Fall organisch auf dem Wege der natürlichen Nachforschung und Betrachtung der Dinge, die man malen will. Aus solcher organischen Wiedergabe ensteht das Licht; und das Licht ist das Leben der Farbe. Sobald ich deshalb die Linien auf der Leinwand bestimmt habe, die meinem idealen Wollen entsprechen, fahre ich fort, die Farben aufzutragen und die Leinwand mit dünnen, aber fetten Pinselstrichen zu besetzen, zwischen einem Pinselstrichlein und dem anderen aber einen Zwischenraum lassend, den ich mit den komplementären Farben ausfülle... Ich mische nie auf der Palette. Denn die gemischten Farben verlieren ihren Glanz. Je (organisch) reiner die Farben, die man auf die Leinwand setzt, desto mehr Glanz wird im Gemälde sein und in Folge davon desto mehr Luft und Wahrheit."

Aus dem Ton dieses Briefes, der auf dickes Zeichenpapier mit förmlicher Wuth, man könnte sagen, eingekratzt ist, kann man die Stellung Segantinis zu seinem Werke beurtheilen. Er gleicht in vielen Stücken dem Oesterreicher Hörmann; wie Dieser, schrieb er gern Briefe an Jeden, bei dem er Verständniß oder die Verpflichtung dazu voraussetzte. Die Briefe waren von tiefem Ernst und von der Sicherheit eines Mannes, der eine Mission auszuführen hat, erfüllt. In drei Brochuren hat er seine Ansichten über die Kunst niedergelegt. Fast ein Eiferer ist er geworden um seiner Maltechnik willen und endlich durfte er von sich sagen:

„So ist die Natur mir ein Instrument geworden, auf dem ich Alles spielen und ausdrücken kann, was mir im Herzen singt. Und in mir tönten von je besonders die ruhigen Harmonien des Sonnenunterganges, das intime Wesen und der Duft der Dinge."

Man glaube aber nicht, daß über den technischen Feinheiten in Segantinis Gemälden der Stimmunginhalt vernachlässigt sei. Ich erinnere an seine Herden im Regen, Kühe und Schafe im Stall, Männer und Frauen bei ländlicher Arbeit, in Freude und in Schmerz. Ueber Menschen und Thiere wölbt sich ein seltsam blauer Himmel und die Landschaft ist in eine Luft getaucht, die so rein und hell ist wie das Auge eines jungen, liebenden Mädchens... Der herbe Duft der Hochalpen weht uns entgegen und kräftigt uns. Wir durften uns immer wieder freuen, einen Maler zu besitzen, der sein ganzes Wollen an ernste künstlerische Zwecke gesetzt hatte und dem es gelungen war, sein Ziel zu erreichen.

Nicht allzu Viele mögen getrauert haben bei der Kunde, daß Giovanni Segantini gestorben ist. Aber die Wenigen sind in tiefster Seele ergriffen. Sie fühlen, daß ein Mann aus unserer Mitte gegangen ist, der dem Besten in unserer Seele nahe stand: der Sehnsucht nach reiner Schönheit.

Wien. W. Fred.

# Umgestaltungen der Landesbefestigung.

Bereits im Februar dieses Jahres kündete der Kriegsminister in der Budgetkommission sehr beträchtliche Umgestaltungen des Festungwesens an; und neulich hat die Grundsteinlegung zum Fort Graf Haeseler auf dem Mont St. Blaise bei Metz stattgefunden. Die vom Reichstag bewilligte Fünfzigmillionen-Forderung für Befestigungen ist aber leider weder innerhalb noch außerhalb des Reichstages genügend erörtert worden. Ungefähr ein Jahr war nach der Aufhebung der Landesvertheidigungskommission, der namentlich die Fragen der Landesbefestigung unterstanden, vergangen, als die Militär-Verwaltung mit einem neuen System der Landesvertheidigung auf den Plan trat, und vielleicht hängt damit auch der vor Kurzem in der Leitung des Ingenieurcorps vollzogene Personenwechsel zusammen.

Als siebente Rate wurden im Militäretat für 1899 zur Vervollständigung der wichtigeren Festunganlagen zehn Millionen Mark gefordert; danach restirten von dem Gesammtbetrag der unter diesen Titel fallenden Summen von 33540000 Mark noch 4540000 Mark und die Kompletirung dieser Summe auf zehn Millionen Mark im neuen Etat eröffnet eine neue Reihe von Aufwendungen für die Vervollständigung der wichtigeren Festunganlagen, deren Gesammtbetrag sich auf fünfzig Millionen Mark beziffert.

Die geplanten Aenderungen im vorhandenen Befestigungsystem und die Neuanlagen zerfallen in drei Gruppen: 1) die Modernisirung einer Anzahl großer Festungen unter Oeffnung der bisherigen Stadtumwallungen, 2) die Anlage und planmäßige Vorbereitung von Befestigungen zur Sicherung gewisser Landstriche von strategischer, politischer oder besonderer kultureller Bedeutung gegen feindlichen Einbruch, um ihre Vorräthe der Benutzung des Gegners zu entziehen, den Aufmarsch und die Bewegungen der eigenen Armee vor Ueberraschungen zu schützen oder schwächeren Heeresabtheilungen einen Rückhalt zu gewähren, und 3) die Verbesserung der heutigen artilleristischen Ausrüstung bei Verwendung weit tragender Schnellfeuergeschütze unter Panzer- und verstärkter Munitionausrüstung.

Wenn die erste Gruppe dieser Aenderungen auch ganz überwiegend militärischen Erwägungen und nicht der Rücksicht auf die Entwickelung der betreffenden Städte ihre Entstehung verdankt, so harmoniren hier doch alle Interessen mit einander, da die Freilegung umfangreicher alter Festungterrains dem Verkehr förderlich ist und beträchtliche Mittel für die Ersatzbauten liefern wird.

Die Gesammtforderungen aller drei Gruppen stellen sich aber keineswegs als dringlich dar. Offenbar spielt der Bethätigungdrang des neuen Chefs des Ingenieurcorps und das einseitige Bestreben der leitenden Fachmänner, eine völlige, ideale Ausgestaltung des Landesbefestigungsystemes durchzuführen, eine nicht zu unterschätzende Rolle. Man hat nun schon so oft auf die Möglichkeit eines Krieges mit zwei Fronten hingewiesen. Aber Rußland bekundet zur Zeit Europa gegenüber eine ausgesprochene Friedensneigung und Frankreich erkennt die starke numerische Ueberlegenheit und Offensivbereitschaft des deutschen Heeres so sehr an, daß es bereits eine Verstärkung seiner Sperrfortlinie plant. Ferner hat man behauptet, der geplante Ausbau der Landesvertheidigung involvire eine wichtige Verstärkung unserer militärischen Rüstung. Auch wenn Deutschland auf zwei Fronten zugleich angegriffen wäre, würde es — auch abgesehen von der altpreußischen Tradition — aus strategischen Gründen den Krieg offensiv führen und der Mobilmachung den sofortigen Einmarsch in feindliches Gebiet folgen lassen. Dort also, nicht vor den heimathlichen Festungen, würden die Würfel fallen; und sollte der Fall eintreten, daß die Feldarmee entscheidend geschlagen würde, so beweisen die Erfahrungen, die Frankreich 1870 machen mußte, daß die Fortsetzung des Widerstandes dann auch unter Anlehnung an das eigene Festungsystem sehr wenig Aussicht bietet. Unser System der Mobilmachung und des strategischen Aufmarsches, die Organisation des Eisenbahntransportes, die numerische Stärke des Heeres und seine Qualität: Alles weist auf die Offensive und die Verlegung des Kriegsschauplatzes in Feindesland hin, um durch gewaltigen Vorstoß und Umklammerung des Gegners seinen Widerstand schnellstens zu brechen. Die künftigen Kriege werden in Anbetracht der gesteigerten Waffenwirkung und der ungeheuren Störungen des Erwerbslebens voraussichtlich noch kürzer sein als die Feldzüge in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhundertes und unsere Befestigungen werden bei der unerreichten Offensivkraft unserer Wehrmacht aller menschlichen Voraussicht nach in diesen Zukunftkriegen überhaupt keine Rolle spielen. Also würden die dafür geplanten Aufwendungen besser der Feldarmee, dem wirklich entscheidenden Kriegsfaktor, zukommen.

Unsere Grenzen sind mit Truppen — abgesehen von der russischen Kavallerie — dichter besetzt als die französische und russische, unser Eisenbahnnetz ist entwickelter und funktionirt besser als das französisch, ganz zu

ſchweigen von den unentwickelten ruſſiſchen Eiſenbahnen. Das Befeſtigungſyſtem hat in der preußiſchen Kriegsgeſchichte niemals viel bedeutet.

Allerdings hat ſich techniſch in neuſter Zeit ein völliger Umſchwung vollzogen. Nicht mehr der Hauptwall mit ſeinen konzentrirten Vertheidigungmitteln, ſondern weit vorgeſchobene Forts und Annexbatterien haben den Stadtkern mit ſeinem Bevölkerung-, Gebäude- und Werthkomplex vor der feindlichen Beſchießung zu ſichern. Der entſcheidende Kampf um den Beſitz der Feſtung wird in den Batteriepoſitionen geführt, die zu weit vorgelagert ſind, als daß die Geſchütze der Stadtumwallung wirkſam einzugreifen vermöchten. Feſtſtehende und bewegliche Panzerthürme ſind die wichtigſten Stützen dieſer Fort- und Batterieſtellungen; außerdem gedeckte Unterkunfträume für die Beſatzung. Unter ſolchen Verhältniſſen erſcheint eine Stadtumwallung, die die Entwickelung der ſtädtiſchen Gemeinweſen immerhin empfindlich ſchädigt, in der That nicht mehr erforderlich; der Stadtkern würde im Nothfall durch improviſirte Gitterzäune mit vorliegendem Drahtgeflecht genügend gegen Verſuche der Angreifer, etwa unter lebhafter Beſchießung einer Reihe von Forts und Batterien oder bei Nacht eine Ueberrumpelung zu unternehmen, geſchützt werden können. Daher iſt nichts dagegen zu erinnern, wenn für Königsberg, Thorn und Poſen, Straßburg, Metz und Mainz die Stadtumwallung nach dem Beiſpiel von Koblenz, Köln, Ulm u. ſ. w. preisgegeben und mit den durch Verkauf des freigelegten Feſtungterrains erzielten Mitteln allmählich die Verſtärkung der vorgeſchobenen Vertheidigunglinien durchgeführt würde. Anders ſteht es aber mit der Befeſtigung ganzer Landſtriche. Hier befinden wir uns einer Neuerung gegenüber, die noch in keinem Krieg auf dem europäiſchen Kontinent — höchſtens Plewna bietet eine entfernte Analogie — angewandt worden iſt und deren Anfänge in den improviſirten Befeſtigunganlagen der Amerikaner im Sezeſſionkrieg zu ſuchen ſind. Aber ſelbſt da und in Plewna handelte es ſich nur um begrenzte Vertheidigungpoſitionen, nicht um ganze Landſtriche. Die Art dieſer neuen Befeſtigunganlagen läßt ſich dahin zuſammenfaſſen, daß transportables Befeſtigungmaterial, wie Panzerthürme, Eiſenbahnſchienen und anderes Baumaterial, Geräth für Unterſtände, Schuppen, Drahtgeflechte und andere Hindernißmittel und die artilleriſtiſche Armirung in Depots, die günſtig an Eiſenbahnknoten gelegen ſind, ſchon während des Friedens aufgehäuft würden, um im Bedarfsfall in planmäßig vorbereiteten Bauten ſchleunigſt zur Verwendung zu gelangen. Daß hierzu die erforderliche Zeit vorhanden ſein würde, wird von den Gegnern dieſer „fliegenden Befeſtigungwerke“ bezweifelt; auch iſt unter Umſtänden mit Umgehungen durch die Angreifer zu rechnen. Ihre rechtzeitige und zweckmäßige Anlage würde für alle Fälle nicht leicht ſein. Es muß überdies auffallen, daß auch Staaten, die aus verſchiedenen Gründen weit mehr auf

ein solches, je nach Bedarf zu improvisirendes Befestigungsystem hingewiesen sind, sich bisher auf den üblichen starren Festung- und Sperrfortgürtel beschränkt haben. Das bewegliche Befestigungsystem kann einen Fortschritt bedeuten, vorläufig ist es aber ein unerprobtes Experiment. Ueberdies kann unser Landesbefestigungsystem sowohl im Westen wie im Osten auch in seiner heutigen Anordnung unbedingt als ein sehr starkes gelten. Die Linie Neu-Breisach-Straßburg-Metz-Thionville, die, nur zum Theil an die Mosel gelehnt, allerdings zwischen Saarburg und Metz einige Verstärkunganlagen erhalten könnte, sichert im Verein mit unserer dortigen Truppendislokation den Aufmarsch unserer Armee im Westen vollständig und findet durch die wenige Märsche hinter ihr gelegene Barriere des Rheines und seiner gewaltigen Festungen: Köln, Koblenz, Mainz, den Brückenkopf bei Germersheim und den festen Platz Rastatt eine außerordentliche Unterstützung. An der Ostgrenze aber ist das Gebiet der ost- und westpreußischen Seen bis nach der Gegend von Wreschen hin in den Hauptdefileen durch Sperrforts und durch die sumpfige Drewenz-Niederung geschlossen. Es bildet in seiner ganzen Ausdehnung eine auf die großen Lagerfestungen Königsberg, Thorn, Posen und Graudenz, den Brückenkopf Marienburg und die untere Weichsel gestützte, für die Vertheidigung sehr günstige Zone, an die sich im Süden die sumpfigen Warthe- und Prosna-Niederungen, der Obrabruch, der feste Brückenkopf Glogau und das starke Hinderniß der unteren Oder mit Neisse und dem leicht zu befestigenden Breslau anschließen. Allerdings haben wir dahinter keine Befestigungabschnitte, wie Frankreich sie in Dijon, Langres, Reims, Laon und Paris, Rußland in Brest-Litewsk und demnächst vielleicht auch in Bjalystock besitzt; allein unsere westliche Rheinfront galt früher doch in den maßgebenden Kreisen für so stark, daß man glaubte, bei einem Krieg auf beiden Fronten sich im Westen überhaupt defensiv verhalten und zunächst die ganze Hauptmacht gegen den östlichen Gegner werfen zu können.

Die Vertheidigung der Landesbefestigungen kann, wenn die Entscheidung in offener Feldschlacht ungünstig ausgefallen ist, das Kriegsglück nur dann wiederherstellen, wenn sie Zeit zur Bildung einer Ersatz-Armee oder zum Eingreifen der Streitkräfte einer Hilfsmacht verschafft. Bei der Schnelligkeit und der enormen Wucht, mit der heute die ersten Operationen bis zur Hauptentscheidung durchgeführt werden, und auch aus anderen Gründen ist es aber mehr als zweifelhaft, ob wir auf eine dieser beiden Eventualitäten zu rechnen hätten.

Ich resumire: die neuen Millionenaufwendungen zur Ergänzung unseres Landesvertheidigungsystemes sind keineswegs dringend geboten, vielmehr ist nur eine partielle Berücksichtigung einzelner Positionen angezeigt.

Breslau. Oberstlieutenant Rogalla von Bieberstein.

# Emeljan Piljai.

„Uns bleibt nichts übrig, als in die Salzwerke zu gehen. Gesalzen ist diese verfluchte Arbeit, — und doch muß man sich dran machen, denn sonst dauerts nicht mehr lange, bis wir verhungern", sagte Emeljan Piljai und zog zum zehnten Male den Tabakbeutel aus der Tasche, überzeugte sich, daß er noch eben so leer war wie am vorigen Abend, seufzte, spie aus, drehte sich um und betrachtete pfeifend den wolkenlosen, blendenden Himmel. Wir lagen Beide mit knurrendem Magen auf einer sandigen Landzunge, drei Werst von Odessa entfernt, wo wir uns vergebens nach Arbeit umgesehen hatten. Emeljan hatte sich im Sande ausgestreckt, mit dem Kopf nach der Steppe und mit den Füßen dem Meere zu, und ließ seine schmutzigen, nackten Knöchel von den Wellen bespülen, die leise an das Ufer heranplätscherten. Mit halbgeschlossenen Augen reckte er sich bald wie ein Kater, bald rutschte er zum Meer hinunter und dann überflutheten ihn die Wellen beinahe bis zu den Schultern. Das schien ihm zu gefallen, aber ihn doch traurig und träg zu machen.

Ich blickte nach dem Hafen. Der dichte Mastenwald war in schwere, dunkelblaue Rauchwolken eingehüllt und ein unharmonisches Geräusch, das Klirren der Ankerketten, das Pfeifen der Lokomotiven, die die Güterzüge bewegen, und das Stimmengewirr der beim Laden und Löschen der Schiffe beschäftigten Arbeiter schwamm über das Meer dahin und verhallte in der Ferne.

Ich hatte auch allmählich jede andere Hoffnung auf Arbeit aufgegeben, stand auf und sagte zu Emeljan:

„Nun gut, also gehen wir in die Salzwerke!"

„Na, so geh doch! . . . Aber schaffst Dus auch?" setzte er hinzu, ohne mich anzusehen.

„Das wird sich schon finden!"

„Also gehen wir", wiederholte Emeljan, rührte aber kein Glied.

„Abgemacht! Und dies verfluchte Odessa — Der Teufel mag es holen! — bleibt, wo es ist. Von der Erde soll das Nest verschwinden."

„Schon gut. Steh nur auf und komm. Schimpfen nützt nichts."

„Wohin also? In die Salzwerke? . . . Richtig. Nur, siehst Du, mein Lieber, in diesen Salzwerken . . . dabei kommt ja auch nichts raus."

„Du hast es doch selbst gesagt."

„Das stimmt, gesagt hab ichs. Und was ich gesagt habe, habe ich gesagt. Nur, daß dabei nichts raus kommt, stimmt auch."

„Ja, warum denn nicht?"

„Warum? . . . J, Du meinst wohl, man wartet da gerade auf uns . . . Bitte, meine Herren Emeljan und Maxim, haben Sie die Güte, brechen Sie sich die Knochen und nehmen Sie unsere Groschen! Nein, Das giebts nicht. Die Sache ist die: jetzt sind wir, Du und ich, frei . . ."

„Schon gut, komm!"

„Warte! Erst müssen wir zum Direktor der Salzwerke gehen und ihm ehrerbietigst sagen: ‚Gnädiger Herr, hochmögender Herr Leuteschinder und Blutsauger, wir sind gekommen, uns Ihrer Habgier anzuvertrauen. Geruhen Sie, uns für sechzig Kopeken täglich die Haut abzuziehen.' Und dann folgt . . ."

„Na, weißt Du was? Steh auf und komm, vor Abend können wir noch bis zu den Fischern kommen, helfen ihnen die Netze herausziehen und kriegen vielleicht ein Abendbrot.“

„Abendbrot? Das ist gut. Die Fischer werden uns was geben, Das sind gutmüthige Leute. Gehen wir! Und doch kommt bei Alledem nichts raus, mein Lieber, denn das Pech verfolgt uns.“

Er erhob sich, reckte sich tüchtig und fuhr mit den Händen in die Taschen seiner Hosen aus altem Sackleinen, wühlte darin, zog die Hände leer wieder heraus und lachte ingrimmig.

„Nichts! . . . Den vierten Tag suche ich schon und: nichts, immer wieder nichts. Schöne Geschichte, mein Lieber!“

Wir gingen am Ufer entlang. Hin und wieder fiel eine kurze Bemerkung. Unsere Füße versanken lautlos in dem tiefen Sand, der mit Muscheln durchsetzt war und raschelte, wenn die Wellen über ihn hinliefen. Hie und da waren Seesterne, kleine Fischchen, dunkle, feuchte Holzstückchen von eigenartiger Form angespült. Vom Meer her wehte eine angenehme Brise, die Kühlung brachte, und in der Steppe wirbelten kleine Staubwolken auf.

Emeljan war sonst stets fröhlich; jetzt aber ließ er den Kopf hängen. Ich wollte ihn von seinen trüben Gedanken ablenken.

„Nun, Emelja, erzähl' mir was aus Deinem Leben!“

„Das könnte ich schon, aber mit dem Erzählen ists schlecht bestellt, wenn der Magen knurrt. Der Magen ist am Menschen die Hauptsache, — und es mag Krüppel von allen Sorten geben: ohne Magen giebt es keinen. Giebts nicht! Wenn der Magen voll ist, ist die Seele ruhig. Alle menschlichen Handlungen kommen aus dem Magen . . . Na, Das weißt Du auch selbst.“

Er schwieg eine Weile; dann fuhr er fort:

„Ach, Lieber, wenn mir jetzt das Meer tausend Rubel heranspülte — batz! —, gleich würd' ich 'ne Schänke aufmachen, Dich als Gehilfen anstellen und unter dem Schänktisch würde ich mein Bett aufschlagen und einen Schlauch würde ich direkt vom Faß zum Mund ziehen. Verlangte es mich nach dem Quell der Lust, würde ich nur rufen: ‚Maxim, dreh den Hahn auf!‘ . . . und bül-bül-bül . . . gerade in den Hals hinein! Schluck, Emelja! 'ne gute Sache wärs, Teufel auch! Und dem Bauern, diesem Schlemmer vom Tschernosjom*), oh, raub ihn aus, zieh ihm das Fell über die Ohren! Kommt er dann, wenn er seinen Rausch halb ausgeschlafen hat, wieder, um zur Ernüchterung Eins zu trinken: ‚Emeljan Pawlitsch, gieb mir ein Gläschen auf Pump!‘ ‚Aeh . . . Was? . . . Auf Pump? Wir pumpen nicht!‘ ‚Emeljan Pawlitsch, hab Erbarmen!‘ ‚Gut, her mit Deinem Wagen, geb Dir 'n Viertel!‘ Ha, ha, ha . . . Ich würde ihn schon aushöhlen, den dickbäuchigen Satan!“

„Na, wozu denn so grausam? Sieh doch mal, wie der Bauer hungert.“

„Was? . . . Hungert? . . . Das ist gut! . . . Sehr richtig. Und ich hungere wohl nicht? Seit dem Tag meiner Geburt hungere ich, mein Lieber, und davon steht nichts in den Gesetzen. Hm! Ja! Er hungert; weshalb? Mißernte? Wers glaubt. In seinem Schädel ist Mißernte und darum auch auf seinem Felde: Das

*) Schwarzerde.

iſts. Warum giebts in anderen Ländern keine Mißernten? Weil ſie da die Köpfe nicht nur dazu haben, daß ſie ſich hinter den Ohren kratzen. Da denken ſie! Wenn heute kein Regen nöthig iſt, verlegen ſie ihn auf einen anderen Tag, mein Lieber, und wenn die Sonne zu heiß brennt, wird ſie in den Hintergrund geſchoben. Was haben wir denn für Vorſichtmaßregeln? Gar keine. Nein: Das iſt nichts als Unſinn. Aber wenn ich nur tauſend Rubel hätte und 'ne Schänke, Das wäre was. Da wollte ich Euch Edelleuten vom Pfluge ſchon zeigen, wie wir, Lumpenpack, Euch ehren!"

Er verſtummte und holte mechaniſch wieder ſeinen Tabakbeutel heraus, wendete ihn um und um, warf ihn ins Waſſer und ſpuckte wüthend aus. Eine Welle erfaßte das ſchmutzige Ding, trug es fort, warf es aber unwillig wieder ans Ufer, nachdem ſie ſich die Gabe angeſehen hatte.

„Willſt nicht? Lügſt, wirſt ſchon nehmen!" Und Emeljan hob den naſſen Beutel auf, füllte ihn mit Steinen und ſchleuderte ihn weit ins Meer hinaus.

Ich lachte.

„Nun, was grinſt Du? Auch ein Menſch! Lieſt Bücher, trägt ſie ſogar bei ſich, aber verſtehen kann er Einen nicht, das vieräugige Unthier!"

Das bezog ſich auf mich; und daraus, daß Emeljan mich vieräugiges Unthier nannte, konnte ich entnehmen, wie gereizt er war. Nur im äußerſten Aerger erlaubte er ſich, über meine Brille zu ſpotten; im Allgemeinen gab mir dieſer unfreiwillige Schmuck in ſeinen Augen ein ſolches Gewicht, daß er mich in den erſten Tagen unſerer Bekanntſchaft nur mit „Sie" und im Ton höchſter Achtung angeredet hatte, obgleich ich, ganz wie er, auf einem für Armenien beſtimmten Schiff Kohlen einlud und, ganz wie er, zerriſſen, zerkratzt und ſchwarz wie der Satan herumlief.

Ich entſchuldigte mich. Um ihn wieder zu beruhigen, erzählte ich ihm vom Ausland und bemühte mich, ihn darüber aufzuklären, daß man auch anderswo noch nicht ſo weit ſei, über Wolken und Sonne zu verfügen.

„Sieh mal! ... Alſo ſo! ... Na! ... So, ſo!" wandte er hin und wieder ein. Aber ſein Intereſſe für meine Auseinanderſetzungen war nicht groß; er ſtarrte hartnäckig vor ſich hin in die Ferne.

„Das mag Alles ſtimmen, mein Lieber!" damit unterbrach er mich plötzlich und machte eine unbeſtimmte Handbewegung. „Aber was ich Dich fragen wollte: Wenn wir jetzt einem Menſchen mit Geld begegneten ... mit ſehr viel Geld", betonte er und blickte mir dabei von der Seite unter die Brille. „Was würdeſt Du thun? Würdeſt Du ihm den Hals umdrehen?"

Ich zuckte zuſammen. Es lag viel in dieſer Frage.

„Nein, natürlich nicht", antwortete ich. „Niemand hat ein Recht, das Leben eines Anderen ſeinem Glück zu opfern."

„Aha! Ja... In den Büchern iſt Das gewiß ſehr ſchön... Aber im Leben? Würde denn jener Herr, der zuerſt ſolche Vorſchriften ausgedacht hat, wenn es ihm verflucht ſchlecht ginge, ſich beſinnen, zu ſeiner Selbſterhaltung Einen um die Ecke zu bringen ... bei paſſender Gelegenheit natürlich? ... Geſetze! So ſind die Geſetze!" Er fuchtelte mit ſeiner ſehnigen Fauſt vor meiner Naſe. „Jeder Menſch handhabt dieſe Geſetze, nur auf verſchiedene Weiſe. Schöne Geſetze ..."

Emeljan runzelte die Stirn und ſeine Augen verſchwanden beinahe unter den buſchigen, ausgeblichenen Brauen.

Ich ſchwieg, da ich aus Erfahrung wußte, daß man ihm in ſeinen Wuthausbrüchen nicht widerſprechen durfte. Er ſchleuderte ein Stück Holz, das ihm unter die Füße gekommen war, ins Meer und ſeufzte.

„Etwas rauchen müßte man jetzt!“

Rechts in der Steppe lagerten zwei Schafhirten und ſahen uns an.

„Guten Tag“, rief ihnen Emeljan zu. „Habt Ihr Tabak?“

Der eine der Hirten drehte ſeinen Kopf dem anderen zu, ſpuckte einen zerkauten Grashalm aus und ſagte träg: „Höre mal, Michel. Die bitten um Tabak!“

Michael ſah den Himmel an, als ob er ſich von da erſt die Erlaubniß holen wollte, mit uns zu ſprechen, und wandte ſich dann zu uns:

„Guten Tag! Wo geht Ihr hin?“

„Nach Otſchakoff, in die Salzwerke.“

„Haha! Hat man Euch eingeladen?“

Wir lagerten uns ſchweigend in ihrer Nähe.

„Du, Nikita, ſchieb mal den Sack etwas näher, daß die Krähen nicht dran picken.“

Nikita lächelte ſchlau und zog den Sack an ſich. Emeljan knirſchte mit den Zähnen.

„Alſo Tabak wollt Ihr?“

„Haben ſchon lange nicht geraucht“, ſagte ich, als hätte ich den unfreundlichen Empfang nicht bemerkt.

„Ja, warum denn nicht? Ihr ſolltet doch rauchen.“

„Du verfluchter Kleinruſſe! Maul gehalten! Entweder Du giebſt, wenn Du willſt, oder Du giebſt nicht; aber lach' nicht, ſchopfige Mißgeburt, ich geb' Dir Eins über den Schädel und dann muckſt Du nicht mehr!“ ſchrie Emeljan. Seine Augen traten ihm aus den Höhlen.

Die Hirten fuhren zuſammen, griffen nach ihren Stöcken und ſprangen auf.

„Haha, Brüder, ſo bittet Ihr? Na, denn los!“

Die Kerle wollten ſich prügeln. Auch Emeljan, der mit geballten Fäuſten und glühenden Augen daſtand, ſchien ſich nichts Beſſeres zu wünſchen. Da ich ſelbſt aber nicht kräftig bin, bemühte ich mich, die ſchwer Gereizten wieder mit einander auszuſöhnen.

„Wartet mal, Brüder! Mein Kamerad iſt etwas heftig. Was thuts? Gebt uns Tabak, wenns Euch Recht iſt, und wir gehen unſere Wege.“

Michael ſah auf Nikita, Nikita auf Michael und Beide ſchmunzelten.

„Hätteſt Das ja gleich ſagen können!“

Michael holte einen wohlgefüllten Tabakbeutel aus der Taſche und reichte ihn mir. „Da, nimm!“

Auch Nikita holte ein großes Brot und ein Stück Speck für mich heraus und brummte ein „Lebt wohl“.

Ich bedankte mich; Emeljan aber ließ ſich mißmuthig auf die Erde nieder und ſtieß ziemlich deutlich hervor: „Verfluchte Schweine!“

Die beiden Kleinruſſen gingen ſchwerfällig in die Steppe hinein und ſahen ſich noch mehrmals nach uns um. Wir ſetzten uns inzwiſchen, aßen das ſchmackhafte, halbweiße Brot und den Speck und kümmerten uns nicht weiter um ſie.

Emeljan schmatzte laut und keuchte. Er vermied meine Blicke.

Der Abend kam herauf. Weit aus der Ferne breitete sich die Dämmerung über das Meer und kleidete die schwach gekräuselten Wellen in ein leichtes Graublau. Dann schienen sich am Horizont aus dem Meeresgrund eine Reihe lila-gelber Wölkchen zu erheben, die goldig umsäumt waren und allmählich ins Dunkel hinüberschwammen; nur über der heißen Steppe bildeten die Strahlen der untergehenden Sonne einen gewaltigen Purpurfächer. Die Wellen plätscherten ganz leise und das Meer färbte sich rosa und tiefblau in dunkelnden Tinten von überwältigender Schönheit.

„Jetzt rauchen wir. Der Teufel soll Euch holen, verfluchte Kleinrussen!" Damit schien Emeljan die Sache abgethan zu haben und athmete erleichtert auf. „Gehen wir weiter oder übernachten wir hier?"

„Wir bleiben hier", entschied ich.

„Also bleiben wir." Er streckte sich aus. Tiefes Schweigen folgte. Ich schaute rings umher und erfreute mich an dem wundervollen Abend. Emeljan rauchte und spuckte ab und zu aus.

„Aber einem Geldmenschen Eins ins Genick zu geben ... Du magst nun sagen, was Du willst ... ist doch angenehm, besonders, wenn die Sache mit Verständniß angefaßt wird", sagte er plötzlich.

„Laß doch das Geschwätz", erwiderte ich gereizt.

„Geschwätz! Wieso Geschwätz? Das wird noch gemacht, glaub' mir nur. Ich bin siebenundvierzig Jahre alt und seit dreißig Jahren zerbreche ich mir den Schädel darüber. Was führe ich denn für ein Leben? Ein Hundeleben! Nicht ein Fleckchen Erde noch ein Stück Brot gehört mir. Bin ich ein Mensch? Nein, mein Lieber, kein Mensch: ein Thier, ein Wurm. Wer kümmert sich um mich? Niemand. Und wenn Andere gut leben, warum soll ichs denn nicht? He! Der Teufel soll Euch holen, Satanskerle!"

Ich wollte mich schon in eine Diskussion einlassen, da wandte er mir plötzlich sein Gesicht zu und sagte rasch:

„Weißt Du, einmal hätte ich beinahe ... aber es gelang nicht ... 'ne Kleinigkeit, verflucht noch 'mal ... Ein Dummkopf war ich, hatte Mitleid ... Soll ich erzählen?"

Ich nickte und Emeljan begann:

„Es war in Poltawa, mein Lieber, etwa vor acht Jahren. Ich diente bei einem Holzkaufmann. Ein Jahr lang ging Alles glatt, dann fing ich an, zu trinken, und vertrank sechzig Rubel, die meinem Brotherrn gehörten. Ich kam vor Gericht und man steckte mich auf drei Monate ein. Als ich meine Zeit abgesessen hatte, ging ich zu Einem, der 'ne Schänke hatte und sich mit allem möglichen Gesindel abgab. Ein feiner Kerl wars, ehrlich — unglaublich ehrlich! — und gescheit. Er war ein Liebhaber von Büchern, hatte Alles gelesen und wußte Alles. Ich ging also zu ihm: ‚Na, Pawel Petrow, nimm mich.' ‚Nun', sagte er, ‚warum nicht? Der Mensch muß hilfreich sein. Wohn' hier, iß, trink und arbeite Dich ein.' Ich hielt sehr viel von ihm und er liebte mich auch. Bisweilen saß er den ganzen Tag hinter dem Schänktisch und las mir Geschichten von französischen Räubern vor... alle seine Bücher handelten von Räubern... ich hörte zu, hörte... teuflische

Kerle warens. Die unglaublichsten Sachen stellten sie an ... und dann fielen sie doch rein, unbedingt. Kopf und Fuß hatten sie ... und doch immer am Schluß des Buches ... vor Gericht ... zapp und basta! Alles vorbei!

Einen Monat sitze ich so bei Pawel Petrow ... einen zweiten ... höre mir seine Geschichten und Reden an ... und sehe, daß immer Leute zu ihm kommen, mit Armbänder, Uhren und Dergleichen ... und ich sehe nur, daß dabei nichts raus kommt. Die Sachen sind gestohlen, Pawel Petrow giebt den halben Preis. ‚Gleich, he, gieb!' ... Schmausereien, Gelage, Streitigkeiten ... und nichts bleibt übrig. Lumpige Geschichte, Bester! Bald kommt der Eine vor Gericht, bald der Andere ... und weshalb? Des Einbruchs verdächtig, hundert Rubel sind gestohlen. Hundert Rubel! Giebt man sein Leben für hundert Rubel preis? Da sage ich zu Pawel Petrow: ‚Das ist Alles dumm, es lohnt sich nicht.' ‚Hm! was soll ich Dir sagen?' erwidert er. ‚Das Huhn pickt doch auch nach jedem einzelnen Körnchen ... und dann ... das nöthige Selbstvertrauen! .. Das ist der Kern! Wird denn ein Mensch,' sagt er, ‚der von sich was hält, seine Finger um zwanzig Kopeken beschmutzen? Niemals. So, ich etwa, ein Mensch, der Bildung hat, würde ich mich für hundert Rubel verkaufen?' Und er fängt an, mir Beispiele zu geben, wie Einer handelt, der Etwas von sich hält. Lange sprachen wir so. Dann sagte ich ihm: ‚Pawel Petrow, schon lange habe ich vor, mein Glück auf diesem Wege zu versuchen; und da Ihr ein erfahrener Mann seid, so helft mir, wie und was.' ‚Hm,' sagt er, ‚Das geht! Und allein, ohne Beihilfe wolltest Du eine Sache zu Stande bringen? ... So z. B. ... Oboimoff! Der kommt vom Holzplatz allein, in einer Renndroschke, über die Worzla; und wie Du weißt, hat er immer Geld bei sich und auch vom Holzhof holt er den Ertrag der Woche ab. An einem Tage gehen da dreihundert Rubel ein und noch mehr. Was sagst Du dazu?' Ich dachte nach. Oboimoff, — der selbe Kaufmann, bei dem ich gedient hatte. Um so besser: Rache für Das, was er mir angethan, und außerdem ein fetter Bissen. ‚Muß es mir mal überlegen,' sagte ich. ‚Natürlich! Ohne Das gehts nicht', antwortete Pawel Petrow."

Emeljan schwieg und drehte sich langsam eine Cigarette. Die Abendröthe war schon fast verschwunden. Nur ein kleiner Streifen, der mit jeder Sekunde blasser wurde, färbte noch den Rand einer flaumweichen Wolke, die müde im dunklen Himmel ruhte. Die Steppe war still und traurig und das zarte, unaufhörliche Geräusch des Meeres erhöhte durch seine einförmigen, sanften Töne diese Stille und Traurigkeit. Von allen Seiten hoben sich lange, graue Schatten und über dem Wasser blitzte ein Stern nach dem anderen auf, so rein, so neu, als schmückten sie diesen tiefen südlichen Himmel zum ersten Male.

„Hm, ja, Lieber! Ich überlegte mir die Sache und versteckte mich noch in der selben Nacht im Gebüsch am Ufer der Worzla, mit einem eisernen Bolzen, zwölf Pfund schwer, bewaffnet. Es war im Oktober, ich erinnere mich, gegen Ende des Monats. Eine Nacht, wie geschaffen dazu, dunkel ... wie beim Schornsteinfeger unterm Rock. Ein Platz, den man sich nicht besser wünschen konnte. Gleich neben der Brücke, wo er Schritt fahren mußte. Ich lag und wartete. Meine Wuth war so groß, daß sie für zehn Kaufleute gereicht hätte... Und so einfach stellte ich mir Das vor, etwas Einfacheres gabs schon gar nicht: batz, — und damit basta!" Emeljan stand auf...

„Hm, ja! So lieg' ich nun, weißt Du, und Alles ist bei mir fertig. Eins! Und Du hast die Geldtasche. Zwei! Und Alles ist aus.

Du glaubst aber vielleicht, daß der Mensch frei über sich verfügt? Dummheiten, mein Lieber. Sage mir mal, was Du morgen thun wirst. Blödsinn! Kannst nicht einmal sagen, ob Du morgen links oder rechts gehst. Hm, ja! Ich liege nun also da und erwarte das Eine und es kommt ganz was Anderes.

Sehe, Jemand kommt aus der Stadt, scheinbar betrunken ... wackelt ... einen Stock in den Händen. Murmelt was: murmelt ungereimtes Zeug und weint, schluchzt ... kommt näher ... ein Weib! Verdammt auch! Werd' Dich schon einseifen, denk' ich! Komm nur 'ran! Und sie geht gerade auf die Brücke zu ... und plötzlich schreit sie: ‚Liebster, weshalb?' Na, weißt Du, Die schrie! Ich zuckte nur so zusammen. Wie sonderbar, denk' ich. Und sie kommt gerade auf mich zu. Ich liege, an die Erde gepreßt, und zittere am ganzen Leibe. Wo war nur meine Wuth geblieben? Da kommt sie ganz nah heran, tritt fast auf mich und fängt wieder an, zu jammern: ‚Weshalb? weshalb?' ... Und so, wie sie steht, fällt sie auch, dicht neben mich, auf die Erde ... und fängt an, zu heulen, ... so ... ich kanns Dir gar nicht beschreiben. Das Herz preßte sich mir zusammen, als ich Das hörte. Ich liege ... und sie heult. Ich denke: Wirst am Besten weglaufen. Da kommt der Mond hinter den Wolken hervor, ganz hell und klar ... einfach schrecklich. Ich stütze mich auf den Ellbogen und blicke sie an. Und da, mein Lieber, verflog Alles, gingen alle meine Pläne zum Teufel. Ein kleines Mädchen, beinahe noch ein Kind, weiß, lockiges Haar und große Augen ... die schauen so traurig ... und sie zittert ... und aus den Augen fallen Thränen, eine nach der anderen, große Thränen ... ohne Unterlaß.

Ich hatte Mitleid mit ihr und und fing an, zu husten: Kche, kche, kche! Wie sie da aufschreit. ‚Wer ist da? Wer? Wer ist hier?' Sie war furchtbar erschrocken, weißt Du. Na, da stand ich denn auf und sagte: ‚Das bin ich.' ‚Wer sind Sie?' fragt sie und ihre Augen werden noch größer und sie zittert.

‚Wer sind Sie?' fragt sie."

Emeljan lachte.

‚Wer ich bin? Vor Allem fürchten Sie sich nicht, Fräuleinchen, ich werde Ihnen nichts thun. Ich bin, so zu sagen, von der Bruderschaft der Barfüßler. Das bin ich. Ja!' Belog sie natürlich, — konnte ihr doch nicht sagen, daß ich mich versteckt hatte, um einen Kaufmann totzuschlagen. Und sie antwortet: ‚Mir ist Alles ganz gleich. Ich bin hergekommen, um ins Wasser zu gehen.' Und wie sie Das sagte, schüttelte es mich vor Frost. Na, was war da zu thun?"

Emeljan fuchtelte mit den Armen und lachte mich breit und gutmüthig an.

„Und plötzlich, mein Lieber, fing ich an, zu sprechen. Was ich sprach, weiß ich nicht mehr, aber ich sprach so, daß ich selbst ganz hingerissen war, ... immer darüber, daß sie jung und hübsch sei. Hübsch war sie nämlich wirklich, wunderhübsch. Lisa hieß sie. So spreche ich also auf sie ein. Weißt Du: das Herz sprach. Ja! Und sie schaute mich ernst und aufmerksam an ... und plötzlich lachte sie auf", schrie Emeljan über die ganze Steppe hin, mit Thränen in der Stimme und in den Augen und schüttelte seine geballten Fäuste.

„Wie sie auflacht, da zerfließe ich ganz; batz, vor ihr auf die Knie: ‚Fräulein', sag ich, ‚Fräulein' ... und nichts mehr. Und sie, Lieber, faßt meinen Kopf

mit beiden Händen, ſchaut mir ins Geſicht und lächelt . . . wie auf einem Bilde . . . bewegt die Lippen, will was ſagen . . . und endlich ſagt ſie: ‚Sie, mein Lieber, ſind auch unglücklich, wie ich! Ja? Sagen Sie es mir, mein Guter!‘ Hm, ja, lieber Freund, ſo wars! Und noch nicht Alles: ſie küßte mich hier auf die Stirn, mein Lieber . . . ja, ſo! Kannſt Du Das mitfühlen? Ach, Du mein Täubchen, Du. Weißt Du, was Beſſeres iſt mir in meinen ſiebenundvierzig Jahren nicht paſſirt. Was? Ja, ſo! Und wozu war ich hingegangen? Ja . . . das Leben!“

Er verſtummte, den Kopf in die Hände geſtützt. Ueberraſcht durch die eigenartige Erzählung ſchwieg auch ich und blickte aufs Meer.

„Ja, dann ſagte ſie mir: ‚Begleiten Sie mich nach Hauſe.‘ Wir gingen. Ich gehe und fühle meine Füße kaum unter mir; und ſie erzählt mir, wie und was. Verſtehſt Du, ſie war die einzige Tochter ihrer Eltern, Kaufleute warens, — nun, und verwöhnt, weißt Du. Da kam ein Student und gab ihr Unterricht; und ſie verliebten ſich. Dann reiſte er ab und ſie wartete auf ihn; wenn er, weißt Du, ſeine Studien beendet hat, kommt er, um ſie zu heirathen: ſo hatten ſie ſich verabredet. Er kam aber nicht und ſchickte ihr nur einen Brief, ſo etwa: Du biſt mir nicht ebenbürtig, — natürlich kränkend fürs Mädchen. Und da wollte ſie denn . . . Na, Das erzählt ſie mir Alles; und ſo kommen wir bis ans Haus, wo ſie wohnt. ‚Nun‘, ſagte ſie, ‚mein Lieber, leben Sie wohl! Morgen gehe ich fort von hier. Sie brauchen vielleicht Geld? Sagen Sie es mir, ſchämen Sie ſich nicht.‘ ‚Nein, Fräulein‘, ſage ich, ‚brauche keins, danke Ihnen.‘ ‚Nun, mein Guter, geniren Sie ſich nicht, ſagen Sie, nehmen Sie!‘ ſo dringt ſie in mich. Und ich, ſo zerlumpt ich war, ſage: ‚Brauche nichts, Fräulein.‘ Weißt Du, mein Lieber, mir war nicht danach, nach Geld . . . Wir nahmen Abſchied. Sie ſagte in zärtlichem Ton: ‚Ich werde Dich nie vergeſſen. Ein ganz fremder Menſch biſt Du mir geweſen und doch ſo . . .‘ Na, laſſen wir Das!“ Mit dieſem Wort brach Emeljan plötzlich ab und rauchte eine neue Cigarette an.

„Sie ging. Ich ſetzte mich traurig vor dem Thor auf eine Bank. Der Nachtwächter kommt. ‚Du‘, ſagt er, ‚was hockſt Du hier, willſt wohl was um die Ecke bringen?‘ Ich gab ihm Eins in die Schnauze. . . . Geſchrei, Pfeifen und die Wache. Na, was denn, denk ich, auf die Wache? Mir war Alles gleich. Ich verſetz ihm noch Eins, bleib' ruhig da und laß' mich verhaften. Am nächſten Morgen ließ man mich wieder laufen. Ich komme zu Pawel Petrow. ‚Wo biſt Du herumſpazirt?‘ fragt er ſchmunzelnd. Ich ſehe ihn an; er ſah ganz ſo wie geſtern aus und doch war mir, als ob ich einen ganz anderen Menſchen ſähe. Na, natürlich erzählte ich ihm Alles, wie und was. . . Er hörte mir ernſt zu und ſagte dann: ‚Emeljan Nikititſch, Du biſt ein Schafskopf und Narr; und, wenn es Dir gefällig iſt, ſo pack Dich fort!‘ Nun, was denn? Hatte er nicht Recht? Ich ging meiner Wege und Das war Alles. Ja, ſo wars, mein Lieber!“

Er ſchwieg, ſtreckte ſich aus, kreuzte die Hände unter dem Kopf und blickte unverwandt in den ſammetartigen Himmel, der wie überſät mit Sternen ſchien. Ringsum war Alles ſtill. Das Meer hob und ſenkte ſich wie eine ungeheure Bruſt, die regelmäßig und tief athmet, und ſein Rauſchen drang zu uns leiſer und leiſer herüber, — weich wie der Hauch eines Schläfers.

Niſchnij-Nowgorod. Alexej Maximowitſch Peſchkow.
(M. Gorjkij.)

# Kanäle.*)

Man sollte glauben, daß nach all den schlimmen Erfahrungen, die das Publikum mit dem projektirten Panamakanal, mit dem Kaiser-Wilhelm-Kanal, dem sogenannten Großschiffahrtweg durch Breslau, mit der Moldau-Kanalisirung und den Arbeiten beim Eisernen Thor gemacht hat, ein Wenig Vorsicht in der Beurtheilung von Kanalprojekten selbst in die Massen der Zeitungschreiber und Zeitungleser gedrungen sei. Dennoch sieht man beim Auftauchen jeder neuen Wasserwegs-Phantasie die selben Scheingründe den Sinn betäuben und neben den berufsmäßigen Vertretern der industriellen Plutokratie auch eine große Anzahl von ehrlichen und unabhängigen Menschen die guten Gedanken von Verkehrsfortschritt, Kulturarbeit in eine Verbindung mit den dunklen Machenschaften bringen, die gewöhnlich dem Bau von Binnenkanälen vorangehen und die endgiltige Trace einer neuen Wasserstraße als einen Kompromiß nicht von Verkehrsrücksichten, sondern von politischen, finanziellen und publizistischen Einflüssen erscheinen lassen. Statt eine so wichtige Angelegenheit, die einen einmaligen Aufwand von 261 Millionen Mark erheischt und die Gefahr einer Verwüstung der Einnahmen des Bahnfiskus in sich birgt, rein sachlich zu erwägen, gruppiren die Parteien sich rechts und links und nehmen einstimmig für oder gegen eine rein wirthschaftliche Regirungvorlage Stellung. Ich selbst war, so lange ich denke, mit meinen Sympathien auf der Seite der demokratischen Parteien, und zwar der allerradikalsten, und ich bin genöthigt, meine Ueberzeugung hier ausdrücklich zu betonen, weil gerade in dieser Frage sich eine bedauerliche Verwirrung der Geister bemächtigt hat, so daß Jeder, der gegen den Kanal ist, für einen Reaktionär schlimmster Sorte gehalten wird. Bisher habe ich nur an liberalen und sozialdemokratischen Blättern gelegentlich mitgearbeitet. Diesmal aber muß ich meinen Gesinnungfreunden in dieser rein wirthschaftlichen Frage nachdrücklich entgegentreten, da Parteien, die mit mehr oder weniger Recht das Wort Freiheit in ihr Programm aufgenommen haben, im Begriff sind, sich zu ruiniren, bevor sie noch Gelegenheit gehabt haben, durch die Führung der Staatsgeschäfte ihren Befähigungnachweis für das Tragen einer geschichtlichen Verantwortung zu erbringen. Seit die Panamakanal-Angelegenheit die radikalen Parteien in Frankreich in den Sumpf gezerrt und den reaktionären Parteien, die aus dem Skandal rein hervorgingen, zu neuer Macht verholfen hat, haben die liberalen und sozialistischen Parteien die Pflicht, solche Völkerbeglückungpläne mit dem peinlichsten Mißtrauen zu prüfen und zu untersuchen, ob die Mühen den möglichen Erfolg aufwiegen, ob die Baukosten und die Ausfälle an den Einnahmen der Staatsbahnen auf eine andere Weise herein zu bringen sind oder ob die selben Ursachen, die in Frankreich wirksam waren, nicht

*) Der Autor dieses Artikels ist seit Jahren mit der Vertretung reichsdeutscher Fluß- und Kanal-Schiffahrtgesellschaften in Oesterreich betraut; es ist vielleicht nicht uninteressant, zu sehen, welche Eindrücke er, ein unbetheiligter Ausländer, von der preußischen Kanalpolitik empfangen hat.

auch in Deutschland den Vertretern der Industrie Ansehen und Beliebtheit im Volk rauben können.

Ein Kanalbau ist nicht etwa, wie das große Publikum glaubt, unter allen Umständen ein Kulturfortschritt. Manchmal ist es ein ehrlicher Irrthum, der im Bannkreis des alten Manchesterthumes seinen Ursprung nimmt und auch heute noch selbst in den Köpfen vorurtheilloser Nationalökonomen fortspukt, weil die Erfahrungen, die man mit den verbilligten Tarifen und Verkehrswegen gemacht hat, noch nicht zum allgemeinen Bewußtsein gekommen sind. Früher dachte man, Jeder, der einen Eisenbahntarif um zehn Pfennige herabsetzt, Jeder, der einen neuen Wasserweg graben will, sei ein Mann des Fortschrittes, weil die Presse der Großindustriellen, die in allen Ländern ein Monopol auf die Leser im fortschrittlich gesinnten Bürgerthum besitzt, ihnen diesen Gedanken suggerirt hat. Der Erste, der auf die schlimmen Wirkungen der niedrigen Eisenbahntarife hinwies, war Professor Kaizl, der vorige österreichische Finanzminister, der gezeigt hat, daß die österreichischen Steuerzahler auf dem Umweg von Eisenbahntarifen ungefähr 2000 Millionen Mark den Industriellen und Händlern schenkten, ohne daß die österreichische Volkswirthschaft von den angeblich so großartigen Wirkungen der billigen Tarife Etwas verspüre. Im Gegentheil: das österreichische Wirthschaftleben zeigt trotz den für einzelne Artikel unerhört billigen Tarifen ein jammervolles Bild. Die preußischen Staatsbahnen ergeben jährlich Ueberschüsse von mehr als 400 Millionen Mark, während wir in Oesterreich jährlich einige 50 Millionen Gulden bei den Staatsbahnen zusetzen. Was Das heißt, kann nur Der begreifen, der hier zugesehen hat, wie wegen einer Zuckersteuererhöhung von 20 Millionen Gulden beinahe eine Revolution ausgebrochen ist und fünf Menschen in Graslitz wegen der um sechs Kreuzer höheren Zuckersteuer ihr Leben gelassen haben. Wenn es in Preußen gelungen sein wird, einen Kanal mitten durch das ganze Land zu führen und die Staatsbahnen um Millionen ihrer Einnahmen zu bringen, und wenn dann der Staat, wie in Oesterreich, das Bier, den Zucker, den Tabak, die Miethen höher besteuern wird, ohne daß von den so gerühmten volkswirthschaftlichen Wirkungen Etwas zu spüren ist, dann wird — zu spät — den vom Zeitungsgewäsch Verwirrten klar werden, daß man den Staat gezwungen hat, eine ungeheure Kraftanstrengung zu machen, damit ein Fabrikbesitzer seine Kohlen bis in seinen Hof schwimmen lassen kann, damit ein Hüttenwerk ein paar tausend Mark für Erzfrachten erspart und damit einige Baufirmen, die wegen der theuren Maschinen ein Monopol auf Kanalbauten besitzen, ihre Millionen verdoppeln.

Als im Panamafalle die stickige Kanalluft zu wehen begann, lagen die Verhältnisse für die Vertheidiger des Kanals immerhin noch günstiger. Erstens ist die Umschiffung Südamerikas denn doch etwas Anderes als der Umweg über Hamburg-Rotterdam. Die Getreidefracht zwischen diesen Plätzen stellt sich durchschnittlich auf etwa fünfzig oder sechzig Pfennige pro 100 kg und die Getreidefracht von Philadelphia nach Berlin wird über den projektirten Kanal, wenn er technisch gelingt, pro 100 Kilo im Sommer zur Zeit der offenen Schiffahrt im besten Fall um fünf oder zehn Pfennige billiger sein als über Hamburg. Wenn man sich erinnert, daß die Getreidepreise um das Hundertfache schwanken, wird man den Einwand würdigen, die Kanalgegner seien nur verbissene Agrarier.

Zweitens würde der Panamakanal als intermaritimer niemals durch Wassermangel und wegen seiner tropischen Lage niemals durch Vereisung zu leiden haben, während in unserem Klima beide Umstände die Schiffahrt abwechselnd beeinträchtigen. Schließlich kamen für den Panamakanal keine Interessen des Eisenbahnfiskus in Betracht und die Baukosten wurden von freiwilligen Aktionären, nicht von unfreiwilligen Steuerzahlern getragen. Es muß also konstatirt werden, daß der berühmte Panamaskandal, der durch dilettantische Großmannssucht auf der einen Seite und durch schlaue Händlermache auf der anderen Seite hervorgerufen wurde, eigentlich aus einem Projekt entsprang, das in der Anlage besser war als das neue deutsche Projekt.

Mit Ausnahme des Suezkanals bringt kein Kanal auch nur die Ueberwachungkosten ein; und auch dieser Kanal, der viele tausend Kilometer Umweg ersparen läßt, wird sich schlechter rentiren, wenn die sibirische Eisenbahn und die Eisenbahn nach dem persischen Golf ausgebaut sein werden. Fast alle Kanäle sind finanziell verunglückt, die meisten aber auch technisch. Im Oder-Havel Kanal, der Hamburg mit Breslau verbindet, ist ein Vierteljahr lang kein Wasser und ein Vierteljahr lang Eis, so daß Güter, die im November 1898 in Kosel in den Kahn gelegt wurden und per März in Hamburg geliefert werden sollten, in einem mir bekannten Fall am zweiundzwanzigsten Mai Hamburg erreichten.*) Der Wasserweg zwischen Prag und Aussig wird jetzt kanalisirt. Im günstigsten Fall, wenn das Werk diesmal gelingen sollte, werden sich die Exportfrachten wegen der dreizehn neuen Schleusen mit ihren Gebühren und Zeitverlusten erhöhen und nur die Importfrachten etwas billiger werden. Gerade umgekehrt ist es bei den Kanalisirungarbeiten an der Donau beim Eisernen Thor. Durch die in die Donau geworfenen Millionen wurde der Thalwärtsverkehr über diese Stromschnelle bei Wasserständen ermöglicht, die bisher den Verkehr nicht gestatteten. Dafür ist die Bergpassage theurer geworden und die Schiffahrtgesellschaften behaupten, daß die von der ungarischen Regirung erhobenen Stromgebühren ruinös sind. Diese Beispiele von verfehlten Kanalabenteuern ließen sich beliebig vermehren.

Daß die großen Blätter für den Kanal sind, wird keinen Einsichtigen wundern. Die Nachrichten-Grossisten sind durch die Lage der Dinge gezwungen, sich nicht mit den großen Inserenten der Plutokratie zu überwerfen, wenn sie ihre Leserkunden mit den theuren Nachrichten gut bedienen wollen. Seltsam ist die bemerkenswerthe Haltung der Arbeiterpartei. Ihre Schwärmerei für den Kanalplan ist nur zu erklären, wenn man annimmt, daß sie, die im preußischen Landtag nicht vertreten ist, sich über den Sachverhalt nicht genügend unterrichtet habe.

Schlackenwerth bei Karlsbad. Rudolf Kohn.

---

*) Der Wasserweg zwischen Kosel und Hamburg erfordert im günstigsten Fall drei Wochen. Ich verstehe nichts von militärischen Dingen, aber es scheint mir doch schwer begreifbar, wie man in einem modernen Krieg von einem Binnenkanal militärische Vortheile erwarten kann.

# Französische Agrarpolitik.

Die Nothlage der französischen Bauern, verschärft durch die frühere Agrarpolitik der Regirung, mußte nothwendig zu organisirter Selbsthilfe führen, nachdem die individuelle Selbsthilfe ihre Mittel erschöpft hatte. Diese Mittel waren hauptsächlich: Hebung des Ernteertrages durch verbesserte Kulturmethoden und Reduktion des Herstellungpreises; und es gelang dadurch wenigstens, zu verhindern, daß sich die mit Getreide bebaute Fläche verminderte, wie Das unter dem Einfluß der niedrigen Getreidepreise in anderen Ländern eingetreten war. Im Gegentheil: im Jahre 1895 betrug sie 6 956 765 Hektar, im Jahre 1892 nach der Statistique agricole 7 166 459. Auch ging der herkömmliche Herstellungpreis von zwanzig Francs für das Hektoliter in einer kleinen Wirthschaft bis auf 8,26 Francs herunter; die Mißernte des Jahres 1891 steigerte ihn auf 13,92 Francs, im Jahre 1892 stellte er sich aber wiederum auf 9,86.

Eine organisirte Selbsthilfe gab es in Frankreich vor dem Jahre 1884 nicht, abgesehen von einer Ausnahme: dem freiwilligen Austausch und der freiwilligen Zusammenlegung von Grundstücken an Stelle der in anderen Staaten durch Zwangsgesetze durchgeführten Feldbereinigung und Verkoppelung. Freilich mit sehr geringem Erfolg, wie die noch immer fortschreitende Bodenzersplitterung beweist. Bis 1884 wirkte die Höhe der Abgaben bei Eigenthumsübergängen hemmend. Erst ein Gesetz vom dritten November 1884 schuf hierin Wandel. Neben Verträgen einzelner Eigenthümer kommen Kollektivabmachungen ganzer Gemeinden vor. Jeder Zwang zur Betheiligung ist aber ausgeschlossen und es steht ganz im Belieben der Gemeindemitglieder, ob sie sich an einem solchen in der Form eines Syndikats organisirten Vorgehen betheiligen wollen oder nicht.

Das Gesetz über die Arbeitersyndikate vom Jahr 1884 wurde der Ausgangspunkt einer weiter gehenden Verbandsthätigkeit der französischen Landwirthschaft. Die „syndicats agricoles", anfangs nur Einkaufsgenossenschaften zur Beschaffung von Saat, Düngemitteln und Maschinen, nahmen bald auch den landwirthschaftlichen Unterricht in ihr Programm auf und organisirten Fortbildungskurse und Versuchsstationen. Dann entstanden Produktiv- und Verkaufsgenossenschaften: Molkereien, Käse- und Weinfabriken und Destillerien. Hierauf wurden Vieh- und Ernteversicherung auf Gegenseitigkeit, Arbeitnachweis und Stellenvermittelung für Arbeiter und Pächter, Krankenkassen und Altersversicherung in Angriff genommen. Am Langsamsten entwickelte sich das genossenschaftliche Darlehenswesen. Die kleinen landwirthschaftlichen Kassen, die bis zum Jahre 1894 hier und da im Anschluß an die Syndikate entstanden, blieben ohne Bedeutung. Erst seit das Gesetz von 1894 den Syndikaten gestattete, sich als landwirthschaftliche Genossenschaftbanken zu konstituiren, begann die Organisation des landwirthschaftlichen Kredites.

Der „Almanach de la coopération française" für 1898 ergiebt 175 landwirthschaftliche Produktiongenossenschaften und 623 landwirthschaftliche Kassen. Die Syndikate, von denen das Alles ausgegangen ist, stehen heute in Verbänden, die meistens ein Departement umfassen, und diese Verbände schließen sich zu einigen Generalsyndikaten zusammen.

Nach der Devise „Tous pour un, chacun pour tous" ist die Tendenz dieser

Veranstaltungen: Sicherung der Vortheile des größeren Kapitales für die kapitalistisch schwachen, selbstarbeitenden Grundbesitzer. Nicht selten wird erst durch Gründung von Konsumgenossenschaften und durch Ansammlung der Betriebsgewinne ein kleines Kapital zusammengebracht; ist man so weit, dann schreitet man zur Bildung der Produktivgenossenschaft mit Verkaufsstellen; die Kredit- und Werkgenossenschaften erleichtern Verbesserungen der Wirthschaft: und so ergiebt sich für die französischen Bauern die Aussicht, fast aller Vortheile, die der Großbetrieb und verfügbares Kapital gewähren, theilhaftig zu werden.

Der bisherige Erfolg ist wirklich auch überraschend günstig gewesen. So vertheilte die Genossenschaftbäckerei zu Roubaix im Jahre 1898 nicht weniger als fünfundzwanzig Prozent Dividende. Aber die materiellen Vortheile für den kleinen Grundbesitzer erschöpfen bei Weitem nicht den wohlthätigen Einfluß der Kooperation. Nicht nur, daß sie die wirthschaftliche Konkurrenzfähigkeit des Bauern hebt, ihn als Produzenten und Konsumenten vom Zwischenhandel emanzipirten: sie wirkten als ein ausgezeichnetes soziales Erziehungmittel, rissen ihn aus seiner niederdrückenden Isolirung und lehrten ihn, statt des den Verhältnissen nicht mehr angepaßten Konkurrenzkampfes Aller gegen Alle, den Werth der wirthschaftlichen Organisation schätzen.

Dieser Werth springt auch zu sehr in die Augen, als daß er von irgend einer Partei in Frankreich noch verkannt werden könnte. Konservative, Liberale und Sozialisten treffen hier, so weit sie sonst durch die Verschiedenheit ihrer Grundanschauungen getrennt sein mögen, zusammen und suchen einander in heißem Ringen dieses Feld der Bethätigung streitig zu machen.

Das landwirthschaftliche Uebergangsprogramm der Sozialisten erkennt in seinen praktischen Forderungen ausdrücklich die Grundgedanken der genossenschaftlichen Reformbewegung an; die bürgerlichen Parteien und die Sozialrevolutionäre unterscheiden sich von einander eigentlich nur noch im Endziel. Im Zusammenhang damit steht es, daß das sozialistische Programm alle Veranstaltungen als obligatorische Aufgaben der ganzen Gemeinde auffaßt, während die Kooperation sie durch freie Berufsvereine verwirklicht. Es kommt allerdings vor, daß Sozialisten die landwirthschaftlichen Syndikate angreifen, weil sie fürchten, daß der Einfluß des Großgrundbesitzes in ihnen überhandnehme. Aber nur in der „Union du Sud-Est" steigt die Zahl der Großgrundbesitzer bis auf zwölf Prozent, in der „Union du Centre" ist sie sechs, in allen anderen zwei Prozent, im Durchschnitt fünf Prozent. Daher die freimüthige Aeußerung von Jaurès: „Ils nous serviront tout de même; aussi nous ne leur en voulons pas." Trotz dieser geheimen Hoffnung und dieser im Prinzip wohlwollenden Stellung bekämpfte der selbe sozialistische Abgeordnete Mélines Gesetzesvorschlag, der die landwirthschaftlichen Versicherungsgenossenschaften subventioniren wollte. Der Grund war, daß die Art der Vertheilung der Subvention den Einfluß der Regirung und des Großgrundbesitzes auf die Syndikate verstärken konnte. Und ähnlich zaudern die selben Republikaner, die das landwirthschaftliche Genossenschaftwesen als Hauptstütze ihres friedlichen Reformprogrammes hinzustellen lieben, keinen Augenblick, gegen Syndikate Stellung zu nehmen, in denen die kollektivistische Tendenz sich allzu stark geltend macht. Den Sozialpolitiker interessiren diese parteitaktischen Manöver nicht. Was ihn aber im höchsten Maße interessiren muß, ist die That-

sache, daß die landwirthschaftliche Assoziation und Kooperati in Frankreich — obgleich sie noch im Anfangsstadium ihrer praktischen Wirksamkeit steht — grundsätzlich von allen Parteien anerkannt ist. Darin dürfte einer der wirksamsten Hebel für die kommende Neugestaltung der Dinge in unserem Nachbarlande liegen.

Von Alledem gilt nichts für die staatliche Intervention in Frankreich. Was sie bisher geleistet hat, ist ohne jeden nennenswerthen Einfluß auf die Lage des französischen Bauern geblieben und höchstens könnte man sagen, daß man in letzter Zeit aufgehört hat, gegen die Bauern zu regiren. Noch versteigt man sich nur in den allerseltensten Fällen zu positiven Eingriffen und jede Gesetzesänderung, die ein Stück rückständiger feudaler Beschränkungen und verjährten Unrechtes wegräumt, wird immer wieder als große That gefeiert. Daß eine republikanische Regirung, hundert Jahre nach der großen Revolution, dem Bauern endlich gestattet, gleich allen anderen Bürgern, Vereine zu bilden, daß das Gesetz von 1884 der Selbsthilfe freie Bahn schuf, wird als schöpferisches Werk gepriesen; und man machte ein unglaubliches Aufheben davon, als im Jahr 1894 den Syndikaten gestattet wurde, der dringenden Kreditnoth des Kleingrundbesitzes abzuhelfen. Die Reform der Octrois ist noch immer nicht durchgeführt. Zwar hat ein Gesetz vom neunundzwanzigsten Dezember 1897 die Besteuerung von Getränken, die diätetischen Zwecken dienen, zum Theil aufgehoben; die vollständige Beseitigung der Octrois liegt aber in nebelhafter Ferne und die von keinerlei Sachkenntniß angekränkelten Berichte des pariser Gemeinderathes und der Seine-Präfektur erinnern lebhaft an die Romanerfindungen Jules Vernes.

Gewisse Erfolge der Schutzpolitik in den letzten zwei Dezennien liegen mehr auf dem Gebiet der Administration als einer eigentlichen Intervention im modernen Sinn. Günstig für die Landwirthschaft und für die landwirthschaftliche Industrie hat das Gesetz gewirkt, das im Jahr 1884 die Zucker-Fabrikatsteuer durch die Rübenbesteuerung ersetzte. Der erste prinzipielle Schritt zu einer Steuerreform im Interesse der Bauern erfolgte jedoch erst durch das Gesetz vom einundzwanzigsten Juli 1897, das die zu fünfundzwanzig Francs Steuern veranlagten Grundstücke für steuerfrei erklärte. Angeblich sollte dadurch der Kleingrundbesitz um fünfundzwanzig Millionen jährlich entlastet werden, in Wahrheit kommt der Steuererlaß aber, da er nicht an das Einkommen des Grundeigenthümers, sondern an die Ertragsfähigkeit der Grundstücke gebunden ist, auch vielen Großgrundherren zu Gute, die eine Mehrzahl von kleinen Grundstücken ihr Eigen nennen.

Eine allgemeine Reduktion der Abgaben bei Eigenthumsübergängen steht noch aus, eben so eine zweckmäßige Neugestaltung des Hypythekenwesens und der Katastrirung.

Im Transportwesen hat sich die Staatsintervention auf die Erwirkung wenig bedeutender Frachtermäßigungen beschränkt. Doch zielt die Eisenbahnpolitik, die in diesem Jahrhundert den Privatcompagnien so nützlich, der Landwirthschaft so nachtheilig gewesen ist, darauf ab, bis zum Jahr 1960 das ganze Eisenbahnnetz zu verstaatlichen. Der Landwirthschaft kann Das nur erwünscht sein. Schneller hat sich die Anwartschaft des Staates auf die Wasserstraßen verwirklicht: mit dem Ankauf des Canal du midi und des Parallelkanals der Garonne sind beinahe alle wichtigen Wasserstraßen, den Kanal der Stadt Paris ausgenommen, in fiskalischen Betrieb übergegangen. Endlich hat die Erneuerung des Privilegs

der Bank von Frankreich im Jahr 1898 dazu gedient, den landwirthschaftlichen Darlehenskassen reichliches Betriebskapital zuzuführen. Der Vorschuß von vierzig Millionen und die Jahresbeträge von zwei Millionen, die auf Grund der neuen Konvention dem Staat von der Bank zu zahlen sind, haben die Gründung von Kreditkassen ermöglicht, die mit den Genossenschaftkassen in unmittelbare Verbindung traten. Auch die erste staatliche Subvention der genossenschaftlichen Versicherungsgesellschaften gegen Hagel und Viehsterblichkeit fällt in das Jahr 1898. So bezeichnet dieses Jahr nach verschiedenen Richtungen den Anfang einer Kreditorganisation des französischen Kleingrundbesitzes.

Paris. Dr. Alfred Rossig.

# Das wilde Thier.

Seine Manz hatte seine Frau geschlagen. Das war nichts so Ungewöhnliches mehr, denn es geschah fast immer, wenn er betrunken war, und betrunken war er, so oft er auf dem Fischmarkt guten Verkauf gehabt hatte und danach im „Bären" eingekehrt war. Heute aber war es besonders schlimm gewesen. Es war Blut geflossen. Darum waren die Leute zusammengelaufen und standen in der späten Abendstunde um das elende Haus, in dem die Verwundete, mit nassen Tüchern auf der Stirn, im Bette lag. „Ein Glück noch, daß sie dem Beil ausgewichen ist; sonst hätte es ihr den Kopf gespalten", sagte der Arzt.

Der Mann war auf den Dachboden gestiegen. Das Mitleid der Nachbarn mit dem Weibe und die verachtenden Blicke, die man ihm zuwarf, machten ihn noch zorniger als vorher die vorwurfsvollen Worte aus dem Munde der Frau selbst, die seine Wuth gereizt hatten. Was brauchten die Leute sie zu bedauern? Was ging es diese Leute an? War sie denn nicht seine Frau? Sie stachelten sie nur gegen ihn auf, sonst hätte sie es gar nicht gewagt, ihn so zu reizen. Sie waren schuld, daß er in seinem eigenen Haus nicht mehr daheim war. Sie Alle waren mit ihr gegen ihn verbündet. Die Kinder wollten auch schon nicht mehr in seiner Nähe sein; auch sie hielten zur Mutter. Und doch schindet man sich um ihretwillen die Haut vom Leibe, liegt die Nächte durch in seiner Jolle auf dem Meer in Sturm und Wassersturz, frierend und hungernd, um die paar Groschen zum äußersten Lebensunterhalt zu verdienen. Mein Gott, kann es da nicht auch einmal vorkommen, daß man sein Elend ein paar Stunden vergessen und die Kälte eine Weile aus allen Gliedern treiben möchte? Und da muß Einem gleich ein vorwurfsvolles Gesicht entgegengucken, wenn man heimkommt und nicht mehr gerade stehen kann.

Wer ist immer Herr über sich selbst? Sie wars auch nicht, als sie ihm

ſagte, während ſie das Geſicht von ihm abwandte: „Komm den Kindern nicht zu nah, daß ſie nicht merken, wie Du nach Fuſel riechſt.“ Warum ließ ſie ſich nicht lieber von ihm ſcheiden? Warum hatte ſie Das nicht ſchon längſt gethan? Die Kinder würden ja ihr verbleiben, die würde man ihm ja doch nicht anvertrauen, — ihm, dem man überhaupt nur darum noch zuweilen Guten Tag zurückgab, weil man ſeine unheimliche Kraft fürchtete. „Wenn er ſich nur einmal totſaufen würde, der ſchlechte Kerl“, ſagten ſie ſo laut, daß ers hören konnte, „die Frau würde ſich ohne ihn viel beſſer durchſchlagen.“ Sie hatten Recht. Er war nichts als ein Fluch für ſein Haus. Aber ſo weit wars denn doch nicht mit ihm, daß er ein ſolcher Kerl bleiben ſollte. Wills nicht beſſer werden, kanns nicht beſſer werden, ſo macht man dem Hundeleben ein Ende. Heine Manz ſuchte auf dem Dachboden nach einem Strick, um ſich zu erhängen. Da hörte er von unten die Stimme ſeines jüngſten Kindes. Es weinte. Die Nachbarn hatten ſich getrollt. Lange war es Schlafenszeit und in der Nacht hörte man jeden Laut, der drunten geſprochen wurde. „Geht, Ihr habt Vater noch nicht Gute Nacht geſagt“, mahnte die Mutter. „Ich will nicht, Vater iſt bös“, murrte der Kleinſte, ihr Lieb-ling. „Wenn Du nicht gleich folgſt, hat Mutter Dich nicht mehr lieb,“ tönte die Stimme der Leidenden wieder. Dann kam es die Bodentreppe herauf, drei Köpfchen guckten ſcheu durch die Luke und riefen ein zaghaftes „Gut' Nacht, Vater!“. Dann haſteten die kleinen Füße wieder hinab und das letzte Geräuſch verhallte bald hinten in der Kammer, wo die Kleinen ſchliefen. Heine Manz hatte zitternd in einem Winkel des Dachraumes geſtanden. „Sie hat ſie zu mir geſchickt“, ſagte es in ihm.

Dann knarrte die Bodentreppe wieder, aber diesmal unter den ſchweren Tritten der großen Fiſcherſtiefel Heines. Auf der Hälfte des Weges hielt er an und zog ſie aus. „Die Göhren brauchen nicht munter zu werden“, brummte er für ſich. In der Stube brannte ein Nachtlicht, bei dem die alte Lieſchen, die Krankenwärterin, Hebamme und Totenwäſcherin des Dorfes, wachte. „So, Du wildes Thier, läßt Dich endlich ſehen?“ flüſterte ſie, ihn mit böſen Augen an-ſehend. „Halts Maul, Lieſchen, und troll' Dich heim!“ Die Alte ſah ihm lange ins Geſicht; dann nickte ſie mit ihrem alten faſt haarloſen Kopf bedächtig und ging aus dem Hauſe. „Behüt' Euch Gott“, ſagte ſie noch unter der Thür. „Was kommt Die an?“ dachte Heine. Dann nahm er das Nachtlicht und ging in die Kammer.

Ein naſſes Tuch bedeckte die Stirn des ſchlafenden Weibes Die Wangen waren ſo blaß wie die weiße Kalkwand. Heine ſtellte das Licht auf den Sims, kniete am Bette nieder und verbarg den Kopf in der wollenen Decke, die die Füße ſeines Weibes umhüllte. Dann wurden die Kinder durch ein lautes, wildes Schluchzen geweckt. Aus einem der Bettchen klang leiſes Weinen. „Muckſt Euch nicht, Ihr!“ herrſchte Heine ſie an. Die kranke Frau ſchlug die Augen auf, die die ſeinigen ſuchten. Sie bemühte ſich, zu lächeln, und ihre fiebernde Hand legte ſich auf die Hand des Mannes. Er ſtand raſch auf und ſagte unwirſch, während er ſich mit dem Aermel über die Augen fuhr: „Ich wollte nur. . . .“ Es fiel ihm aber nicht ein, was er da habe ſuchen können. Und ſie ließ die Hand nicht los, die ihr ſo weh gethan hatte und ihr noch oft wehthun würde. Richard Freiling.

# Kohlenstaub.

Im Kohlenstaub wähnen heute berufene und unberufene Erfinder Märchenschätze verborgen und das Patentamt hat reichlich Gelegenheit, an ihren Ideen und Anmeldungen seinen Scharfsinn zu üben. Aber es ist bezeichnend daß eine auf kostspielige Patente gegründete Aktiengesellschaft für Kohlenstaub-Feuerung jetzt wieder das Zeitliche segnen muß, nachdem sie große Summen verschlungen und alle Erwartungen getäuscht hat.

Wohl zeichnet der gleißende Staub die verheißungvollen Spuren werkthätiger Arbeit; aber wo die Industrie sich einer Gegend ganz bemächtigt hat, senken sich die schwarzen Körnchen auch dicht auf Feld und Strauch, dringen in Haus und Hof, in Küche und Garten und überziehen Geräthe und Kleidung mit demselben freudlosen Grau; am Stärksten da, wo die unentbehrliche Nahrung unserer eisernen Sklaven zu Tage gefördert wird, im rheinisch-westfälischen Bezirk. Und obgleich wir die fleißige Arbeit der Häuer und das Sausen der nimmer ruhenden Räder zu vernehmen meinen, mag sich dem Geistesauge der dunkle Schleier, der die Landschaft bedeckt, in ein endloses, trauriges Bahrtuch verwandeln.

Es ist dankbarer, gute als schlechte Aussichten zu prophezeien. Doch fangen selbst die fröhlichen Sanguiniker schon an, stutzig zu werden. Die entente cordiale zwischen Industrie und Börse ist in die Brüche gegangen. Was nützt es den Herren über die „schwarze Gegend", daß sich die Aufträge über alle Kräfte hinaus häufen, wenn mit der gesteigerten Arbeit nicht eine Steigerung der Gewinne Hand in Hand geht? Die Schienenwege können den Verkehr nicht mehr bewältigen. Den Spediteuren wird die Bahn tagelang einfach gesperrt; die herangeschleppten Güter lassen sich nicht mehr prompt versenden. Sonst wurden in Rheinland Westfalen und auch in Oberschlesien Kokswagen zur Beladung mit Schutt und mit anderem groben Gut als Betriebswagen gestellt, heute werden sie von den Eisenbahndirektionen wie Luxusstücke gehütet und strenge Verbote weisen auf den Kohlenmangel hin. Die Erde selbst läßt sich ihre Schätze so schnell nicht rauben, wie es der hungrige Bedarf verlangt. Mit dem Eintritt der kühlen Witterung hat die Noth sich gesteigert. Tag für Tag bestätigen Das die Berichte aus den verschiedensten Wirthschaftgebieten. Die Kohlenhändler sind schlimm daran. Sie verfügen nur noch über minime Vorräthe, gänzlich unzureichend zur Befriedigung der Kleinkonsumenten, und je stärker der Bahnversand geworden, der z. B. im Ruhrgebiet an den Arbeitstagen durchschnittlich sechzehntausend Doppelwaggons beträgt, und je mehr der Selbstverbrauch gewachsen ist, desto mehr sehen sich die Zechen veranlaßt, den Landverschleiß einzuschränken. Unter diesen Umständen werden die Wintermonate den empfindlichsten Kohlenmangel bringen, es sei denn, daß das rheinisch westfälische Syndikat die Ausfuhr weiter einschränkt oder sich entschließt, zur Ergänzung fremdes Material heranzuschaffen. Schon hallen die Tageszeitungen von beweglichen Klagen über den Einfluß der Kohlentheuerung wider. Eisenwerke, Ziegeleien, Brennereien u. s. w. sehen ihre Rentabilität durch die Erhöhung der Produktionkosten in Frage gestellt. Fabrik und Haushaltung sind in gleicher Noth. Man weiß,

daß die Preise noch weiter anziehen müssen. Der Beginn des Herbstgeschäftes in Hausbrandkohlen und die in der Jahreszeit begründete Steigerung des Verbrauches der Gasfabriken genügen allein schon, um den Bedarf anschwellen zu lassen, Dabei kann man überall in interessirten und in uninteressirten Berichten lesen, daß Zechen und Kokereien der wachsenden Nachfrage nach Kohlen und Koks mit äußerster Anstrengung kaum noch genügen und daß es weiterhin sehr schwer halten wird, die Gesammterzeugung der syndizirten Zechen so zu erhöhen, daß die Abnehmer glatt befriedigt werden können. Auf keinen Fall wird Das gelingen, wenn ein früher und strenger Winter eintritt. Schon nimmt man immer mehr zur Verkokung der Gaskohlen seine Zuflucht, hat aber den Mangel an Kokskohlen bis jetzt noch in keiner Weise mildern können. Auch die sämmtlichen übrigen Fettkohlensorten sind knapp. Gasflammkohlen sind in einzelnen Sorten vorhanden, in anderen herrscht ein Mangel, der von der Eisenindustrie unangenehm empfunden wird. Feinkoks ist als Hausbrand nur noch in geringen Mengen zu haben; die Industrie hat sich verproviantirt und für den Privatverbrauch nur wenig übrig gelassen. Dahin ist es schon gekommen, daß die Eisenindustrie außer Gaskoks auch Brech- und Siebkoks in großen Mengen aufkauft, so minderwerthig dieses Material ist und so ungünstig es die Qualität der Eisenprodukte beeinflussen kann.

Der Geschäftsgang in der Kohlenindustrie ist also glänzend, die Nachfrage stürmisch und auch die Eisenbranche kann den Bedarf nicht befriedigen; eine Preiserhöhung jagt die andere. Was sagt aber die Börse, die gefällige Verkünderin aller glückverheißenden Nachrichten dazu, sie, die im Haussetaumel der Welt zu versichern liebt, daß sie eigentlich doch immer Recht habe? Die Antwort ertheilt kurz und präzise der berliner Fondsbörsenbericht des Tages, der der letzten düsseldorfer Montanbörse folgte: „Der Markt der Eisen- und Kohlenaktien blieb durch den sehr festen Bericht der düsseldorfer Börse ganz unberührt; die Kurse wurden sogar wesentlich niedriger, da es an Käufern fehlte und nur die lokale Spekulation vorübergehend Deckungen vornahm.“ Das sagt Alles. Der Enthusiasmus der Herren des berliner Parquet ist dahin, — gänzlich verraucht. Ganz ist die Situation freilich doch nicht geklärt. Das Kokssyndikat dürfte noch einige Trümpfe auszuspielen haben und auch das Kohlensyndikat läßt sich nicht in die Karten sehen.

Die wirthschaftlich Schwächsten, die Kleinkonsumenten, müssen sich als eine quantité négligeable behandeln lassen. Zum direkten Bezug von den Syndikaten sind sie nicht im Stande; sie müssen sich an die in Kohlenverkaufsgesellschaften bezirksweise organisirten Großkohlenhändler wenden, die mit einander in Verbindung stehen und so die Verbraucher zwingen können, jeden geforderten Preis, so hoch er auch sei, zu bewilligen. Hier hat ein Ausbeutungsystem schlimmster Art Platz gegriffen. Zumal für den diesjährigen Herbst- und Winterbedarf werden von den Verkaufsgesellschaften für Brennstoffe Preise gefordert, die die an sich schon so hohen Verkaufspreise der Syndikate noch weit hinter sich lassen. So beträgt der Syndikat-Kokspreis zur Zeit vierzehneinhalb Mark und nach den vorläufigen Bestimmungen für die Jahre 1900 und 1901 ungefähr siebenzehn Mark für die Tonne. Außerhalb des Syndikates stehende Kokereien mußten dagegen für ihre allerdings

langsichtigen Abschlüsse achtundzwanzig und dreißig Mark für die Tonne Koks bewilligen. Uebrigens ergiebt sich da eine Schraube ohne Ende, denn schon folgert das Syndikat aus der Möglichkeit solcher Wucherpreise die Nothwendigkeit, seine Preise zu erhöhen! Was bleibt dem Händler, der bei einem solchen System nicht bestehen kann, Anderes übrig, als über die Grenzen des Landes nach Hilfe zu spähen! Die Vertreter der englischen Kohlengruben sind auf der Lauer und warten auf den glücklichen Fischzug; die Gründung einer Einkaufsgenossenschaft für englische Kohle ist unter den Kleinverbrauchern gesichert und so wird es nicht mehr lange dauern, bis durch den Uebermuth der Großhändler deutsches Geld ohne Noth ins Ausland wandern wird.

Das rheinisch-westfälische Koks-Syndikat war sich lange nicht schlüssig, wie es seine Theilnehmer in der nächsten Zeit behandeln soll, und stimulirte inzwischen die öffentliche Meinung durch verzweifelte Tendenznachrichten. Selbst angebliche Wünsche der belgischen Interessanten mußten dazu herhalten, weitere Preiserhöhungen als nothwendig zu motiviren. Die entscheidende Vorstandssitzung hat aber doch schon stattgefunden und es müssen danach besondere Gründe vorliegen, daß ihre Beschlüsse, noch jetzt nach Wochen, geheim gehalten werden. Handelt es sich darum, daß die Eingeweihten möglichst lange von ihrer Kenntniß Sondervortheile ziehen wollen? Das könnte der Agitation gegen die Kartell- und Syndikat-Wirthschaft nur Wasser auf die Mühle geben. Oder fürchtet man, die „Begehrlichkeit" der Arbeiter weiter aufzustacheln? Auch Das wäre eitel. Die Arbeiter sind desto mehr geneigt, rücksichtlose Forderungen zu erheben, je unsicherer ihre Beurtheilung der Situation ist und je mehr ihr Mißtrauen genährt wird. Das bestätigen die Ereignisse, die sich in Oberschlesien vorbereiten. In den dortigen Kohlendistrikten cirkulirt eine Petition an den Handelsminister, die Hüttenverwaltungen zu einer zwanzig- bis fünfundzwanzigprozentigen Lohnsteigerung zu veranlassen. Heute beziehen die Arbeiter dort jährlich fünfzig Millionen Mark; würde sich diese Summe um die angegebenen Prozente erhöhen, so müßten sich also die Kosten der oberschlesischen Steinkohlenförderung, die im letzten Jahre einen Werth von einhundertundfünfundzwanzig Millionen erreichte, um zehn bis zwölfundeinhalb Millionen vertheuern. Das bedeutet für die Hütten selbst, daß die Gestehungskosten für den Centner um nicht weniger als zweieinhalb Pfennig höher werden würden. In letzter Instanz hat der Arbeiter selbst wieder unter einer Vertheuerung, die sich bis in den kleinsten Haushalt merklich fühlbar machen muß, zu leiden. Bedenklicher als der Arbeiterterrorismus ist in Wahrheit der Terrorismus der Syndikatsleitung, die unfair genug ist, ihren Abnehmern, die für das Jahr 1900 alte, billige Abschlüsse haben, für das Jahr 1901 jede Kokslieferung zu versagen, wenn sie nicht die für 1901 festgesetzten Preise auch für das Jahr 1900 nachbewilligen. Wo bleibt die Zuchthausvorlage für solche Manipulationen? Leider hat der Begriff einer rechtswidrigen Beschränkung des freien Willensentschlusses in unserem „Rechtsstaat" nur prekäre Geltung. Aber: „these violent delights have violent ends", mahnt Shakespeare.

Lynkeus.

# Notizbuch.

Francesco Crispi ist achtzig Jahre alt geworden und Süditalien hat die Gelegenheit benutzt, den lange vom Glück begünstigten Vertreter seiner nationalen Eigenart zu feiern. Das Charakterbild dieses Helden geräuschvoller Sizilianerbegeisterung schwankt schon längst nicht mehr in der Geschichte. Man weiß, daß Crispi ein Willensmensch von ungewöhnlicher Energie, ein schlauer Beherrscher aller Künste, mit denen man ein hitziges Volk bändigt und regirt, und ein eben so gewissenloser wie kurzsichtiger Politiker ist. Das Urtheil, das Felice Cavalotti über ihn gefällt hat, war leidenschaftlich und deshalb nicht ganz gerecht; aber es traf mit prachtvoller Wucht den fauligen Kern eines Regimes, das Italien nur Unheil gebracht hat. Man braucht nicht an Crispis brutale Rechtsbeugungen im „Kampf gegen den Umsturz", nicht an seine unsauberen Beziehungen zu berüchtigten Bankdieben zu denken: aber war nicht die ganze Politik dieses ehemaligen Bombenfabrikanten, der sich allmählich zum Staatsretter herausgemausert hatte, das abenteuerlich tolle Unterfangen eines vom Ehrgeiz verblendeten Megalomanen? Unter seiner harten Hand ist Italien, dem Cavours Weisheit die Bahn vorgezeichnet hatte, verarmt und politisch heruntergekommen; seinem hemmungslosen Drang, das geknechtete Volk durch transatlantische gloire im Stil Louis Napoleons zu amusiren, entsprang die aberwitzige erythräische Politik, die schließlich zu dem Zusammenbruch bei Adua führte. Wenn er im Parlament Schwierigkeiten hatte, forderte er brüsk Siegesdepeschen aus Afrika, — und die Heerführer mochten dann sehen, wie sie sich durch Massenopfer oder durch freche Fälschungen aus der Affaire zogen. In Deutschland ist diesem skrupellosen Unheilbringer leider ein Rest von Popularität geblieben. Seit Bismarck ihn hypnotisirt und für die natürlichen Lebensinteressen Italiens blind gemacht hatte, gilt Crispi als ein Förderer des Dreibundes, von dem ja noch immer gesprochen wird. Wenn dieses Gespenst aber zu wirksamem Leben erweckt werden sollte: glaubt irgend ein Nüchterner, daß der von Crispis Großmannssucht an den Abgrund gerissene Staat, in dem der Thron nur noch aus Bequemlichkeit stehen gelassen wird, zu einer ernsten, im kleinsten Bereich entscheidenden Aktion fähig wäre? Und ist es nützlich, einem verwesenden Körper, dem die nährenden Säfte stocken, sich zu verbünden? . . . Herr Crispi ist an seinem Geburtstage nicht nur vom Grafen Bülow und von dem Fregattenkapitän Kretschmann „im Namen der Deutschen Marine" begrüßt worden; er hat auch vom Deutschen Kaiser ein sehr herzliches Glückwunschtelegramm erhalten. Als Crispi vor ungefähr zehn Jahren einmal in Berlin war, schenkte ihm der Kaiser seine Photographie mit der Inschrift: A gentilhomme gentilhomme, à corsaire corsaire et demi! Der italienische Ministerpräsident, dem von seinen Gegnern schon damals ein Korsarencharakter nachgesagt wurde, war höchst verblüfft und beruhigte sich erst, als ein deutscher Ministerpräsident ihm sagte, der Kaiser habe durch die Widmung nur andeuten wollen, daß er seinen Gast für einen gentilhomme halte.

* * *

Der Verlauf der österreichischen Ministerkrisis beweist aufs Schlagendste, daß der Donaustaat einem unaufhaltsamen Zersetzungprozeß verfallen ist und daß

Kräfte, die eine Wiedergeburt herbeiführen könnten, in ihm selbst nicht vorhanden sind. Eine Bevölkerungsgruppe allerdings redet sich in allem Ernst ein, daß sie zu dem großen Werke berufen und befähigt sei: die sozialdemokratischen Lohnarbeiter; sie haben die Sache in ihren Organen und Versammlungen gründlich durchgesprochen und zuletzt auf dem brünner Parteitage das offizielle Programm des Erneuerungwerkes verkündet: Oesterreich soll ein Bundesstaat werden, dessen autonome Selbstverwaltungsgebiete sich möglichst den Sprachgrenzen anpassen. Es empfiehlt sich nicht, hier die sämmtlichen Programmsätze durchzumustern; nur an zweien soll gezeigt werden, daß auch dieser Heilversuch nicht ans Ziel führen kann. Die Regelung der Nationalitäten- und Sprachenfrage, heißt es, sei nur möglich „in einem wahrhaft demokratischen Gemeinwesen, das auf das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht gegründet ist, in dem alle feudalen Privilegien im Staate und in den Ländern beseitigt sind, denn erst in einem solchen Gemeinwesen können die arbeitenden Klassen, die in Wahrheit die den Staat und die Gesellschaft erhaltenden Elemente sind, zum Wort kommen". Es versteht sich ja von selbst, daß Marxgläubige die materielle Bedürfnißbefriedigung mit der Staatenbildung vermengen; aber ein Blick auf die Weltgeschichte zeigt, daß diese Vermengung ein großer Irrthum ist. Die größeren Staaten sind bisher ausnahmelos durch Unterjochung entweder eines ganzen Volkes oder der arbeitenden Klassen des Volkes gegründet und erhalten worden. Nur kleine Freistaaten sind Organisationen des arbeitenden Volkes gewesen und selbst in ihnen hat die Bürgerschaft gewöhnlich noch eine Schicht von Sklaven unter sich gehabt, auf die sie wenigstens einen Theil der Handarbeit abwälzte. So ists bis jetzt immer gewesen; ob es in Zukunft einmal anders sein wird, wissen wir nicht. Ein anderer Satz lautete im Entwurf (die Form der definitiv angenommenen Resolution ist etwas anders): „Wir erkennen kein nationales Vorrecht an, verwerfen daher die Forderung einer Staatssprache, wogegen wir die schon jetzt bestehende Thatsache der deutschen Verkehrssprache, so lange eine andere nicht gegeben ist, nur als praktische Nothwendigkeit ansehen, ohne daraus ein die anderen Sprachen ausschließendes Privilegium erwachsen zu lassen." Das sind leere Redensarten! Bei Staatseinrichtungen, die nicht einem der geplanten kleinen Nationalstätchen, sondern dem Gesammtstaate dienen, z. B. bei der Post, muß gefordert werden, daß die dafür verwendeten Beamten die „Verkehrssprache" vollständig beherrschen, — und dadurch wird die Verkehrssprache Staatssprache. Ist es aber nicht interessant, zu sehen, wie die internationale Sozialdemokratie, die ausgezogen war, den Staat umzustürzen, sich durch die Macht der Thatsachen gezwungen sieht, am Wiederaufbau des zerfallenden österreichischen Staates zu arbeiten, und zwar dadurch, daß sie an die Stelle eines centralisirten Staates einen Bund kleiner Nationalstaaten setzt? Ueberhaupt verdient die österreichische Sozialdemokratie die größte Beachtung. Sie hat, obwohl sie erst seit zehn Jahren besteht und obwohl in Oesterreich das industrielle Element noch vom agrarischen überwogen wird, in den politischen Kämpfen der letzten Jahre eine sehr einflußreiche Rolle gespielt; sie zeichnet sich schon dadurch aus, daß auf ihren Versammlungen in anständiger Form sachlich berathen wird, während die Reichstags- und Gemeinderathssitzungen, auch die Versammlungen anderer Parteien, mit wüstem Geschimpf ausgefüllt werden. Und sie hat sich im großen Verfassungkampf am Verständigsten benommen. Dies nicht allein darum, weil der Habsburgerstaat so überaus arm an geistigen Kräften und

weil unter Blinden der Einäugige König ist, sondern noch aus zwei anderen Gründen. Was den Haß der Nationalitäten zur Siedehitze gesteigert hat, war das persönliche Interesse; die badenische Sprachenverordnung bedeutete nichts Geringeres als die Auslieferung aller Staatsämter in den Ländern der Wenzelkrone an die Czechen, da die Deutschen ihren Söhnen nicht zumuthen können, eine barbarische Sprache zu lernen, während sich für die Czechen die Erlernung des Deutschen von selbst versteht. Die Söhne der Arbeiter haben keine Aussicht auf mittlere und höhere Beamtenstellen; die Sozialdemokraten waren also von der Verordnung nicht betroffen, konnten ruhiges Blut bewahren und sachlich debattiren, während die bürgerlichen Deutschen und Czechen tobten. Dann haben sie in dem Streit um den Paragraphen 14 und bei der Obstruktion weniger Dummheiten gemacht als die übrigen oppositionellen Gruppen, weil sie die einzigen vollkommenen Aufrichtigen und Ehrlichen waren. Die Herren von der bürgerlichen Opposition brauchen nämlich den Reichstag gar nicht so sehr nöthig. Verwaltung, Polizei und Justiz stehen ihnen immer zur Verfügung; und so weit es sich um die Vertheilung der Dienste, die der Staat den Besitzenden leistet, unter deren verschiedene Gruppen handelt, ist für jede einzelne die Vertretung in den Landtagen, in den Statthalterschaften und im Ministerium wichtiger als die im Reichstage, ja, seitdem Arbeitervertreter in diesen eingezogen sind, ist es ihnen gar nicht mehr geheuer drin. Daraus erklärt es sich, daß die Obstruktion unter dem Vorwande, die Verfassung vor dem Ministerabsolutismus zu schützen, diesen Absolutismus herbeiziehen und das Parlament leichtherzig totschlagen konnte. Die Arbeiter dagegen gehören nicht zu den beati possidentes; sie haben alle Behörden, sie haben die ganze Staatsgewalt gegen sich; sie sind weder in den Landtagen noch in den Gemeindekollegien vertreten; der einzige Ort, wo sie ihre Interessen nach der Verfassung und mit einiger Aussicht auf Erfolg verfechten können, ist der Reichstag; daher wünschen sie aufrichtig, daß er arbeitfähig bleibe, und beklagen jeden Monat, wo seine Thätigkeit ausfällt, als einen Verlust; und so haben sie denn bei aller scharfen Opposition gegen die Regirung das Menschenmögliche aufgeboten, um die übrigen oppositionellen Gruppen zum Maßhalten zu bewegen. ... Von Alledem weiß natürlich der reichsdeutsche Zeitungleser nichts, denn für eine so anziehende und wichtige Erscheinung wie die österreichische Sozialdemokratie haben seine Blätter keinen Raum. Den brauchen sie für Klatsch, Intriguen, Geldspekulation, Hofnachrichten und Dreyfus; außerdem befolgen sie die bewährte Taktik, Alles, und wäre es auch eine unmittelbar bevorstehende gefährliche Katastrophe, totzuschweigen, was ihren Abonnenten Unbehagen verursachen könnte. β.

* * *

Die „Magdeburger Volksstimme", ein sozialdemokratisches Blatt, bringt eine geschmacklose Notiz, die auf den Kaiser und einen seiner jungen Söhne bezogen wird. Obwohl der verantwortliche Redakteur, Herr Müller, beweist, daß er, als die Notiz aufgenommen wurde, abwesend war, wird er zu vier Jahren Gefängniß verurtheilt und seine Revision wird vom Reichsgericht verworfen, obgleich sich inzwischen der Reichstagsabgeordnete Schmidt selbst denunzirt und für den Staatsanwalt die Erlaubniß zu seiner Strafverfolgung vom Reichstag erwirkt hat. Man hätte erwarten können, daß, da die Selbstanzeige Schmidts die Unschuld Müllers bekräftigen

sollte, die Behörden das Verfahren möglichst beschleunigen würden, aber am neunundzwanzigsten September — acht Monate nach Schmidts Selbstbezichtigung — wurde gegen ihn verhandelt. Man verurtheilt ihn zu drei Jahren Gefängniß und zum Verlust sämmtlicher aus öffentlichen Wahlen hervorgegangenen Ehrenämter, also vor Allem des Reichstagsmandates. An solche Dinge sind wir im neuen Reich schon gewöhnt. Aber von Zeit zu Zeit sollte man sich doch vergegenwärtigen, was solche Gewohnheiten für Volk und Staat bedeuten. Die Geschichtschreiber der Römer haben Das ausgesprochen und konnten sich dabei auf den Kaiser Tiberius berufen. Den Tacitus und Sueton zu lesen, haben unsere überbürdeten Staatsanwälte und Richter keine Zeit; aber sie haben sich in Erfüllung ihrer Berufspflichten doch mit der Lecture oppositioneller Zeitungen zu befassen, und da werden sie die genannten Autoren in den letzten Jahren manchmal citirt gefunden haben. Einzelne Sätze geben nun freilich noch keine Darstellung der Entwickelung des römischen Magistätbeleidigungprozesses, die man kennen muß, wenn man die Bedeutung unserer heutigen Zustände würdigen will. Für den Fall, daß nächstens ein Jurist — nur er wäre der Aufgabe gewachsen — an die so nothwendige Arbeit gehen wollte, möchte ich ihn bitten, auch den wenig gelesenen Dio Cassius nicht zu übersehen. Ich meine besonders die Stelle, wo Mäcen dem Augustus Vortrag über die Behandlung von Kriminalfällen hält und dann fortfährt: „Das gilt nur von den durch die Gesetze verbotenen Handlungen. Was Schmähungen gegen Deine Person betrifft, so darfst Du Leute, die Dir solche anzeigen wollen, gar nicht anhören und darfst gegen Dergleichen nicht einschreiten. Daß Dich, der Du keinem ein Unrecht zufügst, vielmehr Allen wohlthust, irgend Jemand geschwächt habe, kannst Du anständiger Weise gar nicht glauben; nur schlechte Regenten schenken solchen Anklagen Glauben und beweisen durch das Schuldbewußtsein, das sie so verrathen, daß an der Schmähung etwas Wahres sein muß. Wie unklug ists doch, Empfindlichkeit über üble Nachreden zu äußern; denn sind sie begründet, so muß man wünschen, das Getadelte nicht gethan zu haben, sind sie unwahr, so ists am Besten, zu thun, als wisse man nichts davon. Ueberhaupt mußt Du über alle Unbilden erhaben sein; es muß Dir gar nicht in den Sinn kommen und Du darfst auch Andere nicht dazu verleiten, zu denken, daß es möglich sei, Deiner Ehre Abbruch zu thun; wie die Götter, so muß man auch Dich für unverwundbar halten.“ So sprach der weise Rathgeber des weisen und glücklichen Octavianus. β

* * *

„Alle Parteiunterschiede müssen schweigen, wenn es sich um die Vertheidigung des Vaterlandes handelt. Selbst in den politischen Kämpfen, die uns trennen und zur Leidenschaft stacheln, dürfen wir nie vergessen, daß wir Söhne eines Landes sind. Und wenn es morgen zu einem Zusammenstoß wie dem von 1870 käme, müßten wir alle Unterschiede des Glaubens, der Rasse und der politischen Meinung vergessen, um einmüthig uns unter den Falten der vaterländischen Fahne zusammenzuschaaren.“ Wer spricht so? Eine bewährte Ordnungstütze? Ein Ritter hoher und höchster Orden? Ach nein: Herr Millerand, der marxistische Sozialdemokrat, der seit ein paar Monaten in Frankreich Handelsminister ist und bei seinem Aufenthalt in Limoges bewiesen hat, wie leicht sich der Excellenzenjargon lernt.

* * *

Aus dem Berliner Tageblatt: „Dreyfus erholt sich zusehends, besonders auch in seelischer Beziehung. Er ist in gehobener Stimmung. Der Arzt erlaubt jedoch nur kurze Gespräche. Auf einem Tisch des Empfangszimmers liegen mehrere Bibeln aus, in welchen die Besucher auf Dreyfus passende Stellen unterstreichen. Frau Dreyfus läßt einzelne Besucher Bibelstellen in ein Album einschreiben." Die meisten dieser angestrichenen und abgeschriebenen Bibelstellen werden wahrscheinlich einen Vergleich des zweimal verurtheilten Landesverräthers mit Jesus von Nazareth bezwecken — einen Vergleich, der von Chlodwig, Fürsten zu Hohenlohe und von Emile Zola in die Mode gebracht worden ist. Ein Besucher aber soll im Neuen Testament das siebenzehnte Kapitel der Offenbarung Johannis aufgeschlagen und die Stelle unterstrichen haben, wo es heißt: „Komm, ich will Dir zeigen das Urtheil der großen Hure, die da auf vielen Wassern sitzt . . . Und ich sahe das Weib sitzen auf einem rosinfarbenen Thier, das war voll Namen der Lästerung und hatte sieben Häupter und zehn Hörner. Und das Weib war bekleidet mit Scharlach und Rosinfarbe und übergoldet mit Gold und edlen Steinen und Perlen; und hatte einen goldenen Becher in ihrer Hand voll Gräuels und Unsauberkeit ihrer Hurerei, und an ihrer Stirn geschrieben den Namen, das Geheimniß: die große Babylon, die Mutter der Hurerei und aller Gräuel auf Erden." An den Rand aber hatte der respektlose Besucher geschrieben: „Die Dreyfus-Presse."

* * *

Ein Deutscher wird von Herrn Delcassé, Frankreichs Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, empfangen. Der Minister ist leutselig und spricht also zu ihm: „Das ist ja eine fürchterliche Geschichte, die da bei Ihnen in Magdeburg mit Müller und Schmidt passirt ist! Schon die erste Verurtheilung! Vier Jahre Gefängniß für eine alberne Notiz! Das kann man hierzulande gar nicht verstehen. Und dann, nachdem Müller so furchtbar streng bestraft worden ist, meldet sich Schmidt als Verüber der Geschmacklosigkeit und wird ebenfalls verurtheilt, zu drei Jahren Gefängniß! Zusammen also sieben Jahre für eine nichtsnutzige Kinderei. Im Geburtlande der Menschenrechte werden Sie dafür kein Verständniß finden. Und das Schlimmste kommt noch: Müller, dessen Unschuld seit acht Monaten, seit Schmidts Selbstbezichtigung, unzweifelhaft feststeht, bleibt im Gefängniß! Man läßt ihn nicht frei, entschließt sich nicht einmal zu einer Wiederaufnahme des Verfahrens, dessen Opfer er durch einen unheilvollen Justizirrthum wurde. Wie schön und wie klug wäre es von Ihrer Regirung, wenn sie diesen Unschuldigen begnadigte!" Der Deutsche geht hin und veröffentlicht brühwnrm diese „hochbedeutsamen Aeußerungen eines leitenden Staatsmannes." Die Presse aller Ordnungparteien fällt über Herrn Delcassé her: „Wie kommt der Mann dazu, sich in unsere Angelegenheiten zu mischen und über Prozesse zu schwatzen, die sich seiner Kenntnisse und seiner Kritik entziehen? Es wird Zeit, diesen Herren wieder einmal zu zeigen, daß man sich im Deutschen Reich von heute solche Rückfälle in die napoleonische Tonart nicht mehr gefallen läßt. Ein kalter Wasserstrahl wird in Paris lehren, daß wir uns das Recht vorbehalten, Verbrecher auf unsere Art zu strafen."

Diese Geschichte ist erfunden. Herr Delcassé hat über die magdeburger Presse kein Wort gesagt; wenigstens ist kein Wort von ihm darüber in die Oeffentlichkeit

gedrungen. Herr Chlodwig, Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Kanzler des Deutschen Reiches und Besitzer des russischen Gutes Werki, hat sich aber mit einem Franzosen über den Herrn Alfred Dreyfus unterhalten und über den Prozeß von Rennes, über Frankreichs Regirung und Generalstab allerlei Glossen gemacht. Der Franzose hat diese Aeußerungen spornstreichs im Figaro veröffentlicht; und in Deutschland stellt man sich nun erstaunt darüber, daß ein Theil der französischen Presse diese Stimme aus der Fremde unter heftigen Tadelsworten zurückweist. Ein Bischen Gerechtigkeit, meine Herrschaften! Würden wir uns eine so unbefugte Kritik unserer Rechtsprechung von einem fremden Minister gefallen lassen? Hoffentlich nicht. Es ist das gute Recht des Fürsten zu Hohenlohe, jeden ihm passenden Gast zu empfangen und zu reden, was ihm beliebt. Er hat Herrn Leckert empfangen und dessen Frage nach der Bedeutung eines russischen Ministerwechsels beantwortet. Schön. Er hat in Lenbachs Atelier Herrn Dreyfus dem Nazarener verglichen, „dessen Unschuld man auch nicht eingestehen wollte". Sehr schön. Er hat dem Internationalen Geographenkongreß mitgetheilt, es sei die Aufgabe der Geographen, „neue Absatzgebiete" zu entdecken, und, Deutschland sei ein Industriestaat geworden, was er, der Kanzler, als Grundbesitzer bedauern aber nicht ändern könne. Wunderschön, — obwohl Mancher vielleicht denken wird, ein Landwirth, dessen größter Grundbesitz in Rußland liegt, könne am Ende nicht ganz die selben Interessen haben wie seine deutschen Berufsgenossen, denen die russische Einfuhr die Preise verdirbt. Wenn der Kanzler aber auf Reichskosten Empfänge veranstaltet, dann sollte er in der Unterhaltung mit wildfremden Menschen doch recht vorsichtig sein und Alles vermeiden, was bei einem beträchtlichen Theil eines mißtrauischen Nachbarvolkes Mißstimmung erregen könnte. Daß er Herrn Dreyfus für unschuldig hält, wissen wir nun nachgerade — im November 1897 hielt der Deutsche Botschafter in Paris auch den biederen Esterhazy für unschuldig — und der Ausdruck dieser Ueberzeugung wird durch ewige Wiederholungen nicht wirksamer, namentlich nicht auf französische Gemüther, die in so eifrigen Versicherungen ein bedenkliches Uebermaß an Interesse finden . . . Im Uebrigen war der Artikel des begnadeten Franzosen für deutsche Leser recht amusant. Der aufrechte Republikaner Gaston Routier wedelt recht nach der Byzantinerkunst Ihm ist der Kanzler nur Son Altesse Sérénissime, ein „berühmter", „glänzender", „illustrer" und „mächtiger" Staatsmann. Er stellt Vergleiche zwischen Bismarck, dessen Bild im Empfangssaal des Kanzlerpalais hängt, und Hohenlohe an und es versteht sich, daß sie durchaus zu Gunsten des dritten Kanzlers ausfallen, an dem ihm ganz besonders die ungewöhnliche Willenskraft imponirt. Leider hat der mächtige Staatsmann sich nur über die Affaire ausgesprochen. Dabei meinte er, schon die Zuerkennung mildernder Umstände sei ein Beweis für die Unschuld des Heiligen von Carpentras. Das ist zwar bereits recht oft gesagt worden, dadurch aber nicht wahrer geworden. Die Zubilligung mildernder Umstände kann auch in persönlichen Verhältnissen des Angeklagten begründet sein. So wäre es z. B. nicht undenkbar, daß einem Minister, der von einem Staatsgerichtshof des Verfassungbruches schuldig gefunden wird, mildernde Umstände zugebilligt würden, weil die Richter annähmen, der Angeklagte sei nicht im Stande gewesen, sich über die Tragweite seiner Handlungen klar zu werden.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

# Die Zukunft.

Berlin, den 21. Oktober 1899.


## Die Rotte Bebel.

In dichten Strähnen peitscht der kalte Nordoststurm die Regentropfen an ein niedriges Fenster. Der häßliche Zuckerhut, den irgend ein barbarischer Baurath dem alten Thurm aufgesetzt hat, trieft; und auf dem Festunghof schichten die abgewehten gelben Blätter sich zu nassen Häufchen. Trotz Wind und Regen üben draußen, jenseits von Wall und Graben, die Spielleute, deren Trommeln und Pfeifen den Gefangenen, der ihrem Kunstrekrutengestümper seit fünf Monaten von früh bis spät ausgeliefert ist, schon in schlaflose Nächte verfolgt. Der heulende Pfiff eines vorüberfahrenden Kanonenbootes hat mich aus der engen Kammer gelockt, wo der braune Kachelofen Hitze zwischen die dünnen Wände speit; wenn man so wenig erlebt, Anregungen und Eindrücken jeglicher Art so ganz entzogen und in die Monotonie verbannt ist, wird schon der Anblick eines schmucken Kriegsschiffes zum Ereigniß. Da fährt es, ein Bischen unförmig, mit langem weißen Heimathwimpel aus der Weichselmündung in das bewegte Meer, dessen Schaumköpfe unter dem dunklen Himmel wie graue Greisenbärte erscheinen. Ein großer Theil der Mannschaft ist an Bord; und dem Betrachter, der in die helleren Seelen der Seefahrer eigene Wünsche und Stimmungen einsinnt, ist es, als sähe er in den Blicken dieser Matrosen, Maate und Offiziere, die in der Heimath bald die Hand der Freunde und Verwandten drücken werden, ein frohes Leuchten und als seien sie flinker und vergnügter als sonst an der harten Arbeit ... Wie lange werden solche silbergrauen Ungethüme noch die deutsche Kriegsflagge über die Wasser tragen? Während der letzten Tage hatte ich die Debatten des sozialdemokratischen Parteitages gelesen. Sie glichen, unter dem geistigen Präsidium des Dogmatikers Karl Kautsky,

mehr den Schedendisputationen mittelalterlicher Theologen als den Erörterungen einer kämpfenden Partei, deren Schicksal, wie Georg von Vollmar neulich in München richtig gesagt hat, von theoretischen Abstraktionen unabhängig ist. Aber sie waren höchst interessant, selbst in den dürftigen Auszügen der Zeitungberichte unendlich interessanter als die Eintagskannegießerei bourgeoiser Politiker und das widrige Gewäsch über Miquel und Zedlitz, über die „Ansichten" des Herrn Fürsten zu Hohenlohe und über den Sieg, den der sogenannte Liberalismus errungen haben soll, weil es seinem würdelosen Hetzwerk gelang, den Freiherrn von Zedlitz und Neukirch, einen der fähigsten Gegner liberaler Ideen, aus dem Amt zu scheuchen und für die politische Agitation frei zu machen. Eine Partei, deren Wählerzahl bald die zweite Million erreichen wird und deren Anhängerschaft heute schon um ein Vielfaches größer ist, hat in Hannover erklärt, daß sie in rücksichtlosem Kampf gegen „Militarismus und Marinismus", gegen Moloch und Leviathan verharren wird. Winkt ihr aus der Nähe der Sieg? Oder gilt noch das kühle Wort, das Vollmar vor acht Jahren in Erfurt sprach: „Die Darstellung, daß die große Weltwende unmittelbar bevorsteht, ist ein verlockendes Irrlicht"? Dem päpstlichen Garden a. D. und bayerischen Rottenmeister von Soiensaß schien zum „Glauben an den alsbaldigen Sieg der Optimismus eines Ekstatikers nöthig." Denkbar aber wäre doch, daß in nicht allzu ferner Zeit die Sozialdemokratie stark genug würde, um die weitere Entwickelung der Wehrfähigkeit zu hemmen. Dann wären die schönen Tage der Schiffstaufen und Stapelläufe zu Ende und das Kanonenboot, das in der Richtung nach Hela davondampft, könnte über ein Kleines im Hafen verwittern.

. . . Monologe sind doch nicht ganz so „unnatürlich", wie sich modern dünkelnde Dichter behaupten. Der Einsame ertappt sich mitunter auf einem halblauten Selbstgespräch; er möchte eine Menschenstimme hören und muß sich, weil keine andere zu ihm dringt, mit der eigenen begnügen. Aber Monologe sind auf die Dauer langweilig. Der Geist braucht, wie der Körper, Gymnastik; und er weiß sich leichter zu helfen als der bequeme Leib. Ein Bischen dialektische Uebung nach langem Schmachten! Die Phantasie bevölkert willig den leeren Raum. Und während ich mir bei Wind und Regen auf dem feuchten Wall die Glieder entstarre, taucht neben mir die Schattengestalt eines unentwegt Deutschfreisinnigen auf, der mich in einem berliner Kaffeehause manchmal antrat. Er glaubt noch an die Möglichkeit, „die Arbeiter dem Liberalismus zurückzugewinnen", und hat mich mehr als ein-

mal politiſcher Erleuchtung gewürdigt. Hier iſt ſein feiſter Schatten mir ſehr willkommen und ich bin eher als dort geneigt, ihm Rede zu ſtehen. So plaudern wir denn ambulando im naſſen Gras.

Er: Na, was ſagen Sie zu dem Verlauf des hannoverſchen Parteitages? Eine Rieſenblamage für die Rothen! Die Voſſiſche Zeitung hat ganz Recht: wir Liberale können mit dem Ergebniß ſehr zufrieden ſein. Von dem ganzen Dogmengebäude der Herrn Marx und Engels ſteht ja kein Stein mehr auf dem anderen. Bebels Reſolution iſt doch nur eine lärmende Rückzugskanonade. Eine reinliche Scheidung war angekündet und nun hat man ſich die erdenklichſte Mühe gegeben, den Schein der Einheit zu wahren. Aber auch eben nur der Schein iſt gerettet worden. Haben Sie geleſen, wie Auer, Vollmar, Heine, Frohme die orthodoxen Marxiſten verhöhnt haben? Und die klobigen Grobheiten, die ausgetauſcht wurden! „Lümmel", „Bube", „gemeiner Kerl", „Fälſcher", „Rabuliſt", „Idiot", „tiefſte Verachtung", „moral insanity": ſolche liebliche Redeblüthen flogen zwiſchen den „Genoſſen" nur ſo hin und her. Und Das will die Menſchheit befreien und den Staat regiren! Da geht es in bürgerlichen Verſammlungen doch anders zu, — mit Ausnahme der Agrarier natürlich, die ja aber auf einer noch tieferen Kulturſtufe ſtehen als die ſtädtiſchen Pöbelhetzer. Glauben Sie mir: die Sache hält nicht mehr lange, beſonders, wenn wir das Glück haben, einen Mann von dem Takt und der Weisheit Hohenlohes am Ruder zu behalten, einen Mann, der ſich auf die unſinnige Anmaßung der agrariſchen Spieler und Spielerväter nicht einläßt und dem liberalen Bürgerthum in Stadt und Land endlich zu Einfluß und Macht verhilft. Die alten Leute, Bebel und Liebknecht, werden bald abgewirthſchaftet haben. Bernſtein wird ſie beſiegen. Er hat erkannt, daß Liberale und Sozialdemokraten zuſammengehen müſſen, daß es albern iſt, auf die Bourgeoiſie als auf ein Kollektivum zu ſchimpfen, und daß wir alle berechtigten Forderungen der Arbeiter nachdrücklich und wirkſam vertreten. Er, Auer und Vollmar werden ſpäter die Fraktion leiten, die dann nur noch ein radikaler Bruchtheil der erſehnten großen liberalen Partei ſein wird. Eine herrliche Ausſicht!

Ich: Stolpern Sie, bitte, nicht! Der Fußpfad iſt eng und glatt; und wenn Sie ſtraucheln, könnten Sie den Hals brechen . . . Ueber den Parteitag ſollte man eigentlich erſt nach dem Erſcheinen des beglaubigten Protokolls ſprechen; dann erſt ſind die Zuſammenhänge und die Nuancen in den Reden zu verſtehen. Aber eine Blamage wars ganz ſicher nicht. Wo iſt denn in Deutſchland eine politiſche Partei, die im Stande wäre, eine ſolche Debatte zu leiſten?

Denken Sie mal der grausigen Vorstellung nach, Freisinnige oder Konservative sprächen öffentlich Tage lang über wirthschaftliche Fragen und wir Beide wären gezwungen, das Zeug zu lesen! Kein Unbefangener kann doch leugnen, daß Bebel, Liebknecht, Vollmar, Auer, David, Frohme, Heine, Hofer und mancher Andere vorzüglich gesprochen haben. Auch die Frauen Zetkin, Zietz und Luxemburg haben Reden gehalten, die den Durchschnitt des in der bürgerlichen Frauenbewegung Geleisteten beträchtlich überragen, und sogar Schippel hat sich geistreich und mit dialektischer Kunst vertheidigt. In anderen Parteien herrscht Jubel, wenn zwei, drei Führer ordentlich sachkundig und pointirt reden können. Die Sozialdemokraten stellen ein paar Dutzend Leute, die, Jeder auf seinem Spezialgebiet, ganz genau Bescheid wissen, die sämmtlich eine unter die Oberfläche der Dinge reichende ökonomische Bildung besitzen und, Jeder nach seinem Temperament, das Erlernte und Erfahrene klar und kraftvoll ausdrücken. Und dabei trat diesmal Schoenlank, der beste Journalist der Partei, nicht recht hervor und der ein Bischen verbitterte und eigensinnige, aber gebildete und kluge Ledebour war in ungünstiger Situation arg bedrängt. Nein: Blamagen sehen ganz anders aus. Der Besitz so vieler Intelligenzen, Persönlichkeiten und Charaktere ist für eine Partei keine Kleinigkeit; und die Herren, die sich für Stützen der bürgerlichen Ordnung ausgeben, sollten die in Hannover gehaltenen Reden recht aufmerksam lesen, statt sich von — auf des Herzens tiefstem Grunde ganz anders denkenden — Redakteuren fertig gekochte Weisheit in den Mund löffeln zu lassen. Die Ihnen so einleuchtende Erklärung der Kuppel- und Reklametante Voß, sie könne mit dem Verlauf der Sache zufrieden sein, ist uralt; diese suffisante und ignorante Gelegenheitmacherin ist immer zufrieden, sieht immer das Morgenroth einer liberalen Aera dämmern, die nächstens in purpurner Pracht erstrahlen muß. Wenn irgend ein Rottenmeister einen vom Wege Schweifenden mit der Fuchtel bedroht, heißt es höhnisch: „Aha, wer nicht Ordre parirt, fliegt hinaus!" Als ob es in der kleinen Korporalschaft Richters anders wäre! Und wenn die Sozialdemokraten sagen, daß sie der Freiheit des Erkenntnisses die Grenzen so weit abstecken wollen, wie die Grundanschauungen der Partei es nur irgend erlauben, dann wird triumphirend geflennt: Was wird da aus dem Dogma, wo bleibt da die Einheit? Mit solcher kindischen, bubenhaften Meinung über eine gewaltige Bewegung zu urtheilen, in deren Dienst ungeheure Energiemengen, Geist, Opferfroheit und Willenskraft gestellt werden, kommt man nicht weiter als mit dem Bemühen, die Sozialdemokratie als eine Rotte Korah zu malen, die, weil die Erde sie nicht

verſchlingen zu wollen ſcheint, mit Feuer und Schwert vertilgt werden muß. Die Rotte Bebel plant nicht, wie weiland die von den Rubeniten Dathan und Abiram geführte, einen Aufſtand; ſie iſt dem Stadium, das Sombart hier treffend das Zeitalter des Putſchismus nannte, längſt entwachſen; aber ſie denkt auch nicht daran, ſich nach der Bourgeoismode glatt zu kämmen und vornehm zu parfumiren. Sie wiſſen: ich bin kein Sozialdemokrat. Erſtens, weil ich nur in ſehr beſchränktem Umfange an den Segen demokratiſcher Einrichtungen glaube. Und zweitens, weil der Satz, den Bebel in Hannover gegen Bernſtein ſprach, mir die ganze ſozialdemokratiſche Kritik ſcharf zu treffen ſcheint: „Das Erſte, was man von einem Kritiker verlangen muß, iſt, daß er ſagt, was an die Stelle des Getadelten geſetzt werden ſoll; es geht doch nicht, daß man alle Grundanſchauungen zerſtört und einfach ein Chaos beſtehen läßt.“ Der aus ſolchem Munde merkwürdig klingende Satz iſt ganz unbeachtet geblieben; und gerade hier hätten die bürgerlichen Oekonomen doch einhaken können. Ich weiß nicht, was an die Stelle der geltenden Rechtsordnung, an die Stelle des zu Arbeit und Leiſtung ſpornenden Egoismus geſetzt werden ſoll, und namhafte Sozialiſten haben erklärt, daß ſie es auch nicht wiſſen, daß aber die Unhaltbarkeit unſerer Geſellſchaftform ſich über kurz oder lang zeigen werde. Der ins Rieſige geſteigerten Produktion werde, ſo meinen ſie, eines Tages die Abſatzmöglichkeit fehlen und nach gehäuften Agrar-, Induſtrie- und Handelskriſen werde man zu dem Verſuch kommen, den allein noch lebensfähigen modernen Großbetrieb durch die „Vergeſellſchaftung“ der Produktion in Dauer und Erfolg verheißende Formen überzuführen. Der blonde Dr. David ſagte in Hannover, Jeder, der „die geſellſchaftliche Ordnung des Produktionprozeſſes“ wünſche, könne ſich einen Sozialiſten nennen. Die Marxiſten — moi, je ne suis pas Marxiste, ſagte lächelnd Karl Marx — ſind ſicher, daß eine ſolche Ordnung dieſes Prozeſſes möglich iſt und unahnbar großartige Ergebniſſe haben wird. Schön; warten wirs ab. Mir iſt nicht klar, wie ſich ohne Kampf ums Daſein die Ausleſe der Tüchtigſten vollziehen ſoll, und ich habe noch manche andere Skrupel und Zweifel, mit deren Aufzählung ich Sie jetzt nicht langweilen will. Ich gehöre alſo nicht zur Partei. Aber ich habe ſtets Leſſings Loſung geliebt: Parcere miseris et debellare superbos. Deshalb paßt es mir nicht, an kleine Roheiten und Lächerlichkeiten, die in leidenſchaftlichen Debatten unter Leuten von derber Lebensgewohnheit leicht vorkommen können, Schimpfreden zu knüpfen. Schließlich handelt ſichs doch um eine ſehr ernſte und große Sache. Und Ihr Einfall, dieſe Sache

könne ein beliebiger Herr Bernstein umstülpen, umwandeln, aus ihren Wurzeln reißen, dünkt mich — verzeihen Sie! — im Kreise Nüchterner der Erwägung nicht werth.

Er: Irgend ein beliebiger Herr! Sie wissen offenbar nicht, daß Bernstein der hervorragendste Theoretiker der Partei ist, der Mann, der die offizielle Marx-Biographie schreiben und den Nachlaß von Engels herausgeben sollte. Dieser Mann hat sich jetzt bekehrt und er wird von Vollmar und dem allmächtigen Auer unterstützt, trotzdem er den Begriff des Proletariates in Frage stellt und die Hauptdogmen des Marxismus umgestürzt hat. Das bedeutet den Sieg der gemäßigten Richtung, den wir immer vorausgesagt haben. Und Das scheint mir denn doch der Rede werth.

Ich: Herr Eduard Bernstein, den die Weisheit unserer Regirung von der Heimath fern hält, ist ein tüchtiger, ehrlicher und gescheiter Mann. Ein Finder neuer Gedanken war er nie und als Theoretiker ist er von seinen Genossen nie anerkannt worden; solchen Anspruch hat der Bescheidene wohl auch nie erhoben. Zur Bearbeitung der von Marx und Engels hinterlassenen Schriften wurde er herangezogen, weil er in London lebt, also in dem Milieu der Pfadfinder des modernen Sozialismus, und weil die Partei dem Manne, der in ihrem Dienst Schweres gelitten hat und sich kümmerlich durch literarische Taglöhnerei ernährt, gern besser lohnende Beschäftigung giebt. Der alte Fortschrittsgeist der vierziger Jahre saß ihm stets im Nacken; lesen Sie nur seine Einleitungen und Glossen zu Lassalles Schriften: er giebt sich alle Schulmeistermühe, uns den genialen Agitator zu verekeln, und man merkt, wie er selbst schmerzlich unter den Streichen zuckt, die Bastiat-Schulze und die demokratische Presse erhalten. Das Schicksal machte ihn zum Leiter des wildesten Sozialistenblattes und er trat in engen Verkehr mit dem großen Karl und dem als groß geltenden Friedrich, die Beide, wie Kant und Hegel, Schopenhauer und Hartmann, Nietzsche und Stirner, Ibsen und Hauptmann, von Banausen nur in einem Athem genannt werden. Nun sind die Beiden tot: der alte Fortschrittsmann ist in Bernstein wieder erwacht. Er liebt die Heimath mit der ganzen sehnsüchtigen Inbrunst des Verbannten, er sieht die heimischen Verhältnisse in rosigem Licht und fühlt sich als einen Fremden unter den Briten. Die Leistungen der Trade-Unions imponiren, die versöhnliche Tendenz der Fabier gefällt ihm. Wäre Aehnliches nicht auch in Deutschland zu erreichen? Auch da giebt es noch gute, das Elend der Bedrückten mitleidig empfindende Menschen, mehr sogar vielleicht als im kalten, nebligen England. Aber die deutschen Genossen sind gar zu rauh und heftig; sie verschmähen jede

Hilfe und stoßen die intellectuels ab, statt sie an sich zu ziehen. Eduard Bernstein wird sie klügere Sitten lehren ... In seinem Buch hat er nichts gesagt, was nicht schon häufig liberale und ins Liberale schillernde Nationalökonomen vor ihm verkündet hatten. Klarheit ist nicht seine höchste Tugend. Beweis: er hat sich Bebels Resolution angeschlossen, die so ungefähr das Gegentheil von Alledem sagt, was in Bernsteins Buch behauptet war. Mag sein, daß er nicht an das „Endziel" glaubt. Was liegt daran? Bebel selbst hat in Erfurt also gesprochen: „Die Masse schließt sich uns nicht an, weil sie nach reiflichem Nachdenken unsere Ziele als die Ziele der Menschheit erkennt, sondern weil wir für die Arbeiter in die Schranken treten und die Ausbeuter an den Pranger stellen." Das weiß auch Vollmar, weiß Auer, der unter den berliner Pathetikern der einzige Humorist und deshalb leicht dazu kommt, nach langen Deklamationen seiner derben Laune die Zügel schießen zu lassen. Ihnen sind die Schedendisputationen längst widrig geworden; sie wollen, daß Jeder auf seine Fasson selig werde. Gefährlich könnte die Sache erst werden, wenn es gelänge, der wimmelnden Masse den Glauben zu nehmen. Die Sozialdemokratie ist keine Partei im gewöhnlichen Wortsinn, sondern ein Islam: ich habe es so oft geschrieben, daß ich beinahe stolz bin, nun auch hierin, wie in Sachen des Dreyfusschwindels, mit Liebknecht übereinzustimmen. Ein Islam kann ohne Glauben nicht leben. Daß er daran nicht dachte, war Bernsteins Fehler. Er vergaß, daß ein historisch gewordener Organismus, wie die Sozialdemokratie liebknechtischer Prägung einer ist, seine eigenen Lebensgesetze hat, die man nicht willkürlich von einem zum anderen Tage wandeln kann. Wenn solche Wandlung aber je möglich würde, dann würden nicht die höfisch gezähmten Liberalen davon den Vortheil haben, sondern Anarchisten und Putschisten der wüstesten Art. Denn der Liberalismus hat sich in langer Prostitution eine tötliche Krankheit zugezogen und wird nie wieder zu frohem Leben erwachen.

Die rundliche Schattengestalt meines Unentwegten war verschwunden. Hatte der niederprasselnde Regen, hatte mein schlimmes Wort ihn vom Wall gescheucht? Vielleicht wollte er vor schnödem Spott die Hoffnung auf seinen Bernstein retten, auf den Propheten, der die rothe Rotte einst ins Land bürgerlicher Tugend führen werde. War nicht Samuel ein Nachkomme Korahs und ward dennoch genöthigt, Israels monarchische Zukunft zu sichern? Seinen David hat ja der neue Prophet schon gefunden, der aus Marxens Schüler Rickerts Hoffnung wurde. Kann er ihn krönen, dann wird noch manches silbergraue Ungethüm die deutsche Kriegsflagge über die Wasser tragen.

# Bischof Teutsch.

Die Feier der Enthüllung eines Denkmals zu beschreiben, kann getrost den Tageszeitungen überlassen werden. Der allgemeine Charakter solcher Festtage ist doch stets der selbe. An den Hauptakt pflegen sich ziemlich regelmäßig ein Begrüßungabend, ein Festbankett, eine ad hoc eingerichtete Vorstellung im Theater anzureihen. Das ist auch in Siebenbürgen nicht anders gewesen, weder 1898 bei der Enthüllung des Honterus-Denkmales in Kronstadt noch bei der des Teutsch-Denkmales in Hermannstadt am neunzehnten August dieses Jahres. Ich beschränke mich daher hier auf die unentbehrlichsten Daten, in denen zugleich Das, was sich von anderen ähnlichen Feierlichkeiten abhob und zur besonderen Eigenthümlichkeit siebenbürgischer Volksfeiern gehört, kurz angedeutet werden möge.

Das Standbild des Bischofs Teutsch ist aus der Werkstätte von Donndorf hervorgegangen. Der bekannte Meister ist dabei von seinem tüchtigen Sohn unterstützt worden. Das Denkmal will allerdings, eben so wie das kronstädter, an Ort und Stelle aus der ganzen Umgebung heraus genauer betrachtet sein, um richtig verstanden zu werden. Keine Abbildung des Teutsch-Denkmales läßt dessen Charakter ungeschmälert zur Geltung kommen. Die hohe, schlanke Gestalt des Bischofs erscheint dabei zu massig, zumal von der Rückseite aus. Die Erklärung dieses Umstandes liegt in dem weiten Priestermantel. Aber das ganze Denkmal hat dadurch in der bildlichen Darstellung etwas Steifes, Unbewegliches bekommen; und wer das magyarische Petöfi-Denkmal in Schäßburg mit dem vollen Leben in jedem Zuge danebenstellt, möchte auf zukünftige Denkmäler deutschen Geisteslebens wohl Etwas davon übertragen sehen. Doch verschwindet jener erste Eindruck bald, wenn man das eben so ernste wie milde Antlitz der im besten Sinne des Wortes vornehmen Gestalt auf sich wirken läßt. Und die Bibel unter dem linken Arm, die geschichtliche Urkunde mit dem alten Siegel in der rechten Hand, sie führen alsbald in die für Teutsch so besonders kennzeichnende Doppelarbeit hinein. Denn der große Bischof ist zugleich einer der ersten heutigen Historiker gewesen; oder besser: seine echt historischen Studien haben ihn zu dem vorbildlichen Leiter seiner Kirche gemacht.

Seine kirchliche Aufgabe hat Bischof Teutsch jedoch zugleich nur dadurch so meisterhaft zu lösen verstanden, daß er sich stets als Einen von Vielen betrachtet, sich niemals über seine Mitarbeiter irgendwie erhoben hat. Darum gehörten auch auf dem Denkmal diese Mitarbeiter, in deren Mitte er stand, zu ihm. Für die Medaillons, die sie darstellen, sind naturgemäß nur Entschlafene gewählt: Binder, der Vorgänger als Bischof, Schmidt, der letzte Sachsenkomes, der Historiker Schuller, der leider so früh verstorbene Franz Gebbel, der die Führung der kirchlichen Tagesgeschäfte so trefflich leitete. Der nicht in die Personalien Eingeweihte könnte Zimmermann vermissen. Der aber war eben noch am Leben, als die Auswahl getroffen werden mußte.

Von dem feierlichen Akt der Enthüllung des Denkmals seien hier nur drei allen Theilnehmern unvergeßliche Momente hervorgehoben: die noch am Morgen des Festtages von Niemand erwartete Gunst des Himmels, das mächtig ergreifende Weihegebet des Bischofs D. Dr. Müller mit den darauf folgenden Wechselreden und das schöne Bild der bekränzenden Gruppen.

Am Nachmittag des achtzehnten August hatte es nach arger Schwüle heftig zu regnen begonnen. Am Begrüßungabend hatten die Theilnehmer Mühe, ins Trockene zu kommen. Noch gegen sieben Uhr morgens sah es nach einem langen Landregen aus, der auch später nicht ausblieb. Man wagt es kaum auszudenken, was aus dem schmucken Festzug, der die sämmtlichen Landestrachten in ihrer vollen Pracht aufwies, geworden wäre, wenn nicht für die Dauer der Feier selbst die Sonne die Wolken besiegt hätte. Es war ein allgemeines Gefühl der Dankbarkeit über diese sonnige und doch nicht heiße Stunde. Das Weihegebet des Bischofs Müller ist — was wirklich viel sagen will — auf allen Tribünen und von der um sie geschaarten Menge verstanden worden. Sein reicher Inhalt wird hoffentlich auch in Deutschland allgemeinere Beachtung finden, eben so wie die in die Kirchen- und Kulturgeschichte des Landes tief hineinführenden Ansprachen des Landeskirchenkurators Arz von Strauenburg, der der Stadt das Denkmal übergab, und des ihm erwidernden Bürgermeisters Drotleff.

Was aber soll ich von dem Festzug sagen, der den Reden sich anschloß? Ich muß freilich auch hier mit einer kleinen Kritik beginnen. Der Fremde hätte vorher eine Uebersicht in Händen haben müssen, wie sie die Zeitungen nachher brachten. Und auch dem Kundigen hätten Tafeln, wie sie anderswo üblich sind und wenigstens den acht Hauptgruppen hätten vorangetragen werden können, das Chaos etwas gesichtet. So ists besonders die Nachfreude, die man an diesem (hierin kaum in der Schweiz zu übertreffenden) Gesammtbild aller der reichen geschmackvollen Volkstrachten gehabt hat. Die stattlichen Gestalten, die sie so besonders zur Geltung brachten, waren zwar nicht lauter Bauern und Bäuerinnen. Manche Pfarrersfrau und manches Stadtkind steckte darin. Aber nur um so mehr ist schon bei diesem Festzug der familienartige, alle seine Stände mit gleichem Stolz umfassende Gesammtcharakter des Volkes zur Geltung gekommen, der auch später wohl alle genaueren Beobachter so denkwürdig berührte. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß die Predigt des greisen (leider von seinem Amt als stellvertretender Vikar des Bischofs zurückgetretenen) Dechant Wittstock in nachahmenswerther Weise typisch war für die den Sachsen eigenthümliche Art von Predigt und Volksfrömmigkeit. Keine Spur nämlich von Kanzelpathos, nicht die geringste ausschmückende Phrase. Alles schlicht, einfach, nüchtern, wahrhaftig. In der siebenbürger Kirche ist gottlob nicht wie in so vielen anderen Das, was hier Aufklärung und Rationalismus, dort gar Abfall und Unglaube genannt wurde, durch politische Machthaber ausgetilgt worden. Darum ist die ernste Frömmigkeit der gellertschen Zeit Gemeingut des nicht wie anderswo der Kirche entfremdeten Volkes geblieben. Wittstocks Predigt sowohl wie die Art ihrer Wirkung war vorzüglich geeignet, dem Fremden gerade diese Seite des kirchlichen Lebens sofort vorzuführen. Besondere Erwähnung verdient daneben aber noch der schöne Wechselgesang zwischen Chor und Gemeinde. In dem Organ der rumänischen (griechisch-orientalischen) Kirche, deren Metropolit dem gesammten Fest mit innerer Theilnahme beiwohnte, ist diese musterhaft ausgeführte Liturgie besonders gerühmt worden: ein charakteristisches Zeichen für Jeden, der die vorwiegend liturgische Eigenart der Orientkirchen kennt.

Die dem Festakt folgende Eröffnung der Landeskirchenversammlung hat

arbeitreiche Wochen eingeleitet, denn es galt, zahlreiche schwierige Probleme zu lösen. Der Begrüßungabend und das Festbanket sind in den Zeitungen ausführlich geschildert worden. Zumal der Abend hat Das vollauf durch die geistige Bedeutung der gehaltenen Reden, die sich in vortrefflicher Weise gruppirten, verdient. Es hätte die Gefahr einer gewissen Einseitigkeit nah gelegen, wenn nur theologische Redner zum Worte gekommen wären. Es ist ja sicherlich ein bedeutsames Symptom für die Stellung, die die deutsche Theologie im Gesammtorganismus der Wissenschaft allmählich wiedergewonnen hat, daß die fünf deutschen Universitäten, die persönliche Vertreter gesandt hatten (die übrigen hatten schriftliche, zum Theil hochbedeutsame Adressen gesandt), sämmtlich durch Theologen vertreten waren: Berlin durch Harnack, Breslau durch Wrede, Heidelberg durch Tröltsch, Jena durch Nippold, Kiel durch von Schubert. Aber es hätte doch ein falsches Bild gegeben, wenn nur die theologisch-kirchliche Bedeutung des Bischofs Teutsch zur Geltung gekommen wäre. Daß statt Dessen die allgemeine wissenschaftliche Leistung mit in den Vordergrund trat, ist den Wortführern der budapester Universität und der münchener Akademie der Wissenschaften zu danken gewesen. Der Erste, Professor Asboth, wußte die allseitige kulturelle Arbeit des Mannes und seines Stammes in einer für das zukünftige Ungarn glückverheißenden Weise ins Licht zu stellen. Der Zweite, Professor Oberhummer, bewies durch seine feine Zeichnung der historischen Forschungen des Bischofs, daß der Wahrheitsinn Döllingers in der bayerischen Akademie auch heute noch fortlebt. Dadurch, daß die Reihenfolge nach dem umgekehrten Alphabet geordnet wurde und Pest und München den anderen Universitäten vorangingen, war jeder einseitig theologischen Deutung des Festes von vorn herein vorgebeugt. Und doch lag naturgemäß der Schwerpunkt auf der kirchlichen Lebensarbeit des Gefeierten. Das trat schon in der dem ganzen Abend den Charakter aufprägenden Rede des Hofpredigers D. Rogge aus Potsdam zu Tage, der im Namen des Gustav-Adolf-Vereines sprach, dem Teutsch den siebenbürger Verein zugeführt und dessen Centralvorstand er von 1882 bis 1891 angehört hatte. Würdig sekundirte ihm Konsistorialrath Dr. Hermes aus Magdeburg im Namen des Evangelischen Bundes, speziell an Teutschs Theilnahme an der großen wittenberger Feier von 1892 anknüpfend. Von den Gastgebern hatte der hermannstädter Gymnasialdirektor Albrich die Gäste begrüßt und zum Schluß sprach Senior Budaker von Bistritz den Dank aus. Nicht oft werden ohne voraufgegangene gegenseitige Absprache sich alle einzelnen Reden so wohlthuend ergänzt haben.

Daß auch bei dem Festessen die auswärtigen Gäste wiederholt zu Wort kamen, ist selbstverständlich; die einzelnen Reden sind von den Zeitungen meist im Wortlaut gebracht worden. Eben so wenig haben die üblichen offiziellen Toaste gefehlt. Nachdem der Bischof obenan den Kaiser Franz Joseph (in Ungarn-Siebenbürgen wird er nur als König genannt) begrüßt hatte, bekamen die ungarische Staatsregirung, die gemeinsame Armee, die auswärtigen Gäste ebenfalls ihren Antheil. Besonderen Eindruck machten von den Einheimischen auf den Fremden der griechisch-orientalische Metropolit mit der warmen Betonung des allen (papstfreien) Kirchen gemeinsamen Glaubens, und der Feldmarschall-Lieutenant Kerczek, der der Familie gedachte. (Zwei Söhne des Bischofs sind Offiziere, wie denn überhaupt der sächsische Volksstamm für eine Zeit, wo wieder einmal Grillparzers

Wort wahr werden könnte: „In Deinem Lager ist Oesterreich", eine kaum geahnte Bedeutung gewinnen dürfte.) Auch der prager Kommandirende General, Feldzeugmeister Fabini, hatte ein herzliches Telegramm gesandt. Schließlich darf die gehaltvolle Rede des bekannten sächsischen Politikers Karl Wolff auf das deutsche Volk um so weniger übersehen werden, als sich an diese Rede ersichtlich der Beginn einer Ueberbrückung der einheimischen Fraktiongegensätze angeschlossen hat.

Die Aufführung im Theater bot eine Fülle altsächsischer Volksszenen und Lieder, die einen lebensvollen Einblick in die Gesammtentwickelung der siebenbürgischen Poesie (nach Anleitung des verdienstvollen Germanisten Adolf Schullerus) darboten. In indirektem Zusammenhang mit dem Fest standen endlich noch der akademische Kommers und die Generalversammlung der Frauenvereine. Auf dem Kommers hat besonders ein warnendes Wort Harnacks über den Rausch der Worte Eindruck gemacht und, wie ich mich auch an anderen Orten überzeugen konnte, lebhaften Nachhall gefunden. Die überaus segensvolle Arbeit der hundertdreißig Frauenvereine aber verlangt eine gründlichere Würdigung, als in dem jetzigen Zusammenhang möglich ist. Die vielen anderen Telegramme und Schreiben kann ich hier nicht aufzählen. Dem Charakter dieser Zeitschrift dürfte am Besten gedient sein, wenn ich nun die von mir in der Woche nach dem Fest in Hermannstadt gehaltene Rede — sie wurde von Freundeshand stenographirt — hier folgen lasse:

Gestatten Sie mir, mit einem offenherzigen Bekenntniß zu beginnen. Im Gegensatz zu den anderen Städten des Landes ist mir hier doch etwas bänglich zu Muth geworden. Es ist ein wirklich keckes Unterfangen, hier, an der Stätte seines langjährigen Wirkens, über Ihren gewaltigen Führer zu reden. Und all Das, womit sich ein Fremder anderswo einführen durfte, mußte hier wegfallen. Wo ich bisher auch war, ließ sich zunächst doch Manches erzählen von den Einzelheiten der schönen Festtage, die inzwischen bis ins kleinste Dorf Ihres Landes hinein den Mittelpunkt des Interesses gebildet haben. Von Alledem kann natürlich hier keine Rede sein. Dazu aber kommen noch andere Umstände, die die Aufgabe dort erleichtert haben und hier erschweren.

In Schäßburg drängte sich vor Allem die Erinnerung auf an die frühere Zeit des Bischofs als schäßburger Rektor, an den Pädagogen in seiner festen Energie, in seinem strengen Ernst. Habe ich doch oft von ihm sagen hören, daß an ihm das schöne Bibelwort so recht wahr geworden sei: „Der alte ist milder". Dazu traten an diesem Ort noch allgemeinere Beobachtungen. Was ich in der Fremde über das schäßburger Gymnasium gewußt, hatte ich im Wesentlichen aus den Schulprogrammen entnommen. Jetzt, an Ort und Stelle, bot neben der alten Schule das neue Alberthaus mit seinen reichen Erinnerungen, mit der ganzen auf die Zukunft berechneten Einrichtung einen ganz anderen, aus dem Leben stammenden, in das Leben einführenden Eindruck. Und Das galt von der ganzen Stadt wie von ihrer Umgebung, wo noch heute der „harte" schäßburger Geist um sein Deutschthum ringt.

Nicht anders war es in Kronstadt. Die Stadt und die umgebenden Dörfer wollten zunächst wieder studirt sein. Dazu kam dann die reiche Literatur seit dem Honterus-Jubiläum. Ich war eben doch ins Land gekommen, um zu lernen, und habe gerade in Kronstadt viel gelernt. So hatte ich bis dahin noch nichts von den drei starken Bänden gesehen, die während der letzten Jahre aus dem städtischen Archiv herausgegeben worden sind, und eben so wenig die wichtige Sammlung der Schriften Stefan Ludwig Roths.

Die schwer ernsten Erinnerungen an diesen Märtyrer wurden in Mediasch noch verstärkt durch die große Kalamität in der wirthschaftlichen Entwickelung. Aber ich durfte mich freuen, im Gottesdienst ein Wort ausgelegt zu sehen, das so recht auf solche Verhältnisse Anwendung findet: „Selig der Mann, der die Anfechtung erduldet, der sich in ihr bewährt." Nicht anders ist es mit der Erinnerung an den Märtyrer Ihrer Volksgeschichten in der neuen Revolutionzeit. Wenn man heute an diese Zeit zurückdenkt und Das, was Ihr Sachsenstamm seitdem aus sich selbst gemacht hat, damit vergleicht, so wird man an das alte Dichterwort erinnert: „Recht wie ein Palmenbaum über sich steigt, hat ihn erst Regen und Sturmwind gebeugt, so wird die Lieb' in uns mächtig und groß, in manchem Leiden und traurigen Loos." Aber Das sagt nicht genug. Ist doch das Martyrium geradezu der eigentliche Nerv der Menschheitgeschichte, die man nur im Licht des Kreuzes versteht. Ich berühre damit den unerschöpflichsten Gegenstand, den der Meister Ihrer Geschichtschreibung auch persönlich besonders liebte, aber ich muß mich der Versuchung entziehen, näher auf den Nachweis für diese These einzugehen. Ich beschränke mich deshalb darauf, noch ein anderes Dichterwort in Erinnerung zu rufen, das Uhlands: „Wenn heut' ein Geist herniederstiege!" Hier muß man nur das „wenn" streichen, sobald man das Denkmal von Teutsch neben dem von Stefan Ludwig Roth schaut, denn dann fühlt man leibhaftig die Wahrheit des altkirchlichen Bekenntnisses: „Wir glauben an die Gemeinschaft der Heiligen", — Das heißt: in echt evangelischem Sinn, nicht in Bezug auf die legendarischen Heiligen der Papstkirche.

Gerade jenes Denkmal in Mediasch steht in der That in engster Verbindung mit dem, das Sie hier aufgerichtet haben. Denn auch das Teutsch-Denkmal mahnt an das Selbe: auch in den ernsten Kämpfen der Zukunft seinen Mann zu stehen wie früher. Lassen Sie mich darum nun sofort zu der Erinnerung an Ihren großen Bischof selbst übergehen und zunächst die Frage zu beantworten suchen: Warum haben Sie gerade diesem Einen unter vielen tüchtigen Mitarbeitern das Denkmal errichtet?

Ich habe überall die selbe Antwort erhalten: Bischof Teutsch ist eine typische Verkörperung seines Volksstammes. Jeder in diesem Volke sieht das ihm vorschwebende Ideal in diesem Mann so erfüllt, wie es menschenmöglich ist. Man darf

den Vergleich wagen: Teutsch ist eine ähnliche Verkörperung Ihres kleinen Stammes, wie das große deutsche Volk in Bismarck seine Verkörperung gefunden hat. Nur ist Das ein Vergleich, der auf ganz anderem Boden steht als der, den man mir in den Mund gelegt hat. Ich soll Teutsch den sächsischen Bismarck genannt haben. Der Lebensberuf beider Männer war wohl so verschieden wie möglich. Aber in jener Verkörperung Ihres Volksstammes erkennt auch der von außen Kommende, was diesem Volksstamm bis dahin seine Kraft gegeben hat.

Gerade an der Grenze der Völker, wo sie um ihr Volksthum zu ringen haben, entwickelt sich die größte Kraft der nationalen Eigenart. Hier hat Darwins große Entdeckung von der Zuchtwahl, von der Auslese im Kampf ums Dasein, ihren prägnantesten Nachweis gefunden. Es ist das Selbe wie auf religiösem Boden mit den Diasporagemeinden, wo ein ganz anderes Leben pulsirt als da, wo man nicht nöthig hat, für seinen Glauben Opfer zu bringen. So ist es die Kraft eines unverwüstlichen Stammes, die im Bischof Teutsch offenbar wurde. Man darf, man muß es rückhaltlos sagen: Sie sind heute innerlich viel stärker geworden, als man vor einem Menschenalter voraussehen konnte. Gerade die neuen schweren Kämpfe haben, wie jeden Einzelnen von Ihnen, so das ganze Volksthum gestählt.

Mit dieser allgemeinen Beobachtung scheint jedoch die Frage noch nicht genugsam beantwortet, warum gerade dieser Eine in der Erinnerung sich heute so um Haupteslänge über die Anderen erhebt. Aber dazu tritt das Andere: Sie sind heute Alle von den gleichen Gefühlen erfüllt, Sie stehen Alle ein für den Einen. Das ist aber nur deshalb so möglich gewesen, weil dieser Eine stets für Sie Alle einstand. Bischof Teutsch hat stets das große Ganze, nie das kleine „Ich" im Auge gehabt. Darum wußte er alle zerstreuten Kräfte zur gemeinsamen Arbeit zusammenzufassen.

Gestatten Sie mir, einige kleine Beispiele aus dem großen Kreise der einzelnen Schriften zu wählen, deren ganzer Umfang Ihnen ja viel genauer bekannt ist als mir. Aber auf mich haben stets die Gedächtnißreden einen ganz besonderen Eindruck gemacht, die eine so große Zahl von einzelnen Personen so liebevoll schildern: Samuel Schiel, Johann Fabini, Michael Fuß, Karl Gooß, Michael Gottlieb Schuller und manchen Anderen. Auch Binder gehört hierher, wenn auch nur ein einzelner Zug aus seinem Lebensbilde herausgegriffen ist. Diese und viele ähnliche Reden sind bei den Eröffnungsfeiern des Landeskundevereines gehalten worden. Wie manche inhaltreiche Rede zur Eröffnung der Landeskirchenversammlung, des Gustav-Adolf-Vereines und in anderen Vereinen steht dann daneben. Auch hier haben Sie die Uebersicht über das Ganze; ich kenne nur Weniges. Einen einzelnen Punkt darf ich jedoch zur Ergänzung Ihrer Erinnerungen noch anführen. In der „Allgemeinen

Deutschen Biographie" hat Teutsch auch die älteren Vorbilder zu zeichnen gewußt. Da habe ich zuerst gehört von einem Georg Jeremias Haner, einem Jakob Raunicher und Johann Karl Schuller. So hat er allen treuen Mitarbeitern zu geben gewußt, was ihnen gebührte.

Aber noch ein Weiteres verbindet sich damit. Er ist unter allen seinen Mitarbeitern der größte Arbeiter gewesen. Als an ein Beispiel von vielen denke ich hier an die Kirchenvisitationen: wie er da alle Geschäfte führte, alle Theilnehmer zu begeistern wußte und dabei sich noch vorzubereiten hatte: am Abend, nachdem alle Anderen fertig waren, wie schon in der Frühe des Morgens. Neben den Geschäften ja zugleich auch auf seine Predigten. Von der ersten Visitation im bistritzer Lande ist mir erzählt worden, wie er damals nicht die Absicht hatte, selbst eine Predigt zu halten, wie er aber, als die Leute zusammenströmten und ihn zu hören wünschten, sich dann doch dazu entschloß. Er hat damals zum ersten Male in dieser Weise gesprochen. Daneben stellt sich ein Zeugniß über den Erfolg der Kirchenvisitationen im Burzenlande. Mir war eine Schrift des Professors Philippi mit Erinnerungen an die Visitation im Jahre 1879 genannt worden. Ich citirte sie in Kronstadt. Darauf ist mir die Schrift selbst gütigst mitgetheilt worden; und so kann ich heute ihren Schlußsatz wörtlich anführen:

So endete diese denkwürdige General-Kirchenvisitation im Burzenlande, die gewiß überall in der Erinnerung der evangelischen Bevölkerung fortleben und die besten Folgen haben wird, da sie überall Veranlassung geboten hat, sich selbst besser kennen zu lernen, die Ziele fester ins Auge zu fassen, die oft nahe liegenden Mittel zu würdigen und wieder einmal im Bewußtsein der einigenden Arbeit das uns so noth und so wohl thuende Gefühl innerer Kräftigung zu empfinden, vorgefundene Schäden zu heilen, Mißbräuche abzustellen und das sittliche Leben zu kräftigen und zu fördern.

Die volle Bedeutung Ihrer bischöflichen Visitationreisen wie Ihrer Kirchenverfassung überhaupt — von der ich nachher noch ein Wort zu reden habe — tritt jedoch erst im Vergleich mit ähnlichen Einrichtungen anderer Kirchen zu Tage. Solche Visitationen sind ja auch anderswo eingeführt, aber im großen Deutschen Reich haben sie sich nicht im selben Maße die Liebe der Bevölkerung zu gewinnen gewußt. Sie sind eben von oben her oktroyirt worden, nicht aus dem Gemeindebedürfniß erwachsen. Eine mehr naturwüchsige Art, von der gesammten geschichtlichen Entwickelung der Nationalkirche getragen, haben die Visitationen in der englischen Kirche. Gerade im vorigen Jahre habe ich Gelegenheit gehabt, eine Kirchenvisitation in großem Stil in dieser Kirche mitzuerleben. Der Erzbischof von Canterbury hat da fünf gewaltige Reden gehalten: die eine wie die andere gegen die papistischen Verführungskünste gerichtet. Ich erhielt dabei einen ganz anderen Eindruck von der Stellung der Bischöfe zu diesen Fragen, als man ihn aus

Zeitungberichten bekommt. Aber die Reden selbst waren vorbereitet und wurden verlesen. Ihr Bischof dagegen sprach unter dem Eindruck des Momentes: und doch hat er auch der kleinsten Dorfgemeinde immer etwas für sie Neues aus ihren Verhältnissen heraus zu erzählen gewußt. Wie hat er Das aber angestellt? Es war die selbe Methode, die er bei den großen Generalversammlungen des Gustav-Adolf-Vereines befolgte. Hier hatte er jedesmal vor der Oeffentlichkeit eine dreifache Aufgabe. Er hatte mitzurepräsentiren; dazu trat die offizielle Begrüßung bei der Versammlung in der Kirche; und dann kam das Dritte hinzu, was geradezu sprichwörtlich geworden ist in den deutschen Städten: er hat immer den Gruß auf die Feststadt zu bringen gehabt. Ich habe da persönlich Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie er, nachdem er sich vorher über die Geschichte von Stadt und Land orientirt hatte, am frühen Morgen ausging und beobachtete, was die Stadt Eigenthümliches an sich habe, und eben als Historiker wußte er auch den großen Städten immer etwas Neues über sie selber zu sagen, wie hier den kleinsten Dörfern. Die Hauptaufgabe lag natürlich nicht in diesen Außendingen, sondern in den Berathungen des Centralvorstandes selbst, wo er mehr und mehr in weitere Kreise das Interesse für seine Kirche hineinzutragen wußte. Aber die kleine Parallele von draußen mit Dem, was Sie hier Alle aus Erfahrung kennen, schien mir nicht fehlen zu dürfen.

Ich wende mich jetzt — der Stoff ist überreich und ich kann nicht alle Punkte berühren — zu der Frage, welcher Aufgabe, welchem Zweck diese ganze rege Arbeit gewidmet war. Es war der Neubau der Kirche, dieser Neubau, der die Kirche zur unerschütterlichen Grundlage Ihres Volksthumes gemacht hat. Das Streben, dem Ihre neue Kirchenverfassung entgegenkam, lag in jener Zeit überhaupt. Schon vorher fehlte es nicht ganz an Anknüpfungen und Vorbildern. Man dachte damals besonders an die rheinisch-westfälische Kirche, die ebenfalls Presbyterien und Synoden hat. Aber es ist ein doppelter Unterschied. Sie haben auf der einen Seite einen viel konsequenteren Indepententismus der Einzelgemeinden, auf der anderen aber den zusammenhaltenden Einigungpunkt im Bisthum. Auf diese Weise konnten dann auch Ihre Bezirkskonsistorien wie Ihr Landeskonstistorium aus der Kirche selbst heraus erwachsen. Es sind nicht staatlich aufgenöthigte Behörden, wie sogar in der — sich früher einer ganz anderen Selbständigkeit und Unabhängigkeit vom Berolinismus erfreuenden — rheinisch-westfälischen Kirche. Sie haben also in der That eine wirkliche Selbständigkeit, eine von unten nach oben sich aufbauende Kirche. Wie sehr das Streben danach jedoch in jener Zeit überhaupt lag, darüber kann ich aus den Anfängen meiner akademischen Thätigkeit heraus ein Zeugniß anführen, wo im Großherzogthum Baden genau das Selbe angestrebt wurde. Heute liegt diese Erinnerung doppelt nah,

wo in dem selben Jahre 1899 das Denkmal von Teutsch in Hermannstadt und von Richard Rothe in der heidelberger Peterskirche enthüllt wurde.

Rothe, wie der frommste und demüthigste, so der tiefste unserer theologischen Denker, ist als Solcher natürlich nur in den Fachkreisen bekannt. Gerade deshalb aber hat es mich besonders interessirt, wie gerade in Ihrem Lande früher als anderswo der Versuch gemacht worden ist, die Schätze des Meisterwerkes Rothes, seiner theologischen Ethik, in der gerade jetzt in zweiter Auflage erschienenen Sittenlehre Orendis für die Schule zu verwerthen. Eben so ist in Kronstadt Dr. Netoliczka mit der Ausgabe der Jugendgedichte des Mannes beschäftigt, die es noch mehr möglich machen werden, den Entwickelungsgang Rothes von Stufe zu Stufe zu verfolgen. Nur auf diesem Weg ist ja der vom Anfang bis zum Ende seines Lebens den ganzen Mann erfüllende Grundgedanke recht zu verstehen, der Gedanke einer Neukräftigung und Neuorganisation jener evangelischen Kirche, der seine ganze Liebe gewidmet war, der Kirche nicht als Selbstzweck, aber als Gefäß für die ewigen Gedanke des Himmelreiches. Rothe hat in den zahlreichen Reden und Aufsätzen seiner „Erntezeit" genau das Selbe als Ideal hingestellt, was Sie in die Wirklichkeit eingeführt haben.

Wenn ich jedoch heute besonders an diese Parallele denke zwischen Dem, was in Siebenbürgen damals erreicht, und Dem, was in Baden erstrebt wurde, so rührt diese Parallele doch nicht von mir her. Zuerst ist sie nämlich ausgesprocheu von Wattenbach, als er 1869 die Entdeckungreise nach Siebenbürgen machte. Er hat Ihr Land wirklich für Deutschland „entdeckt", wo damals kaum irgend Jemand ernstlich an Siebenbürgen dachte. Seiner Liebe zu Land und Leuten ist er bis zu seinem Lebensende treu geblieben. Noch wenige Monate vor seinem Tode hat er der Generalversammlung des Deutschen Schulvereines in Jena präsidirt, dieses Vereines, der auf Manche wie ein rothes Tuch wirkt und doch in Wirklichkeit nur für unbemittelte Studenten Stipendien sammelt und einige Schulanstalten unterstützt. Das war die Arbeit, der Wattenbach bis zuletzt sein ganzes Herz geschenkt hatte. Bei dem selben Anlaß konnten wir noch persönlich die alten heidelberger Erinnerungen austauschen. Aber schon damals, als er zum ersten Male in Heidelberg von Siebenbürgen berichtete, stand er unter dem Eindruck der mächtigen Persönlichkeit Teutschs. Von ihm hat er schon damals besonders gesprochen, hat auch Teutsch zu einem eingehenden Aufsatz in Schenkels Allgemeiner Kirchlicher Zeitschrift über Ihre Kirchenverfassung bewogen.

Leider ist ja Das, was Wattenbach und Häusser wie Rothe und Schenkel anstrebten, der Versuch, die der Kirche entfremdeten Gemüther ihr wieder zu gewinnen, gescheitert. Der Protestantenverein ist verketzert und unter die Füße getreten. Die Kämpfe zwischen Religion und Wissenschaft wurden er-

bitterter als jemals zuvor. Die Folgen lassen sich heute mit Händen greifen: in der Niederlage Deutschlands im Kulturkampf. Sie wäre uns erspart geblieben, wenn die Kirche bei uns die selbe Stellung gehabt hätte wie hier. Diese Stellung aber ist Ihrer Kirchenverfassung zu danken gewesen, deren innere Ausbildung wesentlich Teutschs Verdienst war und bei der immer wieder auf die Wahrung der geschichtlichen Kontinuität das Hauptgewicht gelegt worden ist.

Mit dieser Wahrung der geschichtlichen Kontinuität haben Sie aber — und darin liegt ebenfalls wieder ein ganz besonderes Mitverdienst des Bischofs Teutsch — sich eine wirkliche Gemeindekirche, eine echte Volkskirche, erhalten. Bei Ihnen hat es keiner durch politische Reaktiontendenzen begünstigten, engherzigen Partei gelingen können, sich als die allein gläubige hinzustellen. Der schlichte Ausdruck echter Frömmigkeit bei unseren Großvätern und Großmüttern hat hier nicht als Unglaube und Abfall ausgetilgt werden können. Es ist bei Ihnen niemals nach dem Grundsatze regirt worden, daß die Jesuiten dem Gläubigen lieber sein müßten als die sogenannten Rationalisten. Daß die Bewahrung Ihrer Kirche vor diesem schwersten Verhängniß des deutschen Protestantismus aber gerade Teutschs echt historischem Sinn entsprach, dafür darf ich abermals eine an sich geringfügige, aber gerade nach dieser Seite bezeichnende Erinnerung mitreden lassen. Schon im Jahre 1869 hat nämlich Wattenbach mir auch persönliche Grüße von ihm gebracht und den Wunsch, in der selben Art wie in der zwei Jahre vorher erschienenen ersten und zweiten Auflage meines kirchengeschichtlichen Handbuches weiterzuarbeiten. Das war eigentlich ein keckes Jugendwerk. Später entstand das Bedürfniß eines Unterbaues; und so wurde bei der dritten Auflage zunächst (1880) ein Band der „Einleitung in die Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts" eingefügt. Von den mannichfachen Besprechungen dieses Bandes aber haben eigentlich nur zwei für mich größere Bedeutung gewonnen, da ich aus ihnen wirklich zu lernen vermochte: die des allseitig gelehrtesten unserer Kirchenhistoriker, des in diesen Tagen leider verstorbenen Weizsäcker in Tübingen, und die des Bischofs Teutsch. Der Grundgedanke seiner Besprechung ging aber eben darauf hinaus: auch die Aufklärungzeit gehört zur Entwickelung des deutschen Geisteslebens, sie soll und darf nicht aus der Geschichte unserer Kirche gestrichen werden. Gott hat eine wunderbare Entwickelung in den Protestantismus hineingelegt. Jedesmal, wenn eine geistige Strömung sich ausgelebt hatte, hatte sich eine andere vorbereitet, um die Segnungen der Reformation in immer neue Gestaltungen zu gießen. Wie ist da nicht Alles zur gegenseitigen Ergänzung bestimmt! So war Teutschs Ideal. Und dieses Ideal haben Sie hier in Wirklichkeit umgesetzt. Ihre Kirche ist von den unseligen dogmatischen Zwistigkeiten verschont ge-

blieben, in denen so viele edle Kräfte des deutschen Protestantismus, wie im sechzehnten und siebenzehnten, so auch im neunzehnten Jahrhundert, gelähmt wurden. Neben dem eben genannten Aufsatz von Teutsch hat noch gerade in diesen Tagen wieder einer ihrer besten Männer Das in klaren Worten dahin ausgedrückt — ich citire hier einfach nach der Eröffnungrede Ihres Bischofs Müller bei der letzten Landeskirchenversammlung —: „Einen Streit um das Bekenntniß, das doch gegenüber dem Wort Gottes, an dem wir unentwegt festhalten, immer nur menschliche Weisheit ist, hat uns Gottes Gnade erspart und der Uebergang aus der Periode der flachen ‚Aufklärung', die übrigens zu ihrer Zeit und der Uebersättigung durch Dogmatismus und Pietismus gegenüber auch wohl ihr Recht hatte und nicht wider Gottes Willen gedacht werden kann, eben auf dem Weg tieferer wissenschaftlicher Forschung zu positiverem Glauben, vollzieht sich hier ohne jene stürmischen Erscheinungen, die das ‚vollkommenste' Gesetz, das der Liebe, oft so schmerzlich vermissen lassen und nur dem gemeinsamen ‚alten, bösen Feinde' zu leichteren Siegen verhelfen." Was Ihr jetziger, so viele Jahre im engsten Bunde mit Teutsch für Volk und Kirche unermüdlich schaffender Bischof hier sagt, darf in der That ein recht eigentlicher Segen Gottes für dieses Ländchen genannt werden. Siebenbürgen war im sechzehnten Jahrhundert das einzige Land, das allgemeine Duldung kannte, auch für die vielgeschmähten Unitarier. Im achtzehnten war es das Land, wohin die protestantischen Ketzer verbannt wurden, als in ein Land, wo doch nichts mehr zu verderben wäre, — vom Standpunkt der Inquisitionkirche aus nämlich. Man hat mir erzählt, wie die „Landler" noch bis heute sich ihren Glauben und ihre alte Sitte treu bewahrt haben. Und auch in dem Restaurationjahrhundert haben Gewissensfreiheit und Duldung, nach der schönen Definition unseres unvergeßlichen Kaisers Friedrich am Grabe Luthers die recht eigentlichen Segnungen der Reformation, sich in diesem alten Asyl aufrecht erhalten. Auch heute ist hier die Kirche nicht Selbstzweck, sondern das Gefäß für die ewigen Gedanken des Gottesreiches, wie die sinnige Predigt beim Fest, die uns Fremden immer in Erinnerung bleiben wird, in schöner Weise ausführte. Ueberall aber wird es gerade als besonderes Verdienst des Bischofs Teutsch anerkannt, daß er jene Eigenart der Kirche aufrecht zu erhalten wußte.

Mit dieser Eigenart der Kirche selbst aber hängt abermals noch ein weiterer Punkt zusammen: die eigenthümliche Stellung Ihrer Kirche zur Schule. In Kronstadt ist Das im Standbild des Honterus klar angedeutet. Wie sinnig ist es, daß Honterus vor der Kirche steht und mit der ausgestreckten Hand auf die Schule gegenüber hinweist! Hat aber nicht der frühere Rektor von Schäßburg im selben Sinne gewirkt?

Sie haben hier ein Schulwesen, wie wir es in Deutschland nicht

kennen, nicht kennen können. Dort sind konfessionelle und Simultanschulen in einen traurigen Gegensatz getreten. Wo in Deutschland die simultanen Schulen, die gesegneten Schöpfungen früherer Zeit, unterdrückt wurden, da geschah es dem seine Trümpfe ausspielenden Centrum zu Liebe. Hier dagegen ist es ein echt evangelischer Geist, der bei Ihnen die Verbindung von Kirche und Schule aufrecht erhält. Wie reihen sich hier nicht alle diese evangelischen Schöpfungen an einander: vom Landeskirchenseminar, von den Gymnasien, den Realschulen, den höheren Bürger- und Mädchenschulen bis zu den eigentlichen Volksschulen und Kindergärten herab. Vor Allem hat das Gymnasium hier eine eigenthümliche Stellung wie sonst nirgendwo. Ich habe kein Land gefunden, in dem die Gymnasiallehrer eine sozial so hervorragende Stellung einnehmen wie hier. Und doch treten die meisten Lehrer später gern in ein ländliches Pfarramt über. Es liegen ja freilich auch Gefahren in dem für Ihr kleines Volk so reich entwickelten Schulwesen, daß zu viel Intelligenz produzirt wird, für die in dem kleinen Lande die Existenzbedingungen schwer aufzutreiben sind. Dagegen sollten Gewerbe und Ackerbau noch mehr gepflegt werden. Eine ganze Reihe von gewerblichen und industriellen Fragen schwebt in der Luft und harrt der Lösung. Aber auch diese Bedürfnisse können nur befriedigt werdan auf der Basis der gemeinsamen Arbeit von Kirche und Schule im Sinne des alten schäßburger Rektors.

Zu Alledem aber gesellt sich noch ein anderer, noch höherer Gesichtspunkt. Unter Gottes gnädiger Obhut war Ihre Kirche die Errettung Ihrer Nationalität in der Zeit schwerster Gefahren für diese Nationalität. Darin hat Ihre Kirche Aehnlichkeit mit der griechischen, die Jahrhunderte lang vom Islam unterdrückt wurde und doch dem Volke in heißen Kämpfen mit der Religion zugleich auch Sprache und Nationalität gerettet hat. In gleicher Weise ist Ihre Kirche das Rückgrat des Volkes geworden in einer Periode, die wohl erinnern konnte an die Türken- und Jesuitenzeit.

Es war ein allgemeiner Zusammenbruch im Revolutionjahr 1848/49, ganz besonders in Oesterreich-Ungarn. Nur durch die Hilfe der Russen wurde die Monarchie damals gerettet. Dann aber erhob sich der Staat in ungeahnter Weise noch einmal. Das alte Lied von Ernst Moritz Arndt von dem „Oesterreich an Ehren und Siegen reich" schien noch einmal wahr werden zu wollen. 1850 ist Preußen tief gedemüthigt worden, — am Tage von Olmütz. Oesterreich wurde noch einmal zum führenden Staate, wie nach der Restauration von 1814. Wie unter Metternich regirte es in Deutschland durch den Bundestag, regirte es in Italien und in Ungarn. Nun aber wurde ein Kitt gesucht für die vielen Nationalitäten; und es hieß damals, diesen Kitt könne nur die alleinseligmachende Kirche bieten. Das Konkordat von 1855 wurde geschlossen. Darüber hat die Geschichte ihr

Urtheil gesprochen. Genau so wie durch die erste Gegenreformation der geistige Zusammenhang mit Deutschland abgeschnitten wurde, so auch jetzt Und so kamen mit Naturnothwendigkeit die Jahre 1859 und 1866. Mit außerordentlicher Tapferkeit hat auch da die Armee sich geschlagen. Doch der Albdruck des Konkordates lag auf dem Lande. So kam Niederlage auf Niederlage. Beust sollte für die Revanche sorgen. Durch ihn ist es zu dem Dualismus in dem früher geeinigten Staatswesen gekommen, zu einem Ausgleich, der von einer Delegation zur anderen immer ärgeres Auseinanderfallen bewirkt hat. Das sächsische Volk ist politisch das Opfer jener wirren Zeiten geworden. Gerade in ihnen aber hat dann Ihre Kirche ihre alte Selbständigkeit in neuer Form gewahrt. So ist sie zum festen Rückgrat Ihrer Nation geworden. Das ist auch in Deutschland immer klarer empfunden worden beim Namen Ihres Bischofs Teutsch. Rogges Wort: „Euer Teutsch ist unser Teutsch" wird sich darum auch förder bewähren. Wie ein Fels im Meer ragt seine Gestalt in die Zukunft hinein.

Was aber giebt ihm denn nun diese recht eigentliche Zukunftbedeutung? Die Antwort ist einfach. Er ist der Historiker gewesen im höchsten Sinn des Wortes. Seine Bedeutung als Historiker ist bei dem Fest speziell zum Ausdruck gekommen in den schönen Worten des budapester Professors Asboth und des münchener Oberhummer. Die deutschen Universitäten hatten zu ihren Vertretern lauter Theologen gewählt, gewiß ein schönes Zeugniß für die Stellung, die die Theologie im Gesammtorganismus der Wissenschaft wieder einzunehmen beginnt. Aber wenn nicht jene Männer so gesprochen hätten, wie sie es thaten, so wäre nur die theologische Bedeutung von Teutsch zur Geltung gekommen. Nun aber wurde in so hervorragender Weise, wie es besonders der Akademie Döllingers zukam, der Historiker Teutsch charakterisirt.

Es ist die echte Methode der Geschichtforschung, die Teutsch verfolgte. In ihrer Schule ist der Geschichtschreiber der Vergangenheit zum Propheten der Zukunft geworden. Ich bekenne mich mit ihm zur Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode auch in der Religiongeschichte. Beide Wissenschaften gehen gleich sehr aus von der Beobachtung des Einzelnen, wie Teutsch sie verstanden hat. Sie schreiten fort zur Zusammenstellung des Verwandten, wie wieder Teutsch es gethan hat. So führen sie endlich zur Erkenntniß der Entwickelung überhaupt, zur Erkenntniß Dessen, was der berühmte Schotte Henry Drummond „die Naturgesetze in dem geistigen Leben" genannt hat. Wie er, hat auch Ihr Teutsch die ganze Menschheitgeschichte im Lichte der Ewigkeit (sub specie aeternitatis) angeschaut. Und Das hat sein Sachsenvolk von ihm gelernt. Es hat neulich in Kronstadt großen Eindruck auf alle Hörer eine Rede gemacht, die Dinge betonte, wie man sie sonst nur von Theologen hört, die vom Gottvertrauen redete und

auch davon sprach, daß die ausgleichende Gerechtigkeit nicht im Diesseits zu finden sei. Es war die Rede eines Führers im Kampfe, eben darum aber ein doppelt nachahmenswerthes Vorbild. Sie haben verschiedene Fraktionen nöthig, aber deren Führer haben Schulter an Schulter zu stehen gegen die gemeinsamen Feinde. Das haben Sie Alle, Einer wie der Andere, aus Teutschs Sachsengeschichte zu lernen. In jenem weissagenden Geiste, den die israelitischen Propheten in die geschichtlichen Betrachtungen hineinlegten und der in dem Geschichtbilde in den Reden unseres Herrn seine höchste Blüthe erreicht hat, ist auch diese Sachsengeschichte geschrieben. Es sind Teutschs liebste Stunden gewesen, wenn er über die Eigenart seines Volkes und seiner Kirche reden konnte, mit warmer Anerkennung auch der Eigenart anderer. Denn Das ist das Wunderbare gerade in der kirchengeschichtlichen Entwickelung, daß da so verschiedene Formen neben einander stehen, alle von dem selben Meister geschaffen.

Noch ein Punkt darf nicht völlig vergessen werden, der wieder mit all den anderen zusammenhängt: die persönliche Verbindung Ihres Bischofs mit dem deutschen Volk, mit der deutschen Kirche. Rogge hat darauf hingewiesen, wie besonders durch Vermittelung von Teutsch die Aufnahme Ihres Hauptvereines in den allgemeinen Verein der Gustav-Adolf-Stiftung bewirkt wurde. Das geschah im Jahre 1861 in Hannover. Dann erfolgte im Jahre 1882 seine eigene Wahl in den Centralvorstand, wo 1891 der jetzige Bischof Dr. Müller sein Nachfolger wurde. Damals gab es eine kleine Gefahr; sie hing mit der Ehrfurcht zusammen, die man Teutsch entgegenbrachte. Es tauchte der Vorschlag auf, ihn zum Ehrenmitglied zu ernennen. Dieser Vorschlag wurde aber abgelehnt, weil man auf die persönliche Mitarbeit eines Siebenbürgers nicht verzichten wollte. Durch diese Stellung Ihrer Bischöfe im Centralvorstand fließt hierher zugleich ein Strom von geschichtlichem Wissen, der in seiner Bedeutung erst wenig bekannt ist. Nur wenn man Jahr um Jahr die Arbeit aller einzelnen Hauptvereine so verfolgen kann, wie es nur die Mitglieder des Centralvorstandes vermögen, bekommt man eine Vorstellung von den Segnungen, die der Gustav-Adolf-Verein über alle seine Theile ausgießt.

Mit unserer gemeinsamen Arbeit in diesem Vorstand hängen nun aber endlich auch meine persönlichen Erinnerungen an Ihren Bischof zusammen. Ich hatte mit ihm schon lange im Briefwechsel gestanden, aber erst 1885 lernte ich ihn persönlich kennen: in Eisenach. Ich hatte als Dekan der theologischen Fakultät den Verein zu begrüßen. Als ich zurücktrat, folgte mir Teutsch auf die Rednertribüne in der Kirche. Er nahm sich aber die Zeit, mir im Vorbeigehen die Hand zu drücken und mir zu sagen, es sei ein günstiges Omen, daß wir uns hier zum ersten Male sähen. Ich habe da-

neben jedoch noch den Verdacht, daß, als ich am folgenden Tage selbst ebenfalls in den Centralvorstand gewählt wurde, Teutsch seine Hände mit im Spiel gehabt hat. Im folgenden Jahr in Düsseldorf ist dann er unter den Ersten eingeweiht worden in Das, was nachher zu so großer Bedeutung wurde für die innere Kräftigung der deutsch-evangelischen Kirche, in die Ziele des neu zu gründenden Evangelischen Bundes. Mehrere Jahre war ich dann verhindert, auf den Versammlungen zu erscheinen. Teutsch aber hat meines Wissens niemals gefehlt. So ist er z. B. auch in Danzig gewesen, während ich am selben Tage die Waldenserkirche zu begrüßen hatte. Dann fanden wir uns wieder auf der mannheimer Versammlung im Jahre 1890. Wir haben dort viel mit einander verkehrt, auch gemeinsam den tüchtigen altkatholischen Pfarrer Bauer zu seinem fünfundzwanzigjährigen Priesterjubiläum beglückwünscht, blieben Beide sogar allein noch einen Tag länger dort. Ich bin mir nachher ganz egoistisch erschienen. Denn ich hatte ihm viel erzählt von meinen österreichischen Vorfahren. Später ist es mir klar geworden, daß er der Attentäter war, daß ich ihm, wie er es auch in anderen Fällen verstanden hat, das Alles erzählen mußte, weil er es wissen wollte. Und wenn ich heute mehr als andere Reichsdeutsche das schwere Geschick des österreichisch-ungarischen Staates mitempfinde, so muß ich mir sagen, daß er es war, der dieses Interesse in mir neu erweckt hat.

Im Jahre 1891 war, wie schon bemerkt, seine Thätigkeit im Centralvorstande des Gustav-Adolf-Vereins abgelaufen. Dafür haben wir uns im Jahre 1892 bei dem großen wittenberger Fest noch einmal gesehen, — zum letzten Male. Der Abschied wurde uns merkwürdig schwer. Wir gingen abends hin und her zwischen den beiden Wohnungen; immer wieder begleitete Einer den Anderen.

Weiter möchte ich gerade diese Erinnerungen persönlicher Art nicht ausspinnen. In dieser Stunde habe ich mich auf die am Meisten charakteristischen Züge aus dem Lebensbild Ihres großen Bischofs beschränken zu sollen geglaubt. Das Lied, das Sie Alle so freudig beim Fest mitgesungen haben, bezeichnet Teutsch als den frommen, tapferen, deutschen Mann. Ich wurde durch diese Worte an das letzte Bild von Ernst Moritz Arndt in seinem neunzigsten Lebensjahr erinnert, das die Unterschrift trägt: Fortes fortuna juvat, mit der darauf folgenden Uebersetzung ins Christliche: „Gott ist im Schwachen mächtig." Die Verbindung von Frömmigkeit und Tapferkeit ist das Heilmittel für die schweren Aufgaben unseres großen Deutschen Reiches wie für die anders gearteten Kämpfe, in denen er Ihr Führer gewesen ist. Sein Bild hat darum die selbe Bedeutung für Sie und für uns. Denn mit Recht hat das schöne Lied weiter bezeugt:

„Er trug zum Mutterland die Kunde,
Dies Kind hier sei der Mutter werth."

Jena. Professor Dr. Friedrich Wilhelm Rippold.

# Das Ende des Marxismus.

Es ist traurig, zu sehen, wie die Sozialdemokratie den deutschen Arbeiter mit dem zerrissenen und geflickten Rock des verstorbenen Hegel ausstaffirt hat. Gerade in Dem, was Marx und Engels aus Hegels Hinterlassenschaft für ihre Zwecke ausgewählt haben, ist Hegels Philosophie so tot wie sein Leib. Noch dazu haben sie diese Philosophie umgestülpt und aus dem Idealismus Materialismus gemacht. Aber in der Philosophie ist der Materialismus nicht mehr möglich. Nicht blos der Philosoph von Fach sondern jeder philosophisch gebildete Kopf weiß heutzutage, daß die Stofflichkeit der Körperwelt nur eine Illusion, das Wesen der Welt geistig, die Materie mit ihren Eigenschaften nur in der wahrnehmenden Seele vorhanden ist und daß, wenn wir uns alle wahrnehmenden Seelen hinwegdenken, es in der Welt weder Licht, noch Farbe, noch Süßes oder Saures, noch Wohlgeruch oder Gestank, noch Glattes oder Rauhes, noch Weiches oder Hartes, noch Warmes oder Kaltes, sondern nur noch qualitätlose Atome giebt, die trotz allen Schwingungen und sonstigen Bewegungen, die sie vollführen mögen, doch das reine Nichts sind, so daß wir uns bei dieser Annahme die Bewegungen, durch die sie in unserer Seele den Schein eigener Qualitäten erzeugen, gar nicht mehr vorzustellen vermögen. Und wenn die meisten Philosophen immer noch zögern, die mathematisch feststehende Thatsache des Idealismus mit den unzweideutigen Worten Lotzes zu bekennen: „Das wahrhaft Wirkliche ist nicht der Stoff und noch weniger die Idee, sondern der lebendige persönliche Geist Gottes und die Welt persönlicher Geister, die er geschaffen hat“ *), so geschieht Das aus Scham darüber, daß man Behauptungen preisgeben soll, die eine Zeit lang mit solchem Lärm als die höchsten Errungenschaften der Wissenschaft ausgeschrien worden sind. Marxisten wie Lütgenau sagen freilich, mit der materialistischen Geschichtkonstruktion sei doch nur die Ableitung der historischen Erscheinungen aus den ökonomischen Verhältnissen und nicht der metaphysische Materialismus gemeint. Aber nicht allein halten die orthodoxen Marxisten von der Art Kautskys daran fest, daß die Bewußtseinserscheinungen Funktionen des Gehirnes seien, sondern der ökonomische Materialismus fordert auch den metaphysischen, da ja Marx alle Ideen für bloße Spiegelungen ökonomischer Verhältnisse erklärt und damit die angeblich auf dem Kopf stehende Welt Hegels auf die Füße gestellt zu haben sich einbildet.

Lohnt es die Mühe, dieser Paradoxie noch einige Sätze zu widmen?

*) Schon Schelling hatte gesagt: „Kein objektives Dasein ist möglich, ohne daß es ein Geist — Das heißt: ein Subjekt — erkenne“; allerdings hinzufügend; „und umgekehrt: kein Geist ist denkbar, ohne daß eine Welt für ihn da sei.“

Jüngst war ich Zeuge folgender Szene: Ein zweieinhalbjähriges Büblein wurde zum Mittagessen auf ein hohes Stühlchen gesetzt. Da brach der Kleine in Thränen aus und wollte nicht essen. Die Mutter nahm ihn herunter; er war augenblicklich beruhigt, stand ein paar Sekunden mit gefalteten Händen neben seinem Stühlchen und fing sofort an, seine Suppe zu löffeln, nachdem er wieder darauf gesetzt worden war. Ich fragte, was Das zu bedeuten habe; man habe vergessen, ihn beten zu lassen, war die Antwort. Welches ökonomische Verhältniß spiegelt sich denn in der Vorstellung des Kindes, daß seine Ehre gekränkt werde, wenn man es als Sache oder als Thier behandelt und nicht bei allen geselligen Zusammenkünften rite handeln läßt, wie die Erwachsenen thun? Das Ehrgefühl ist gerade so eine ursprüngliche Thatsache des Bewußtseins wie der Hunger, abgesehen davon, daß auch der Hunger nur in und von der bewußten Seele empfunden wird, nicht vom Magen oder vom Gehirn, obwohl sie freilich ohne die wunderbare Maschine, zu der Magen und Gehirn gehören, weder Hunger noch den Schmerz des verletzten Ehrgefühls empfinden kann. Und wie oft erweisen sich die rein geistigen Empfindungen stärker als die leiblichen! Schon im Kinde, das über dem Spiel — Das heißt: über der Lust an wechselnden Vorstellung-Kombinationen — auch über einem fesselnden Schauspiel, einer Kombination von Vorstellungen, die ihm dargeboten wird, Essen und Trinken vergißt und dabei sogar Kälte und leibliche Schmerzen nicht empfindet. Daß sich die ökonomischen Verhältnisse in der Rechtsordnung eines Volkes spiegeln, Das ist freilich wahr; hat ja doch das Recht gar keinen anderen Zweck als den, die mancherlei Beziehungen der Menschen zu einander, und darunter auch die ökonomischen, zu ordnen. Aber diese sind nicht die einzigen; Ehrenkränkungen und Beleidigungklagen haben, an sich wenigstens, mit der Oekonomie gar nichts zu schaffen; und überdies sind Rechtspflege und Gerechtigkeitsinn oder Gerechtigkeitgefühl grundverschiedene Dinge; dieses Gefühl wird durch die bestehenden Rechtsverhältnisse geweckt, an ihnen geübt, erzogen, verfeinert, aber nimmermehr durch sie erzeugt. Jedes Wesen kann nur Wesen sui generis zeugen; wie materielle und geistige Vorgänge grundverschieden sind, daher nie die einen aus den anderen hervorgehen können, so kann auch niemals das Gerechtigkeitgefühl aus ökonomischen Verhältnissen hervorgehen. Oekonomische Verhältnisse können der Raupe — durch Dürre z. B. — den Tod bringen, aber sie können nicht machen, daß die Raupe den Hungertod als ein erlittenes Unrecht empfindet und darüber zürnt. Und da aus nichts eben nichts wird, die Wirkung aber stets kleiner ist als die Ursache (weil stets ein Theil der wirkenden Kraft auf Nebenwirkungen, z. B. auf die Ueberwindung von Reibungwiderständen, verloren geht), so haben zu allen Zeiten die unbefangenen Geister, und zwar gerade die größten und tiefsten,

geschlossen, daß es eine höchste Denkkraft, ein höchstes Wissen, ein höchstes Wollen, eine höchste Liebe und Gerechtigkeit geben müsse, aus der alles Denken, Wissen und Wollen, alle Liebe und Gerechtigkeit enspringt, so viel sich davon auf Erden findet. Nicht, daß Hegel die Ideen vor den Dingen sein läßt, ist seine Sünde, denn Das ist eine physikalisch-mathematische Wahrheit; so wenig die Bildsäule da sein könnte, wenn nicht vorher ihre Idee im Geiste des Künstlers gelebt hätte, so wenig könnte ihr Vorbild vorhanden sein ohne die Idee des Menschen in Gott. Noch so viele Atomgruppirungen könnten zwar zufällig hie und da einmal eine regelmäßige geometrische Figur — keine sehr komplizirte natürlich — ergeben, aber nimmermehr eine lebendige Zelle, ein Infusorium; ich füge nicht hinzu: oder gar einen Menschen, weil freilich, wenn die Materie eine Zelle und ein empfindendes Thierchen hervorzubringen vermöchte, auf dem selben Wege auch ein Mensch entstehen könnte. Also darin hat Hegel selbstverständlich Recht. Seine beiden Sünden bestehen darin, daß er, um schopenhauerisch zu sprechen, über die Vorstellung den Willen vergißt, die für sich allein kraftlose Idee zur Weltschöpferin macht und daß er, wie Marx einmal ganz gut gesagt hat, den Weltschöpfer erst post festum im Menschen zum Bewußtsein kommen läßt, mit anderen Worten, Gott als geworden denkt und den Menschen zu Gott macht. Daß die Vorstellung des Menschen von Gott das Spiegelbild seiner eigenen Persönlichkeit sein muß, versteht sich von selbst; denn der Mensch vermag Gott nur aus dessen höchster irdischer Offenbarung, eben aus dem Menschengeist, zu erkennen und seiner eigenen Fassungkraft gemäß vorzustellen; kein Mensch begreift die Menschengeister, die über seinem eigenen Niveau stehen; in diesem Sinne schafft sich freilich ein Jeder seinen Gott nach seinem Bilde. Und auch die Menschwerdung Gottes ist wie die Gottwerdung des Menschen nichts Neues, sondern das Kerndogma des Christenthums. Auch darf man es Hegel und Feuerbach nicht verargen, daß sie den pfäffischen Verhunzungen der christlichen Grundwahrheit gegenüber den Nachdruck auf das Menschliche gelegt und sich bemüht haben, aus Christen vorerst wieder einmal Menschen zu machen. Jede Opposition ist der Gefahr ausgesetzt, sich ins Extrem zu verirren; und so dürfen wir uns nicht wundern, daß Hegel, Fichte und Feuerbach, Jeder in anderer Weise, den vergöttlichten Menschen zu Gott gemacht und den Weltschöpfer über seiner höchsten Offenbarung übersehen haben.

Aus diesem Irrthum gerade erklärt sich der utopische Gedanke des Marxismus, daß die zukünftige Menschheit ihre weitere Geschichte mit Bewußtsein machen, die Produktion und Vertheilung der Güter planmäßig ordnen und damit ihr ganzes Dasein nach dem eigenen Bedürfniß und den eigenen Wünschen gestalten werde. Vermöchte Das die Menschheit, so wäre sie allerdings Gott, ein Kollektivgott. Sie ist aber, wie ihr die tägliche Er-

fahrung sehr empfindlich zum Bewußtsein bringt, weder Gott noch ein Kollektivwesen, sondern eine Gesellschaft von Individuen, die sehr verschiedene, einander vielfach widersprechende Bedürfnisse haben und deren Schicksale von einer höheren Macht bestimmt und geleitet werden. Gewiß erhöht jeder Fortschritt der Naturerkenntniß und der Technik die Fähigkeit des Menschen, sein äußeres Schicksal mit Bewußtsein zu gestalten, die Zukunft zu berechnen, Schädigungen abzuwehren und sich Vortheile zu sichern. Allein wie jeder mechanische Vortheil von entsprechenden Nachtheilen aufgewogen wird, so ist auch in dieser Beziehung dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Der technische Fortschritt steigert die Differenzirung der Berufsarten, der Stände, der Vermögenslagen, der Bildung, der Ansichten und vermehrt die Interessenkonflikte ins Unendliche. Von der Einzelwirthschaft sind wir zur Volkswirthschaft und von der Volkswirthschaft zur Weltwirthschaft fortgeschritten, ja wohl! Aber diese Weltwirthschaft ist zugleich babylonischer Thurmbau und bellum omnium contra omnes. Wenn nicht einmal die Herren von Kardorff und von Miquel über ihren Vortheil, wenn nicht einmal Bernstein und Kautsky über den Sinn des Marxismus einig werden: wo soll denn da die einheitliche Organisation — ich will nicht sagen der Weltwirthschaft, sondern blos — eines Ländchens von der Größe des Königreichs Sachsen herkommen? Abgesehen von dieser wachsenden Uneinigkeit bewirkt jeder technische Fortschritt, namentlich dann, wenn er sich mit einer Modelaune verbündet, Umwälzungen der Volkswirthschaft, die sich nicht voraussehen lassen; wer hätte vor dreißig Jahren, wo doch die Reiträder schon in Gebrauch waren, geahnt, wie tief dieses Spielzeug, wofür es damals gehalten wurde, ins Wirthschaftleben eingreifen werde! In diesem Punkte hat Marx, der Hegelianer, dem die Menschen nur unfreies Material eines Prozesses sind, Recht gegen Marx den Propheten. Wir Theisten freilich drücken uns ein wenig anders aus und lassen nicht ein unpersönliches Wesen oder einen Prozeß, sondern Gott unsere Geschicke lenken.

Vielleicht hat es niemals in der Welt giftigeren Haß und vielfachere Feindschaften gegeben als heute und die aus ideellen Wurzeln entspringenden sind nicht weniger zahlreich und giftig als die, die der Konflikt der materiellen Interessen gebiert. Gewiß nimmt dieses Interesse oft genug eine „ideologische" Maske vor; und es gehört zu den Verdiensten Marxens, daß er das Auge für die Wahrnehmung solcher Vermummungen geschärft hat. Noch öfter findet man das ideelle Interesse mit dem materiellen verflochten und alte Verflechtungen führen nicht selten zur unlösbaren Verschmelzung. Das gilt besonders von der Religion. Aber gerade die Geschichte der Religionen zeigt auf das Deutlichste, daß die Idee im Allgemeinen stärker ist als das materielle Interesse und daß die Wirthschaft weit mehr von der Idee als die Idee

von der Wirthschaft bestimmt wird. Der alte Witz: „Gott, was ist doch der Herr Jesus gewesen for'n großer Mann! Was hat er uns gemacht for'n Geschäft zu Weihnachten!" enthält eine tiefe Wahrheit. Ohne die christlichen Mönche, die die deutschen Wälder urbar gemacht haben, hätten wir überhaupt kein Geschäft, weder zu Weihnachten noch im übrigen Jahre. Dagegen verfallen alle Versuche, das Christenthum aus den ökonomischen Verhältnissen des römischen Reiches ableiten zu wollen, dem Fluche der Lächerlichkeit. Nicht die leiseste Spur eines solchen Zusammenhanges findet man im Neuen Testament und in den Schriften der apostolischen Väter, dem Niederschlag des christlichen Bewußtseins der beiden ersten christlichen Jahrhunderte. Nicht, weil es im römischen Reich Arme und Unterdrückte gab, war das Christenthum nothwendig geworden, denn Arme und Unterdrückte hat es zu allen Zeiten gegeben und wird es geben, so lange das Menschengeschlecht auf Erden lebt, sondern, weil der polytheistische Volksglaube in einen unlösbaren Widerspruch mit der philosophischen Erkenntniß der Gebildeten gerathen war. Und nicht die Spiegelung irgend eines ökonomischen Verhältnisses haben wir in der Gestalt Christi, sondern die Verschmelzung des aus den platonischen Ideen zusammengeronnenen hellenistischen Logos mit dem jüdischen Messias.

Noch weniger als der historische Materialismus erfordert der dialektische Prozeß eine lange Widerlegung. Dieser Kunstausdruck bezeichnet eine Ansicht der Dinge, die ihre eigene Berechtigung unter Anderem auch dadurch beweist, daß sie durch ihre einseitige Fassung bei den Marxisten aus Sinn in Unsinn umschlägt. Die Welt besteht aus realen Dingen, die durch Anziehung und Abstoßung in Wechselwirkung mit einander treten und in dieser Wechselwirkung theils neue Dinge erzeugen, theils neue Gruppirungen der vorhandenen Dinge herbeiführen. Am Lebhaftesten wird die Wechselwirkung dort, wo zwei polar entgegengesetzte Dinge zusammentreffen, und in diesem Fall kann man in der That von Thesis, Antithesis und Synthesis sprechen. Aber erstens läßt sich die Wechselwirkung keineswegs in allen Fällen in diese Formel bringen; zweitens ist das Ergebniß der Synthese häufig nicht ein neues Ding, sondern blos, wie beim Ausgleich von elektrischen Spannungen, ein neuer Zustand der beiden einander berührenden Körper oder Geister; und drittens denkt der Gegensatz, wenn er z. B. ein Weib im Augenblick des Zeugungsgeschäftes ist, gar nicht daran, den Satz zu negiren; Beider Synthesis aber, das Kind, verschlingt nicht Satz und Gegensatz, sondern verhilft ihnen zu vollerem Leben. Das Dümmste aber ist, daß der Prozeß das eigentlich Seiende sein soll, worin das „lumpige Individuum" unterzugehen habe. Ein Civilprozeß ohne prozessirende Personen, ein chemischer Prozeß ohne Substanzen, die ihn eingehen, ist reiner Unsinn. Der Prozeß ist nichts Anderes als die Wechselwirkung zwischen den Dingen oder

Personen, die das Beharrende und Unveränderliche sind, während sich ihre Beziehungen fortwährend verändern, und der ganze „lumpige" Weltprozeß kann uns gestohlen werden, wenn er uns Individuen nichts nützt; es ist uns absolut gleichgiltig, ob mit dem Spinnrad oder mit der Maschine gesponnen wird; darauf allein kommt es uns an, wie in den nach der verschiedenen Spinntechnik unterschiedenen Perioden die Menschen, die das allein Werthvolle sind, sich befinden.

Würde die marxische Philosophie von den Arbeitern ernst genommen, legten die kein Gewicht auf das „lumpige" Individuum und glaubten sie an den sich von selbst vollziehenden Weltprozeß, so hätten wir keine sozialdemokratische Partei. Zum Glück ist aber das Wort von Engels, die deutschen Sozialisten seien stolz darauf, nicht allein von Saint-Simon, Fourier und Owen, sondern auch von Kant, Fichte und Hegel abzustammen, nicht unwahr, — und gerade die Kant und Fichte entnommenen Fetzen sind das Werthvolle an dem Philosophenmantel des deutschen Proletariats. Kant und Fichte wollen die sittliche Würde jedes Geschöpfes, das Menschenantlitz trägt, gewahrt wissen, und eben darin besteht die soziale Frage der Gegenwart, daß diese Idee in der Arbeiterschaft gezündet hat, daß sie sich den herrschenden Ständen gleichberechtigt fühlt und die aus ihrem — lange vor Kant und Fichte vom Christenthum verkündeten — Recht abgeleiteten Ansprüche geltend macht, daß es aber zweifelhaft ist, ob diese Ansprüche selbst bei gutem Willen der herrschenden Stände verwirklicht werden können. Zum historischen Materialismus und zum dialektischen Prozeß passen diese Ansprüche, die rein „ideologischen" Wurzeln entspringen, wie die Faust aufs Auge. Aber die ganze Kraft der Arbeiterpartei beruht auf der Ueberzeugung, daß jeder Arbeiter, wie er die ganze sittliche Pflichtenlast und Verantwortlichkeit des vollberechtigten Mannes und Staatsbürgers zu tragen hat, so auch gleich Diesem auf die zur Erfüllung seiner Pflichten erforderliche wirthschaftliche Grundlage Anspruch erheben muß und daß durch die Abweisung dieses Anspruchs die Gerechtigkeit und die Liebe verletzt werden. Das Bewußtsein, für Gerechtigkeit und aus Liebe für Menschenglück zu kämpfen, die Empfindung des tötlich verletzten Gerechtigkeitgefühls und der leidenschaftliche Zorn über die häufigen, ja fortwährenden Verletzungen: Das ist es, was der Arbeiterbewegung Schwung verleiht; lauter „ideologische" Vorstellungen und Empfindungen, die nach marxischer Lehre nur Illusionen sind, Spiegelbilder, die das im Prozeß befindliche Nichts sich selber vorgaukelt. Spiegelbilder von was? Doch nicht von den bestehenden wirthschaftlichen Verhältnissen? Wenn es nicht an sich schon Unsinn wäre, die Materie von Recht und Unrecht, von Vernunft und Unvernunft träumen zu lassen, so müßte ihr doch wenigstens in ihrem unbegreiflichen Traum das jeweilen Seiende, also auch die

jetzt bestehende kapitalistische Ordnung, als vernünftig und gerecht erscheinen! Allerdings haben die Agitatoren dem marxischen Hegelthum einige Vorstellungen und Schlagwörter entnommen, wie das von der Expropriation der Expropriateure, die sehr zugkräftig sind und die Gründung und Ausbreitung der sozialdemokratischen Partei nicht wenig gefördert haben, und darin liegt ohne Zweifel der weltgeschichtliche Zweck dieser Verirrung; aber der Vogelscheuche die Würde einer philosophischen Weltansicht zugestehen: Das geht doch nicht an. Die Arbeiterpartei wird deswegen nicht zusammenbrechen wenn sie auch einsieht, daß ihre Führer schlechte philosophische Musikanten sind; auf Philosophie kommt es ihr überhaupt wohl weniger an als auf andere Dinge, und nachdem die Katastrophentheorie durch die handgreiflichste Erfahrung widerlegt ist, kann auch dem verunglückten Versuch, sie philosophisch zu begründen, kein Werth mehr beigemessen werden. Das Ende des Marxismus bedeutet weder das Ende des Sozialismus noch das des Emanzipationkampfes der Arbeiter.

Das Alles wissen die philosophisch Gebildeten schon lange, aber ich gestehe gern, daß es mir durch Masaryks Buch*) noch klarer geworden ist. Obwohl der Verfasser ein Czeche ist, muß man es doch als ein Werk des deutschen Gelehrtenfleißes bezeichnen. Mit unendlicher Mühe und Sorgfalt hat er allen Beziehungen der Dioskuren Marx und Engels zu englischen französischen und deutschen Philosophen nachgespürt, alle Irrgänge der Marxisten verfolgt und ihre Ansichten über Metaphysik, Religion, Wissenschaft, Kunst, Ehe, Familie, Staat, Gesellschaft, Volkswirthschaft dargelegt und kritisirt. Leider hat er auch an den Fehlern Theil, die man früher wenigstens dem deutschen Professor nachzusagen pflegte; vom Stil wollen wir nicht reden, da ja das Deutsche nicht seine Muttersprache ist; aber es geht ihm auch die künstlerische Gabe ab, einen weitschichtigen und spröden Stoff weise zu disponiren und ihm eine faßbare Gestalt zu geben. Er sollte dem Werke ein Büchlein nachschicken, worin er den Marxismus ohne wissenschaftlichen Apparat kritisirt und seine eigene Ansicht schlicht und einfach im Zusammenhange vorträgt.

Am Wenigsten glücklich ist er in der Kritik des Oekonomischen. In allem Uebrigen stimme ich seiner Auffassung zum größten Theil, nicht durchweg, bei, aber in den volkswirthschaftlichen Dingen hat Marx in viel weiterem Umfang Recht, als ihm Masaryk zugestehen will. So ist die Arbeitwerththeorie, die Masaryk bestreitet, der Hauptsache nach richtig. Einwürfe, wie

*) Die philosophischen und soziologischen Grundlagen des Marxismus. Studien zur sozialen Frage von Th. G. Masaryk, Professor an der böhmischen (soll heißen czechischen) Universität Prag. Wien, Karl Konegen, 1899.

der folgende, beweisen, daß Masaryk die ökonomischen Prozesse nicht durchschaut. „Warum wird z. B. jungfräulicher Boden gekauft und verkauft? Und kann man nicht sein Gewissen und seine Ehre verkaufen? Wie kann man das Gewissen oder den noch unbenutzten Boden, in dem keine Arbeit steckt, mit Geld messen, wenn sich nur Das messen läßt, worin als tertium comparationis Arbeit enthalten ist?“ Das Gewissen verkaufen, ist eine rhetorische Figur; was verkauft und gekauft wird, Das ist ein geldwerther Vortheil, z. B. ein Geschäftsgeheimniß, das Arbeitprodukt eines Anderen. Im menschenleeren Lande wird jungfräulicher Boden nicht gekauft, sondern okkupirt. Ist der ganze Boden eines Landes entweder von Privaten oder vom Staat mit Beschlag belegt, so ist er, als eine nicht vermehrbare Sache, Monopol geworden; und daß es außer den durch Arbeit geschaffenen Werthen Monopolwerthe giebt, leugnen die Marxisten nicht. Aber das Rechtsverhältniß des Monopoles steigert nur die Höhe des Werthes, schafft nicht den Werth an sich; daß dem jungfräulichen Boden überhaupt Werth zugeschrieben wird, verdankt auch er der Arbeit. Man kauft ihn, weil man darauf Landwirthschaft zu betreiben oder Gärten anzulegen oder Häuser zu bauen, also zu arbeiten gedenkt. Handelt es sich um Gebäude, in denen gearbeitet werden soll, so steigt der Werth um so mehr. Der hohe Tauschwerth des berliner Sandbodens rührt daher, daß sich in Berlin die Industrie, d. h. die Arbeit ganzer Provinzen konzentrirt. Uneingeschränkte Geltung hat die Arbeitwerththeorie selbstverständlich nur bei unentbehrlichen Gegenständen des Massenverbrauches, die beliebig vermehrbar und weder Modelaunen noch Monopolen unterworfen sind. Keine Macht der Erde kann den glatten Geweben ihren früheren Preis wiedergeben, nachdem die Arbeit, die sie erfordern (einschließlich der Arbeit, die auf Spinn- und Webemaschinen, auf die Ausgrabung und Herbeischaffung des Eisens und der Kohle verwandt wird) auf den dritten bis vierten, ja vielleicht auf einen noch kleineren Theil reduzirt worden ist. Das Selbe gilt vom Getreide, seitdem die Ausbildung der modernen Verkehrsanstalten die Produktion durch Arbeitersparniß (Arbeit von Menschen und Vieh) verbilligt hat. Denn Getreide, das hundert Meilen vom Hungrigen entfernt verfault, wie es früher oft vorkam, ist für diesen noch gar nicht produzirt, ist für ihn gar nicht vorhanden; der Händler, die Bahnbeamten und die Seeleute, die an die Stelle der Frachtfuhrleute und Zugochsen getreten sind, gehören also mit zu den Produzenten. Beim Getreide setzt sich der Preisfall so lange fort, wie noch unbebautes Land zur Verfügung steht; ist keins mehr vorhanden, dann tritt zum Arbeitwerth der Monopolwerth hinzu. Dagegen hat Masaryk Recht, wenn er die Mehrwerththeorie verwirft; allein diese auf andere Art widerlegen wollen, als es Rodbertus durch die Darstellung des Produktion- und Vertheilung-

prozesses schon im Voraus gethan hat, ehe sie vorhanden war, — Das heißt, eine Ilias nach Homer schreiben.

Man findet bei Masaryk unter dem Wust seiner Citate und gelehrten Untersuchungen manchen glücklichen und fruchtbaren Gedanken, z. B. daß der Revolutionismus bei Marx nicht ideologischer Ueberbau, sondern Vorbau des ökonomischen Materialismus gewesen ist; nicht die ökonomischen Verhältnisse des Englands der fünfziger Jahre haben ihn zum Revolutionär gemacht, sondern er hat diese Verhältnisse benutzt, um seine schon mitgebrachte revolutionäre Gesinnung zu rechtfertigen. Selbstverständlich hebt auch Masaryk hervor, daß der marxischen Philosophie schon ihre Ausbildung in einem Kreise internationaler politischer Flüchtlinge verhängnißvoll werden mußte, weil ja die Mitglieder dieses Kreises die Fühlung mit dem eigentlichen Volk ihrer verschiedenen Heimathländer verloren hatten, daher die große Verschiedenheit der ökonomischen Zustände übersahen und von der Macht der Vaterlandsliebe und der Religion keine Ahnung hatten. Für den geborenen Czechen, dessen Volk seine ehemaligen, ihm in der Kultur überlegenen Herren durch Kinderzeugen und geduldige, wohlfeile Frohnarbeit um ihre Machtstellung gebracht hat und jetzt auch jenes geistige Uebergewicht erstrebt, das man durch Sitzfleisch erlangen kann, ist es charakteristisch, daß er Marx als den Entdecker der weltgeschichtlichen Bedeutung der Kleinarbeit preist. „Die Kleinarbeit ist wahrhaft praktisch, ist die wirkliche Lebensarbeit; die sogenannten großen, die heroischen Thaten sind größer in der Phantasie als in der Wirklichkeit. Durch die Kleinarbeit wird der Utopismus, wird auch der Revolutionismus überwunden. In der Beobachtung Dessen, was keinen Menschen interessirt, in der Ausführung Dessen, was Allen langweilig ist: darin werden sich die Heroen der Zukunft zeigen. Bis jetzt giebt es ihrer Wenige. Die Menschen opfern lieber ihr Leben, als daß sie arbeiteten. Den wirklich modernen und fortschrittlichen Menschen erkennt man an der Arbeitsamkeit. Der wirklich moderne Mensch: Das ist der Mann der Arbeit. Die Menschen hegen eine Leidenschaft für das Märtyrerthum. Heute quälen sie ihre besten Menschen zu Tode, morgen stellen sie ihnen Altäre auf. Und darum sage ich: kein Märtyrerthum! Liebe ist Leben, nicht Tod. Wir haben kein Recht, Selbstaufopferung zu fordern, und dürfen auch das eigene Leben nicht für jede Dummheit hingeben. Das Märtyrerthum ist ein Luxus der bisherigen sentimentalen, romantischen und mystischen Ethik. Aber die Sentimentalität und Romantik ist Egoismus, grasser Egoismus.“ Masaryk hat Recht; die Entwickelung geht dahin, aus den Menschen, so weit sie nicht in die angenehme Region der Schmarotzer vordringen, automatisch schaffende Arbeitbienen zu machen, und die Zahl Derer, die lieber himmelhochjauchzende zum Tode betrübte Menschen als dummes Arbeitvieh sein wollen, ist leider nicht mehr so groß, wie es Masaryk scheint.

Schon aus dieser Stelle sieht man, daß der Kritiker dem Marxismus gerecht wird, trotzdem ihm Marx selbst nicht sympathisch ist, der „sich ärgert, wo Feuerbach liebt.“ Die Verdienste des Marxismus faßt er richtig, wenn auch bei Weitem nicht erschöpfend, in den Satz zusammen: „Durch seinen Objektivismus läßt er in die Massen keinen skeptischen Subjektivismus eindringen und unterhält in ihnen die Hoffnung auf die Zukunft, stärkt den Glauben an den Fortschritt und läßt keine pessimistische Stimmung aufkommen; er verweist die Menschen, wenngleich einseitig, auf die Arbeit und berichtigt so seinen philosophischen und sozialen Revolutionismus.“

Neisse. Karl Jentsch.

# Jupiters Küchlein.

Zeus Kronion, den die Lateiner Jupiter nennen, sprach eines Tages zu Hebe, der Göttin der Jugend: „Wo ist mein Adler? Dreimal hat er den Blitz versäumt und ich sehe nicht mehr seine Schwinge die Wolke des Olymps zertheilen.“

„Dein Adler, großer Zeus, ist es überdrüssig geworden, in der einsamen Wolke zu hausen. Er hat sich einen Horst auf den Bergen der Erde gebaut und ein Weibchen gesucht.“

„Der Thor! Ist es nicht Glück und Ehre genug, meinen Blitzstrahl zu tragen?“

„Ehre genug, großer Zeus, aber — verzeihe mir — nicht Glück genug. Du selbst, der mächtige Vater der Götter, hast Deine Majestät nicht ohne eine Theilnehmerin an Deinen Triumphen tragen können.“

„Geh, schicke den Merkur zu meinem Adler, ihm zu befehlen, daß er zur Höhe zurückkehren soll. Der Blitz ist sich selbst genug, der Blitz kann nicht lieben: er kann nur leuchten, zermalmen, töten!“

Merkur, der Götterbote, senkte sich mit dem Morgennebel zur Erde hinab und kehrte mit der Abendröthe auf den Olymp zurück.

„Großer Zeus, Dein Adler kann nicht kommen, er hat Junge bekommen, die er warten muß.“

„Wie, Jupiters Adler hat sich herabgewürdigt, Küchlein aufzupäppeln?“

„Junge Adler, großer Zeus! Er ist zuerst mit einer Kondorin vermählt gewesen, dann mit einer Taube und schließlich mit einer Falkin. Alle Drei sind von ihm fortgeflogen; aber jede hat ein Junges hinterlassen. Dein Adler bittet Dich unterthänigst um Dienstfreiheit, bis seine Jungen voll befiedert sind!“

Jupiter, der Wolkensammler, runzelte im Zorn seine gewaltige Stirn und sein Blick ließ den Berg erzittern. „Geh, bringe mir die drei Küchlein her!“

Merkur stieg im Nachtnebel hinab und kehrte mit der Morgenröthe wieder. Er trug in der Falte seines Mantels drei noch federlose junge Adler, deren gelbe Schnäbel nach Luft schnappten, denn der Götteräther war ihnen zu dünn.

„Neptun“, sagte Jupiter verächtlich, „wirf die drei ‚Elenden‘ in das Aegäische Meer!“

Neptun erhob seinen seegrünen Bart aus der Woge, faßte die Jungen mit seinem Dreizack und warf sie ins Meer.

Aber die drei jungen Adler schwammen schnell ans Land und hatten nun Federn bekommen.

„Was?“ rief der Wolkensammler. „Küchlein können schwimmen? ... Pluto, schleudere sie in den Orkus und wälze den Berg Ossa auf sie!“

Pluto, der ans Begraben gewöhnt war, gehorchte dem Befehl mit Vergnügen. „Der Ossa ist vielleicht zu klein!“ sprach er bei sich mit grausamem Lächeln. „Ich will, wie die Titanen, noch den Pelion auf den Ossa thürmen.“

Nacht und Tod brüteten über dem Orkus; aber die drei jungen Adler krabbelten sich unter den Bergen hervor, bohrten sich durch die Erdoberfläche und setzten sich keck auf die Zweige des Olivenbaumes am Fluß des Olympos.

Sie hatten nun Klauen und starke Schnäbel bekommen.

Jupiter gewahrte sie und rief erzürnt den Schmied Vulkan herbei. „Diese elenden Küchlein wagen, sich meinem Todesbefehl zu widersetzen. Geh, Vulkan, wirf sie in den glühenden Schlund des Aetna und speie sie in der Lava aus!“

„Mir sollen sie nicht entkommen,“ rief grinsend der Schmied. „Vielleicht ist der Aetna nicht heiß genug; ich will, der Sicherheit halber, sie erst mit meinem Hammer zermalmen!“

Der furchtbare Hammer fiel auf die armen Opfer herab und ihre blutigen Reste wurden in den Aetna-Krater geworfen. Jupiter betrachtete mit Vergnügen die Lohe, die hoch gegen den Abendhimmel aufstieg, und sprach zu sich selbst: „Morgen wird mein Adler wieder beim Blitz Dienst thun!“

Doch am nächsten Morgen nahte sich Merkur, bleich vor Schrecken, dem Thron des Wolkensammlers: „Großer Zeus, die jungen Adler, die Du im Aetna verbrannt hast, sitzen auf dem Gipfel des Parnaß und haben nun Schwingen bekommen!“

Da ward es still in der Welt .... Der Vater der Götter schwieg wie ein Schulknabe, der die Ruthe geschmeckt hat. Schließlich sagte er:„ Hole mir den Teiresias her!“

Der Seher Teiresias kam von den elysischen Gefilden.

„Man sagt,“ redete ihn Jupiter an, „daß Du Das schauen kannst, was gewesen und nicht mehr ist.“

„Jawohl, großer Zeus, ich bin der Sohn der Parzen. Ich kann auch Das erschauen, was sein wird und nicht ist!“

„Gut! Deute mir ein Räthsel! Mein Adler versäumt seinen Blitz, weil er damit beschäftigt ist, seine Jungen zu warten. Ich habe die Küchlein ins Meer werfen lassen, sie unter der Erde begraben, sie vom Feuer verzehren

lassen, — und siehe: nun sitzen sie, bewehrt und beschwingt, auf dem Gipfel des Parnaß!"

„Ich weiß es, großer Zeus! Diese Küchlein sind die Sturmvögel der Jahrhunderte. Sie mußten ja kommen."

„Ich verstehe. Du willst mich daran erinnern, daß ich die drei Elemente gegen sie gehetzt habe, aber das vierte vergessen, dem sie eigentlich angehören. Wohlan, ich will Aeolus befehlen, sie wie einen blauen Rauch in der durchsichtigen Luft aufzulösen!"

„Nein, großer Zeus! Du verstehst, zu herrschen, aber Du verstehst nicht die höheren Mächte, die den Herrscher beherrschen. Vergebens hast Du den Prometheus an seinen Felsen gekettet und machtlos ist Dein Arm gegen die vom Schicksal Ausgesandten. Sie sind Funken Deiner Blitze, also unsterblich. Und Du willst töten, was nicht sterben kann?"

„Was? Du deutest mein Räthsel mit neuen Räthseln?" Erkläre Dich deutlicher."

„Der Adler des Blitzes hat ein Junges erzeugt mit der Kondorin der höchsten Berge. Verstehst Du nicht, daß dieses Junge der Gedanke ist mit seinem unbegrenzten Flug? Der Adler hat weiter ein Junges mit einer Taube erzeugt. Verstehst Du nicht, daß dieses Junge der Glaube ist, der durch Liebe und Sanftmuth die Welt beherrscht? Schließlich hat der Adler ein Junges mit einer Falkin erzeugt. Verstehst Du nicht, daß dieses Junge das ständig streitfertige, ständig jagende Wort ist? All diese Drei haben Etwas vom Vater und Etwas von der Mutter; von ihrem Vater aber den Funken und die Freiheit. Die Menschen müssen, wie Du, ständig den freien Gedanken, den freien Glauben und das freie Wort verfolgen, martern, töten, — und siehe: die Menschen, gerade wie Du, müssen ständig ihre Ohnmacht über sie erfahren. Aus jeder Verfolgung, Marter und jedem Tode werden diese Freigeborenen nur stärker und besser bewaffnet hervorgehen. Kurzsichtiger Herrscher der Zeit, nicht der Ewigkeit, willst Du noch versuchen, zu töten, was nicht getödtet werden kann?"

Der Himmel verdunkelte sich vor der Wolke, die sich auf Jupiters Stirn zusammenzog.

„Freie, sagst Du, Freie? Aber wenn nun diese Drei wagen, sich auch gegen meine Alleinherrschaft zu erheben?"

„Dann bist auch Du ohnmächtig gegen die Sturmvögel der Jahrhunderte."

Zeus Kronion, den die Lateiner Jupiter nennen, empfand eine starke Versuchung, den vermessenen Seher aus den Gefilden der Seligen in den finstersten Orkus zu versetzen. Aber er war Gott genug, um verzeihen zu können, und doch genug Abgott, nur halb zu verzeihen.

„Teiresias," sprach er, „ich zermalme Dich nicht wegen des vermessenen Verweises, den Du Dich erdreistet hast, dem Herrscher des Olympos zu geben. Ich ertheile Dir aber einen Deiner würdigen Beruf: Ich ernenne Dich zum Schulmeister der elysischen Gefilde!"

Zakarias Topelius.

# Auf dem sonnigen Markt in Bozen ...

Walther!

Walther von der Vogelweide, wache auf aus Deinem Marmorschlafe! Du bist nicht gestorben, wie sie sagen, nein: ich habe Dich gesehen. Traumverloren stehst Du fern im Süden auf dem sonnigen Markt in Bozen. Ueber die Alpen wolltest Du schreiten und zu uns kommen; aber als Du zum Abschied noch einmal um Dich geschaut, da hat Dich die Schönheit gebannt und verzaubert stehst Du nun da und sinnst ... und sinnst ... auf dem sonnigen Markt in Bozen.

Gut hast Dus da, fürwahr. Alles lebt um Dich her. Die Sonne sucht Dich den ganzen Tag und nachts leuchten Mond und Sterne über Dir. Die Wolken verweilen ein Wenig und die Himmelswinde umfächeln Dich. Die kleinen Vögel, denen Du Futter streutest, wenn der Reif ihnen weh that, fliegen herzu, setzen sich zutraulich auf Deinen Kopf, wippen auf Deiner Schulter und putzen sich das sangesfrohe Schnäbelchen an Deinem Mantelkragen, blustern sich auf und streifen dabei kosend mit weichem Flaum Deine Wange: sie wissen, Du thust ihnen nichts zu Leide. Und zu Deinen Füßen rinnen Tag und Nacht über weiten Becken ewige Bronnen; so fließen Ströme lebendigen Wassers von Dir, wie es dem Gottgeliebten verheißen ward. Morgens und abends kommen die minniglichen Frauen, die Du sangest; sie schöpfen Wasser in ihren Krügen, sehen zu Dir auf und grüßen Dich und Du freust Dich ihrer züchtigen Schönheit. Aber auch die barfüßigen Knaben kommen, den grünen Hut mit der nickenden Feder auf dem Ohr, sie schwingen sich keck auf den Rand des Beckens, heben das sonnenbraune Gesicht zu dem weißsprudelnden Wasserrohr, öffnen die rothen Lippen .. und Du tränkst sie.

So haben Deine Lieder durstige Herzen getränkt. Aber jetzt schläft Deine goldene Laute in Deiner Hand. Walther, Walther von der Vogelweide, wach auf! Wecke die goldenen Saiten wieder, greife hinein mit Deiner kraftvollen Hand, die um den Schwertgriff zur Faust sich ballt, singe wieder zornigen Muthes von deutscher Ehre und deutscher Zucht, daß die Männer mit geradem Sinn sich frohbewußt recken, die Feiglinge aber, die Kleine und Schwache drücken, kläglich zu Boden blicken. Laß Deine Leyer machtvoll klingen, daß der Ton hell über die Berge hallt, wie einst Rolands weißes Horn. Und dann rühre die Saiten mit liebendem Finger, singe den deutschen Frauen wieder das Lied von der reinen Minne, die ehemals unser Land geziert. Wer kennt die alte Weise noch? Vergessen, ach, vergessen ist der Ton! Die deutsche Leyer entweihen unreine Hände, der höchste Klang, er gilt nur dem Genuß Zu Boden drückt der erdenschwere Sinn die Göttin Poesie, reißt ihr den duftgen Schleier der keuschen Minne ab und zerrt sie in den Staub.

Walther, Walther von der Vogelweide, komm und hilf dem deutschen Lied! Hauche ihm den Staub von matten Flügeln, daß es den Himmelsflug wieder wagt, zum ewigen Licht sich sehnend aufschwingt und fromm wird und rein nach der Väter Art. Wie Barbarossa den Berg verließ und das Sehnen seines Volkes nicht betrog, so komme auch Du, wir harren Dein, komm, komm, — von dem sonnigen Markt in Bozen.

Bozen. Elisabeth Gnauck-Kühne.

# Fremde Werthe.

Der Grundzug eines Volkscharakters verändert sich nur sehr langsam. Jahrhunderte lang hatte der Deutsche Michel in plumper Treuherzigkeit seine Freude an Allem, was aus der Fremde kam, und noch heute ist er, selbst in Geldsachen, bereit, was das Ausland ihm aufzuhalsen bemüht ist, für ein besonders gütiges Geschenk des Himmels zu halten. Das macht sich immer mehr als ein schlimmer Uebelstand bemerkbar. Ueberall ist Geld knapp. Die Ersparnisse sind verbraucht und doch drängt die industrielle Hochkonjunktur zu Kapitalsvermehrungen und Betriebserweiterungen. Der Bedarf kann aber nicht befriedigt werden, weil wir an den Grenzen der Leistungfähigkeit angelangt sind. Wir haben Oesterreichern, Russen und Amerikanern Unsummen ihrer Anleihen abgenommen. Rührt sich dort aus Dankbarkeit jetzt vielleicht irgend eine Hand, um uns zu befähigen, die Konjunktur voll auszunützen? Wären nicht seit Jahrzehnten so beträchtliche Summen zur Befriedigung des ausländischen Kredits über die Grenze gegangen, so würden uns jetzt Millionen zur Verfügung stehen, die wir vergebens aufzutreiben suchen.

Gewiß, wir sollen uns von anderen Staaten nicht abschließen. Im Gegentheil: wollen wir gedeihen, so ist es geboten, in immer innigeren Verkehr mit anderen Völkern zu treten; es bedarf auch keines Wortes darüber, daß für jeden Staat mit Unternehmungsinn und lebhaften Verkehrsbeziehungen der Besitz internationaler Werthpapiere von großer Bedeutung ist. Das ist schon in den Verhandlungen der deutschen Börsen-Enquête-Kommission anerkannt worden. Ganz abgesehen davon, daß Kriege und industrielle oder gewerbliche Krisen die gelegentliche Heranziehung von Geldmitteln aus dem Auslande nöthig machen können, wird jedes Land bald Schuldner, bald Gläubiger, da es Waaren aus anderen Ländern bezieht und auch wieder dahin absetzt. Diese gegenseitigen Verbindlichkeiten der Staaten unter einander durch Baargeldzahlungen auszugleichen, würde den Geldbestand vorübergehend erheblich schmälern, die Währung gefährden und die bedenklichsten Störungen hervorrufen. Ungleich bequemer und vortheilhafter ist die Veräußerung und Abgabe von Effekten.

Diesen Vortheil gewährt jedoch nur der Besitz ganz sicherer Werthe, die an den ausländischen Börsen in großem Umfang absatzfähig sind. Wenn der Besitz Deutschlands an soliden ausländischen Anleihen, besonders an solchen, deren Ur-

sprungsland mit unserem Handel und unserer Industrie in lebhaften Beziehungen steht, also erwünscht ist, bedeutet die Einführung unsolider ausländischer Werthpapiere eine schwere Gefahr für den nationalen Wohlstand.

Deutschland verfügt Jahr für Jahr über einen erheblichen Ueberschuß an Kapitalvermögen. Der sehr vorsichtige, frühere Chef der amtlichen deutschen Statistik hat in einer Ende der achtziger Jahre aufgestellten Berechnung das deutsche Volksvermögen auf 175 Milliarden Mark angegeben. Den jährlichen Vermögenszuwachs schätzte er auf drei Prozent, also allenfalls fünf Milliarden; da diese Summe aber eher zu hoch und ein Theil davon jedenfalls nur als eine Folge von Preiserhöhungen anzusehen sei, könnten die jährlichen wirthschaftlichen Ersparnisse Deutschlands etwa auf $2^1/_2$ Milliarden berechnet werden. Ein solcher Ueberschuß an Kapital erlaubt an sich sehr wohl, daß ein Theil auch zum Ankauf ausländischer Werthe verwendet werde. Anders aber wird Das, sobald die Ansprüche des eigenen Landes so erheblich wachsen, daß das Geld zu fehlen beginnt Muß die Diskontschraube so angezogen werden, daß die Reichsbank schon einen Satz von sechs Prozent für Wechsel berechnet — und es ist nicht ausgeschlossen, daß in allernächster Zeit dieser Satz noch weiter erhöht wird —, so ist Das ein untrügliches Zeichen dafür, daß die nationale Arbeit bei angestrengtester Produktion nicht mehr eine genügende Summe von Werthen frei stellen kann. Je größer der Ueberschuß an Kapitalien ist, der in Deutschland zur Anlage von tausenden von Millionen in ausländischen Effekten geführt hat, desto größer ist aber auch die Gefahr unsolider Anlagen. Nicht nur, wenn der fremde Staat ganz kreditunwürdig ist, sondern auch dann, wenn Anleihen zu Zinsen übernommen werden, die den politischen, finanziellen und wirthschaftlichen Verhältnissen des Schuldners nicht entsprechen, liegt eine Benachtheiligung vor. Welche Verluste dem deutschen Volksvermögen auf diese Weise erwachsen sind, hat W. Christians, der Herausgeber des „Deutschen Oekonomist" nachgewiesen. Als Kapitalsverluste müssen auch alle Konversionen erachtet werden, die nicht auf der gesteigerten finanziellen Kraft des Schuldners beruhen. Vergangenheit und Gegenwart sind überreich an derartigen Vorgängen. Da sind vor Allem die mit dem Jahre 1881 beginnenden Konversionen der hoch verzinslichen ungarischen Staatsschulden. Ungarn konnte sie nicht selbständig durchführen, die deutschen Besitzer waren auch nicht geneigt, in Zinsherabsetzungen einzuwilligen; aber das Finanzkonsortium zahlte den Widerstrebenden das Kapital heraus und fand auch für die niedriger verzinslichen Werthe Abnehmer. Zur Rechtfertigung solcher Operationen wird gern auf den Gewinn hingewiesen, der den Besitzern fremder Staatspapiere zufällt, die sich ihr Kapital baar ausbezahlen lassen, oder auch auf die Kursdifferenz beim Umtausch gegen niedriger verzinsliche Werthe. Der Einzelne mag hierdurch vor Verlust bewahrt bleiben, die Volkswirthschaft aber wird um so sicherer geschädigt; denn für sie kommt nur der gesammte, ihr jährlich zufließende Zinsertrag in Betracht und dieser hat sich verringert.

Verschärft werden die Verluste an ausländischen Papieren in ihrer Wirkung auch noch dadurch, daß sich erfahrungsgemäß den höher verzinslichen fremden Werthen häufig gerade der Theil des Publikums zuwendet, der am Wenigsten Verluste ertragen kann. Die Besitzer kleiner Vermögen machen sich selten klar, daß ausländische Anleihen, deren Sicherheit eben so groß ist wie die der besten

einheimischen Kapitalsanlagen, im Allgemeinen auch keine wesentlich höhere Rente als diese gewähren können und daß jede Erhöhung der Rente mit einer mehr oder minder erheblichen Einbuße an der Sicherheit des Kapitals erkauft werden muß. Bei dieser Sachlage sollten alle Anleihen von inländischen Märkten ausgeschlossen werden, bei denen Kapitalverluste mit Wahrscheinlichkeit vorauszusehen sind. Wir haben doch glücklich ein Börsengesetz und die umfangreiche Arbeit der Börsen-Enquete-Kommission hat doch dem Zweck gedient, die Kapitalisten möglichst zu schützen. Was ist nun der Erfolg dieser Bemühungen? Die Zulassungstellen haben sich die Urkunden, die die Grundlage für die zu emittirenden Werthpapiere bilden, vorlegen zu lassen und sie zu prüfen; ferner haben sie dafür zu sorgen, daß das Publikum über alle zur Beurtheilung der zu emittirenden Werthpapiere dienlichen thatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse so weit nur irgend möglich informirt wird, und bei Unvollständigkeit der Angaben die Emission nicht zuzulassen; ferner sollen sie auch solche Emissionen nicht zulassen, durch die erhebliche allgemeine Interessen geschädigt werden oder die offenbar zu einer Uebervortheilung des Publikums führen. Das Alles klingt sehr schön, ist aber, wie die bisherigen Erfahrungen lehren, für die Praxis nur von geringer Bedeutung. Die Zulassungstelle übernimmt nämlich eben so wenig eine Gewähr für die Richtigkeit der ihr gemachten Angaben wie für die Güte des einzuführenden Werthpapieres. Sie wacht nur darüber, daß alle Thatsachen öffentlich mitgetheilt werden, deren Kenntniß für die Beurtheilung des Unternehmens erforderlich erscheint. Die weitere Prüfung liegt dem Publikum selbst ob.

Wie verhält sich dagegen das Ausland gegenüber fremden, Das heißt also auch gegenüber deutschen Werthpapieren? Wahrlich, wir können da vom Ausland viel lernen!

Frankreich hat ein Décret concernant la négociation, en France, des valeurs étrangères vom sechsten Februar 1880. Danach entscheiden an den französischen Börsen über die Zulassung fremder Werthe aller Art die chambres syndicales des agents de change. Mit dem Antrag auf Zulassung sind vorzulegen:

„1. les actes publics ou privés, statuts, cahiers des charges etc., en vertu desquels cette valeur a été créée dans son lieu d'origine;

2. la certification, par l'autorité consulaire établie en France, que ces actes sont conformes aux lois et usages de leur pays d' origine et que la valeur est officiellement cotée dans le dit pays;

3. la justification de l'agrément, par le ministre des finances, d'un représentant responsable du payement des droits du trésor." Diese Bestimmung hängt mit dem Gesetz vom neunundzwanzigsten Juni 1872, betreffend die Steuer auf Einkünfte aus valeurs mobilières zusammen, wonach fremde Titres nur dann in Frankreich emittirt und cotirt werden können, wenn sie sich der Zahlung der dreiprozentigen Steuer unterwerfen: zu diesem Zweck muß eben vor der Emission oder Subskription ein für die Zahlung der Steuer verantwortlicher „représentant" benannt und vom Finanzminister genehmigt werden.

Außerdem aber kann die chambre syndicale verlangen „toutes pièces, justifications et renseignements qu'elle juge nécessaires."

Aktien müssen, um zugelassen zu werden, mindestens auf 100 bezw. 500 Francs lauten, je nachdem das Grundkapital 200000 Francs oder mehr beträgt.

Artikel 5 endlich giebt dem Finanzminister ganz allgemein das Recht, jederzeit „la négociation, en France, d'une valeur étrangère" zu untersagen!

Auch die englischen Börsen verfahren bei der Zulassung fremder Werthpapiere sehr vorsichtig. Die londoner Börse, deren Usancen erklären, daß Mitglieder keine Cirkulare verbreiten oder sonstige Reklame machen dürfen und daß brokers oder Agenten, die Das dennoch thun, als in keiner Weise zur londoner Börse gehörig zu betrachten sind, hat die vernünftige Bestimmung in ihre General-rules aufgenommen: „Neue Anleihen solcher auswärtiger Staaten, die früher eingegangene Verpflichtungen nicht erfüllt haben, werden erst dann zum Handel zugelassen, wenn dem Komitee nachgewiesen ist, daß „the general body of Bondholders" gegen die Zulassung nichts zu erinnern hat.

Die viel erörterte Kontroverse, ob es für Deutschland vortheilhaft war, Milliarden in ausländischen Papieren anzulegen, läßt sich auch aus der Statistik der Börsen-Enquête-Kommission, für deren Gründlichkeit wir Koch, Schmoller, Christians, Eschenbach und Endemann zu danken haben, nicht definitiv entscheiden. Während die Einen die dem deutschen Kapital erwachsenen Verluste beklagen, betonen Andere, daß keine aufstrebende Nation ihren Handel und den Absatz ihrer Produkte ausdehnen könne, ohne Kredit im großen Stil in Anspruch zu nehmen und hauptsächlich ärmeren Ländern Kredit einzuräumen. Sie erinnern daran, daß große Schuldforderungen an das Ausland, wie sie Holland im achtzehnten Jahrhundert, England hauptsächlich in den Jahren 1800 bis 1850 hatte, als Zeichen des Reichthumes galten und daß, so sehr Das mit Gefahren verknüpft sei und einen lotterieartigen Charakter trage, damit eine der gewinnbringendsten Kapitalsanlagen und eine große Steigerung des nationalen Einkommens verbunden sei. Schmoller, der das Material für Deutschland am Besten bearbeitet hat, glaubt, daß in dieser Ausdehnung der Sphäre deutscher Wirksamkeit überwiegend ein gesundes Symptom des gestiegenen Wohlstandes und der erweiterten Handelsthätigkeit gesehen werden könne und daß die großen und bedauernswerthen Verluste, die im Zusammenhang mit dieser Kapitalsauswanderung entstanden sind, im Großen und Ganzen als ein Lehrgeld aufzufassen sind, das bezahlt werden mußte, damit die deutschen Börsen ebenbürtig neben die Börsen von London, Paris und New-York treten konnten. Soweit es gelungen ist, mit der „colonisation des capitaux" zugleich unseren industriellen Export und die Beschäftigung der Deutschen im Ausland zu heben, hat die ganze Nation bis zum letzten Arbeiter davon profitirt.

Aber das Lehrgeld ist, dünkt mich, doch ein Wenig zu hoch gewesen. Leider läßt sich nicht mehr feststellen, wie sich die Verluste auf die Emissionhäuser und auf das Privatpublikum, überhaupt auf die verschiedenen sozialen Schichten vertheilen. In der Regel haben die Großen es verstanden, sich ohne Verlust, ja, mit Gewinn herauszuziehen, während die Kleinen mit den schlechten Papieren sitzen blieben. Selbst der so vorsichtige und konziliante Professor Schmoller spricht es aus, daß ein Theil der Emissionhäuser von Vorwürfen nicht rein zu waschen ist. Leider allzu wahr, da die Emissionhäuser meist nur fragten: „Ist das Publikum noch kauflustig?" nicht aber: „Sind die Papiere wirklich gut?" Auch nur an die bona fides der Emissionhäuser zu glauben, fällt oft schwer. Ein

lehrreiches Exempel bringt Christians aus der Geschäftsgebahrung des Welthauses M. A. von Rothschild und Söhne in Frankfurt a. M. bei. Die „Central Railroad and Banking Company of Georgia“ ist eine Aktiengesellschaft mit vier Millionen Dollars Kapital und das Haus Rothschild übernahm im Jahre 1888 die Ausgabe von Obligationen, deren Coupons seit Ende 1891 nothleidend sind. So, wie der Prospekt abgefaßt war, mußte das Publikum glauben, das es sich um Obligationen der Aktiengesellschaft selbst handelte. In Wirklichkeit war aber nicht sie die Schuldnerin, sondern eine sogenante „Georgia-Company,“ die lediglich die Aktien besaß. Als diese dividendenlos wurden, hörte auch die Verzinsung der Obligationen auf und heute sind die Obligationen werthlos. Die Natur dieses Geschäftes lag von Anbeginn an klar zu Tage, denn die in Deutschland gesuchten Käufer der Obligationen sollten den Aktionären das ganze Risiko abnehmen, ohne irgendwelche Sicherstellung außer den Aktien zu erhalten und ohne auf die die Obligationszinsen übersteigende Aktiendividende ein Anrecht zu erwerben. Ist es denkbar, daß die Firma M. A. von Rothschild und Söhne die Tragweite und die Gefahr dieses für die Obligationäre schlechtwegs abenteuerlichen Vertrages nicht begriffen hätte? Die Dupirten auf ihre eigene Dummheit zu verweisen, ist in diesem Falle doch wohl unzulässig; denn das Publikum hatte ein Recht, zu glauben, daß es sich auf den Ruf der an der Spitze der internationalen Hochfinanz stehenden Geldfürsten verlassen könne und daß es gegenüber Anerbietungen eines solchen Hauses nicht genöthigt sei, die vertragsmäßigen Unterlagen selbständig nachzuprüfen.

Die Verluste in Georgia Company-Bonds sind ihrem Betrag nach aber gering gegenüber den Verlusten an anderen ausländischen Papieren. Bei einer Zusammenstellung der abgestempelten Beträge nur der erheblichsten nothleidenden Werthe hat sich vorläufig folgende Uebersicht ergeben:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Argentinier . . . . . | in Summa | 147 804 360 | M. |
| Brasilianer. . . . . | „ „ | 21 000 500 | „ |
| Buenos-Ayres . . . . | „ „ | 90 061 678 | „ |
| Griechen . . . . . | „ „ | 210 742 920 | „ |
| Lissaboner . . . . . | „ „ | 44 110 600 | „ |
| Mexikaner . . . . . | „ „ | 201 516 436 | „ |
| Portugiesen . . . . . | „ „ | 373 811 960 | „ |
| Serben . . . . . | „ „ | 57 545 458 | „ |
| Northern-Pacific . . . | „ „ | 150 794 500 | „ |
| | | 1 297 388 412 | M. |

Eine vollständige Verlustliste aufzustellen, ist schwer, vielleicht unmöglich, denn die amtlichen Daten geben keinen genügenden Anhalt; gewöhnlich enthalten sie nur die auf Grund der Börsenordnungen zur Kursnotiz zugelassenen neuen Papiere. Dagegen fehlen die Aktien und Pfandbriefe, die nicht durch die Börsen an den Markt gebracht wurden, und es ist doch bekannt, daß ein erheblicher Theil gerade der fremden Werthe im freien Verkehr nach Deutschland gekommen ist. Ferner fehlt bei Konversionen oft eine Angabe des zur Barsubskription bestimmten, die alte Anleihesumme übersteigenden Betrages. Bei den großen, international placirten Anleihen ist nicht ersichtlich, was im Inlande geblieben und was ins Ausland gegangen ist; noch viel weniger kann man fest-

stellen, welcher Betrag von fremden Effekten in einem gegebenen Zeitpunkt in Deutschland und in deutschem Eigenthum befindlich ist. Große Posten ursprünglich in Deutschland untergebrachter Papiere sind ins Ausland gegangen, andere sind dafür hereingekommen. Auch die Abstempelungen ausländischer Werthpapiere durch die Steuerbehörden geben keinen zuverlässigen Anhalt. In seinem Paragraphen 39 bestimmt das Börsengesetz: „Die Zulassung von Antheilscheinen oder staatlich nicht garantirten Obligationen ausländischer Erwerbsgesellschaften ist davon abhängig, daß die Emittenten sich auf die Dauer von fünf Jahren verpflichten, die Bilanz sowie die Gewinn- und Verlustrechnung jährlich nach Feststellung derselben in einer oder mehreren von der Zulassungstelle zu bestimmenden deutschen Zeitungen zu veröffentlichen." Diese Vorschrift erschwert zwar die Zulassung der Antheilscheine und staatlich nicht garantirten Obligationen auswärtiger Erwerbgesellschaften, erstreckt sich aber vor Allem nicht auf die ausländischen Staats- und kommunalen Schuldverschreibungen, deren Einführung lediglich den allgemeinen Zulassungbestimmungen und den in einer am elften Dezember 96 erlassenen Ausführunganweisung des Bundesrathes aufgestellten Erfordernissen zu genügen hat. Sonst wird nur noch durch die gesetzlichen Bestimmungen vom siebenten Juni 1871, ersten Juli 1881 und siebenundzwanzigsten April 1894 für Aeußerlichkeiten — aufgedruckte oder aufgeklebte Stempel — gesorgt, zum Zeichen dafür, daß für fremde Staatspapiere die Reichsstempelabgabe entrichtet ist. Selbst in den Fällen, in denen Werthpapiere im Auslande „mit Opposition belegt" sind, giebt es für die gutgläubigen inländischen Erwerber keinen Schutz außer der Vorsorge, die die Sachverständigen-Kommission der berliner Börse — innerhalb ihres beschränkten Machtbereiches — für solche Fälle getroffen hat.

Das Deutsche Reich und die Bundesstaaten suchen vergeblich Absatz für ihre Anleihen und müssen zusehen, wie der Kurs der fest verzinslichen Anlagewerthe immer tiefer sinkt. Selbstverständlich hat Das noch ganz andere Ursachen, als die Aufnahmewilligkeit unserer Kapitalisten gegenüber fremden Werthen. Nachdem aber einige Jahre seit Erlaß des Börsengesetzes vergangen sind und die Auslandssucht des Publikums nicht hat eingedämmt werden können, ist es an der Zeit, auf die Schwäche der gesetzlichen Vorschriften hinzuweisen, die dem Schutz des inländischen Kapitales dienen sollen. Und wenn einstmals der Milliardensegen, der den deutschen Gewerbefleiß weckte, von Frankreich kommen mußte, so würde es heute genügen, daß die deutschen Kapitalien, die ins Ausland gegangen sind, weil die fremden Staaten durch hohe Zinsversprechungen die Gimpel zu fangen verstanden, in die Heimath zurückkehrten. Hier bietet sich ihnen ein weiter, freier Markt nützlicher Bethätigung, ja, alle Welt schreit förmlich nach Geld, um die industrielle Leistungfähigkeit zu bewahren; diese wird aber unterbunden, wenn theure Leihsätze die Beschaffung und Verwerthung der nothwendigsten Mittel verhindern. Und darum ist es vielleicht angebracht, den guten Michel daran zu erinnern, welchen Tribut er schon an fremde, geldbedürftige Staaten hat entrichten müssen, und zu warnen, ohne Noth jetzt wieder — denn von allen Seiten melden sich ausländische Konversionen und Anleihe-Projekte — den theuer erworbenen Lohn der Arbeit um lockender Zinsversprechen willen aufs Spiel zu setzen.

Lynkeus.

# Gloſſen zum Spielerprozeß.

Wir leben in einer ſonderbaren Zeit. Jahre lang hat das tragiſche Geſchick eines einzigen Mannes, der, wie man behauptete, unſchuldig zu ſchwerer Strafe verurtheilt war, die ganze civiliſirte Welt, und nicht am Wenigſten uns Deutſche, mit Bedauern und Entrüſtung erfüllt. Spott und Hohn hatten wir für eine Rechtspflege, die ſolche Verbrechen ermöglichte, und für ein Volk, das ſie verſtändnißlos duldete. Für den jammervollen Zuſtand der Juſtiz im eigenen Vaterlande fehlt aber der breiten Maſſe jegliche Erkenntnißfähigkeit. Sonſt würden in unſeren modernen Prozeßgeſetzen nicht ſeit Jahrzehnten Beſtimmungen ſich erhalten haben, von denen es in den Kreiſen der Wiſſenden längſt feſtſteht, daß durch ſie unter dem Schein der Pflege von Recht und Gerechtigkeit die ſchreiendſten Vergewaltigungen des Rechtes ſich vollziehen. Was in Frankreich ſich ereignet hat, war die Folge einer Kette von Irrthümern oder Verbrechen. So lange Menſchen über Menſchen richten, werden ſolche Fälle unvermeidlich ſein. Das, was bei uns an Juſtizirrthümern Tag für Tag ſich ereignet, iſt die Folge ſchlechter Geſetze, die, weil ſie ſelbſt ungerecht ſind, mit dem Walten eines Naturgeſetzes das Unrecht gebären müſſen. Aber auch dieſe Uebelſtände würde man vielleicht als etwas Unabänderliches mit Reſignation hinnehmen müſſen, wenn wir nicht die Quelle der Ungerechtigkeiten kännten, wenn nicht längſt die Wiſſenſchaft und berufene Vertreter der Praxis den Sitz des Uebels nachgewieſen und die Mittel zur Abhilfe gezeigt hätten. Die unheimliche Heimlichkeit des Vorverfahrens, die tyranniſirende Gewalt, die bei uns die Vertreter der Staatsbehörde bei ihren Ermittelungen gegenüber dem Angeklagten und den Zeugen hinter den verſchloſſenen Thüren ihrer Amtsſtuben ausüben, der Mangel jeglicher Kontrole der Zuverläſſigkeit ihres Verfahrens durch den Angeklagten und ſeinen Vertheidiger und nicht zuletzt die ungeheuerlichen Beſtimmungen über die Unterſuchunghaft: Das ſind die ererbten Krankheiten, an denen unſere Kriminaljuſtiz hauptſächlich leidet. Der Prozeß der „Harmloſen“ hat auf dieſe Mißſtände ein grelles Schlaglicht geworfen.

Dem Reichstage wird nächſtens der Entwurf einer Novelle zur Strafprozeßordnung vorgelegt werden. In ernſter Arbeit iſt es der Kommiſſion nur gelungen, das Beſte unſeres Strafverfahrens, die Beſtimmungen über die Hauptverhandlung, durch Beſchränkung der Beweisaufnahme und Verminderung der Richterzahl zu verſchlechtern. Die Einführung einer unzulänglichen Berufunginſtanz vermag Dem gegenüber keinerlei Aequivalent zu bieten. Da aber, wo ſofortige Abhilfe dringend nöthig iſt, wo in völlig verkehrter Weiſe der Grundſtein für die Urtheilsfällung gelegt wird, im Vorverfahren, ſoll Alles beim Alten bleiben. Ein Unglück für die Rechtspflege wäre es, wenn

dieser vom redlichsten Wollen und schwächsten Können getragene Entwurf Gesetz würde. Er würde den dringendsten Reformen auf Jahre den Zugang versperren.

Was hat nun der Spielerprozeß im Einzelnen gezeigt? Zunächst, daß jeder unbescholtene Bürger auf Grund vager Verdächtigungen ins Gefängniß gesteckt und ohne die Möglichkeit sachgemäßer Vertheidigung, ja, ohne die Einzelheiten der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen erfahren und seinen Anklägern Auge in Auge gegenüber treten zu dürfen, Wochen und Monate lang im Gefängniß festgehalten werden kann. Die Schmach, die körperlichen und seelischen Leiden einer längeren Untersuchunghaft wird keins ihrer schuldlosen Opfer jemals ganz verwinden; und mit den unmittelbar Betroffenen wird in der Regel auch Ehre und Wohlstand ihrer Angehörigen untergraben. Und das Alles geschieht auf Befehl eines einzigen, an der Verhängung der Haft und dem Ausgang des Verfahrens nicht einmal völlig unintereſſirten Mannes. Es ist eine Unwahrheit, wenn immer und immer wieder behauptet wird, der Untersuchungrichter stehe dem Angeklagten völlig unbefangen und objektiv gegenüber. Der Untersuchungrichter hat das selbe Interesse, den Angeklagten zu überführen, wie jeder Polizeibeamte. Es ist wichtig, Das mit Nachdruck zu betonen gegenüber der gefährlichen Lüge, daß eine Vertheidigung im Vorverfahren unnöthig sei, weil die Rechte des Beschuldigten hinreichend durch den Untersuchungrichter wahrgenommen würden. Das Untersuchungverfahren ist heimlich und der Kontrole durch die Oeffentlichkeit völlig entzogen. Aber man frage doch einmal die Tausende, die alljährlich in Untersuchunghaft genommen werden, man frage die Vertheidiger, ob sie meinen, daß die Interessen des Angeschuldigten in der Hand des Untersuchungrichters genügend gewahrt sind. Ein einstimmiges Nein wird die Antwort sein.

Das Thor des Untersuchungsgefängnisses steht für uns Alle offen; damit es uns aufnehme, bedarf es nur der nicht einmal zu beeidigenden Lüge eines rachsüchtigen Denunzianten und des Uebereifers eines Untersuchungrichters, der jener Lüge Glauben schenkt und für den es außerdem unendlich viel leichter ist, einen Menschen der vermeintlichen Schuld zu überführen, wenn er ihn durch die Qual der Untersuchunghaft mürbe und durch den Abschluß von der Außenwelt völlig hilflos gemacht hat. Wehr- und rechtlos steht das Opfer diesem unkontrolirbaren Walten der Staatsgewalt gegenüber. Die einzige Befugniß, die ihm das Gesetz giebt, ist die Beschwerde bei einem Richterkollegium, das den Beschuldigten und die Zeugen weder hört noch sieht und in den meisten Fällen die Maßnahmen des Untersuchungrichters billigt. Der Beschuldigte aber hat durch seinen Widerspruch die Dauer seiner Haft nutzlos verlängert. Ein solches Verfahren ist eines modernen Kulturstaates unwürdig.

Vor wenigen Jahren hat der Landrichter Bozi in einer eingehenden Schrift die dringende Reformbedürftigkeit der Bestimmungen über die Unter-

ſuchunghaft nachgewieſen und beachtenswerthe Vorſchläge gemacht. Auch ich habe mich wiederholt öffentlich gegen das Inſtitut der Unterſuchunghaft in ſeiner heutigen Geſtalt ausgeſprochen. So lange es jedoch nicht gelingt, die breite Oeffentlichkeit für dieſe Fragen zu erwärmen, werden die einſamen Rufe der Fachgenoſſen ungehört verhallen. Die öffentliche Meinung aber läßt ſich durch Theorien nicht wachrütteln; ſie verlangt Beweiſe. Darum iſt es wichtig, einzelne Fälle aus jüngſter Zeit hervorzuheben.

Etwa eine Woche, bevor der Spielerprozeß begann, ſaßen in dem ſelben Gerichtsgebäude auf der Anklagebank drei Kaufleute, die noch vor einem Jahr als geachtete Vertreter ihres Standes galten: die Inhaber der in Folge unglücklicher Modekonjunkturen in Konkurs gerathenen Firma Weinert & Co. und einer ihrer Gläubiger, der Konſul Auerbach. Weinert und Auerbach waren auf Grund von Beweiſen, die in dem hellen Licht der Hauptverhandlung wie Seifenblaſen zerplatzten, neun Monate in Unterſuchunghaft gehalten worden. Was half es dem Angeklagten Auerbach, daß der Staatsanwalt öffentlich ſein Bedauern ausſprach, überhaupt die Anklage gegen ihn erhoben zu haben, was half es ihnen Allen, daß das Gericht ſie für ſchuldlos erklärte? Das Leid und die Schmach, die man im Scheindienſt der Gerechtigkeit ihnen angethan hat, kann kein Freiſpruch je wieder von ihnen nehmen.

Im Frühjahr dieſes Jahres erſtattete in Berlin ein Wirth die Anzeige, daß im Lokal ſeines Konkurrenten unter Zuſtimmung der Wirthin Gäſte die Kellnerin küßten und noch Schlimmeres trieben. Die Beſchuldigte war eine unbeſcholtene Frau, ihr Mann erfreute ſich des beſten Leumundes. Er beſtritt entſchieden, daß mit ſeinem oder ſeiner Gattin Wiſſen irgend welche Ungehörigkeiten in ſeiner Gaſtwirthſchaft vorgefallen ſeien. Die Kellnerin wurde vom Unterſuchungrichter vernommen. Anfangs erklärte ſie zu Protokoll, daß in der That nichts Anſtößiges geſchehen ſei; dann behauptete ſie plötzlich, die Beſchuldigung ſei dennoch wahr, aber ihre frühere Herrin habe verſucht, ſie zu einer falſchen Ausſage zu verleiten. Zugleich machte ſie über ihr eigenes Verhalten in ihrer früheren Stellung die überraſchendſten Mittheilungen. Man ſollte annehmen, der Ausſage einer ſolchen Perſon, die mindeſtens einmal bewußt gelogen hatte, müſſe das größte Mißtrauen entgegengebracht werden. Nein: der Unterſuchungrichter befahl die ſofortige Verhaftung der Wirthin wegen dringenden Verdachtes der Kuppelei und der Verleitung zum Meineid. Ein Polizeibeamter wurde mit der Vollſtreckung des Haftbefehles betraut. Er theilte dem Unterſuchungrichter telephoniſch mit, die Verhaftung ſei unausführbar, da die Frau einen drei Wochen alten Säugling an der Bruſt trage. Die Antwort lautete, wenn es nicht anders gehe, ſeien Mutter und Kind gemeinſchaftlich ins Gefängniß zu bringen. Dem ſtrikten Befehl wurde Folge geleiſtet. Die Frau beſchwerte ſich gegen den Haftbefehl. Die

Beschwerde wurde zurückgewiesen. Vier Wochen wurde sie mit ihrem Säugling im Gefängniß festgehalten, ohne daß die umfangreichen Ermittelungen wesentliche Belastungmomente zu Tage förderten. Dann wurde auf eingehende Beschwerde des Vertheidigers die Untersuchunghaft von der Strafkammer aufgehoben. Das Verfahren wegen Verleitung zum Meineid wurde auf Antrag des Staatsanwaltes eingestellt; ob wegen des Vergehens der einfachen Kuppelei eine Bestrafung erfolgen wird, ist höchst zweifelhaft. Das Verfahren ist nicht beendet. Ohne das Eingreifen des Vertheidigers aber säße die Frau mit ihrem Kind vielleicht heute noch im Gefängniß.

Auch über die Art, wie Ermittelungen im Vorverfahren angestellt werden, hat der Spielerprozeß der Oeffentlichkeit Klarheit verschafft. Dem Juristen bot er allerdings auch in diesem Punkt nichts Neues. Wir wissen längst, daß den von untergeordneten Polizeiorganen oder von mit Arbeit überbürdeten, in einseitiger Richtung thätigen Untersuchungrichtern aufgenommenen Protokollen die Beweiskraft fehlt, die sie bei ihrer Bedeutung für das weitere Verfahren unbedingt haben müßten. Mit der ganzen Voreingenommenheit, die aus den Angaben der ersten Belastungzeugen erklärbar ist, nimmt der Beamte die Auslassungen des Beschuldigten und der späteren Zeugen entgegen. Was mit dem ersten Beweisresultat in Widerspruch steht, scheint verdächtig. Der Zeuge wird darauf hingewiesen, daß er sich durch Aufrechterhaltung seiner Behauptung eine Anklage wegen Meineides zuziehen, der Beschuldigte, daß er durch sein Leugnen seine Verhaftung erforderlich machen oder die schon angeordnete Haft zwecklos verlängern könne. Als Ergebniß solcher Aufmunterungen zur Wahrheit wird die Aussage ohne innere Ueberzeugung abgeändert. Bei der Aufnahme des Protokolles wird dann noch Alles, was in den Schlachtplan des die Untersuchung führenden Beamten sich nicht einfügt, als unerheblich oder nicht zur Sache gehörig fortgelassen. Außerdem spielen Mißverständnisse, die der Vernommene bei der Verlesung des Protokolles oft nicht bemerkt oder nicht zu rügen wagt, bei der schriftlichen Fixirung eine hervorragende Rolle. So kommt es, daß die Protokolle im Vorverfahren vielfach Fehler und Unvollständigkeiten aufweisen und daß dann nachträglich, wenn Alles vorüber ist, der Vernommene, wie Herr von Gersdorff sich drastisch ausdrückte, aus dem Richterzimmer die Empfindung mitnehmen kann, er sei an der Stätte des Rechtes „über den Löffel barbirt worden." Es war ein geradezu beschämendes Bild, als sich der Untersuchungrichter Rath Herr, der zweifellos nach bestem Können und zugleich mit aufopferndem Fleiß die Voruntersuchung geführt hat, gegen den Vorwurf der Zeugenbeeinflussung vertheidigen mußte. Im Civilprozeß, der keine Heimlichkeit kennt, ist mir noch nie ein ähnlicher Fall bekannt geworden. Wäre es den Vertheidigern gestattet gewesen, den Vernehmungen im Vorverfahren beizuwohnen, so wäre

eine solche Verdächtigung — wie sie übrigens im Kriminalgericht sehr häufig ausgesprochen wird — einem preußischen Richter erspart geblieben. Während dem Polizeibeamten im Ermittelungverfahren das weiteste Vertrauen entgegengebracht wird, während man ihn zu den Vernehmungen der Angeklagten und Zeugen zuzieht, ihm Einblick in das gesammte Untersuchungmaterial gestattet, die Resultate seiner vertraulichen Besprechungen als Beweismittel gegen die Angeklagten verwendet und schließlich, um Alledem die Krone aufzusetzen, ihn noch als unparteiischen Sachverständigen in den Gerichtssaal einführt, begegnet man dem Vertheidiger mit geradezu empörendem Mißtrauen. Seinen Unterredungen mit dem Angeklagten wohnt ein überwachender Beamter bei. Die Einsicht in die Akten wird ihm verweigert. Von den Vernehmungen der Beschuldigten und Zeugen wird er ängstlich ferngehalten, als ob er der geborene Spießgeselle aller Verbrecher wäre. Und doch ist, so weit meine Erinnerung reicht, nicht ein einziger Fall bekannt geworden, in dem ein Vertheidiger sich zum Zweck der Entlastung seines Klienten unlauterer Mittel bedient hätte. Die Polizei dagegen giebt unumwunden zu, daß sie solche Mittel zum Zweck der Ueberführung eines Schuldigen anwenden müsse.

Der Spielerprozeß hat soziale Schäden enthüllt, deren Aufdeckung im öffentlichen Interesse kein Verständiger bedauern wird. Sollte der Prozeß daneben noch der Ausgangspunkt für eine gründliche Reform unserer Strafrechtspflege werden, dann haben wir alle Veranlassung, mit seinen Resultaten zufrieden zu sein.

Rechtsanwalt Dr. Siegfried Loewenstein.

# Theater.

Ein Mann, der es unternahm, im plauderhaften Feuilleton-Stil die geistigen und sozialen Strömungen des neunzehnten Jahrhundertes vor einem erstaunten Publikum aus dem Grund zu erörtern, der gute Professor Theobald Ziegler in Straßburg, behandelt in einem seiner Buchkapitel auch das literarische Theater seit dem großen Werdejahr 1889. Während er sonst mit unerschütterlicher Ruhe durch die kleine und große Welt schreitet, bald über die Schulreform, bald über die Frauenfrage und bald über das natur-

wissenschaftliche Zeitalter seiner professoralen Weisheit Schluß verkündet, berichtet er fast mit Verwunderung über das seltsame Theater. Es ist ganz merkwürdig: selbst ernsthafte Menschen bekümmern sich wieder um dramatische Literatur und „die Erstaufführung eines ‚Johannes' oder eines ‚Florian Geyer' ist nicht nur in dem sensationlüsternen Berlin ein Ereigniß."

Wenn der Herr Professor die jüngsten theatralischen Tänze hätte miterleben dürfen, sein vertrauendes Gemüth wäre ernüchtert worden. Was wir jetzt auf dem Theater erleben, ist im buchstäblichen Wortsinn nicht der Rede werth.

Auf die heftige Aktion von 1889 folgte bald die weinerlich-empfindsame Reaktion. Die Begehrlichkeit von damals hatte kurze Beine.

So manche Dichter der Freien Bühne wurden die Dichter der guten Erstlingsstücke. Vom Reiz, von der Melancholie der Jugend und ihrer Konflikte fiel ein poetischer Abglanz auf diese Erstlingsstücke. Wollte man aber mehr bringen als ihre Variation, da zerflatterte das Wollen schon in romantische Sehnsüchtelei. Wiederum beguckte und betastete man sich. Die bänglichen Resignationen und Märchenspiele begannen. So gelangte man nie aus der Enge in die Weite. Während die strebenden Elemente zur Zeit nicht vorwärts zu kommen scheinen, drängen die streberhaften, wie immer in bänglichen Perioden, um so resoluter vor. Die Bühne hat in den jüngsten Monaten keine Spur von literarischem Leben geführt. Nicht die Künstler, die Menschliches bilden wollen, sondern die „Rollen-Schreiber" haben die Oberhand. Nicht das Literarkünstlerische also interessirt. Das thut vielmehr nur die Schauspielerei. Ihr zu Liebe erträgt man geduldig den überraschenden Rückschlag auf literarischem Gebiet, sogar die zuckersüße Gurli-Mode und jene Hanswursterei, die auf eine einzige Grimasse gestellt ist.

Es handelt sich nicht um die frühere Gurli-Mode, die einer gewissen zierlich-empfindsamen Zeitströmung entsprach, noch um den ehrlichen, breitbehäbigen, erdenfrohen Hanswurst. Die neueste Gurli ist zur rein affektirten Theatermamsell, der Hanswurst zum Spezialartisten geworden.

Selbst die fremden Gastspiele verdeutlichen das Merkmal vom gegenwärtigen Monopol der Schauspielerei auf unserem Theater. Es war ein großes Sterben im Lessingtheater. Dürftige Nachklänge der früheren Anklageliteratur wurden vernommen. Da traten die virtuosen Künste der Duse an die Stelle der literarischen Bemühungen. Und im Berliner Theater verwendete die Réjane ihre keck pikanten Humore, ihren durchleuchtend klaren Scharfsinn an Puppen von Sardou und noch Geringeren.

So führt eine Linie von den hochstehenden schauspielerischen Individuen abwärts zu den platten Niederungen, wo die gurlihafte „Dolly" Christiernsens die Gemüther rührt und bezaubert und der banal verlogene berliner Giesecke in Blumenthals „Als ich wiederkam . . ." Lachstürme erweckt, wie es im Stil

kritisirender Reporter heißt. Kein berlinischer Volltypus, sondern ein saftlos hagerer Hanswurst mit der einzigen Grimasse, der Grimasse des berlinischen Nörglers. Das sind ehrwürdige Witzblattmumien, ganz eben so wie die ungarisch-jüdischen Geschichtchen eines Donat Herrnfeld auch. Diese Artistenspielerei hat ja ebenfalls zahlreiche Freunde und einzelne Enthusiasten gefunden.

Kreuz und quer auf unseren Bühnen: überall der selbe Einschlag von Schauspielerei. Von den klebrigen Humoren der Dolly im Berliner Theater, die als „Sonnenscheinchen" unter bummligen, aber braven Kunstgesellen aufwächst, adeligen Hochmuth schneidig abkanzelt und in scheuer Verwirrung ihr Herz entdeckt, bis zu den süßlichen Humoren von Faber im Schauspielhaus wie im Deutschen Theater leitet eine gemeinsame breite Straße.

Faber gehört zu dem Dichtergeschlecht, das auf gesättigtem Boden gern emporwächst. Es gedeiht am Trefflichsten im alten Frankfurt. Das Dichten wird gleichsam eine bürgerliche Berufsbethätigung. An und für sich hat man es nicht nöthig, nicht im innerlichen Sinn und nicht aus äußerlicher Bedrängniß. Also tappt man mit der jeweiligen Mode mit, um mit einigem Glanz sich den geehrten Mitbürgern vorzustellen. Ist die Luft mit aufrührerischen Keimen durchsetzt, so tastet man an ein düsteres, soziales Problem. Auch Faber hat es gethan. Spielt man Vetter mit den Vetterchen, so kann man ja am Ende seine herzigen Familienkomoedien schreiben. Alles zu seiner Zeit!

Auch in Fabers „Ewiger Liebe" kommt ein gurlihaftes Persönchen vor. Am Schauspielhaus verdreht es einem soliden Oberlehrer den nicht ganz soliden Kopf. Dem kleinen Geschöpf ist aber die Kunst noch süßer als der Oberlehrer; und so verweist ihn die Kleine auf seine alte, ewige Liebe, das Heimchen am Herd, das in Qual zu vergehen droht.

Um Georg Engels glänzen zu lassen, wurde eine noch seichtere, komisch vergröberte Arbeit Fabers, „Ein glückliches Paar", am Deutschen Theater aufgeführt. Einer starken schauspielerischen Begabung, die zu leichtem Behagen hinneigt, nützt man nicht, wenn man sie über Aufgaben ohne Hindernisse hinwegsetzen läßt. Genug: das geschäftliche Experiment mit dem freundlich lustigen Stück und dem freundlich lustigen Schauspieler mißlang.

Bedingunglos siegten eben nur Dolly und der alte Giesecke vom „Weißen Rössel," der in der Fortsetzung des deutschen Meister-Lustspieles von Kadelburg und Blumenthal seine heitere Wirkung thut. Was einem Shakespeare mit einem Falstaff nicht gelungen ist, Das gelingt zwei Spekulanten, die nichts, aber nichts bei ihrem Publikum voraussetzen; und diese Welt behauptet im Augenblick eines literarkünstlerischen Bankerottes: Herr Giesecke sei „ganz" der Alte geblieben. Ich aber verstehe diese Welt nicht mehr.

Leopold Schönhoff.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

# Die Zukunft.

Berlin, den 28. Oktober 1899.


## Die hamburger Rhede.

Im stattlichen Sandsteinbau des hamburger Rathhauses, dessen Rückseite zwei Flügel der Börse verbinden, saßen am achtzehnten Oktoberabend die Vertreter der Freien und Hansestadt mit dem Deutschen Kaiser beim festlichen Mahl. Ein neues Linienschiff war nachmittags vom Stapel gelaufen, der Bürgermeister der größten Seehandelsstadt auf dem europäischen Festlande hatte dem Schiff, auf Befehl des Kaisers, den Namen Karls des Großen gegeben, viele Orden waren verliehen worden und Wilhelm der Zweite hatte in harter Rügerede ihm schlecht scheinende Eigenschaften des deutschen Volkes getadelt und dann auf das Wohl Hamburgs den Becher geleert. Ueber diese Rede ist viel geschrieben und noch mehr gesprochen worden. Der Wortlaut der Erwiderung aber, in der, als Repräsentant der hamburger Rhederei, ein Senator dem Monarchen für sein Erscheinen und seinen Trinkspruch dankte, wurde bisher in keiner Zeitung veröffentlicht. Hier ist sie:

„Als Republikaner und Bürger des Deutschen Reiches, als ein bescheidener Erbe des alten Hansageistes und als Vertreter des für unsere schöne Stadt wichtigsten Gewerbes habe ich gern die Pflicht übernommen, im Namen meiner Gemeinde- und Berufsgenossen Eurer Majestät für Ihre Anwesenheit bei dem städtischen Fest und für Ihre uns Hamburgern freundlich ins Ohr klingenden Worte zu danken. Wohl weiß ich, daß die Erfüllung dieser Pflicht nicht leicht ist. Denn erstens bin ich nicht an höfische Formen gewöhnt und könnte deshalb unbewußt gegen das Ceremoniell verstoßen; und zweitens sind wir Hamburger nüchterne Leute, kluge und kalte Rechner, die zwar einen festen, Wind und Wetter trotzenden Schiffskörper, nicht aber eine prunkvoll geputzte Festrede zu zimmern verstehen. Doch zu Eurer Maje-

stät haben wir das Vertrauen, daß auch das schmucklose Wort eines schlichten Mannes eine gute Statt finden wird.

Wir freuen uns, daß dem neuen Schiff der Name Karls des Großen verliehen ward, der Name des Mannes, der nach der Sage ja zwischen Elbe und Alster die Hammaburg bauen ließ, das Blockhaus, in dem der Legendenglaube den Uranfang unserer Stadt sehen möchte. Dieser Karl war ein tüchtiger Herr, ein guter Verwalter und getreuer Haushalter. Daß er die Weiber im Plural liebte und neben seinen vier Frauen sich einen ganzen Harem hielt, tragen wir, die in diesem Punkt stets sehr duldsam waren, ihm nicht nach. Eher widerstrebt es schon unserem Republikanersinn, daß er aus Byzanz manche Hofdame annahm und sich den Kniefall und den Fußkuß gern gefallen ließ; denn wir meinen, durch solche Huldigung vor dem Leib eines Sterblichen erniedere der frei geborene Mensch sich zum Sklaven und Götzendiener. Das aber lag auch wohl in der Zeit, von der uns ja fast elfhundert Jahre trennen. Und in anderen Stücken kann dieser Karl heute noch Muster sein. Nicht etwa, weil es für ihn politische Nothwendigkeit war, das Christenthum zu propagiren — Das lag, wie die Förderung der Einheit durch seine Kapitularien, im eigensten Interesse seiner Hausmacht und kaiserlichen Gewalt —, sondern, weil er arbeitsam war, überall nach dem Rechten sah, die Finanzen in Ordnung hielt und Belehrung suchte, wo sie zu finden war. Er begnügte sich nicht mit Dem, was seine beiden obersten Räthe, der Pfalzgraf und der Apokrisiarius, ihm über die oströmisch-germanische Welt und die deutsche Menschheit sagten, er lauschte auch nicht gläubig dem Getuschel der Höflinge. Die gelehrtesten, kundigsten Männer zog er in seine Nähe und nahm, statt sich weiser zu dünken oder sie in den Dienst seines persönlichen Wollens zu zwingen, dankbar von ihnen Lehre und Weisung an. Ich bin kein Historienkenner; aber die Namen Peters von Pisa, Alkuins und des Paulus Diaconus sind auch mir bekannt geworden und ich weiß, daß der Kaiser, den die gelehrten Lehrer nur David, ohne jeden Titel, nennen durften, sich redlich bemühte, die Höhe der Zeitbildung zu erklimmen, und dabei immer bescheiden blieb. So war er nicht nur der mächtige Kaiser und König von Gottes Gnaden, sondern auch ein Herr, an dessen Wesen Jeder aus dem Volk Freude haben konnte und der Alles that, um den Besten seiner Zeit an Geisteskultur und Wissen ähnlich zu werden. Und so, scheint uns Stadtrepublikanern, soll es in Monarchien sein.

Für die Wehrhaftigkeit, die Macht und Ausdehnung des Reiches hat Karl klug und erfolgreich gesorgt. Er konnte und mußte es ganz allein; denn als

Herrscher hatte er nach keines Anderen Willen zu fragen. Ein mündiges Volk gab es nicht, nur eine unorganisirte, ungegliederte, undifferenzirte Masse, die der Leitung dringend bedurfte und froh war, als eine Heerde dem hohen Hirten nachtraben zu können. Es gab Kriege, Aufstände, Kirchenwirren in Gauen und Marken, aber es gab keine politische Parteiung im heute modernen Sinn, keine öffentliche Kritik der von der Regirung verfügten Maßnahmen. Die Regirung war der Kaiser; und an den Kaiser wagte sich kein kritischer Widerspruch. Wir wissen, daß dieser Zustand nicht lange währte. Die Völker entwuchsen dem Kindheitstadium, sie sonderten sich in verschiedene Berufsgruppen, fanden auf dem flachen Land oder in den schnell aus dem Boden schießenden Städten Arbeit und Gewinn, suchten sich durch den Austausch der dort produzirten Güter oder durch Schiffahrt zu ernähren und forderten, als Erwachsene, an der beschließenden und ausführenden Gewalt ihren Theil. Kurzsichtige Regenten verweigerten ihn. Doch Ereignisse, deren Erwähnung hier nicht angemessen wäre, zwangen die vorher Allmächtigen, sich zu einer neuen Grenzregulirung zu entschließen. Die papiernen Gitter, die man Verfassungen nennt, wurden errichtet, den Völkern zum Wohl, den Fürsten zum Schutz. Wie im privaten Geschäftsleben an die Stelle des status der contractus trat, an die Stelle des alten Hörigkeitverhältnisses der freie Arbeitvertrag, so wurde im politischen Leben die Allmacht eines Einzelnen, vom Zufall der Geburt auf den Thron Erhöhten, durch eine Theilung der Arbeit, der Rechte und Pflichten ersetzt, die eine bessere Ausnützung der vorhandenen Kräfte ermöglichte und die noch immer Monarchen genannten Volksrepräsentanten den — begründeten oder grundlosen — Ausbrüchen des Massenunwillens entzog. Ein Herrscher, der sich in das Gehege der Verfassung fügt, ist vor dem Haß geschützt; kein Gitterstab und kein Paragraph aber hindert ihn, seiner Mitbürger Liebe zu erwerben: er hat die Ehre, den Ruhm, das Privilegium der Unverletzlichkeit, ohne die Last der Verantwortung. Keine Kritik, auch nicht die zügelloseste, wagt sich an ihn heran; denn er bietet ihr keine Angriffsfläche. Er ist nicht mehr ‚die Regirung' und kann gelassen lächeln, wenn Räthe, die er wählen und fortschicken darf, scharf getadelt werden. Das kommt vor; und daß es vorkommt, ist gut, denn ohne Kritik, ohne Tadel würden wir erstarren oder in eitler Selbstzufriedenheit ersticken. Es hilft auch nicht, wenn man die Menschen mahnt, das Gesammtwohl über die Partei zu stellen. Jede lebensfähige Partei ist der politische Ausdruck eines Klassen- oder Gruppeninteresses, dem sie Geltung verschaffen soll. Dieses Interesse scheint Dem,

den es erfüllt, natürlich das wichtigste für das Gesammtwohl: deshalb hängt er an der Partei, die es vertritt, und deshalb sucht er ihr den Sieg zu sichern. Die Frage ist nur: welches Interesse soll maßgebend sein? Das der größten Masse? Nach diesem Grundsatz ist bisher weder im Deutschen Reich noch in unserer guten Stadt Hamburg regirt worden; sonst hätten wir nicht so oft darüber geklagt, daß unsere Handelsstadt im Reichstag ausschließlich durch Sozialdemokraten vertreten wird, die doch ganz sicher die größte Masse hinter sich haben. Das der Reichsten, Weisesten, im Rang Höchsten? Ein Gelehrter mag die Frage beantworten. Wir sind Kaufleute, kennen Debet und Kredit, können Registertonnen berechnen und nach Treue, Glauben und Usance handeln; und wir meinen, es werde in der Welt wohl bleiben, wie es bisher immer war. Kein König wird freiwillig thun, was seine Macht mindern, kein Händler, was seine Geschäftseinnahmen schmälern kann; kein Seefahrer wird seine zärtlichste Theilnahme dem Landbau zuwenden, kein Ackersmann die Schiffahrt zum Gegenstand seiner Hauptsorge machen. Jedem ist das Hemd näher als der Rock. Die verschiedenen Parteien und Interessengruppen müssen zusammenstoßen; dann wird sich zeigen, wo die Stärke wohnt. Daß Alle das Opfer ihres Intellektes und ihrer Interessen bringen und einmüthig dem Heerrufe folgen sollen, darf man in Friedenszeiten nicht fordern. Wurden die langen, blutigen Kriege für das freie Selbstbestimmungrecht der Völker denn vergebens geführt? Und wo ist der sterbliche Mensch, der sich vermäße, zu sagen, er allein sei, in einem ganzen verblendeten Volk, vor Irrthum und Wahn stets gesichert?

Euer Majestät haben mit Recht verlangt, das Volk müsse für seine Wohlfahrt Opfer bringen. Gemeint sind Opfer an Gut und Blut. Die hat es gebracht, bringt es täglich, auch wenn auf keiner Wahlstatt gefochten wird, und es hört staunend, daß es sich dazu nun erst entschließen soll. Nur den Herrscherhäusern, die nicht aussterben, nicht verarmen sollen, hat die Uebereinkunft solche Opfer erspart. Das Opfer unserer Einsicht aber, unseres kritischen Verstandes bringen wir nicht, können wir nicht bringen, weil wir uns damit des werthvollsten Menschenrechtes entäußern würden. Ich will nicht ins Weite schweifen, sondern nur im Namen meiner hamburgischen Berufsgenossen sprechen, die ja auch der Vorwurf mangelhaften Verständnisses und allzu kritischer Parteilichkeit treffen könnte, weil sie dem Euer Majestät lieben Kanalplan Widerstand leisten. Unsere Väter und wir haben, Jeder nach seiner Kraft, in emsiger Arbeit die Handelsmacht dieser Stadt geschaffen. Sie wuchs und eroberte die Märkte der Erde, ohne daß eines

Fürſten Gunſt ſie ſchirmte, eine ſtarke Schlachtflotte ſie ſchützte. Nüchterne Kaufleute ſaßen in ihren Kontoren oder fuhren in die ferne Fremde hinaus, berechneten die kommenden Konjunkturen und kalkulirten mit kühlem Kopf, wo, wie und wodurch Etwas zu verdienen ſei. Als während des Dreißigjährigen Krieges ein Deutſcher Kaiſer von der Hanſeſtadt Beiträge für eine deutſche Flotte forderte, lehnten die Hamburger die Forderung ab: ſie wollten allein ihre Geſchäfte beſorgen und ſich nicht an eine der hadernden Parteien binden. In Krieg und Frieden wußten ſie ſich zu helfen; denn für einen klugen und arbeitſamen Händler giebt es ſtets irgend eine lohnende Geſchäftsmöglichkeit. Im Siebenjährigen Krieg verhalf die Getreidetheuerung unſeren Vätern zu einem einträglichen Kornhandel. Nach dem Transvaalkriege werden wir Siegern und Beſiegten Waaren zum Erſatz des zerſtörten Materials verkaufen. 1866 liebten wir die Preußen nicht und hielten dennoch zu ihnen, weil unſer Geſchäftsintereſſe es gebot. 1880 liebten wir ſie noch immer nicht und ließen uns dennoch auf die Zollgemeinſchaft ein, wiederum aus Geſchäftsintereſſe. Beide Schritte haben auf gute Wege geführt; und beide wurden nur vom Handelsſinn, nicht im Geringſten von einem Hochgefühl diktirt. So war es geſtern, iſts heute, wirds morgen ſein. Das Aufblühen unſeres Stadthandels hat mit der Mehrung der deutſchen Flotte nicht das Mindeſte zu thun. Das ſtärkſte und ſchnellſte Anwachſen unſerer hamburgiſchen Seeſchiffzahl fällt in das Jahrfünft von 1855 bis 60, die ſichtbarſte Zunahme unſeres Hafenverkehrs in die Zeit von 1870 bis zum Tode des alten Kaiſers, in Epochen alſo, die von dem Anſpruch auf eine Schlachtflotte auch nur zweiten Ranges und von einer Weltmachtpolitik napoleoniſchen Stils noch nichts wußten. Jetzt haben wir mehr Kriegsſchiffe, als man damals ahnen konnte, mehr, als wir für den Alltagsdienſt brauchen — auf der danziger Werft liegt der große Kreuzer ‚Freya‘ über Jahr und Tag unbenutzt fertig —, und es fehlt hier in Hamburg nicht an Leuten, die behaupten, mit unſerer Handelsherrlichkeit gehe es ſchon bergab. Trotzdem ſind wir bereit, neue Schlachtſchiffe zu bewilligen, wenn Sachverſtändige ſagen, daß es unbedingt nöthig iſt; nur ſoll man nicht durch die Behauptung, wir Rheder und Kaufleute brauchten dieſe Schiffe zur Erhöhung unſeres Profites, den Neid und die Wuth der Beſitzloſen gegen uns waffnen. Wir ſind auch bereit, unter ſachverſtändiger Führung und Verantwortung eine expanſive Eroberungpolitik mitzumachen und dem Beiſpiel der großen Induſtrie- und Kolonialſtaaten zu folgen; nur ſoll man nicht glau-

ben, die dazu gehörigen Mittel könnten den alten Preußenstaat unangetastet lassen. Wo es aber an unser Lebensinteresse, an unsere Tasche geht, da können wir uns des eigenen Urtheils nicht begeben. Der Rhein-Elbe-Kanal würde die belgischen und holländischen Häfen begünstigen, Rotterdam, unser gefährlichster Konkurrent, hätte von der Ausführung des Planes den Hauptvortheil und wir könnten noch einmal, wie um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, Hamburgs Handel an Holland fallen sehen. Mit dem überseeischen Handel aber würde auch die Kauffahrteiflotte verkümmern. Und was nützt uns dann die Mehrung der Kriegsmarine? Deshalb glauben wir, nicht Nörgler und Parteisüchtlinge, sondern gute Patrioten zu sein, wenn wir uns gegen einen Plan wehren, der die schon von der Natur begünstigten fremden Häfen noch auf unsere Kosten zu stärken und die heimische Handels- und Seemacht zu schwächen geeignet ist. Hamburger Rheder, die für die Ausführung solchen Projektes ihr gutes Geld freiwillig hergäben, würden wir für Tröpfe halten, nicht für Patrioten und Idealisten.

Idealisten sind wir nicht. Aber duldsam sind wir nicht nur in den Gängen und Gäßchen, in die abends der Fremde schleicht. Deshalb bestreiten wir auch den Vertretungen anderer gewerblichen Gruppen nicht das Recht, ihre Interessen wirksam wahrzunehmen. Wir wissen: das ‚frisch sprudelnde Leben einer Hansestadt', das Eure Majestät eben rühmten, ist kein sicherer Gradmesser für den Wohlstand eines Landes. Der wurzelt in anderem Erdreich. Hier würde das Leben auch frisch sprudeln, wenn Deutschland noch mehr als heute schon mit fremden Produkten überschwemmt würde. Wir aber bedenken als weitsichtige Großkaufleute auch das Ende und wünschen deshalb, recht viele deutsche Schiffe möchten Erzeugnisse deutschen Bodens an gute Absatzstätten tragen und als Rückfracht nur solche Rohprodukte mitbringen, die der deutsche Boden nicht bietet. Daß, dem Volk und Eurer Majestät zu dauerndem Heil, die hamburger Rhede uns diesen froh stimmenden Anblick gewähre: Darauf erhebe ich mein Glas!"

# Wozu dient unsere Nahrung?

„Die richtige Doktorfrage!“ wird vielleicht Mancher beim Lesen dieser Ueberschrift ausrufen. Da ist wohl nicht viel zu fragen. Wir brauchen unsere Nahrung zum Leben; denn wenn wir keine Nahrung bekommen, müssen wir schließlich verhungern.

Was ist aber das Leben? Und warum brauchen wir die Nahrung zum Leben?

Darauf weiß nun allerdings der einfache Laienverstand kaum mehr Bescheid und er sieht sich daher bemüssigt, an die Wissenschaft zu appelliren. Diese aber belehrt ihn, daß das Leben auf der Umwandlung der chemischen Spannkräfte der Nahrung in die verschiedenen vitalen Energien, also vor Allem in Massenbewegung und Wärme, beruht, daß wir also unsere Nahrung brauchen, um damit unsere Lebensmaschine zu heizen, daß beim Fehlen der Nahrung die Bestandtheile der Maschine selbst als Heizmaterial verwendet werden und daß Dies so lange dauert, bis die halbverbrannte Maschine nicht weiter funktionirt und der Hungertod eintritt.

Mit dieser Antwort geben sich nun die Meisten zufrieden und denken: Wenn die Gelehrten es sagen, wird es damit seine Richtigkeit haben. Ein kritischer Kopf wird aber vielleicht bei jenem Theil der Belehrung stutzig werden, der die Maschinentheile selbst als Heizmaterial verwendet wissen will. Und in der That müssen wir uns fragen, ob wir uns eine Maschine vorstellen können, deren Material identisch ist mit einem der Heizstoffe, die in ihr verbrannt werden, die aber gleichwohl so lange intakt bleibt, wie sie tüchtig geheizt wird, und erst in dem Augenblick selbst zu brennen anfängt, wo man unterläßt, sie mit brennbaren Stoffen zu versehen. Der naive Verstand wenigstens möchte eher das Umgekehrte erwarten, daß nämlich die brennbaren Theile der Maschine nur so lange verschont bleiben, als sie nicht der Lohe ihres brennenden Inhaltes ausgesetzt werden, daß sie aber um so rascher verbrennen, je mehr von diesem Inhalt neben und zwischen ihnen verbrennt.

Aber auch vom streng wissenschaftlichen Standpunkt aus erheben sich schwere Bedenken gegen die herrschende Lehre, die die Nahrungstoffe im lebenden Körper wie in einer Kraftmaschine zum Zweck der Kraftlieferung verbrennen läßt. Ich will die wichtigsten dieser Bedenken hervorheben.

Wäre es wahr, daß die Funktion der Nahrung auf ihrer Verbrennung oder sonstigen Zerstörung zum Zweck der Energielieferung beruht, dann müßten sich daraus folgende Konsequenzen ergeben:

Erstens könnte nur eine brennbare Substanz als Nahrung dienen, Das heißt, nur eine solche, die sich mit Sauerstoff zu höher oxydirten Verbrennungprodukten verbinden kann. Vollkommen gesättigte Verbindungen,

die keine chemische Verwandtschaft zum Sauerstoff besitzen, könnten nie und nimmer als Nahrung verwendet werden. Zweitens müßte sich der Werth einer Nahrung nach der Zahl der in ihr enthaltenen Wärmeeinheiten oder Kalorien*) bemessen lassen und zwei Nahrungstoffe oder Nahrungsgemenge, die bei ihrer Verbrennung die gleiche Wärmemenge liefern, müßten einander unabhängig von ihrer sonstigen Zusammensetzung vertreten können. Endlich aber müßte eine jede Substanz, die in den Säften eines lebenden Organismus verbrennt, für den Organismus auch Nährwerth besitzen und müßte im Stande sein, nach Maßgabe der bei ihrer Verbrennung frei werdenden Wärmemenge einen entsprechenden Theil der gewohnten Nahrung zu ersetzen.

In Wirklichkeit ist aber keine einzige dieser logischen Deduktionen durch die Erfahrung verifizirt worden.

Am Leichtesten und Raschesten erledigt sich der erste Punkt; denn wir kennen eine große und hochwichtige Gruppe von Organismen, nämlich das gesammte Pflanzenreich, das vorwiegend — so weit es sich um die grünen Pflanzen handelt, sogar ausschließlich — auf Kosten von chemisch gesättigten Verbindungen lebt, die niemals verbrannt werden. Und dennoch sind die Pflanzen eben so lebend wie die Thiere, sie sind reizbar wie diese, sie entwickeln in Folge der Reizung die selben vitalen Energien, sie erzeugen Wärme, Licht, elektrische Strömung und Massenbewegung, — und alles Das geschieht, obgleich ihre Nahrungstoffe niemals zur Heizung ihrer Lebensmaschine, sondern nur zum Aufbau neuer Theile ihres Organismus verwendet werden können.

Aber auch die Thiere können ohne gewisse unverbrennliche mineralische Substanzen nicht existiren, und zwar sind Dies zum Theil die selben Stoffe, die — wie Kalium, Calcium, Magnesium und Eisen — auch den meisten Pflanzen unentbehrlich sind. Diese Thatsache, daß nämlich nicht nur die wachsenden, sondern auch die ausgewachsenen Thiere Stoffe ohne jeden Wärmewerth zu ihrer Ernährung brauchen, bleibt aus der herrschenden Lehre, nach der die Nahrungstoffe als Kraftquelle dienen sollen, geradezu unerklärlich; und einzelne Physiologen sind auch aufrichtig genug, zu gestehen, daß die Nothwendigkeit einer fortwährenden Zufuhr erheblicher Salzmengen für den ausgewachsenen Organismus vorläufig schlechthin räthselhaft erscheint. Aber das Räthsel verschwindet sofort, wenn man die Annahme, daß die Nahrung blos oder doch vorwiegend dazu diene, in den Säften zum Zwecke der Kraftentwickelung oxydirt zu werden, verläßt und sich dem so nahe liegen-

*) Unter einer Kalorie versteht man jene Wärmemenge, die nothwendig ist, um ein Kilogramm Wasser um einen Grad Celsius wärmer zu machen oder um, in mechanische Arbeit verwandelt, ein Kilogrammgewicht 424 Meter hoch zu heben.

den Gedanken zuwendet, daß diese Salze nicht nur bei den Pflanzen, sondern auch bei den Thieren im Verein mit den übrigen Nahrungstoffen zum Aufbau ihrer lebenden Theile verwendet werden.

Mit der Konstatirung der Thatsache, daß unentbehrliche und durch nichts zu ersetzende Theile unserer Nahrung keinen Brennwerth besitzen, ist aber auch schon der zweite Hauptsatz der herrschenden Lehre durchbrochen, der besagt, daß der Werth einer Nahrung nach der Zahl der in ihr enthaltenen Wärmeeinheiten bemessen werden müsse. Aber trotzdem ist dieser Satz nicht nur von der großen Mehrheit der Physiologen acceptirt, sondern er wird auch ohne Weiteres auf das praktische Leben übertragen.

„Für die Kraftzufuhr, also für die eigentliche Aufgabe der Nahrung, ist es gleichgiltig, welche Nahrungstoffe zugeführt werden, vorausgesetzt, daß sie die nothwendige Menge von Kalorien enthalten."

Dieser von einem anerkannten Forscher ausgesprochene und meines Wissens von Niemand bemängelte Satz spricht wohl deutlich genug, und eben so wäre es ein Leichtes, an einer beliebigen Zahl von Beispielen zu demonstriren, daß man einfach ausrechnet, wie viele Kalorien der Soldat, der Arbeiter, der Sträfling, der Kranke, das Pferd u. s. w. zum Leben benöthigt, und daß man es für ausgemacht hält, hundert Kalorien der einen Nahrung könnten durch eben so viele der anderen ersetzt werden.

Und doch ist es kein Geheimniß, sondern jedem Theoretiker und jedem Praktiker genau bekannt, daß der thierische Organismus unter allen Umständen eine gewisse, und zwar keineswegs geringe Eiweißmenge zu seinem Lebensunterhalt unbedingt benöthigt und daß die in diesem Eiweißminimum enthaltene Kalorienzahl durch keinen anderen Nahrungstoff, also weder durch Mehl oder Zucker noch durch Fett, ja, nicht einmal durch die Leimsubstanzen, die durch ihren Stickstoffgehalt den Eiweißstoffen ziemlich nahe stehen, ersetzt werden kann. Entzieht man einem Thier dieses unentbehrliche Deputat von Eiweiß, dann scheidet es in seinen Auswurfstoffen Tag für Tag ein erhebliches Stickstoffquantum aus, das von den zerstörten Theilen seines eigenen Körpers herrührt; und wenn man ihm statt des entzogenen Eiweißes auch noch so viele andere vortreffliche Nahrungstoffe von hohem Brennwerth zuführt, so wird es doch immer schwächer und magerer und ist endlich ohne Eiweißzufuhr unrettbar dem Hungertod verfallen. Eiweiß auf der einen und Leim, Fett und Zucker auf der anderen Seite können einander also keineswegs nach der Zahl ihrer Kalorien vertreten; und Diejenigen, die trotzdem die Lehre von der Isodynamie — Das heißt: der physiologischen Gleichwerthigkeit aller Nahrungmengen von gleichem Brennwerth — propagiren müssen auf alle möglichen Ausflüchte sinnen, um den Widerspruch zu verdecken, den die eben berührten Thatsachen gegen ihr keineswegs der Erfahrung entnommenes, sondern blos a priori konstruirtes Gesetz erheben.

Man sagt also, die Thiere brauchten ihr Eiweißminimum, um die zerstörten Blutkörperchen, die an der Haut- und Darmoberfläche abgestoßenen Zellen und endlich auch die ausgefallenen Haare und abgestoßenen Nägel zu ersetzen, so daß also eigentlich ein Kahlkopf bei Eiweißmangel entschieden im Vortheil sein müßte. Von den eigentlich thätigen Organen aber, den Muskeln und Drüsen, ist dabei gewöhnlich gar nicht die Rede, weil die herrschende katabolische Lehre verlangt, daß sie nur Maschinen vorstellen, in denen die Kalorien der Nahrung in Muskelkraft und andere vitale Energien verwandelt werden, ohne daß die Maschine selbst sich am Stoffwechsel betheilige. Höchstens wird einmal schüchtern zugegeben, daß die Maschine bei ihrer Arbeit auch abgenützt wird und daß die abgenützten Theile mit Hilfe des Nahrungeiweißes ausgebessert werden. Es ist aber klar, daß mit diesem halben Zugeständniß eines metabolischen Stoffwechsels das Prinzip, daß der Werth einer Nahrung nach der Zahl ihrer Kalorien zu bemessen sei, von Neuem durchbrochen ist. Denn jener Theil der Nahrung, der zur Rekonstruktion zerstörter Körpertheile verwendet wird, kann sicher nicht nach seinem Brennwerth, sondern nur nach seinem Bauwerth, also nach seiner Fähigkeit, sich am Aufbau des Körpers zu betheiligen, beurtheilt werden. Das Selbe ist aber der Fall, wenn ein wachsender Organismus einen großen Theil seiner Nahrung zur Bildung seines Körpers verwendet oder wenn manche Thiere von der ihnen zukommenden Regenerationkraft Gebrauch machen und verloren gegangene Glieder auf Kosten ihrer Nahrung ersetzen. Auch wenn ein Organismus bei der Fortpflanzung thätig ist, wenn er Eier oder Samen, Milch oder Dottersubstanzen produzirt oder wenn er einem in seinem Inneren heranwachsenden Keim das Material zu seiner Ausbildung gewähren soll, kommt es wieder nicht darauf an, ob die von ihm aufgenommenen Stoffe so und so viele Kalorien enthalten, sondern nur, ob sie befähigt sind, sich am Aufbau des wachsenden Protoplasmas zu betheiligen. Die übliche Auffassung der Nahrung als Trägerin chemischer Spannkräfte und als Brennstoff für unsere Lebensmaschine ist also in dieser allgemeinen Fassung ganz sicher nicht zutreffend, denn in jedem Falle hat die Nahrung vor Allem die Aufgabe, den Körper aufzubauen, und es kann sich höchstens darum handeln, ob gewisse Theile der Nahrung außerdem dazu verwendet werden, durch ihre bloße Verbrennung Wärme, Bewegung und andere vitale Energien zu entwickeln.

Wenn Das aber der Fall wäre, dann müßte das Gesetz der Isodynamie oder der gegenseitigen Vertretung der Nahrungstoffe nach ihrem Brennwerth wenigstens für alle übrigen Theile der Nahrung mit Ausnahme der Eiweißstoffe und der anorganischen Nahrungbestandtheile in Geltung bleiben. Aber auch gegen diese eingeschränkte Fassung legen die Thatsachen ihr Veto ein. Da haben wir z. B. die durch Kochen von Knorpel, Knochen und

Bindegewebe gewonnenen Leimsubstanzen, die zwar das Eiweiß trotz ihrem Stickstoffgehalt nicht ersetzen können, die aber neben Eiweiß ein vorzügliches Nahrungmittel abgeben. Der Wärmewerth dieses Stoffes beträgt 5493 Kalorien, während für Fett die Zahl 9689 gefunden wurde. Wenn also Fett und Leim einander nach der Zahl der von ihnen bei ihrer Verbrennung gelieferten Kalorien vertreten könnten, dann müßten hundert Gramm Fett, neben Eiweiß genossen, fast doppelt so viel werth sein als hundert Gramm Leim. Das Experiment hat aber ein ganz anderes Resultat ergeben. Als nämlich Professor Voit in München, der zusammen mit Pettenkofer die moderne Stoffwechsellehre begründet hat, einem Hunde neben 400 Gramm Fleisch 200 Gramm Leim verabreichte, konnte das Thier mit dieser Nahrung nicht nur seinen Körperbestand erhalten, sondern sogar noch etwas Fleisch ansetzen. Als er aber die 200 Gramm Leim durch eben so viel Fett mit nahezu doppelt so vielen Kalorien ersetzte, ergab sich die für die Lehre der Isodynamie geradezu vernichtende Thatsache, daß das Thier jetzt sogar von seinem Bestand einbüßte, daß also die doppelte Kalorienzahl des Fettes noch lange nicht so viel leistete wie der um so Vieles geringere Kaloriengehalt des Leimes. Es kann sich also bei der Ernährung mit Fett oder Leim unmöglich darum handeln, daß diese Stoffe in den Säften verbrennen, um Wärme zu erzeugen oder mechanische Arbeit zu leisten, sondern sie betheiligen sich offenbar eben so wie das Eiweiß am Aufbau der durch die vitalen Reize zerstörten Theile der lebenden Substanz; und die zwar kalorienärmeren, dafür aber stickstoffhaltigen Leimsubstanzen sind aus dem Grunde werthvoller als die kalorienreicheren, aber stickstofffreien Fette, weil sie im Stande sind, gewisse stickstoffhaltige Atomkomplexe der Protoplasmamoleküle aufzubauen, zu deren Bildung in Ermangelung der Leimsubstanzen entweder Eiweißstoffe der Nahrung oder eiweißartige Reservestoffe des Körpers herangezogen werden müssen.

Ich komme nun zu der dritten Deduktion aus der herrschenden Lehre, die verlangt, daß jede Substanz, die unter dem Einfluß und im Bereich des lebenden Protoplasmas verbrennt, auch eo ipso für den Organismus Nährwerth besitze, und zwar einen so großen Nährwerth, wie er eben den bei seiner Verbrennung frei werdenden Kalorien entspricht. In der That hat man, von dieser theoretischen Schlußfolgerung ausgehend, eine ganze Reihe von Stoffen, die erwiesenermaßen im lebenden Organismus zu Kohlensäure und Wasser verbrannt werden, nämlich Alkohol, Glyzerin, Milch- und Essigsäure und noch einige andere Pflanzensäuren, als Nahrungstoffe proklamirt; und namentlich dem Alkohol hat man eine große Bedeutung für die Ernährung zugeschrieben, weil er einen sehr hohen Brennwerth — 7184 Kalorien gegen etwa 4100 der verschiedenen Zuckerarten — besitzt und weil überdies seine

Verbrennung ſich ziemlich raſch vollzieht. Man hat daher die alkoholiſchen Getränke insbeſondere ſchwächlichen und kränklichen Individuen als wirkſames Kräftigungmittel empfohlen, man hat geglaubt, daß eine anſtrengende Arbeit am Beſten mit Hilfe der Kalorien dieſes raſch verbrennenden Stoffes geleiſtet werden kann; und bei Koſtberechnungen hat man dieſe Kalorien genau ſo wie diejenigen von Eiweiß, Zucker oder Fett behandelt und ſie ohne Weiteres in die Geſammtſumme der Nahrungkalorien einbezogen. Die aprioriſtiſche Vorausſetzung, daß eine Subſtanz, die im Körper oxydirt wird und dem Körper ihre chemiſchen Spannkräfte zur Verfügung ſtellt, deshalb nothwendiger Weiſe auch die Rolle eines Nahrungſtoffes übernehmen müſſe, war eben für die Meiſten ſo zwingend, daß ſie an der krank machenden und bei einer gewiſſen Doſis ſicher tötenden Wirkung dieſes Stoffes keinen Anſtoß nahmen und gar nicht überlegten, ob es denn wirklich Stoffe geben könne, die gleichzeitig Nahrung und Gift repräſentiren. Erſt die exakten Stoffwechſelverſuche, die zumeiſt in der ſicheren Erwartung unternommen wurden, die theoretiſche Vorausſetzung durch zahlenmäßige Beläge beſtätigt zu finden, haben die völlige Unrichtigkeit dieſer Vorausſetzung erwieſen. Während man nämlich ein Thier durch Zugabe einer beſtimmten Menge von Zucker oder Fett zu der unentbehrlichen Eiweißration ſehr leicht auf ſeinem Beſtand erhalten kann, wäre Das nicht nur nicht möglich, wenn man alle Kalorien von Zucker oder Fett durch diejenigen des Alkohols erſetzte, ſondern nicht einmal den kleinſten Theil derjenigen Nahrungmenge, die nothwendig iſt, um den Körper im Gleichgewicht zu erhalten, kann man durch Alkohol, Glyzerin oder Milchſäure erſetzen. Ja, bei den Alkoholverſuchen hat ſich ſogar ergeben, daß der Körperverluſt geringer iſt, wenn man von der nothwendigen Nahrung ein gewiſſes Quantum einfach wegläßt, als wenn man dieſes Quantum durch die entſprechenden Kalorien des Alkohols zu erſetzen ſucht. Mit anderen Worten: der Schwund des ungenügend genährten Körpers macht raſchere Fortſchritte mit Alkohol als ohne ihn. Dieſer Stoff iſt eben nicht nur nicht im Stande, ſich wie ein wirklicher Nahrungſtoff am Aufbau des Protoplasmas zu betheiligen, ſondern er wirkt ſogar, wie jedes Gift, zerſtörend auf die lebende Subſtanz, indem er wahrſcheinlich in dem Augenblick, wo ſeine eigenen Moleküle verbrennen, zugleich auch die Moleküle des Protoplasmas, in deren Nähe dieſe Verbrennung ſtattfindet, zerſtört.

Hier zeigt ſich alſo mit einem Male, daß die in der Ueberſchrift aufgeworfene Frage nicht nur akademiſche Bedeutung beſitzt, ſondern daß ſie tief ins praktiſche Leben eingreift und nicht blos in Bezug auf den Organismus des Einzelindividuums, ſondern auch für den ſozialen Organismus als eine im wahren Sinn des Wortes brennende bezeichnet werden kann. Denn alle Diejenigen, die, erſchreckt durch die phyſiſchen und moraliſchen Verheerungen, die der ſtetig zunehmende Alkoholgenuß in der Spezies Homo anrichtet, es

sich zur Gewissenspflicht gemacht haben, den Alkohol nach Kräften zu bekämpfen, mußten bis jetzt darauf gefaßt sein, daß man ihnen, unter Berufung auf die heute noch giltigen Prinzipien der Ernährungphysiologie, immer wieder die nährende und kräftigende Wirkung des Alkohols entgegenhielt. Denn wenn die Nahrung dazu dient, dem Organismus chemische Spannkräfte und Verbrennungwärme zuzuführen, dann muß der kalorienreiche Alkohol trotz seiner nicht abzuleugnenden Giftigkeit dennoch eine vorzügliche Nahrung gewähren, weil er im unmittelbarsten Bereich des lebenden und Arbeit leistenden Protoplasmas verbrennt. Wenn aber die Nahrungstoffe nur dazu dienen, die durch die Lebensreize zerstörten protoplasmatischen Theile wiederherzustellen, dann ist der Alkohol keine Nahrung, sondern schlechtweg ein Gift; und die Frage kann sich nur noch darum drehen, ob man gegenüber der vielleicht unschädlichen Reizwirkung minimaler Dosen ein Auge zudrücken oder für die völlige Beseitigung der Verderben bringenden Substanz eintreten soll.

Kehre ich nun zu meinem Hauptthema zurück, so hat sich gezeigt, daß sämmtliche Folgerungen aus der gegenwärtigen Auffassung der Nahrungstoffe als Träger der chemischen Energie für die Speisung der Lebensmaschine durch die Erfahrung und das Experiment in schroffster Form widerlegt worden sind. Denn es giebt wichtige und unentbehrliche Nahrungstoffe, die gar keine chemische Spannkraft besitzen; gewisse Theile der Nahrung können durch keine anderen, noch so spannkraftreichen Nahrungstoffe vertreten werden; diejenigen Stoffe, die einander wirklich vertreten können, thun Dies nicht nach ihrem Gehalt an Wärmeeinheiten; und endlich giebt es Substanzen, die im lebenden Organismus sicher oxydirt werden und ihm ihre gesammten Kalorien zur Verfügung stellen könnten, die aber trotzdem nicht den geringsten Theil der nothwendigen Nahrung zu ersetzen vermögen. Außerdem habe ich aber in einem früheren Artikel*) gezeigt, daß die Verbrennung der Nahrungstoffe in den Säften, die der jetzigen Auffassung der Funktion der Nahrung zu Grunde liegt, nicht nur unbewiesen und unbeweisbar ist, sondern daß sich diese Annahme geradezu als ein Hinderniß einer jeden mechanischen Vorstellung von der Wirkung der vitalen Reize und dem Wesen der Lebensprozesse erweist. Dagegen steht die hier vorgeschlagene streng metabolische Auffassung der Stoffwechselprozesse nicht nur mit keiner einzigen Erfahrungthatsache in Widerspruch, sondern sie gestattet zum ersten Male, die hierher gehörigen Thatsachen zu einer einheitlichen, anschaulichen und mechanisch möglichen Erklärung zu verknüpfen.

Die Titelfrage wird also jetzt wie folgt beantwortet:

---

*) Vergleiche den Artikel „Die Reize und das Leben" in Nr. 45 des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift.

Unsere Nahrung dient uns zum Aufbau unseres Protoplasmas. Sind einmal die chemischen Einheiten der lebenden Substanz auf Kosten der Nahrungstoffe gebildet, dann ergiebt sich alles Uebrige durch die Wirkung der vitalen Reize von selbst. Beim Zerfall dieser chemischen Einheiten werden die formbildenden Theile, die toten Reservestoffe und die spezifischen Absonderungprodukte gebildet; mechanische Spannkräfte, die beim Hineinwachsen neuer Protoplasmatheile zwischen die älteren entstanden sind, werden durch die Zerstörung der dehnenden Theile in verkürzende Kräfte und in Massenbewegung verwandelt; die Zerfallprodukte der Protoplasmamoleküle werden der Einwirkung des umgebenden Sauerstoffes zugänglich und ihre Verbrennung liefert die vitale Wärme; durch Zerfall und Aufbau werden entgegengesetzte elektrische Spannungen erzeugt, die sich nach außen in elektrodynamischer Wirkung geltend machen können. Sobald also einmal die labilen Protoplasmamoleküle auf Kosten der Nahrung gebildet sind, bedarf es keiner weiteren Spannkraftlieferung, weil mit diesem Aufbau allein bereits sämmtliche Spannkräfte gegeben sind, die sich durch den Reiz in die verschiedenen aktuellen Energien des Lebens verwandeln. Fehlt aber die Nahrung, dann wird die Lebensmaschine nicht, wie man sich bis jetzt vorgestellt hat, Stück für Stück demontirt, um damit ihre restirenden Theile zu heizen, sondern es fehlt eben das Material für den Wiederaufbau der durch die vitalen Reize zerstörten Protoplasmatheile; es werden also zunächst die toten Reserven herangezogen, mit ihrer Hilfe wird ein Theil der zerstörten Moleküle wieder aufgebaut und auf diese Weise das Leben oft noch ziemlich lange gefristet. Aber endlich werden diese Reserven immer spärlicher, der Wiederaufbau des zerstörten Protoplasmas wird immer unvollständiger, die auf dem Reizzerfall des Protoplasmas beruhenden Lebensäußerungen werden naturgemäß immer schwächer und kraftloser, — und endlich kommt der Moment, wo lebenswichtige Theile nicht mehr ernährt, d. h. nach ihrem Zerfall nicht wiederhergestellt und daher die von diesem Zerfall abhängigen Leistungen nicht mehr vollzogen werden können. Dann stockt die ganze Maschine und der Organismus hat zu leben aufgehört.

Wien. Professor Max Kassowitz.

# Eine Van Dyck-Ausstellung.

Der Ruhm, den Amsterdam mit seiner Rembrandt-Ausstellung davongetragen hat, ließ die Antwerpener nicht schlafen und so veranstalteten sie zur dreihundertjährigen Feier des Geburtstages ihres theuersten Meisters im Königlichen Museum eine Ausstellung seiner Werke. Es wäre schön, wenn solche Sammelausstellungen sich einbürgerten und ein Meister nach dem anderen an die Reihe käme, obgleich gewisse Erwägungen auch dagegen sprechen. Bei Gelegenheit der Rembrandt-Ausstellung ist ein Bild — zum Glück nicht gerade eins der werthvollsten —, als es umgehängt wurde, innerhalb der Mauern der Ausstellung beschädigt worden. Da Das aber geschulten Angestellten passirte, hätte es eben so gut auch da vorkommen können, wo das Bild zu Hause war. Wenn der Versand u. s. w. die Bilder immerhin unleugbaren Gefahren aussetzt, — wie sehr wird doch auch der Nutzen, den die Kunstwerke stiften werden, durch Veranstaltungen wie die in Amsterdam und Antwerpen gesteigert! Wird eine Sache in Gebrauch genommen, so nutzt sie sich ab, daran ist nichts zu ändern; wird eine Sache nicht gebraucht, so kann sie aber nichts nützen Ist es nicht besser, daß unter tausend oder zehntausend Fällen einmal ein kleiner Schade angerichtet wird, als daß der Werth der Werke latent bleibt, wie in den vielen Privatsammlungen, die nicht zugänglich sind? Der große Kunstbesitz gewisser alter Familien in England und Italien ist ohne diese Ausstellungen so gut wie verloren. Denn, selbst wenn der Erbe solcher Schätze kunstsinnig genug ist, um sie würdigen zu können, kommen sie doch nur ihm, seiner Familie oder seinen Freunden zu Gute. Auch kann das Verhältniß zur Kunst, ohne entwerthet zu werden, nicht Das einer lieben Gewohnheit sein. Der Aristrokrat hängt gewiß an den Bildern, die ihm seine Ahnen hinterlassen haben, auch wenn sie nicht Familienportraits sind, aber er wird die größte Mühe haben, von dieser patriarchalischen Zuneigung die traute Banalität des Verhältnisses fern zu halten, in dem er auch zu dem Schweinslederſessel seines Urgroßvaters steht. Die Kunst verträgt die alltägliche Berührung nicht. Ihr Genuß bedingt besondere Sammlung; er gedieh deshalb so glücklich in der Kirche und drängt heute aus demselben Grunde, von allem Anderen ganz abgesehen, zum Kommunismus. In Antwerpen waren einige ganz kostbare, ganz seltene Werke aus Privatbesitz ausgestellt. Tausende, Zehntausende sind hingepilgert, um sie zu sehen, und in den wenigen Monaten der Ausstellung hat das Gute vielleicht hundertfach stärker gewirkt als sonst in Jahrzehnten.

Außerdem war für die übergroße Mehrzahl der Besucher der Eindruck des Lebenswerkes Van Dycks ein vollkommen neuer. Gerade die Bilder aus Privatsammlungen müssen eine Aenderung der öffentlichen Meinung herbeiführen, — allerdings nicht lediglich im Sinne der Van Dyck-Schwärmer. Manches muß man nach dieser Ausstellung von seinem Konto abziehen, Vieles, das man in einzelnen Bildern nur ahnte und das hier, wo über hundertunddreißig Werke seiner Hand vereint waren, zur besseren Geltung kam, hinzufügen. Das bleibende Resultat wird eine gerechtere Würdigung sein.

Van Dyck ist ein Künstler mit den denkbar stärksten Qualitätdifferenzen, ganz und gar dekadent, außerordentlich eklektisch; roh da, wo er mit den Mitteln

der vaterländiſchen Tradition ins Große ſtrebt, unübertrefflich, wo er das ihm eigene Gebiet betritt, das er erſt nach unendlichen Irrungen im fremden Land entdeckte. Rubens, der Lehrer Van Dycks, hatte eigentlich nur Gehilfen, keine Schüler und war nicht zum Lehrer geſchaffen, — nicht nur, weil er zu groß dafür war. Die Kunſt, die er ſchuf, war beſtimmt, das Fundament der modernen Malerei zu werden. In mannichfacher Form kehrt ſeine Eigenart in den nächſten bis zu den allerletzten Nachfolgern, die heute noch leben, wieder. Aber zum unmittelbaren Weiterbau, wie ihn Van Dyck in ſeiner erſten Zeit verſuchte, eignete ſich ſeine Kunſt gar nicht. Dafür fließt in Rubens das Künſtleriſche zu wild durcheinander; er hat nichts von der felſenfeſten Qualität der Quattrocentiſten, von denen ſich jeder Einzelne wie das eiſerne Glied einer Kette einreiht. Er war genial in der Nebenbedeutung des Wortes, die ſich nicht nur mit Größe, ſondern auch mit Ungleichheit des Wollens und Könnens deckt: aufſchäumende Kraft und Entartung liegen bei ihm eng neben einander.

Alles, was Van Dyck von großer Kompoſition in Rubens' Schaffen ſah, wurde bei ihm zu toller Entartung. Das Italieniſche der Renaiſſance, das Rubens, der Gewaltige, in ſeinem Werk zu bändigen wußte, wucherte in dem Schüler epigonenhaft weiter, aller edlen Elemente bar, ein Gräuel für Auge und Empfindung. Es giebt in unſerer an Banalem ſo reichen Ausſtellungmalerei nichts Schlimmeres als die Paſſionbilder, als den Chriſtus am Kreuz, der dem Muſeum gehört, als die Aufrichtung des Kreuzes aus der Kirche von Courtrai oder den Kalvarienberg aus Mecheln, in dem Carlo Dolci nach der ſchlechten Seite hin überboten iſt, nichts Roheres als den unter dem Kreuz zuſammenbrechenden Chriſt in der Paulskirche von Antwerpen oder das Martyrium des Heiligen Petrus im brüſſeler Muſeum, nichts Verlogeneres als die berühmte Ekſtaſe des Heiligen Auguſtinus in der gleichnamigen Kirche Antwerpens. Sie iſt in ihrer routinirten Malweiſe vielleicht das abſtoßendſte Werk der ganzen Epoche. Der Heilige im bewährten blauen Talar ſchaut, von beiden Seiten durch Engel geſtützt, verklärt zu dem in den Wolken ſchwebenden Chriſtus auf. Das frömmelnde Unweſen im Blick des Heiligen iſt ſo auffällig, daß man faſt auf den tollen Einfall kommen könnte, der Maler habe einen verdorbenen, lüſternen Pfaffen zeigen wollen.

Erträglicher komponirt, mit einem ſchwachen Anflug jener großen vlämiſchen Kunſt, wie ſie einſt in Van der Goes triumphirte, iſt die Anbetung der Hirten aus der Notre-Dame-Kirche von Termonde. Auch das von Legenden umwobene Bild des Heiligen Martin, der hoch zu Roß ſeinen rothen Mantel für einen Bettler zertheilt — ein Bild, das vor der verhängnißvollen Fahrt nach Italien gemalt wurde —, hat, weil es urſprünglich empfunden iſt, manches Sympathiſche, ja, die Skizze zu dem ſelben Bild, die ausgeſtellt war, iſt von ſeltener Friſche.

Aber dieſe ganze idealiſtiſche Malerei verſchwindet vor den Werken der reifen Epoche des Malers, der einzigen, die ihn zu ſeinem Ruhmestitel berechtigt: der Epoche, in der er ſich als Portraitiſten entdeckte. Es iſt eine traurige Ironie, daß das Vaterland des Künſtlers im Weſentlichen nur Kompoſitionbilder von ihm beſitzt; die werthvollen Portraits ſind in den Ländern geblieben, in denen ſie gemalt wurden: in Italien und England. Eins der glänzenden italieniſchen Portraits, der Doge Doria von Genua — freilich nicht zu vergleichen

mit den Portraits in Turin und Genua —, ist vor Kurzem aus der ehemals potemkinschen Sammlung in das brüsseler Museum übergegangen; und das antwerpener Museum besitzt das fabelhaft lustige Portrait des dicken Fräuleins mit den Hunden. Beide nahmen auf der Ausstellung Ehrenplätze ein. Das Portrait war Van Dycks Rettung; und es war sein Glück, daß er sich in allen seinen Perioden, sowohl der vlämischen, der italienischen wie endlich auch in seiner englischen Zeit, dieser Kunstgattung überließ.

Aus allen drei Perioden bot die Ausstellung eine große Zahl markanter Werke. Bei Weitem im Vordergrund standen die englischen Portraits. In Flandern war Rubens Nähe hinderlich; daher sind die vlämischen Portraits zwar brav, altmeisterlich tüchtig, aber sie haben nur selten eigentlich Charakteristisches; in Italien standen Van Dyck die großen Venezianer des sechzehnten und die traurigen Manieristen des siebenzehnten Jahrhunderts zu nah. Erst als ihn Thomas Howard nach England berief, wurde er ganz er selbst, — zum Nutz und Frommen der gesammten englischen Portraitmalerei, die heute in ihm mit Recht ihren Ahnen, den Vorgänger der Reynolds und Gainsborough, erblickt.

Van Dyck reagirte, ein echter Moderner, mit der Feinfühligkeit einer Mimose auf seine Umgebung. Er stand dem innersten Wesen seiner Landsleute fast rathlos gegenüber. Bekannt ist, daß er bei seinen burschikosen Kameraden, an deren Trinkgelagen Theil zu nehmen er sich weigerte, wenig beliebt war. Das Ritterliche des pittore cavalieresco in ihm hatte so gar nichts vom biderben Haudegen; es äußerte sich in eleganten Formen, in der Galanterie, im vornehmen Wesen, in einer Höflichkeit, die selbst für England der Zeit vorauseilte. Er war nicht im Stande, sich jedem Milieu beliebig zu anzupassen; wo er aber ein ihm zusagendes Milieu fand, war ihm die Führerschaft unbedingt beschieden. In Italien gab er der verblassenden Pracht der Renaissance einen letzten Schimmer. Er hat mehr Haltung als die Manieristen; das Bild des mit einem wundervollen schwarzen Sammetmantel bekleideten Dogen hat gewiß Etwas von dem Hochmuth, in dem sich die Herrscher der reichen oberitalischen Republiken damals gefielen und der sich zumal in Venedig hervorthat, aber es steckt auch wirkliche Pracht darin, éclat. Das unglaublich manierirte Selbstportrait — im Profil, mit der Sonnenblume —, das der Herzog von Westminster gesandt hatte, fesselte trotzdem; nicht nur, weil es die körnige Malweise zwischen Tizian und Veronese mit beinahe unbegreiflicher Geschicklichkeit interpretirt, sondern auch, weil man hinter dem selbstgefälligen Gecken doch ein bedeutenderes Etwas, eine Disposition zum Odi profanum vulgus vermuthet, die den Beschauer neugierig macht. Aber mehr noch als die äußere Pracht der italienischen Republiken entsprach der große Hof eines mächtigen Königs mit einer Pracht, die bereits Tradition und selbstverständlich, einem Raffinement, das zur Nothwendigkeit geworden war, Van Dycks Natur. Der antwerpener Krämersohn gefiel sich als der Abgott des Hofstaates, der Karl den Ersten umgab, — wohlverstanden: der Männer; die Frauen sind bis auf wenige Ausnahmen immer schlecht bei ihm weggekommen. Das kleine, dicke Fräulein in Blond mit den beiden Hunden zur Seite und dem Vogel auf der Hand, von dem ich schon sprach, nimmt im ganzen Werk des Meisters eine so einzige Sonderstellung ein, daß es fast von einem Anderen gemalt sein könnte, wenn es nämlich damals einen ebenbürtigen Anderen gegeben hätte. Köstlich und bei

Van Dyck einzig ist die Landschaft im Hintergrunde des Bildes; von höchstem Raffinement der Natürlichkeit sind die Farben.

Gute Frauenbildnisse sind die „Anna Maria de Camudio" des Herzogs von Arenberg in Brüssel, das Bild aus dem Besitz des Grafen Brownlow in Ashridge: die vornehme bleiche Frau mit dem reizenden Kind, in dessen dunkelmalvenfarbigem Kleide die Palette des Künstlers wunderbare Töne gefunden hat. Gewöhnlich lassen seine Frauenportraits kalt, so das Kniestück der „Gräfin von Southampton," die zwar lieblich, aber mit dem geöffneten Mund etwas thöricht wirkt. Sympathischer ist Penelope Wriothesley, eine Ahnin des gegenwärtigen Besitzers, Grafen Spencer in Althorp, dem auch das vorhergenannte Bild gehört und dessen Sammlung reich auf der Ausstellung vertreten war.

Unvergleichlich besser verstand er, die Männer anzuziehen, vielleicht deshalb, weil damals schon die Herren in England sich besser kleideten als die Damen. Wohl nicht das reichste, sicher aber eins der allerschönsten Kostümbilder ist der „William Villiers". Er steht da in den zierlichen Beinkleidern der Zeit, von denen heute nur noch eine schwache Erinnerung in der Unterkleidung der Damen fortlebt, in einem kostbaren Roth, das mit Gold bestickt ist; die Jacke brokatgelb mit prächtigem Spitzenkragen. In der Rechten hält er mit mädchenhafter Grazie den Mantel, in der Linken einen schwarzen Federhut.

Eine ganze Reihe ähnlicher Bilder hatten englische Sammler, nicht zuletzt auch die Königin, geschickt. Ich will nur von solchen reden, bei denen das Interesse über das Kostüm hinausgeht. Da ist gleich die Perle der ganzen Ausstellung, der „Arthur Goodwin" des Herzogs von Devonshire: eine überaus gelungene Farbensymphonie und zugleich von bedeutendem Ausdruck. Von dem braun-olivenfarbigen Grund hebt sich ganz en face das Bildniß ab, im Wesentlichen gelb, braun, oliven, — nur der obligate Vorhang links dunkelroth. Die übrigen Farbenunterschiede liegen eigentlich nur in den stofflichen Verschiedenheiten der Kleidung. Die selben Töne kehren, aufs Aeußerste abgeklärt, in dem Fleisch und in den Haaren wieder. Wenn der moderne Begriff geistigen Adels berechtigt ist, so kann man sicher bei diesem Bildniß davon sprechen: das rein Geistige des Mannes ist festgehalten, ohne daß irgendwie der Eindruck des Schwächlichen entsteht. Nicht ganz vermieden wird dieser Eindruck in dem Doppelbildniß des Schauspielers Killigrew und des Dichters Carew aus der selben Zeit, das der Königin von England gehört. Der Eine hat den Ellbogen auf einen Säulenstumpf und den Kopf in die Hand gestützt, der Andere deutet auf ein Manuskript in seiner Hand. Es ist viel Vornehmheit und Diskretion, aber doch auch etwas Krankhaftes in der affektirten Pose. Kränklich sind eben beinahe alle diese vornehmen Leute aus der größten Zeit Van Dycks. Und er hat sie noch kränklicher und blasirter gemacht, als sie ohnehin schon waren: so den schmalen „James Hay" des Grafen Cibham im schwarzen Kostüm mit grünen Strümpfen, der verächtlich den Zuschauer anblickt, oder den blondgelockten, schmachtenden Standartenträger Karls, „Edmund Verney", aus der Sammlung Verney, den man Mühe hat, sich in Wirklichkeit gerüstet vorzustellen. Die Rüstung ist ein Staatskleid geworden, ein vollkommen malerisches Mittel, so besonders in dem schönen Bilde des Herzogs von Norfolk „Graf Arundel mit seinem kleinen Sohn", in dem die Waffen des Grafen, das schöne Roth im Anzug des Knaben

und der prachtvolle Hintergrund — zur Rechten der goldbraune Renaissancestoff, zur Linken die dunklen Felsen — ein harmonisch ruhiges Ensemble bilden. Freilich: die Wahrheitapostel kommen bei Van Dyck zu kurz. Er opfert Alles — oder fast Alles — der Repräsentation. Das Prachtbild „Karl der Erste und die Königin Henriette Marie", aus dem Besitz des Herzogs von Grafton, ist in den Posen so unwahr wie möglich. Die Königin reicht dem hohen Gemahl den Lorber und sieht dabei auf den Beschauer, der König sieht neben ihr vorbei. Aber wie herrlich ist das Kostüm gemalt, der rothe Sammet, die weiße Seide, die Spitzen! Und die Hände! Die Hand war für Van Dyck sozusagen der verkürzte Ausdruck des Repräsentativen und zugleich der Triumph der Grazie. Schon das frühe Selbstportrait aus der graftonschen Sammlung mit dem aufgestützten Arm und der eingeknickten Hand zeigt die meisterhafte Beherrschung dieses Details; später läßt er wenigstens eine Hand mit Vorliebe lang über die Lehne des Sessels oder den Stumpf der Säule hinabhängen, so im Portrait der Camudio und in dem prachtvollen schwarzen „Scaglia" des antwerpener Museums. Oft redet die Hand eine Sprache ganz für sich; sie flüstert; es sind Hände, die nur die matte Geberde des höfischen Geplauders, keine Dramatik, noch weniger Thätigkeit kennen; oft sinkt sie zur leblosen Kostbarkeit herab, zu einem Toilettenstück, immer schön, selbst in dieser Unnatur. Ich erwähne noch die Wiederholung des berühmten Bildes der drei Kinder Karls des Ersten — das der Königin von England gehört —, das Doppelbildniß des Lord Stuart aus dem Besitz des Grafen Darnley und den prächtigen Lord Wharton aus der Eremitage. Man vermißte unter diesen Prachtbildern nur die kräftigen und nicht weniger würdigen Stücke, wie sie die münchener Pinakothek in dem „Jan de Weil" und in seiner Frau besitzt. Aus deutschem Besitz war überhaupt nur wenig gekommen. Interessant war eine Menge kleiner Grisailles und Zeichnungen des pariser Malers Bonnat und des Königs von Italien, ferner die reiche Kupferstichsammlung des Herzogs von Arenberg.

Manche Besucher der Ausstellung waren enttäuscht. Mit Unrecht! Die Veranstalter hatten die Absicht, ein möglichst getreues Bild der Schöpfung Van Dycks in allen Phasen zu geben. Das haben sie mit großem Verständniß gethan. Wer früher in Van Dyck ein Vollgenie sah, verdankte seine Enttäuschung nur dieser Ueberschätzung. Er war nichts weniger als Das. Seine Alluren waren allenfalls genial, aber was er geschaffen hat, trägt den Stempel des Talentes, nicht des Genies. Vielleicht steht er uns deshalb nur um so näher. Er ist ein Vorläufer gewisser Erscheinungen, die unserer Zeit angehören, ohne unsere Stärke auszumachen. Er hat den Aesthetizismus vorausgeahnt, der gegen den Realismus der vergangenen Generation reagirte. Erinnern wir uns aber daran, daß in dem selben Jahre, in dem dieses Talent geboren wurde, ein wirkliches Genie erstand: Velazquez. Welche That wäre es, wenn, als nächste Folge der geglückten diesjährigen Sammelausstellungen, nicht in Spanien, sondern in einem der großen Länder Europas, eine Velazquezausstellung gelänge! Das wäre eine größere Offenbarung, die auch die höchstgespannten Erwartungen nicht enttäuschen würde.

Paris. Julius Meier-Graefe.

# Eine kleine Revision.

In der schönen Arbeit von Karl Jentsch „Eine kleine Inventur“*) reizt mich eine wichtige Stelle zu einer kleinen Revision. So rasch auch die Entwickelung schreitet und das Aussehen der Welt sich ändert, so wirft sie doch so schnell und so radikal nicht zum alten Eisen, was aus dem Denken eines bedeutenden Mannes, wie Marx es nun doch einmal war, hervorging. Ich habe die Ueberzeugung, daß ein ernster Mensch der Wahrheit nahe kommt, daß ein Theil von ihr sich ihm offenbart, daß aber dann die Formel, die er für das Gefundene aufstellt, sofort seinen menschlichen Antheil verräth, die Weite oder Beschränktheit seiner Lage widerspiegelt und, von dieser Seite angepackt, auch diskutabel wird. Darum bin ich aber noch lange nicht der Meinung, daß nun das Kind sofort mit dem Bade ausgeschüttet werde, die persönliche Formulirung sammt der ihr zu Grunde liegenden Wahrheit, denn ein solches Thun wäre mindestens nicht ökonomisch. Die Liebe zur Wahrheit — oder bescheidener: zur Feststellung der Wahrheit — reizt mich zu diesem Widerspruch.

„Das Ideal, eine jeden Interessenkonflikt ausschließende sozialistische Weltproduktion und Welt-Gütervertheilung, wird niemals erreicht werden“, sagt Jentsch. Er hat Recht und Unrecht. Recht, da er das Ideal als Ideal anerkennt. Auch wie er sich zur Verwirklichung des Ideales stellt, ist sein persönliches Recht. Denn hier tritt der Glaube in Kraft. Und zum Glauben kann man Keinen zwingen. Ich habe den Glauben, daß das menschliche Ideal vom Menschen einmal erreicht und verwirklicht wird, denn nur mit diesem Glauben kann ich leben, während jeder andere Glaube, der hier auch nur den kleinsten Abstrich macht, mir nicht viel besser als das unmittelbare Bekenntniß zum Nihilismus erscheint. Wie fern diese Zeit der Idealerfüllung liegt, ist mir gleichgiltig, wenn ich nur weiß, daß sie einmal kommt und daß jeder rechte Schritt vorwärts uns ihr näher bringt. Unrecht aber hat Jentsch damit, daß er das Ideal ein sozialistisches nennt. Wo steht denn geschrieben, daß der Mensch zum Sozialisten geboren sei? Das sind doch nur Stichwörter, die für eine kurze Weile gelten, Versuchsformen, durch die unsere Entwickelung hindurch gehen muß, um langsam und schrittweise sich jener einen Form zu nähern, die sie alle umschließt, die Jeder heute schon in sich wirken fühlt und in die aufzugehen, die unvertilgbare Sehnsucht des lebendigen Menschen ist. Aber es ist auch beinahe gleichgiltig, wie Einer sich heute zu dieser großen Frage stellt, denn die Entfernung von ihrer Beantwortung durch die That ist noch so groß, daß selbst ein weites Abbiegen vom direkten Weg nur wie ein leises Schwanken erscheint. Wenn man ihr nur nicht direkt den Rücken kehrt und sich in entgegengesetzter, rückschrittlicher Richtung zu bewegen beginnt. Und giebt Jentsch auch das Ideal halb preis, da er die Möglichkeit seiner Verwirklichung leugnet, so glaubt er doch an die Möglichkeit, die Uebel theilweise und stellenweise heilen zu können. Der Erdkreis ist beschränkt. Mag es noch so viele Stellen geben, an denen eine Heilung der Uebel stattfinden muß: einmal wird die

*) S. „Zukunft“ vom achten und fünfzehnten Juli 1899.

letzte Stelle doch erreicht, denn die Beschränkung des Gebietes, das dem Menschen als Heimath zufiel, sagt uns, daß diese Stellen zählbar sind und nicht unendlich.

„Als unhaltbar haben sich mehrere spezifisch marxische Ansichten erwiesen, deren wichtigste die materialistische Geschichtkonstruktion, die Mehrwerthlehre und endlich die Katastrophentheorie sind. Die Ideen der Politik und Religion, des Rechtes, der Kunst, Wissenschaft und Philosophie als ideologische Formen zu betrachten, in denen sich die Menschen ökonomischer Verhältnisse oder Widersprüche bewußt werden, ist eine so offenbare Thorheit, daß es sich nicht lohnt, dabei zu verweilen", sagt Jentsch. Doch, es lohnt sich, sage ich, denn je größer eine Thorheit ist, um so größer muß, erkennt man sie ganz, der Gewinn an Einsicht sein. Und da fällt mir Eins auf: die Sätze, die Jentsch unmittelbar diesem kategorischen Urtheil folgen läßt, halten nicht Stich. „Die sittlichen, die ästhetischen, die religiösen Ideen", sagt er, „sind ein Urbesitz der Menschheit und so wirklich und wirksam wie die arbeitenden Hände." Nun, dieser Urbesitz muß dann aber sehr allgemein gedacht werden, er läßt auch nicht die geringste Spezifizirung zu, so daß wir allenfalls noch sagen könnten: von Natur her liegen im Menschen sittliche, ästhetische, religiöse Anlagen oder Instinkte, daß aber jedes Wort darüber hinaus schon zu viel wäre. Denn da setzt sofort der geschichtliche Wandel ein. Was man für sittlich, ästhetisch, religiös hielt, wechselte mit den verschiedenen Zeiten und Völkern, wie die Münzsysteme dieser Zeiten und Völker wechselten. Und bringen wir es vielleicht noch fertig, den Inhalt dieser sittlichen, ästhetischen, religiösen Bestrebungen in letzter Linie philosophisch als einen gemeinsamen hinzustellen, so ist doch die Art, wie man zu den Idealen zu gelangen gedachte, durchaus verschieden. „Die soziale Struktur und die ökonomische Stufe einer Gesellschaft hat auf diese Ideen gar keinen Einfluß", sagt Jentsch. Spräche er von einer Idee, wie es Goethe einmal verlangte, so wäre nichts einzuwenden. „Die Idee ist ewig und einzig", sagte Goethe. „Daß wir auch den Plural brauchen, ist nicht wohlgethan. Alles, was wir gewahr werden und wovon wir reden können, sind nur Manifestationen der Idee." Redet Jentsch nun von „Ideen", so sind Das schon Manifestationen der Idee und auf diese haben Zeit, Ort, soziale Struktur und ökonomische Stufe einen kolossalen Einfluß geübt, den auch Jentsch zugesteht, wenn er hinzusetzt: auf die Verwirklichung der Ideen werde ein Einfluß nur insofern ausgeübt, als dazu in einem gewissen Grade materielle Mittel gehören. „Ein armes Volk kann sich natürlich keinen Luxus erlauben und ist daher in der Ausübung der bildenden Künste beschränkt; aber durch alle Reichthums- und Armuthstadien und durch allen Wandel der Produktionformen hindurch ist das ästhetische Ideal der europäischen Menschheit unverändert geblieben und kein Europäer irgend einer Zeit seit Homer würde eine chinesische Fratze einem Apollo vorgezogen haben." Ich bedaure, von dem „aber" an wieder anderer Meinung zu sein. Die Apollos mußten wir bekanntlich erst wieder aus der Erde herausgraben, in die sie eine Zeit, die nach Homer kam, versenkt hatte, weil sie einem ganz anderen Ideal den Vorzug gab. Die geschundenen Heiligen, die Statuen Christi, die wir heute noch zu Hunderten an den Wegen aufgerichtet sehen, sind nicht schöner als chinesische Fratzen und dennoch beherrschten und beherrschen sie das ästhetische und religiöse Denken einer Masse von Europäern. Dem geläuterten Schönheitgeschmack einer neueren Zeit kam man von Rom her sogar damit ent-

gegen, daß man das älteste Portrait Christi auffand und im Massenvertrieb der Welt bekannt gab, — ein Portrait, das belehren sollte, daß Christus auch körperlich und äußerlich der schönste Mensch war, den je die Sonne beschien. Dem Kulturhistoriker sagt dieses Streben Etwas und sein menschliches Herz erfreut sich daran.

Reden wir von Ideen und Idealen, so ändern sie sich fort und fort. Das ist auch nicht unnatürlich. Denn treten wir in den Plural ein, so verlassen wir die Idee, die ewig und einzig ist, und gerathen unter ihre Manifestationen. Von diesen aber können wir nicht mehr Das aussagen, was Goethe von jener aussagte. Sie sind nicht ewig, einzig, unwandelbar und den materiellen Einflüssen entzogen. Als nun Marx diese Manifestationen für die Idee selbst nahm, irrte er und sagte von der Idee aus, was nur mit großer Beschränkung von den zeitlichen Idealen ausgesagt werden konnte. Und da Jentsch an dem Wesen der Idee festhält, kommt er dazu, von den zeitlichen, wandelbaren Ideen und Idealen auszusagen, was nur von der einzigen, ewigen Idee gilt. Das aber erscheint mir als ein Irrthum nach der anderen Seite.

Die ästhetischen Ideale ändern sich thatsächlich fort und fort und es giebt heute schon Leute, denen eine chinesische Fratze interessanter erscheint, als ein Apollo, der ihnen langweilig geworden ist. Aber auch abgesehen von diesen Spezialisten des ästhetischen Geschmackes bleibt immer noch die Frage übrig: Warum entwickelte sich das chinesische Ideal in der Richtung sogenannter Fratzen — für den Chinesen können diese Fratzen nicht Fratzen sein —, warum nicht in der Richtung eines Apollo? Ich meine: weil Zeit, Lage, Verhältnisse, kurz, alle materiellen Bedingungen eine solche Konzeption dort nicht zuließen, während anderswo diese Konzeption in strahlender Schönheit geboren wurde.

An dieser Stelle möchte ich ein ganz spezielles Wort zur marxischen Geschichtstheorie sagen. In seiner Kritik der Geschichtphilosophie Hegels und der Hegelianer kam Paul Barth zu dem Schluß, daß das Umgekehrte Dessen, was Marx behauptet, überall in der Geschichte handgreiflich sei, nämlich ein tiefgehender Einfluß der Religion auf die Oekonomie. Er führte für diese Behauptung mehrere allgemeine Beispiele an. Dann aber fuhr er fort: „Am Klarsten aber wird jene bestimmende Wichtigkeit der Religion für den gesammten Lebensprozeß da, wo zwei Völker, in Allem gleich, nur in der Religion verschieden, eine durchaus verschiedene Entwickelung ihrer Leistungen und Zustände zeigen. Unter den europäischen Völkern befinden sich zwei turko-tatarische, die Magyaren und die Osmanen, beide einander eng verwandt, in ihren ursprünglichen Wohnsitzen in der turanischen Tiefebene einander benachbart, die ersten gegen Ende des neunten, die anderen im zwölften Jahrhundert ausgewandert, die einen nördlich, die anderen südlich vom kaspischen Meer nach Europa vordringend. Bei ihrem Zusammentreffen in Europa sind die Osmanen zweihundert Jahre lang den Magyaren so überlegen, daß diesen die Vernichtung droht, dann tritt der unaufhaltsame Verfall der Osmanen ein, so daß sie jetzt trotz günstigerer geographischer Lage den Magyaren weit nachstehen, dem Untergang nahe sind, während diese, obgleich mehrere Jahrhunderte länger dem Einfluß der europäischen Kultur zugänglich und ausgesetzt, eine politisch und wirthschaftlich aufstrebende, noch zukunftreiche Nation sind. Da die übrigen Momente für die Osmanen günstiger als für die Magyaren liegen, so kann nur die Verschiedenheit der Religion jene

Divergenz der Entwickelung erklären. Das Christenthum, den geistigen Mächten höheren Werth beimessend, spornte die Magyaren zu einer höheren geistigen Entwickelung, während der Islam, von geringerem geistigen Gehalt, die Osmanen zur Konkurrenz mit den christlichen Völkern unfähig machte. So ist überall die Religion ein herrschender, nicht ein nebensächlicher Faktor des Völkerlebens gewesen". So spricht Paul Barth. Es wäre mir nun gar nicht uninteressant, einmal zu hören, was Jentsch zu dieser Art einer Geschichtkonstruktion sagt. Was ich dazu sage, ist heute noch das Selbe, was ich mir vor neun Jahren zu dieser Stelle notirte. Die Notiz lautet: „Das Beispiel der Osmanen und Magyaren ist verfehlt. Barth hat keinen Begriff von der Entwickelung und Erschöpfung der individuellen Lebensenergie eines Volkes. Sind die Bedingungen günstiger, so wird das gesammte Wachsthum eines Volkslebens ein schnelleres sein. Daher das Uebergewicht der Osmanen über die Magyaren während zweier Jahrhunderte. Sie überflügelten die Ungarn, erschöpften sich aber auch eher als sie. Der größere oder geringere geistige Gehalt des Islams — die mir noch sehr fragliche Thatsache einmal zugegeben — wäre als ein Produkt dieser Entwickelung anzusehen, nicht aber als deren Ursache. Vielleicht würde in umgekehrter geographischer Stellung der Islam diesen größeren geistigen Gehalt gewonnen haben und die Magyaren würden heute vor ihrem Untergange stehen trotz ihrem christlichen Bekenntniß". Diesen damals niedergeschriebenen Worten füge ich heute noch Einiges hinzu. Noch schneller als auf dem immerhin etwas abseits liegenden Boden der Türkei erschöpfte sich die Kraft des Islams auf dem alten Kulturboden der römischen Provinz Spanien. Dort war aber auch die von ihm erzeugte Kulturblüthe noch wunderbarer und rascher. Aber — so frage ich nun — wie sieht es denn mit dem politischen und wirthschaftlichen Aufstreben, mit dem Zukunftreichthum der da unten lebenden christlichen Nationen aus? Befinden sich die griechischen und spanischen — fast möchte ich sagen: auch die italienischen — Christen in diesen Punkten so bedeutend viel besser als die türkischen Islamiten? Wenn die Religion allein eine solche Divergenz der Entwickelung, wie sie sich zwischen Osmanen und Magyaren zeigt, erklären könnte, so müßte doch das Bild des politischen und wirthschaftlichen Lebens bei Griechen, Italienern und Spaniern ein wesentlich schöneres sein, als es thatsächlich ist, es dürfte von einer auch nur annähernd gleichen Dekadenz bei diesen Völkern noch nichts zu sehen sein. Mir scheinen also geographische und klimatische Verhältnisse doch keine so nebensächlichen Faktoren für die Entwickelung eines Völkerlebens zu sein, wie Barth hier anzunehmen scheint. Noch mehr aber kommt der Umstand in Betracht, ob eine junge, ungebrochene Volkskraft sich auf neuem Lande oder aber auf altem Kulturboden ansiedelt? Dieser verschlingt die jungen Volkskräfte mit geradezu erschreckender Gewalt.

Und nun gehe ich noch einen Schritt weiter und frage direkt: Was blieb von der Kulturmacht des Christenthums in jenen christlichen Ländern übrig? Ist ihr religiöses Leben so in die Abhängigkeit des Pfaffenthums und kirchlicher Aeußerlichkeit gerathen, weil das wirthschaftliche Leben zurückging und die Höhe nicht mehr zu behaupten vermochte? Oder war dieser wirthschaftliche Rückgang die Folge der geistigen Verarmung und Verknechtung? Ich halte die beiden Erscheinungen für Korrelaterscheinungen, nicht aber die eine für die Folge der

anderen. Und ich sage allgemein: Die geistige und materielle Entwickelung, die Denkart und Produktion ändern sich mit und durch einander. Sie sind nicht als in einem unerschütterlichen Kausalverhältniß zu einander stehend aufzufassen, sondern, obgleich auch Wechselwirkungen unter ihnen stattfinden, bald diese, bald jene führend und bedingend erscheint, sind sie Beide doch bedingt von einer anderen Ursache; und diese Ursache ist: die Abwandlung des Lebensalters eines Volkes. Gewohnt, mich selbst scharf zu beobachten, bemerkte ich, daß sich mein Denken im Lauf der Jahre total änderte. Gar manches einstige Weiß wurde schwarz vor meinem Urtheil, gar manches Schwarz wurde hell und leuchtend. Ich empfand subjektiv und individuell; ein soziales Denken und Fühlen war mir nicht nur unverständlich, sondern ich haßte es, wie ich die asketische Entsagung haßte, zu der man mich von Kindheit auf bestimmen wollte. Aber nicht nur die große Aenderung meines Denkens ward mir bewußt, sondern ich bemerkte, daß ich selbst am Abend nicht der Selbe war, der ich am Morgen gewesen war. Eine zur That und womöglich zum Angriff drängende kriegerische Stimmung beseelte mich am Morgen. Ich sah Alles in hellem Licht und der Erfolg war mir ohne Zweifel. Aber am Abend kam ein leiser Pessimismus daher und überschlich mein Wollen: das Ziel da ist gar nicht so erstrebenswerth, wie Du meintest, es lohnt sich eigentlich gar nicht, dafür Deine Kräfte einzusetzen; so redete der müde Mann. Ob die Sonne schien oder hinter Nebeln verschwand, ob lange Arbeit mich am Schreibtisch hielt oder ob ich sie mit kräftigen Märschen oder tüchtiger Arbeit im Garten unterbrach, ob ich lange in der Ebene blieb oder Berge erkletterte: alle diese und manche andere Dinge veränderten — wenn nicht mein Denken prinzipiell, so doch — meine Stimmung. Warum ist Das so? Weil wir selbst der Entwickelung unterworfen sind, weil jeder äußere Einfluß in uns selbst eine Gaststelle findet, um so mehr, je regsamer unser Gehirn sich entwickelte, je empfindlicher unser Nervenapparat wurde. Trotzdem redet das naive „Ich" immer von sich, es ist der Meinung, nur es selbst sei ein Feststehendes, während alles Andere dem Wandel und Wechsel unterworfen ist und sich im wirbelnden Weltentanz dreht. Dabei aber dreht sich dieses Ich ganz vergnüglich mit und zuletzt kommt es dahinter und fragt sich: „Ja, wo blieb ich denn?" Es schaut sich um und sieht sich nicht mehr und in wahrem Wahnsinn rennt es dahin, sich selbst zu suchen, immer weiter, bis es schließlich kopfüber in den Abgrund des Alleins purzelt und untergeht. Es giebt aber auch noch einen andern Untergang. Die Sonne zeigt ihn uns, wenn sie ins Meer sinkt. Von der höchsten Mittagshöhe steigt sie nieder und sinkt, im Purpur der Liebe erschauernd, der Nacht in die Arme. Und ihr gleicht der Mensch, der einmal seine Höhe erstieg und, im Bewußtsein seines Glückes und seiner Vollendung nun nicht mehr von Selbstsucht gequält, die Güte findet, mit der er auf stillem Heimgang alles Lebendige dankend segnet und mit goldenem Licht überschüttet.

All diese Erscheinungen, die man bei Völkern und Rassen eben so wie bei den Individuen findet, sind Folgen des natürlichen Wandels des Lebens. Es ist keine Frage, daß in diesem Wandel die sogenannten materiellen Elemente die selbe Schwere und Wichtigkeit besitzen wie die sogenannten geistigen. Ich vermag die Einen nicht von den Anderen zu trennen. Thun wir es aber, so müssen wir Marx Recht geben, daß er die Wichtigkeit der ökonomischen Ver-

hältniſſe ſo ſcharf betonte, denn auf ihrer Geſundheit beruht die körperliche Geſundheit des Einzelnen und zum großen Theil auch der Geſammtheit; und erſt auf dieſer Grundlage wieder erheben ſich die tüchtigen geiſtigen, äſthetiſchen, ſittlichen, religiöſen Ideen, die wir wünſchen müſſen. Habe ich mich vorhin im Widerſpruch mit Paul Barth befunden, ſo freue ich mich, ihm nun zuſtimmen zu können, wenn er ſagt: „Marx und ſeine ſelbſtändigen Anhänger haben das große Verdienſt, wenn auch nicht zuerſt, ſo doch am Schärfſten auf den Antheil hingewieſen zu haben, den die Oekonomie an der Geneſis aller, ſelbſt der höchſten Lebensäußerungen der Geſellſchaft hat; doch haben ſie dieſen Antheil zu hoch bemeſſen, ja ſogar zur ausſchließlichen zureichenden Urſache erweitert.“ Zu hoch bemeſſen hat Marx dieſen Antheil wohl nicht, denn eine Nothwendigkeit kann man nicht zu hoch bemeſſen. Aber zu ausſchließlich und einſeitig bemaß er ihn; und dieſer Irrthum entſtammt mehr der Zeit als der Perſon.

Das Leben iſt für mein Sehen eine Einheit und als ſolche die Urſache aller ſeiner Erſcheinungen. Wie Kraft ſich in Wärme umſetzen läßt und Wärme in Licht, wie aus Kartoffeln Gedanken werden und aus Rebenſaft Witze, ſo ſuche ich dieſe Einheit Leben in allen ihren Offenbarungen. Dieſe mögen ſo oder ſo ſein: die Generalurſache Leben ſteckt in allen und wirkt in ihnen und aus ihnen heraus, wie ſie nun einmal in der jedesmal angenommenen Form wirken muß und allein wirken kann. Darum wirken auch alle materiellen Verhältniſſe auf das Geſammtleben genau ſo zurück wie die ideellen Kräfte; darum wirken Dieſe auf Jene und Jene auf Dieſe, einander ablöſend und ſich in einander umſetzend, wie es gerade kommt. Und hinter dieſes „Wie es gerade kommt“ zu kommen, hier das Geſetz zu finden: Das iſt für uns heute wichtig.

Wenn Marx uns dahin brachte, die ehemalige Einſeitigkeit der allgemeinen Meinung einzuſehen, als ſeien materielle Verhältniſſe nur durch die ideellen Kräfte zu korrigiren und zu beſiegen, dem Volk ſei geholfen, wenn es ſeine ideellen Güter wahre; wenn er uns zu dieſer Einſicht zwang, als er uns in das gegentheilige Extrem hinausriß, ſo ſind wir ihm trotz ſeiner Einſeitigkeit zu Dank verpflichtet. Weder das Eine, was die Ideologen von ehemals und von heute glauben, iſt wahr, noch das Andere, was die ausſchließlichen Marxiſten glauben. Zu gewiſſen Zeiten haben die materiellen Verhältniſſe das unbeſtreitbare Uebergewicht über die ideellen, dann kommt der Gegenſchlag, man vernachläſſigt jene und widmet ſich dieſen. Was aber iſt das Geſetz dieſer Bewegung? Wann und wie und warum tritt die eine Art vor? Wann und wie und warum die andere? Iſt es nothwendig, daß wir fort und fort aus einem Extrem ins andere fallen, bald an übergroßer Hitze, bald an ſchauriger Kälte leiden? Oder läßt ſich eine angenehme Regulirung erzielen? Das wollen wir heute wiſſen. Aber ſelbſt an dieſe Frage wären wir nicht herangekommen, hätte nicht ein Marx die Wichtigkeit der wirthſchaftlichen Verhältniſſe in ſo extremer Weiſe betont, wie er es that. Daß dieſe Thatſache allein ſchon gegen Marx beweiſt, wie wichtig eben ſo für uns die geiſtige Kraft der Perſönlichkeit iſt, ſchadet nicht; denn wir gewinnen eine ganze Welt da, wo er uns eine halbe nahm, um uns die andere Hälfte dafür zu geben.

Soden im Taunus. Dr. Mathieu Schwann.

# Haschisch.

Herr Abd el Hadi handelt mit Gewürzen und Wohlgerüchen. Sein Geschäft ist keins von den größten in Kairo, aber es nährt seinen Mann. Früher freilich soll der alte Abd el Hadi ein großer Kaufherr gewesen sein. Aber seit der Geschichte mit den achttausend Pfund Sterling ist Alles anders geworden. Er sagt, er habe sie bei Landspekulationen in Oberegypten verloren. Seine Feinde erzählen, er habe das Geld mit Weibern verthan. Die Wahrheit weiß Gott allein. Dann sind die Jahre gekommen, von denen geschrieben steht: sie gefallen Euch nicht. Seine Frauen starben und der Tod raffte auch andere Kinder dahin. Das Geschäft ging schlecht und oft hatte er nicht einmal zu essen. Aber Abd el Hadi kämpfte sich durch. Nun ist er fromm geworden. Er trinkt nicht mehr von den gebrannten Wässern der Franken, er kennt außer seiner Frau keine Frau und er versäumt nie ein Gebet. Nur eine Leidenschaft seiner jungen Jahre hat er nicht von sich zu thun vermocht: das Haschisch. Er weiß, daß der Koran alle betäubenden und berauschenden Genußmittel dem Gläubigen versagt. Aber er kann nicht davon lassen. Er setzt sich dafür auf andere Weise mit seinem Gott auseinander und vertheilt jeden Freitag vierzig Laib Brot unter die Armen.

Abend für Abend sitzt er in seinem stillen Gärtchen, in dem das Wasser des heiligen Nils durch tausend kleine Furchen rieselt. Der duftige Rauch des berauschenden Harzes umhüllt ihn und er träumt von stillen und tiefen Dingen, gedankenvoll und doch ohne Gedanken. In einer Nacht, wie sie nur das Morgenland kennt, einer Nacht ohne Mond und ohne Sterne, die aus sich selbst leuchtete, hat er mir diese Geschichte erzählt:

Es ist an vierzig Jahre her. Said Pascha regirte und es gab noch nicht den eisernen Weg, der jetzt von Ort zu Ort führt. Damals sah auch der Handel anders aus. Wir Kaufleute pflegten im Sommer nach Oberegypten hinaufzuziehen. Damals hatte jeder größere Ort ein Mulid, eine Heiligenfeier, mit der eine Messe verbunden war; sie dauerte oft mehr denn zehn Tage. In dieser Zeit kamen die Einwohner der ganzen Umgegend dort zusammen und kauften von uns, was sie für das Jahr brauchten. So habe ich mit meinem Zelt und meinen Waaren ganz Oberegypten durchzogen, von El Minich bis nach Assuan. Und mein Geschäft war einträglich, ob ich schon viel Geld unnütz verthat. Kam nämlich die Nacht heran, so schlossen wir unsere Zelte und gingen in den Ort, in dem das Mulid gefeiert ward. Da gab es Sängerinnen und Tänzerinnen, Gaukler und Märchenerzähler. Und die Griechen hatten ihre Plätze, dort trank man schweren, schwarzen Wein von einer Insel, die wird Kypro genannt. Die Kopten wiederum hielten ein Getränk feil, das war wie Milch und wie Feuer zugleich, es wird aber aus Datteln gegohren. Auch gab es Kaffeehäuser, wo man Haschisch rauchte. Dorthin ging ich jede Nacht. Was ich rauchte, brachte ich aber selbst mit von Kairo: ich baute nämlich Haschisch in meinem Garten; es glich der Ambergis, so süß und stark war sein Duft. Und ich rauchte in jeder Nacht mehr denn dreißig Gozahs, denn ich war dazumal ein Anderer als Der, den Du jetzt siehst. Ich war Feuer, jetzt bin ich Asche. Gott hatte mir Schönheit und Anmuth verliehen und ich fand Wohlgefallen bei den Menschen, sonderlich bei den Frauen, den köstlichsten. Ich liebte aber keine wie die Töchter

des oberen Landes. Rede mir nicht von den weißen, den Tscherkessinnen und Sklavinnen der Paschas. Kalt sind sie und plump gegen jene, deren Haut schimmernder Bronze gleicht, über die matt durchsichtige Seide gespannt ist. Die schönsten aber findest Du in Sint.

Dort war einmal ein Mulid, an dem habe ich für tausend Pfund Sandelholz verkauft, dazu Weihrauch. Es kam aber jeden Tag ein Weib zu mir und kaufte Wohlgerüche von den theuersten, die mit mir waren. Da sie so schön war, gab ich ihr immer doppelt so viel, als sie bezahlte. Ich hatte aber nur ihre Hände gesehen, denn sie ging dicht verschleiert. Eines Tages kam sie wieder; und als sie eine Weile bei mir gesessen hatte, forderte sie zu trinken. Sie schob ihren Schleier ein Wenig zurück und ich sah ihr Gesicht. Sie that aber so mit Absicht. Da entbrannte ich in Liebe zu ihr und schwur, daß ich sie besitzen würde. Sie aber lachte und ging fort. An diesem Abend aß ich nicht; die Liebe ließ keine Eßlust aufkommen. Ich hatte aber in Sint ein Häuschen gemiethet, darüber war ein Wächter gesetzt, der hieß Dschafar. Dieser hatte mir schon früher in solchen Dingen geholfen. Die Leute sagten von ihm: Dschafar ist so geschickt, daß er das Schwarze aus dem Auge stiehlt. Ihm erzählte ich meine Sache. Da sprach er: „Die täglich zu Dir kommt und Wohlgerüche kauft, heißt Fattumah und sie ist das Weib des Kupferhändlers Hassanen; ich rathe Dir aber, laß ab von ihr." Als er so redete, veränderte sich meine Farbe. Da jammerte es ihn und er sagte: „Sie ist wahrlich der Schönsten eine in Sint, aber ihr Mann hütet sie wie seinen Augapfel; darum laß ab von ihr, es wäre sonst Dein Unglück." Da ward ich zornig und rief: „Unglück oder nicht Unglück: beim Leben dieses Bartes, ich werde sie besitzen; und hilfst Du mir nicht, so hilft mir ein Anderer!"

Wie ich also auf meinem Vorsatz beharrte, da weinte er und sprach: „Auf Kopf und Auge, mein Herr! Aber tadle mich nicht um den Ausgang." Da ward mein Herz wieder fröhlich und ich schenkte ihm das Seidengewand, das ich trug. Dann sagte er: „Morgen, um die Zeit des Asrgebetes, komme ich in Dein Zelt und nehme von Dir den Schlüssel dieses Hauses. Trete ich dann am Abend in Deinem Kaffeehause zu Dir und spreche: ‚Nimm den Schlüssel, o Herr', so wisse, daß das Weib hier Deiner wartet."

Am anderen Tage saß ich in meinem Zelt und harrte, daß das Weib käme. Als aber der Muezzin zum Mittagsgebet rief, ohne daß mein Auge sie gesehen hatte, da verzweifelte ich in meinem Herzen und sprach bei mir: Sie will Dich nicht, sie ist über Deine Worte erzürnt. Und ich nahm nicht Speise noch Trank. Dann kam die Zeit des Asr; und Dschafar trat zu mir und forderte den Schlüssel meines Hauses. Da faßte ich wieder Hoffnung und fragte: „Sage mir, wie stehts?" Er aber antwortete mit dem Spruch: Fraget nicht nach Dingen, die Euch nicht angehen, auf daß Ihr nicht Dinge hört, die Euch nicht gefallen, — und nahm den Schlüssel und verließ mich.

Dann vergingen die Stunden und schienen mir wie Jahre. An jenem Abend saß ich aber gleich einem Verstörten und rauchte wohl an dreißig Tamirah Haschisch, bis meine Gedanken anfingen, sich zu verwirren. Und es war spät geworden und ich wollte aufbrechen. Da trat Dschafar ein und machte mir ein Zeichen und sprach: „Nimm den Schlüssel, o Herr!" Da ward ich fröhlich und guter Dinge, denn ich wußte, daß ich nun mein Ziel doch erreichen würde. Das

Zeichen deutete ich: warte noch ein Weilchen. Also sandte ich zu einem Garkoch und ließ mir vom Besten holen und aß nach Herzenslust, trank auch ein Krüglein Wein dazu.

Vor dem Hause aber stand Dschafar. Er gab mir den Schlüssel und lachte: „Heute leuchte ich Dir nicht hinauf. Bei Gott, meine Muhme ist eine kluge Frau. Die Du finden wirst, hats ihr zwar nicht schwer gemacht, aber der Gimpel Hassanen. Bei Deinem Leben, er läßt Euch Beide steinigen, wenn er Euch entdeckt. Doch werde ich die Nacht hier wachen."

Ich fand aber mein Zimmer aufs Sauberste hergerichtet und alle Kerzen brannten. Fattumah kniete auf einem Teppich; sie hatte die Kiste geöffnet, in der ich Haschisch und Tabak von Kairo mitgebracht hatte, und rollte mit geschickten Händen Cigaretten. Sie war so vertieft in ihr Werk, daß sie mich nicht sah. Da rief ich: „O Du Böse, was habe ich um Deinetwillen gelitten!" Sie aber stieß einen kleinen Schrei aus, dann lag sie an meiner Brust und meine Lippen tranken die ihren, lange, tief. Und sie erzählte, wie auch sie mich vom ersten Tag an geliebt habe, wie sie immer nur gekommen sei, um mich zu sehen, und wie ihr Mann zuletzt unwillig geworden sei ob all der Wohlgerüche, deren sie für zehn Jahre genug gekauft habe. Ich saß ihr gegenüber und hörte kaum, was sie redete, denn ihre Schönheit raubte mir die Sinne. Ich sah nur sie an und sprach kein Wort; ich wünschte, daß sie eine Ewigkeit so reden möchte. Mein Athem ging schwer und es lag wie eine Verzauberung auf mir; Das war aber das Grauen vor dem Glück. Wie lange ich so dagesessen, — ich weiß es nicht. Immer, wenn sie eine Cigarette fertig gerollt hatte, zündete sie sie an der Kerze an und reichte sie mir. Und wir fanden am anderen Morgen, daß es dreißig gewesen waren. Sie hatte aber jede mit Haschisch gefüllt, ohne daß ich darauf achtete.

Da war es mir plötzlich, als hörte ich einen Ton auf der Gasse; der ging mir durch Mark und Bein. Er war aber wie das dumpfe Geräusch einer zornigen Volksmenge. Den Ton vergißt nicht, wer ihn einmal gehört. Mein Herz stand still und es fuhr mir durch den Sinn: Das ist Hassanen mit seiner Sippe; sie kommen, um uns zu steinigen. Ich schleppte mich bis ans Fenster und schaute hinab auf die dunkle Gasse. Da wurde mächtig an das Hausthor gepocht und eine schreckliche Stimme schrie: „Oeffne, o Abd el Hadi!" Unten stand dicht und schwarz eine Menge, die gegen das Haus drängte. Das Weib hatte gleich mir die Stimme gehört und fragte zitternd, was es dort gebe. Da entfuhr mir das Wort: „Es ist Hassanen mit seiner Sippe; sie sind gekommen, uns zu steinigen." Sie aber ward bleich wie die Wand und sank ohnmächtig hin; und ich dachte bei mir: so wird ihr der Tod leicht sein; und stieg hinab, zu öffnen. Ich trug aber einen Dolch in meiner Hand und gedachte, zu sterben wie ein Glaubenszeuge, wenn ich gleich in Sünden gelebt hatte. Wieder klopfte es, stärker denn zuvor, und wieder rief eine Stimme: „O Abd el Hadi, öffne!" Da öffnete ich das Thor ein Wenig und sprach den Vers des Buches, der da anhebt: Beistand von Gott und schneller Sieg...

Doch Niemand trat ein und ich hörte eine Stimme, die war Dschafars und sprach: „Es ist kalt, o Abd el Hadi; ich sah aber noch Licht bei Dir dort oben, so klopfte ich, auf daß Du mir öffnetest und ich mich wärme." Da rief ich:

„Und Hassanen und seine Sippe, wo sind sie?“ Er entgegnete: „Weder Hassanen noch ein Anderer denn Hassanen; was ist Dir, o Herr? Deine Stimme zittert und Du redest schwer, gleich Einem, der von Haschisch berauscht ist!“

Und ich blickte hinaus und sah nur diesen Dschafar. Da erkannte ich, daß meine Furcht eitel gewesen sei. Eine solche ist aber die Wirkung des Haschisch: es zeigt uns Dinge, die nicht sind, und es läßt unser Herz still stehen vor Furcht. Wie es aber dem Furchsamen zu ergehen pflegt, der da sieht, daß seine Angst nichtig gewesen ist, so ergriff mich ein großer Zorn. Und ich warf Dschafar alles Geld hin, das ich bei mir trug, schlug die Thür vor ihm zu und rief: „Geh zur Hölle und wärme Dich dort!“

Als ich dann Fattumah wieder erweckt hatte, erzählte ich ihr Alles; sie sagte: „Das Haschisch ist ein Lügner und der Haschschasch fürchtet sich vor seinem eigenen Schatten; aber es ist das Salz der Liebe. Doch laß uns jetzt schlafen gehen...“

Kairo. U. L. Thilenius.

# Selbstanzeigen.

**Anna Walewska.** Tragoedie. Verlag von Johann Sassenbach, Berlin-Paris.

Ich möchte diesem Buche, wie einem Kinde, von dem man weiß, daß es nicht die Gabe hat, schnell und Vielen zu gefallen, ein erklärendes Wort zum Geleit geben. Ich habe versucht, einen Stoff zu meistern, der von Sophokles bis auf Shelley zur Gestaltung gereizt hat. Und ich habe mit voller Ueberzeugung wieder die künstliche Form des Dialoges gewählt, die, als schöne, die Kraft und das Recht hat, die Mode einer Saison oder selbst eines Dezenniums zu überleben. Denn Das scheint mir der unkünstlerische Trugschluß der modernen naturalistischen Dramatik zu sein, daß sie im berechtigten Streben nach Wahrheit die Form aller Schönheit entkleidete und das Leben draußen phototypisch auf der Bühne kopiren zu sollen glaubte. Wenn mir an dem Beifall der Pseudoästhetiker und Eintagskritikaster gelegen wäre, so hätte ich anders aufgespielt. Ich will aber lieber Feinde und Spötter wider mich haben als Cliquen- und Claquenfreunde um mich.

Leipzig. Herbert Eulenberg.

**Willy Meier.** Ein Zeitspiegel. Verlag von Gottfr. Veith in Hamburg.

Ich versuche, eine eigenartige Erscheinung in den sozialen Befreiungskämpfen unserer Zeit zu kennzeichnen. Gemeint sind die der großen Menge unbekannt bleibenden kleinen Gruppen individualistisch Strebender, die als Freischärler für die Eroberung des Sehnsuchtlandes, von dem Bellamy und Hertzka geschrieben haben, streiten. Sie gehen an eben den Fehlern zu Grunde, die sie bekämpfen wollen. Der Führer einer solchen Gruppe ist der Held meiner Jobsiade.

Hamburg. Hermann Krieger.

**Ein Lebensmorgen.** Skizzen. Berlin 1899, Verlag von E. Ebering. Preis 1,50 Mark.

Ich bin der Ansicht, daß die poetische Skizze in Prosa der Gedankenwelt der heutigen Menschen am Nächsten liegt. Vorbildliches haben auf diesem Gebiet bisher nur Wenige geleistet. Die heiligen Visionen der Seele, die feinsten Schwingungen des schaffenden Gehirnes, die Träume des Dichters, die subjektivsten seelischen Vorgänge in den alltäglichsten realen Dingen, die Reinheit, die selbst den Schmutz mit ihrem Glanz verklären kann: Das sind die höchsten Ziele der sogenannten neuen Richtung. Erich Sachs.

❦

**Jugend-Dichtungen.** Leipzig 1899. Verlag von Hilmar Bennewitz. Preis 3 Mark.

Ich habe mich bemüht, gar nicht „fin de siècle“ zu sein, sondern, die alten sympathischen Töne aus der Mitte und dem zweiten Drittel des scheidenden Jahrhundertes von Neuem anzuschlagen. Auf jeden „Genuß“ außer dem, den mir das Schaffen selbst gewährte, verzichtete ich und ließ deshalb die Auflage so klein wie nur irgend möglich herstellen. Ich kann mit Hiob sagen: „Irre ich, so irre ich mir!“

Leipzig. Fritz von der Elstran.

❦

**Einleitung in die Philosophie.** Verlag von Wilhelm Braumüller, Wien 1899.

Das Buch ist zunächst bestimmt, alle Männer und Frauen, die sich für Philosophie interessiren, mit den Aufgaben und Zielen, mit den Problemen und Denkmitteln dieser Wissenschaft der Wissenschaften bekannt zu machen. Eine knappe Vorführung der wichtigsten Probleme und ihrer Lösungversuche und kurze geschichtliche Hinweise suchen diesem Zweck gerecht zu werden. Mich hat jedoch noch eine andere Absicht geleitet; und ich gestehe gern, daß gerade sie das treibende Motiv für mich war. Ich wollte selbst das Exempel darauf machen, wie heute Philosophie getrieben werden muß, um den spezialwissenschaftlichen Resultaten der Gegenwart zu genügen und zugleich dem immer deutlicher hervortretenden Bedürfniß nach Zusammenfassung, nach Einheit im Mannichfachen gerecht zu werden. Die Philosophie muß — Das ist meine feste Ueberzeugung — dem gesunden Menschenverstand wieder näher gerückt werden, sie muß die Erscheinungen in ihrem Entstehen und Werden untersuchen (genetische Methode), sie muß ferner die physischen und namentlich die psychischen Vorgänge auf ihren Werth für die Erhaltung des Lebens — des Einzellebens und des Gesammtlebens der Gattung — prüfen (biologischer Gesichtspunkt), sie muß endlich auch den Einflüssen nachspüren, die der soziale Körper auf das Individuum ausübt, und danach die Entwickelung des menschlichens Erkennens und Wollens richtiger zu beurtheilen unternehmen (sozialer Standpunkt). Diese Gedanken sind in den einzelnen Abschnitten durchgeführt und in der Schlußbetrachtung nochmals zusammengefaßt.

Wien. Professor Dr. Wilhelm Jerusalem.

# Lethe.

Bei schäumendem Sekt haben die Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft in den schön geschmückten Räumen der Börse die Gäste der Nachbarstadt Charlottenburg, die jubilirenden Techniker und künftigen Dres.-Ing. (in deutschen Buchstaben!), gefeiert. In der That: Börse und technische Künste gehören zu einander und haben längst ein inniges Bündniß geschlossen. Zahllose Gründungen, deren Grabschrift alte und neuere Kurszettel in einer knappen Zeile künden, wären unterblieben, wenn nicht die Vertreter der exakten Wissenschaften — denn so läßt sich heute Jeder, der das Geringste von Physik oder Mathematik zu wissen glaubt, mit Stolz nennen — ihre patentirten und unpatentirten Kenntnisse der glaubensstarken Börse zur Verfügung gestellt hätten. Die eigentlichen Leidtragenden, deren Geld dabei verloren ging, hatte man freilich zu dem lecker bereiteten Mahle weislich nicht geladen. Sie hätten eine schlechte Figur in dem genußfrohen Kreise gemacht und die flüchtigen Bläschen des perlenden Champagners konnten sich ihnen zum kummervollen Symbol ihrer Illusionen in Aktien und Obligationen von Baugesellschaften, Gasglühlichtunternehmen, Stahlrohr- und Fahrradfabriken wandeln, — Illusionen, die sie arm gemacht haben. Alle diese vor der Realität der Dinge zerstobenen Luftschlösser waren auf die Gutachten und glänzenden Prognosen genialer Baumeister, hervorragender Techniker und anerkannter Ingenieure aufgebaut. Aber die Präsiden der Tafel hielten begeisterte Reden auf die allgebietende Wissenschaft der Techniker, ihren Segen für die Nation und ihre Bedeutung für die Volkskraft. Und man hörte keinen Klagelaut Derer, die sich schagrenweise in diesen selben Räumen drängten und Opfer des Bundes zwischen Börse und Technik wurden; sie sind verstummt wie die Schatten der Unterwelt und sie haben aus dem dunkeln Letheström Vergessenheit getrunken. Aber mit der Zaubergewalt, die den Bewohnern der Finsterniß gegeben ist, mischen sie unmerklich Tropfen ihres Trankes in die Nahrung der Lebenden und daher herrscht nach wie vor in den Räumen des Börsenpalastes der trügerische Geist, der keine Belehrung aus der Vergangenheit schöpft und über dem Heute schon das Gestern vergessen hat. Wie anders wäre es sonst möglich, daß nach einer Einkehr von wenigen Wochen die Börse einem wahren Freudentaumel verfallen ist? Keine Otero tanzt im Wintergarten, keine Menotti im Apollotheater und die Freilassung der „Harmlosen" geht doch nur die aristokratischen Spielklubs etwas an. Wer gestern noch stark à la baisse operirte, kauft heute etliche hundert Stück Harpener oder treibt südafrikanische Minenantheile auf schwindelnde Höhe. Was hat denn über Nacht alle guten Vorsätze zur Mäßigkeit so gründlich über den Haufen geworfen? Die Engländer haben das Glück gehabt, bei Glencoe einen ersten Angriff der Buren zurückzuschlagen und bei Mafeking ihnen einen Dynamittrain vor die Flintenläufe rücken zu können, dessen Explosion die verdutzten Angreifer in Stücke riß. Ja, was ist denn daran überraschend? Etwa, daß nicht nur Dum-Dum-Kugeln, sondern auch das Dynamit eine Kulturmission für das „Dominion of South-Africa" zu erfüllen haben? Das ist unter Kameraden ja ganz egal! Wie groß oder klein der Erfolg der englischen Waffen übrigens in Wirklichkeit sein mag, er hat

an der londoner Börse das découvert vollständig eingeschüchtert, so daß es seine Engagements um jeden Preis glattzustellen sucht und die vor Ausbruch des Krieges in großen Mengen angebotenen Minenpapiere zu abenteuerlichen Kursen zurückkauft. Die Randmines-Aktien sind plötzlich bis auf vierzig gestiegen und im selben Verhältniß alle anderen südafrikanischen Minenwerthe. Die Spekulation kennt eben kein Maßhalten weder in Freude noch Leid.

Die Fragen, was die Spieler oder welche Spieler gewinnen oder verlieren werden, sinkt aber zur Bedeutungloſigkeit herab, gegenüber der unendlich wichtigeren Frage, wie sich die Goldversorgung gestalten soll, wenn Europa seine ergiebigste Quelle durch den Krieg auf längere Zeit gestaut oder gar verstopft sieht. Es wird Zeit, daß die Goldwährungpolitiker sich regen. Das Land, in dessen Grenzen die Kriegsfurie tobt, lieferte bisher ein Viertel des gesammten Goldbedarfes der Erde. Ein internationales Verkehrsmittel steht also in Gefahr! Kaum acht Tage nach Ausbruch der Feindsäligkeiten hielten von den hundert größeren Transvaalminen nur dreißig noch ihren Betrieb aufrecht und gerade die ergiebigsten Gruben feiern. Liegen sie auch nur wenige Wochen brach und stehen die Wasserhaltungmaschinen unterdessen still, so sind sie den äußersten Gefahren preisgegeben und es kann nicht ausbleiben, daß die Goldausbeute auf längere Zeit hinaus leidet. In zutreffender Weise hat Professor Huber in Stuttgart die Goldlieferungen der südafrikanischen Republik mit einer internationalen Wasserstraße verglichen; sie haben, sagt er, für den Weltverkehr heute keine geringere Bedeutung als die Donaumündungen. Die ganze europäische Geld- und Kapitalswirthschaft ist daran interessirt, ob etliche hundert Millionen Gold aus Transvaal heranfließen oder ob im Gegentheil eben so große Summen für die Kriegszwecke hinausgehen. Wird der Goldstrom nach Europa auf merkliche Dauer abgelenkt, so müßte die Schraube des Zinsfußes zum Schutz der ohnehin knappen Goldbestände noch kräftiger als bisher angezogen werden. Eine empfindliche Geldvertheuerung aber kann für den Geldmarkt und für das Erwerbsleben geradezu verhängnißvolle Folgen zeitigen.

Ungewöhnliche Verhältnisse erfordern ungewöhnliche Maßregeln. So hat das Schatzamt der Vereinigten Staaten in Washington ein Aushilfsmittel ergriffen, auf das bisher noch kein Staat verfiel. Es zahlt die im Juli 1900 fällig werdenden Zinsen der Staatsschuld gegen eine geringe Vergütung — die früher fälligen Zinsen sogar ohne Vergütung — den Couponbesitzern aus, um dadurch den Geldmarkt einigermaßen zu stützen. Noch energischer geht die russische Regirung auf das selbe Ziel los. Sie stellt den Nothleidenden, die sich im Haussetaumel die Sohlen durchgetanzt haben, nicht weniger als neun Millionen Rubel zur Verfügung und hat außerdem — eine kurzsichtige Maßnahme, die verderblich wirken kann — die Reichsbank angewiesen, gegen die bisherige Norm Aktien von Industrieunternehmungen in großem Umfange zu beleihen. Kann es aber zu etwas Gutem führen, wenn der Reichsbank Papiere oktroyirt werden, von deren Minderwerthigkeit sie überzeugt ist? In allen Ländern, deren Finanzpolitik Bedeutung beansprucht, gilt die Beleihung durch die Reichs- und Staatsbank als Kriterium besonderer Solidität eines Papieres. Es ist doppelt schlimm, wenn in ungünstigen Zeitläuften jener Grundsatz auf Regirungbefehl mit Füßen getreten wird.

Wir sind in diesem Falle doch bessere Menschen als unsere östlichen Nachbarn, denn unsere Reichsbank leistet an Vorsicht des Guten eher zu viel als zu wenig. Aber wir müssen ihr dafür dankbar sein; denn, wenn wir die Erfahrung sprechen lassen, sind trotz der glänzenden Lage der Industrie, im gegenwärtigen Augenblick alle jene unheimlichen Merkmale vorhanden, die Max Wirth als Vorboten einer Krisis, zumal einer Finanzkrisis, bezeichnete: Ueberhandnehmen der Spekulation und üppige Agiotage; epidemische Sucht, schnell reich zu werden, und Verschmähen langsamen, aber sicheren Gewinnes; Preissteigerung der Rohstoffe, der Hilfsmaschinen, der Lebensmittel und der liegenden Güter; Arbeitermangel und Lohnerhöhungen; außerordentliche Kreditanspannung und schnelle Diskonterhöhungen; starke Nachfrage nach flüssigem Kapital und Sinken der Börsenpapiere. Hier handelt es sich nicht um nachträgliche Prophezeiungen, wie sie in Hohenzollerndramen üblich geworden sind, sondern darum, die Lehren der Erfahrung für die Zukunft zu nutzen. Daß seit wenigen Tagen kräftige Käufe in Spekulationpapieren ihren Kurs wieder gesteigert haben, darf unseren Blick nicht beirren. Ein Vergleich des heutigen mit dem Kurszettel vorigen Jahres lehrt am Deutlichsten, welche Verluste unsere Kapitalisten in einer Periode erlitten haben, die sich förmlich erbrach an Uebervollheit von industriellen Gewinnen. Ich will nicht davon reden, daß — freilich auch unter dem Einfluß einiger Bezugrecht-Abschläge — die Aktien der Cassseler Trebertrocknung-Gesellschaft, die vormals mit etwa siebenhundert Prozent im berliner Kurszettel paradirten, heute sich mit einer schwindsüchtigen zweihundertvierundachtzig begnügen müssen oder daß die Aktien der Großen Berliner Straßenbahn statt vierhundertachtzig nur noch zweihundertsiebzig notiren; auch nicht von dem Schicksal der Fahrradgesellschaften, die ein klassisches Beispiel dafür sind, wie der Lethe-Trunk wirkt, und obgleich sich an ihrer Entwickelung der gesammte industrielle Aufschwung im Kleinen studiren ließe. Ein Blick auf die Kurse der Gruben- und Hütten-, der Elektrizität- und Maschinenfabrik-Aktien, die notorisch den erheblichsten Antheil an der allgemeinen Hochbewegung genonnen haben, genügt, um zu erkennen, daß die goldenen Zeiten für spielwüthige Laien vorläufig vorüber sind.

Ich will heute nur noch mit einem Wort darauf hindeuten, was der Transvaal-Krieg unsere vertrauensseligen Kapitalisten kosten kann. Mindestens die Hälfte aller Minengesellschaften, deren Shares an der londoner Börse gehandelt werden und sich zum großen Theil in deutschem Besitz befinden, haben bisher noch keine Dividende gezahlt; sie repräsentiren ein Aktienkapital von fast dreihundert Millionen Mark. Fünfundvierzig börsenfähige südafrikanische Minenunternehmungen, deren Aktienkapital zusammen etwa vierhundert Millionen beträgt, vertheilten nach der Statistik des letzten Jahres ungefähr hundert Millionen Mark Dividende; sie stellen einen das Nominalkapital erheblich überschreitenden Kapitalwerth, etwa dreieinhalb Milliarden, dar. Die meisten dieser Minengesellschaften sind auf Monate hinaus zur Unthätigkeit gezwungen. Darüber kann auch der wildeste londoner Siegestaumel, der ja übrigens erklärlich genug ist, nicht hinwegtäuschen. Zudem steht die Sicherheit deutscher Maschinen und Eisenbahnmaterialien, die erst theilweise bezahlt sind, auf dem Spiel.

Lynkeus.

# Das Friedensfeſt.

In einer Weihnacht legte die leichtherzige Nora den Maskenanzug ab und ging hinaus in die fremde Welt, fort von Mann und Kindern, um ihr Frauenrecht zu wahren, fern von dem Anſpruch einer wunderloſen Scheinkorrektheit. Ein ſpärlicher Glanz vom Weihnachtlicht fiel auf den trübſinnigen Jammer der kümmerlichen Familie Selicke, in deren Dunſtkreis uns die Herren Holz und Schlaf einführten; und wiederum am Friedensfeſttage läßt uns Herr Gerhart Hauptmann in ein Familienheim hineinblicken.

Es geht ein finſterer Geiſt durch das einſame Haus auf dem Schützenhügel bei Erkner. Ein kränkelnder Phantaſt fand ſich hier mit einem ſehr viel jüngeren Weibe zuſammen, das ſeinem hochfliegenden Planen nicht zu folgen, ſeinen Hang zu grübleriſcher Iſolirung nicht zu bannen vermochte. Die Gatten entfremden ſich mit jedem neuen Tag einander mehr und im Herzen des Mannes läßt die Enttäuſchung von jeder Zukunfthoffnung ein feindliches Gefühl gegen die Frau aufkeimen, die mit der pünktlichen Erfüllung der häuslichen Geſchäfte ihre Aufgabe erfüllt glaubt. Zwei Söhne und eine Tochter wachſen heran, ein nervöſes, glückloſes Geſchlecht, das der Vater mit ſeiner ſtrengen, liebloſen Pädagogik nicht gewinnen kann. Aus dem ewig finſteren Arbeitzimmer flüchten die Jungen zur Mutter; Streit und Zwiſt erfüllt das Haus. Der Dr. Scholz hat als alter Achtundvierziger ſeine politiſchen Ideale begraben müſſen, er hat der Welt den Rücken gekehrt und ſieht ſich nun vereinſamt auch unter den Seinen. Vergebens ſucht er durch Trinken und Rauchen die Wahnvorſtellungen zu betäuben, die ſein krankes Hirn ausbrütet; er glaubt ſich von Feinden umgeben, auf den Schutz bezahlter Dienſtboten angewieſen, — und den erſten Mann, der ſein Haus betritt, verdächtigt er ſträflichen Einvernehmens mit ſeinem Weibe. Der eigene Sohn hört aus dem Munde des Vaters ſchimpfliche Worte über die Mutter; und in jähem Zorn züchtigt er den irren Greis. In der ſelben Stunde verlaſſen Vater und Sohn das öde Haus.

Sechs Jahre ſind darüber hingegangen. Der Alte hat die Welt durchſtreift und kehrt nun, in hilfloſem Wahnſinn, zurück, Aber auch Wilhelm hat, unter dem Zuſpruch gütiger Frauen, den Weg ins Elternhaus wiedergefunden. Unter dem Weihnachtbaum ſcheint Friede und Verſöhnung einkehren zu wollen: weichliche Sentimentalität, ein tiefer Familienzug im Hauſe Scholz, führt die lange Entfremdeten zu einander und die Anweſenheit herzensguter Menſchen löſt die ungeſellige Spannung in reine Harmo-

Der erste Christbaum zaubert das erste Lachen hervor auf dem Schützenhügel bei Erkner ... Aber der zänkische Familiendämon läßt sich so leicht nicht einlullen. Robert Scholz, ein weichmüthiger Idealist, der unter der Maske eines selbstzufriedenen Cynikers nur schlecht ein krankhaft heißes Gefühl verbirgt, sieht mit scheeler Unlust auf des Bruders Glück; er neidet ihm die junge Braut, deren Frohsinn ihn wider Willen aus seiner Maskerade herausgelockt hat. Von seinen Lippen fällt das erste böse Wort in den Frieden der Festnacht. Und schnell sind nun alle Geister des alten Haders wieder entfesselt: die Brüder gerathen hart an einander, das alte Mädchen verbittert mit stacheliger Rede den Streit, des Vaters Verfolgungwahn bricht in Tobsucht aus und des Sterbenden Auge sieht die zarten Keimchen erwachender Liebe jäh vernichtet. Ohne den Tod des Vaters abzuwarten, kehrt Robert dem Haus, der Heimath den Rücken; Wilhelm wird versuchen, an der Seite seines blühenden Mädchens Gesundheit und Glück zu finden. Obs ihm gelingt? ...

Zwei Probleme sind in diesem Werk, das nur Unverstand oder böser Wille mit einigen spottbilligen Scherzen abthun kann, verknüpft; und es verdient vielleicht die größte Anerkennung, wie geschickt eins in das andere übergeführt worden ist. Nicht nur sollen wir erkennen, wie ein Tropfen kranken Blutes, in verschiedenartigen Individuen fortwuchernd, das Glück einer ganzen Familie durchfressen und zersetzen kann; wir werden auch wiederum vor die der soziologischen Wissenschaft so wichtige Frage gestellt, ob die schlechten, scheinbar aussichtlosen Arten dem Gedeihen der Gattung geopfert werden müssen oder ob auch an ihnen ein Rettungversuch unternommen werden soll. Kann Wilhelm Scholz mit seiner Ida glücklich werden, dann ist auch die Möglichkeit gegeben, daß — in Jahren vielleicht — auf dem Schützenhügel ein echtes, durch keinen Mißklang unterbrochenes Friedensfest gefeiert wird. Denn es sind ausnahmelos gute, wachsweiche Menschen, diese Scholzens, die sich selbst und einander das Leben so schwer und so häßlich gestalten. Die Tragik ihres Schicksales wird durch jene mißtrauische Zanksucht bestimmt, die sie vom Vater ererbten und der ihr Muttertheil keine wahre, warme Herzensgüte entgegenzusetzen hatte. Nun sind die Buchners da, Mutter und Tochter, um diesen Mangel auszugleichen; mit ihnen ist ein Hauch von Zufriedenheit eingezogen, und finden sie Zeit zu längerem Wirken: ihr Kindersinn jagt am Ende noch den alten Zankteufel aus der weiten Halle heraus. Wenn man gesagt hat, daß es in dem „Friedensfest" an Kontrasten fehlt, so kann diese Anklage nicht aufrecht erhalten werden: die fremden Frauen bringen Licht und gesundes Leben in die düsternde Dämmerung der Familienkrankenstube.

In seinem ersten Drama, „Vor Sonnenaufgang," dessen starker Qualitäten man in einem Wust von Roheit und Verzerrung nicht froh werden

konnte, hatte Herr Hauptmann die Fortpflanzung degenerirter Arten mit ſtärkſtem ſubjektiven Nachdruck als der Gattung ſchädlich zurückgewieſen; die junge Helene Krauſe ging in den Tod, weil der Mann, dem ſie ſich geſchenkt, aus ſeiner grauen Theorie nicht heraus, weil er nicht den Muth finden konnte, ſein Leben daran zu ſetzen, das gute Kind aus dem Sumpf zu ziehen. Diesmal hat ſich Hauptmann die Sache nicht ſo leicht gemacht; und gerade hierin zeigt ſich am Deutlichſten die ethiſche Ueberlegenheit der zweiten Bühnendichtung. Der junge Soziologe iſt reifer geworden, und wo er früher ein hartes Nein ſprach, da übt er jetzt maßvolle Objektivität.

Auf den erſten Blick könnte man annehmen, die Antworten von heute und von damals ſtünden in ſtarrem Widerſpruch gegen einander. Das wäre ein Irrthum. Wie Alfred Loth, ſo denkt auch Robert Scholz und er beſtreitet der zerſtörten Geſundheit des Bruders das Recht zum Ehebunde mit einem friſchen Geſchöpf. Und in den Augenblicken ruhiger Ueberlegung fühlt Wilhelm, fühlt Idas Mutter eben ſo. Nur hat Herr Hauptmann jetzt erkannt, daß junge Herzen nicht durch die Erwägungen der kühlen Vernunft, ſondern von Blut und Leidenſchaften geleitet werden; und darum geht ſein Wilhelm Hand in Hand mit dem geliebten Mädchen ans Sterbebett des Vaters. Was dem Paare die Zukunft bringen mag, können wir nicht errathen; vielleicht gleicht ſein Schickſal dem der Eltern, vielleicht gelingt es Ida, den Mann in ihre ſonnige Lebensauffaſſung hinüber zu ziehen. Je nach Temperament und Charakter werden wir uns den ſkeptiſchen Befürchtungen des älteren oder dem gern überzeugten Hoffen des jüngeren Bruders anſchließen.

Die Vorzüge des Dramas finde ich in der tief eindringenden, freilich mitunter allzu verkünſtelten und launenhaften Charakteriſtik, die an zurückhaltender Objektivität nicht mehr übertroffen werden kann, und in der Sprachbehandlung, die man — von leicht verzeihlichen Uebertreibungen und ſchwerer empfundener Manierirtheit abgeſehen — muſterhaft nennen darf. Durch dieſe haarſcharf individualiſirende Sprache und durch eine erſtaunliche Sicherheit in der theatraliſchen Technik gelingt es Herrn Hauptmann, ſeine langen Geſpräche ſtimmungvoll und abwechſelungreich zu geſtalten und uns eine Weile darüber zu täuſchen, daß in dieſer Weihnacht die Herzen und die Geſchicke unverändert bleiben, ohne vom leiſeſten Hauch dramatiſchen Lebens vorwärts getrieben, erhoben oder zermalmt zu werden. Noras ſchöner Chriſtbaum wird vor unſeren Augen geplündert und zerzauſt; die Weihnachtbäume, die uns der deutſche „Naturalismus“ bisher auf die Bühne brachte, blieben unverſehrt, — vielleicht, weil an ihrer Kahlheit nichts zu pflücken war.

Das „Friedensfeſt“ enthüllt, in klug bemeſſenen Rückblicken, eine Vergangenheit; und in eine dämmernde Zukunft läßt es uns vorwärts ſchauen. Vom Beginn bis zum Schluß des Stückes geſchieht nicht nur äußerlich

nichts; auch die Charaktere bilden sich nicht, im Zwang der Verhältnisse, die sie selbst bestimmten, um: der alte Doktor, übrigens die blasseste und verfehlteste Gestalt, stirbt, wie er lebte, als ein Verrückter. Die naturgemäße Entwickelung seines rein pathologischen Zustandes, den wir nicht einmal entstehen sahen, vermag uns kein Interesse abzuzwingen. Und an den Produkten seiner Narrheit, an den Söhnen und der altjüngferlichen Tochter, zeigen sich keine Wandlungen. Mit dem unstet schwankenden Entschluß, seine Ida zum Weibe zu nehmen, trat Wilhelm vor uns hin, — und so scheidet er auch; Robert kennen wir, noch ehe er im letzten Aufzug seine angenommene Lebensweisheit behaglich vor uns ausspinnt, und nur in weiter, verschwimmender Ferne taucht uns ein Zukunftbild auf, das nach der Familienkatastrophe ein Familienidyll bringen könnte. Aber auch unter diesem Bilde liest unser Auge ein großes Fragezeichen: Wer weiß? Vielleicht!

Für das Theater ist Das zu wenig und darum befürchte ich, das „Friedensfest" möchte auf der Bretterbühne nicht zu Jahren kommen. Die Kunstformen sterben aus, neue treten an ihre Stelle und immer noch hat thörichte Philisterei jeden vorwärts führenden Schritt der Dichtung mit Zorngeheul und Hohn begrüßt. Was Karl Philipp Moritz recht war, mußte Karl Frenzel billig sein; dem Rückzug der alten Generation suchte man durch täuschendes Flintengeknatter den Schein eines regelgerechten Kampfes zu geben und marodirende Wegelagerer bereicherten sich gern an der überflüssigen Habe der gefallenen Stürmer. Wo Eines Platz nimmt, muß das Andere rücken; da herrscht der Streit und nur die Stärke siegt. Aber die Zopfabschneider müssen sich sorglich hüten, mit ihrem scharfen Stahl den Halswirbel zu treffen; ihr Streich möchte sonst tötlich sein. Das Drama lebt von Leidenschaften, von der Entfaltung des Willens, der sich in hartem Anprall gegen ein Fatum, wie die Alten, gegen die Macht der realen Wirklichkeitumgebung, wie die Modernen sagen, stößt. Nimmt man ihm diesen besonderen Gattungcharakter, raubt man ihm seine Eigenart, so ist seine Daseinsberechtigung mindestens in Frage gestellt. Ein Interieur, eine Studie, ein Stimmungbild wird auf der Bühne immer nur vorübergehend ein flüchtiges Dasein fristen können; je subtiler es im Ton und in der Farbe gehalten ist, um so größere Hindernisse werden sich seiner Wirkung in die Weite entgegenthürmen. Eine feine Radirung, an der im stillen Zimmer der einsame Betrachter Herzensfreude hat, taugt nicht an einen Ort, wo tausend Augen, und darunter nicht wenige kurzsichtige, aus weiter Entfernung auf sie schauen. Das Theater hat von Natur aus einen panoramenhaften Charakter; Kothurn und Masken sind gefallen, aber die starken Linien, der kräftige Farbenauftrag sind geblieben, und wie der Schauspieler sich schminken muß, um nicht im grellen Licht der Rampe totenfahl zu erscheinen, so wird auch der Dramatiker die Klarheit,

die unzweideutige und gedrungene Einheitlichkeit seiner Gestalten und ihres Handelns nicht opfern dürfen, soll man ihn nicht mit Fug in die Novelle, zum Kulturbild, zum Roman verweisen. Gewiß: man schminkt sich heute anders für das elektrische Licht als in der Petroleum- und Gasepoche, aber ohne Schminke geht es nun einmal auf der Bühne nicht ab. Der interessanteste Vertreter des jungen Skandinavien, August Strindberg, hat diesen tiefinneren Zusammenhang wohl empfunden und darum in dem programmatischen Vorwort zu seinem merkwürdigen Drama „Fräulein Julie" gesagt: „Bei einem modernen psychologischen Drama, wo die feinsten seelischen Empfindungen sich mehr in den Gesichtszügen als in den Bewegungen und im Geschrei wiederspiegeln sollen, thäte man wohl am Besten, es mit starkem Seitenlicht auf einer kleinen Bühne und mit Schauspielern ohne Schminke oder mindestens einem Minimum davon zu versuchen." Strindberg will hier durch äußere Bühnenreformen einem vermeintlichen Uebelstande abhelfen, der tief im Wesen aller theatralischen Kunst wurzelt; sein Gedanke ist nur logisch und gewiß geistreich; die Ausführung aber würde höchstens ein Theater für Feinschmecker schaffen, statt einer Schaubühne für alle empfindenden Menschen.

Ich kann mit dem Bekenntniß nicht zurückhalten, daß mir das „Friedensfest" nur in einzelnen Auftritten des zweiten Aktes, wo auch äußerlich reicheres Leben sich zusammendrängt und individuelle Züge von feinster Lebensgetreulichkeit hervorleuchten, wirklich warm gemacht hat. Während der übrigen Auftritte konnte ich den Gedanken nicht bannen, um wie viel feiner und freier sich diese auch hier immer noch etwas mühsälige Kunst leiser Seelenschilderung in der erzählenden Dichtung zu entfalten vermöchte. Gern wäre ich den seltsamen Patienten aus dem nachbarlichen Erkner unter vier Augen näher getreten, wenn darüber auch freilich die ganz meisterliche und selbstschöpferische Interpretation verloren gegangen wäre, durch die Herr Reicher den borstigen Weichling Robert zu einer unvergeßlichen Gestalt erhob.

Ein eigenartiger Geist von beinahe erschreckend scharfer Beobachtunggabe und einer bei seiner Jugend an das Wunderbare grenzenden technischen Meisterschaft: so steht Herr Gerhart Hauptmann heute vor uns. Seine Kraft ist gereift und das Urtheil über ihn scheint in die Bahnen ruhigen Abwartens zurückgekehrt, die von verstiegenem Enthusiasmus nach dem Sonnenaufgang verlassen wurden. Ob sein Hang zu zergliedernder Moralgrübelei zur menschlichen Vivisektion, gerade im Drama jemals einen Höhepunkt erreichen wird: Das scheint mir nach dem „Friedensfest" noch zweifelhafter als nach dem „Sonnenaufgang." Vielleicht hat ihm nur der Erfolg gefehlt und die liebevolle Anerkennung, die nur Böswillige ihm bisher gänzlich vorenthalten können, und nun geht er hin und spricht wie sein Wilhelm, da ein erster Sonnenstrahl ihm lacht: „Ich werde ihm beweisen, daß Etwas in mir lebt:

eine Kraft, eine Kunst, vor der sie sich beugen sollen .... die starrsten Köpfe werden sich beugen, ich fühls!" Bald wird es sich zeigen, ob unsere Bühnen von diesem begabtesten deutschen Ibseniden Etwas zu hoffen haben.

* * *

... Es hat sich gezeigt. Wenn der Wintersturm wieder dem Wonnemond weicht, werden zehn Jahre seit dem Tage verstrichen sein, wo ich, für eine nur in einem engen Kreis verbreitete Wochenschrift, diese Betrachtung niederschrieb. Damals — der erste sprudelmuthige Enthusiasmus war eben verbraust — durfte man, ohne eine Steinigung fürchten zu müssen, Herrn Hauptmann noch einen Ibseniden nennen. Heute? Du lieber Gott! Die Ibsengemeinde ist in alle Winde zerstoben, der neue Magus aus Norden wird halb mit Erbarmen gelobt und selten nur noch, wie eine der Ausstellung immerhin würdige Mumie, auf die Bühne gelassen; und von dem feinsten und tiefsten Werk seiner Greisenzeit, von „John Gabriel Borkman," dem wundervollen Gedicht, das sogar den Parisern Ehrfurcht abzwang, wurde, mit dem Ausdruck wohlwollender Geringschätzung, gesagt: Das könne den Vergleich mit den frischen und starken Schöpferthaten des Meisters Gerhart doch nicht vertragen. Denn ein Meister ist der schmächtige Florian Geyer des deutschen Literatenaufstandes längst inzwischen geworden, ein Meister, der nie Eines Schüler war und neben Dessen Namen man schüchtern höchstens noch den Shakespeares nennt. An Beifall hat es ihm nicht gefehlt, er ist, wie vor ihm die Herren Lindau, Wildenbruch, Blumenthal und Konsorten, in die Mode gekommen und ruft, wenn sein Blick die berliner Presse überfliegt, mit dem ganzen Stolz seines Wilhelms vielleicht aus: „Die stärksten Köpfe haben sich vor meiner Kunst gebeugt!" Dieses Hochgefühles mag er sich freuen. Er hat „sich die Bühnen erobert," wie es in den Zeitungreklamen zu heißen pflegt. Auf seine Dichterwiege leuchtete das helle Dreigestirn Tolstoi, Ibsen, Zola herab; so entstanden „Vor Sonnenaufgang," „Das Friedensfest," „Einsame Menschen." Er entdeckte Dostojewskijs und Poës Fiebervisionen und bildete ihnen „Hanneles Himmelfahrt" nach. Er stieß auf Kleists „Zerbrochenen Krug": bald war der „Biberpelz" fertig genäht. Sozialistische Bewunderer machten ihn mit Marxens ökonomischem Determinismus und mit Lassalles Vorrede zum „Sickingen" bekannt: Die Frucht flüchtiger Bekanntschaft war „Florian Geyer." Die heitere Heidenwelt Nietzsches und Boecklins that sich ihm auf; und da er Ibsens „Solneß" gelesen und die bourgeoise Bereitschaft zur Märchenstimmung gewittert hatte, wagte ers mit der „Versunkenen Glocke." Auf diesem Wege, wo Gewinn und Ruhm wuchsen, war er entschüchtert worden und hatte Das gelernt, was der schlaue Sarcey le sens du théâtre nannte. Ein wirksames Theaterstück wurde ihm nun nicht mehr schwer; er hatte sich einen sicheren

Melodramenstil angewöhnt, den Narren und Fanatiker noch immer „naturalistisch“ nennen, und haschte mit der unlogischen Tragoedie — Das klingt Manchem lieblicher, als das verrufene Wort Melodrama — vom Fuhrmann Henschel einen bretternen Erfolg. Das Alles wurde mit ungewöhnlichem Talent ausgeführt, mit einer Anschmiegsamkeit, der ich im ganzen Bereich der Weltliteratur kein zweites Beispiel zu gesellen vermöchte, und mit einer technischen Kleinmeisterschaft, die noch heute an das Wunderkindliche erinnert. Aber ist der Mann, der so behend mit Anderer Gedanken und Gefühlen jonglirt, ist dieser bewundernswerthe Verwandlungskünstler, dieser frühreife Kunsthandwerksmeister wirklich ein großer Dichter? Hat er uns Neues über den Menschen, seis auch nur über den des zu Ende gehenden neunzehnten Jahrhunderts, gesagt? Hat er die Weltanschauung dieses Menschen gedichtet, zu nie betretenen Höhen den Weg gewiesen, in unbekannte Abgründe hinabgeleuchtet? Laben belastete, nach neuer Schönheit durstige Herzen sich an seinen Gedichten? Und greift der von der bunten Vielheit der Alltagseindrücke verwirrte Sinn, Trost hoffend und Klarheit heischend, nach seinen Büchern?

Ich konnte die Aufführung des „Friedensfestes“ im Deutschen Theater nicht sehen. In die Mauern, die mich umschließen, drang aber die Kunde, das Drama sei, unter dem in Berlin bei solchen Gelegenheiten üblichen Beifallslärm, ohne tiefere Wirkung verhallt und werde bald wieder verschwinden. Darüber wundere ich mich nicht. Herr Hauptmann kannte, als er es schrieb, noch nicht die Akustik, nicht die Optik der Bühne. Er wollte Funkelnagelneues bringen und wähnte, in einer Zeitstimmung, die auch in unserem politischen Leben durch weithin sichtbare Persönlichkeiten vertreten wird, eine Weltwende stehe für morgen, spätestens übermorgen bevor. Da müssen wir doch dabei sein, wir, die Träger des allermodernsten Kulturgedankens, wir, wir!... In der Politik brauchen die Enttäuschungen längere Zeit. Die Bühnenuhr aber geht schnell. Das Theater, in dem eine ungeheure Zähigkeit des Beharrens lebt, hat gesiegt. Herr Hauptmann, der die ganze Aesthetik nebst der bürgerlichen Gesellschaft über den Haufen rennen wollte, ist heute der Lieblingsdichter der berlinischen Bourgeoisie. Und was einst als „Naturalismus“ bejubelt oder verschrien wurde, Das ist heute die Lust und Wonne geschäftssinniger Thespiskärrner. Auch darüber ließe sich eine Tragikomoedie schreiben, deren Titel „Das Friedensfest“ lauten könnte und die sich, so lange es Massen und Massenschauspielhäuser giebt, stets wiederholen wird. Denn Hebbel, Deutschlands vorläufig letzter großer Dramatiker, war sehr weise, als er in sein Tagebuch schrieb, es sei eher möglich, auf den Jahrmärkten die Naturalienkabinete und Charlatanbuden der reinen Wissenschaft zu erobern, als die reine und feine Kunst in unseren Theatern heimisch zu machen. M. H.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

# Die Zukunft.

Berlin, den 4. November 1899.


## Zwei Depeschen.

Am dritten Januar 1896 sandte der Deutsche Kaiser Wilhelm der Zweite an Herrn Paul Krüger, den Präsidenten der Südafrikanischen Republik, ein Telegramm, dessen Inhalt lautete:

> „Ich spreche Ihnen meinen aufrichtigsten Glückwunsch aus, daß es Ihnen, ohne an die Hilfe befreundeter Mächte zu appelliren, mit Ihrem Volke gelungen ist, in eigener Thatkraft gegenüber den bewaffneten Schaaren, welche als Friedensstörer in Ihr Land eingebrochen sind, den Frieden wiederherzustellen und die Unabhängigkeit des Landes gegen Angriffe von außen zu wahren."

Damals war in das Transvaalgebiet eine britische Minderheit eingebrochen, der die Buren sich leicht erwehren konnten. Das Telegramm weckte in Deutschland lauten Jubel. Auch in der „Zukunft" wurde es, als erfreuliches Symptom eines in der höchsten Region eingetretenen Stimmungwechsels, froh begrüßt; die Blüthezeit der Anglomanie, die an die schlimmen Tage Friedrich Wilhelms des Vierten erinnert hatte, schien für immer verreift. Schon damals aber wurde hier gesagt: „Eine solche Kundgebung legt die Reichspolitik fest und verpflichtet das ganze Volk, in jedem Falle die Folgen auf sich zu nehmen. Hätte diese Kundgebung nicht die selbe gute Wirkung gehabt, wenn das Telegramm vom Kanzler abgeschickt worden wäre, der politische Entschlüsse zu verantworten hat und im Reich der kaiserliche Minister ist? Dann könnte man es ohne ängstliche Rücksicht kritisiren, dann träfen die Vorwürfe und Schmähungen der Briten nur den Kanzler und dem Deutschen bliebe der widrige Anblick erspart, daß die Gestalt des Kaisers, der nach außen die Volkheit zu repräsentiren hat, jetzt von den unanständigsten Vermuthungen umsponnen wird."

Die unanständigsten Vermuthungen nicht nur, — nein: die frechsten Schimpfreden wagten sich in England damals an die Gestalt des Deutschen Kaisers. Der Enkel der würdigen Dame, die von d' Israelis Gnaden den Titel der Kaiserin von Indien trägt, wurde in Meetings und Rauchtheatern gröblich verhöhnt und

ſein Bild wurde aus den Offizierkaſinos beſeitigt. John Bull verſtand mit ſeinem bewundernswerthen politiſchen Inſtinkt die Bedeutung des Kaiſertelegrammes, in dem klipp und klar geſagt war: Deutſchland betrachtet ſich als eine der Südafrikaniſchen Republik befreundete Macht und wäre bereit, die Unabhängigkeit des Transvaals gegen Angriffe von außen zu wahren. Das war eine mindeſtens moraliſche Verpflichtung. Als eine ſolche empfanden es auch die ſchlauen Buren: ſie glaubten, auf des Deutſchen Reiches Hilfe rechnen zu dürfen, und ihr Stolz erſtarkte ſo ſehr, daß ſie ſchließlich vor einem blutigen Entſcheidungskampf mit England nicht mehr zurückſchraken.

Der Krieg, zu dem es nach menſchlichem Ermeſſen ohne den Eingriff des Deutſchen Kaiſers nie gekommen wäre, iſt entbrannt. Im Vergleich mit den Mitteln, die in England zur Inſzenirung dieſes Minenkrieges angewandt wurden, erſcheint die That Jameſons wie eine fleckenloſe Heldenleiſtung. Das Deutſche Reich, ſo wird amtlich verkündet, hält ſich neutral. Das heißt: es ſieht gelaſſen zu, wie die Briten im afrikaniſchen Süden die letzten Reſte der Widerſtandsfähigkeit ausroden, und hindert durch dieſe Haltung auch alle übrigen Großmächte an einer wirkſamen Aktion gegen England. In Berlin wird mit den Herren Rhodes und Beit, den Urhebern des Raubzuges, bei dem Jameſon ſein Leben einſetzte, freundſchaftliche Zwieſprache gepflogen. Der Deutſche Kaiſer rüſtet ſich zu einer Reiſe nach England, die in dieſem Augenblick nur als eine Abſage an die Buren und als eine Unterſtützung der britiſchen Politik aufgefaßt werden kann, und er hat an einem der letzten Oktobertage dem Oberſten eines engliſchen Dragonerregimentes, das ſich zum Kampf gegen Krügers Leute einſchiffte, ein Telegramm geſchickt, deſſen Inhalt lautete:

„Entbieten Sie dem Regiment meinen Abſchiedsgruß! Mögen Sie Alle geſund und froh heimkehren!“

Das Byzantinerbemühen, dieſes Telegramm der politiſchen Bedeutung zu entkleiden, verdient kaum ein verächtliches Lächeln. Wenn die Royal Dragoons geſund und froh heimkehren ſollen, dann müſſen ſie vorher die Buren und deren deutſches Corps geſchlagen haben. Das Telegramm des Kaiſers iſt ein unzweideutiges Zeichen offener Parteinahme für England, iſt ein Glückwunſch, der gewiß nicht weniger aufrichtig gemeint iſt als der früher an Herrn Krüger gerichtete. Der Kaiſer iſt Herr ſeiner Entſchlüſſe und kann, ſo oft es ihm beliebt, ſeine Anſichten ändern. Sind wir im Deutſchen Reich aber wirklich ſchon ſo weit gekommen, daß der Kanzler, der, er mag wollen oder nicht, für politiſche Kundgebungen des Monarchen die Verantwortung trägt, nach ſolchen Vorgängen noch wagen darf, mit angeblich im Intereſſe des deutſchen Anſehens nöthigen Forderungen vor den Reichstag zu treten?

# Ein Brief an Treitschke.*)

Leipzig, am zwölften Dezember 1864.

Lieber Freund!

Wenn uns Jemand recht große Freude gemacht hat, pflegt es wohl zu geschehen, daß wir den Dank in Festtagsstimmung lange in uns herumtragen, ehe er als Bergstrom herausbricht. Diesen Brief bitte ich Sie als lange zurückgestaute Strömung zu betrachten. Leichtsinnig wollte ich nicht denken, sondern mich erst in Frieden Ihres Buches freuen; diese Freude wurde mir noch dadurch in die Länge gezogen, daß mir Hirzel, der Wollende dem Wollenden, Ihr Buch wieder wegnahm, weil ihm wegen heftiger Forderungen die Exemplare so knapp geworden waren, daß er auf einige Tage entblößt war. Jetzt habe ich wieder einmal den vollen Eindruck Ihres Wesens gehabt, das aus Stil, Behandlung, Gedanken gerade aus Ihren Arbeiten so stark herausbricht, daß man sich fast noch mehr über den Autor freut als über das Gute, welches man von ihm lernt, Das aber ists, was ein Buch tüchtig und wirksam macht.

Die Kritik, welche ich, alter Journalist, an dem Buch für zweckmäßig halte, sollen Sie in den Grünen lesen; ich verschone Sie hier damit.**) Daß der Aufsatz über den Einheitstaat Rumoren machen wird, davon bin ich auch überzeugt. Es war aber eine gute That, ihn zu schreiben und diesen Halben, und den noch zahlreicheren Staatlosen Trotz in die Zähne zu schleudern. Ob sich unsere Zukunft in Wahrheit so gestalten wird? Ich würde nicht zweifelhaft sein, wenn ich Preußen in der Lage sähe, eine Absorptionkraft zu entwickeln, die mit starker Zersetzung unter dem kleinen Volk aufräumt. Aber unser Unglück ist, daß dieser ostdeutsche Kolonistenstaat noch immer sehr stark in den alten Agrikulturtraditionen steckt. Und ich fürchte, auch eine neue, verständige Regirung wird nur langsam die innern Hemmnisse beseitigen. Für das größte halte ich, daß Preußen auf seinem Boden nicht die Kräfte erzeugt, welche ihm die geistige Führerschaft in Deutschland sichern. Es muß immer importiren. Und Sie z. B. werden ein halbes Menschenalter in Berlin lehren müssen, ehe Sie uns wieder ein Geschlecht erzogen haben, das einen kräftigen Idealismus hat. Die jetzige Jugend dort ist übel gezogen; es fehlt das Feuer in Liebe und Haß. Wenn man nicht Alter Fritz ist, kann man nicht große Politik mit kleinen Leuten machen. Der nächste König wird laviren müssen, er findet keine starken Parteien, viel zähen Unsinn, viel Verbitterung. Da

*) Aus dem — am dreizehnten November bei S. Hirzel in Leipzig erscheinenden — Buch „Gustav Freytag und Heinrich von Treitschke im Briefwechsel".

**) Gemeint sind die „Grenzboten", wo Freytag die Aufsätze Treitschkes anzeigte.

ſchien mir die holſteiniſche Frage als ein guter Anfang, um zu zeigen, wie man die deutſchen Dynaſtien und Staaten an ſich feſſeln könne. Den Herrſchern Kooptation in die preußiſche Familie, wie mit den ſüddeutſchen Hohenzollern der Anfang gemacht. Den Völkern gemeinſames Heerweſen, Marine, nationale Vertretung beim Auslande.

Für die allmähliche Pruſſifizirung Deutſchlands auf dieſem Wege giebt es ein kleines, geräuſchloſes Mittel, welches aber unwiderſtehlich wirken wird. Es iſt ein Geſetz über die Staatsangehörigkeit, deſſen leitende Grundſätze wären: 1. der Charakter eines Preußen iſt indelebilis. Auch wer ſich im Ausland anſiedelt, bleibt mit ſchlafenden Pflichten und Rechten Preuße, eben ſo ſeine Kinder und Nachkommen, wenn ſie ſich am Ort ihres Urſprunges eintragen laſſen. Dieſem Geſetz verdankt die Schweiz den Patriotismus und die Hingabe ihrer Auswärtigen. 2. Jeder Deutſche, unbeſcholten, ernährungfähig, wird durch einfache Anmeldung und Einzeichnung Preuße mit ſchlafenden Pflichten und zum Theil Rechten, er mag wohnen, wo er will, er hat jederzeit das Recht, ſich als Preußen zu geriren, Schutz Preußens und die Patronage ſeiner Intereſſen, welche den im Lande wohnenden Angehörigen wird. Ein Geſetz auf ſolchen Grundzügen würde in zehn Jahren überall eine ſtarke, thätige preußiſche Partei ſchaffen, es würde die Regirungen zu Tode quälen und in einer Weiſe iſoliren, die ihre Exiſtenz in Wahrheit von Preußen abhängig macht.

Dann wäre Zeit, zuſammenzuziehen. Ob dann Bundesſtaat, ob noch ſchärfer angezogenes Band, Das würde von der Zeitlage abhängen. In jedem Falle wäre dann der Bundesſtaat nur ein ſanfter Uebergang. Ich hoffe, daß auf dieſem Wege ſich die Einheit vollziehen wird, aber ich meine, wir kommen über das Stadium eines Bundesſtaates nicht hinweg. Daß Sie die Ungeheuerlichkeiten dieſes prekären Zuſtandes in Ihrer ſchönen Abhandlung ſo ſcharf gezeichnet haben, ſoll Ihnen von den Deutſchen nie vergeſſen werden.

Sie haben mir die Ehre erwieſen, meinen Namen auf das Buch zu ſetzen. Ich bin recht ſtolz darauf. Auch auf Ihre Freundſchaft, lieber Treitſchke. Und ich hoffe, das ſtille Bündniß, das wir ohne viele Worte geſchloſſen, ſoll dauern. Denn gerade mit dem Theil unſeres Lebens wachſen wir als treue Arbeiter zuſammen, den wir ſelbſt für den beſten halten müſſen. Als ich hierherkam und am runden Tiſche ſaß, war mir die Erinnerung an Sie recht wehmüthig. Es iſt der erſte Winter, den ich ſeit Ihrer Abreiſe hier zubringe, es war der letzte Ihres Aufenthaltes hier, in dem ich Sie ſo lieb gewann, daß mir das Recht wurde, Sie ſchmerzlich zu entbehren. Gern möchte ich Ihnen zurufen: Auf Wiederſehen oft und überall, aber endlich in Berlin. Daß Sie dorthin gehören, iſt mir nie zweifelhaft geweſen und ich hoffe, man wird jetzt da, wo es darauf ankommt, die ſelbe Ueberzeugung hegen. Ob ich aber in Berlin am Platz ſein werde, iſt mir ſehr zweifelhaft.

Es wird Ihnen lieb sein, zu hören, daß der Kronprinz sich in Schleswig sehr brav gehalten. Seinem Drängen beim König verdanken wir allein den Sturm von Düppel und den Entschluß, darüber hinaus zu gehen. Die militärische Unbrauchbarkeit des Prinzen Friedrich Karl ist dem Generalstab und dem König unzweifelhaft geworden, Sie können sich die ..... Verschrobenheit nicht arg genug denken. Alles, was Sie etwa vom Gegentheil gehört, ist Komoediantenwirthschaft und Lüge. Den wären wir für die Zukunft wohl so ziemlich los. In Preußen siehts jetzt schlecht aus. Der König, der bis jetzt an dem Augustenburger hielt, fängt an, wankend zu werden, und die schwankende und rabulistische Politik kleiner Mittel ist in Berlin wie in Kiel zu beklagen. Könnten die Preußen das Land mit Willen der Bewohner, ohne andere Opfer an Ehre und Land, behaupten, so wäre Das ja eine so schöne Lösung, daß wir über solchem Glück Vieles vergessen dürften; leider steht es gar nicht so.

Da ich in politischen Klatsch gekommen, will ich doch noch das Urtheil über Napoleon zuschreiben, das König Leopold aus Vichy gebracht: Er wird unschädlich, er führt keinen großen Krieg mehr, er hat bei Solferino erfahren, daß er kein General ist und daß seine Nerven eine Campagne nicht aushalten; er hat jetzt große Sorge um Weib und Kind und fürchtet mehr als Alles einen glücklichen General, der an der Spitze einer siegreichen Armee in Paris einzieht; er wird nichts mehr am Rhein unternehmen, er wird jedem europäischen Krieg geschickt aus dem Wege gehen, ihn, wo er kann, verhindern, er wird nur kleine militärische Plaisirs arrangiren, weit entlegen, zur Befriedigung der Armee. Mir scheint Das nicht übel geurtheilt, obgleich König Leopold selbst bewiesen hat, daß man einem alten Kater nicht trauen darf.

Die „Grenzboten" machen mir Kummer. Wissen Sie einen Redakteur? 500 Thaler für die redaktionelle Arbeit, für jeden Artikel unser Honorar; es ist für einen thätigen Mann eine Stelle von 1200 Thalern, so daß sie ihm noch Musse zu größerer Arbeit läßt. Meine Bemühungen, statt des ausgerissenen Busch*) einen festeren Ersatz zu finden, waren vergeblich; und die Zeit drängt. Jordan hat mit ritterlicher Hingabe das Geschäft bis jetzt geführt.

Sie schreiben mir wegen Ihres Artikels. Ich habe Jordan sogleich davon in Kenntniß gesetzt, als ich nach Leipzig kam. Er hatte übernommen, Ihnen gleich zu schreiben, was selbstverständlich ist. Ich füge nur noch hinzu,

*) Busch war Ende Januar 1864 von Freytag selbst auf vier Wochen nach Holstein gesandt worden, um durch Schilderungen von dorther in den „Grenzboten" für die Sache der Herzogthümer zu wirken. Er trat jedoch in Kiel aus eigenem Entschluß in die Dienste des Erbprinzen von Augustenburg und verließ seinen Redakteurposten.

daß ich mich von Herzen freue, wenn Sie wieder mit unserem wackeren Haym in Verbindung sind. So ist es recht und in der Ordnung.

Ueber Etwas, die Empfindungen Ihres lieben Vaters, vermag ich Ihnen nur zu sagen, daß ich mit dem Gedanken an ihn jede Zeile ihrer Kraftstellen gelesen habe. Wüßte ich doch ein Mittel oder eine Gelegenheit, wie man dem ritterlichen Mann irgend ein Liebes erweisen könnte, das ihm wohlthäte und ihm den Gedanken nahe legte, daß auch er Ursache hat, auf den Freiburger stolz zu sein. Was etwa aus unserem Lager versucht werden könnte, Das würde ihn doch leicht mehr verletzen als erfreuen. Wissen sie Etwas, ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mirs schrieben.

Meinen Roman Ihnen zu senden, habe ich in meiner Einsamkeit Hirzeln überlassen müssen. Der dritte Theil ist nicht ganz so harmlos, als er gern sein möchte. Unsere Fürsten werden sich doch nicht etwa getroffen fühlen? Die Mehrzahl ist ganz anders, die kriegen die Caesarenkrankheit nicht so, daß sie zum Ausbruch käme, es ist zu wenig vorhanden, was verwüstet werden könnte. Die Schwierigkeit der Arbeit lag wohl darin, daß die Grundlage der Erzählung nur ein kleiner Novellenstoff war.

Was Sie jetzt beschäftigen wird, deutsche Geschichte in ihrer ödesten Zeit, Das erfordert in Wahrheit von einem Feuergeist, wie der Ihre, große Resignation. Dennoch müßten Sie einmal durch diese Wirthschaft hindurch. Denn die Grundlage Ihrer späteren Lehrerthätigkeit wird doch immer, nicht gerade die Darstellung, aber die Kenntniß dieser Vergangenheit sein. Und sie würde Ihnen den Vorzug einer Spezialität geben, da Gervinus außer Frage steht und von den übrigen Historikern Niemand darin zu Hause ist. Ich weiß nicht, wie Sie die Geschichte fassen wollen. Aber wäre nicht eine interessante und höchst populäre Aufgabe, bei jedem einzelnen Lande die charakteristischen Eigenthümlichkeiten seiner Entwickelung, geistig, industriell, ein Bischen ethnographisch herauszuheben? Dann kämen sonnige Partien hinein. Doch Das ist nur mein Einfall. Ich würde sehr gern aus Ihrem Munde hören, wie Sie den Stoff sich zurechtlegen. Hoffe, daß mir dazu bald Gelegenheit wird. Ich will in den laufenden Wochen, vielleicht, wenn das Wetter milder wird, nach dem Fest, einen Ausflug nach Frankfurt und Karlsruhe machen und ich möchte Sie gern in Freiburg besuchen. Ists so weit, so frage ich an.

Meine Frau, der ich Ihr Buch jetzt noch einmal vorlese, wünscht, angelegentlich Ihrer freundlichen Erinnerung empfohlen zu sein. Sie aber, mein Freund, bitte ich, lieb zu behalten

Ihren treuen

Freytag.

# Die Wiedergeburt der türkischen Literatur.

Wenn man von der modernen Entwickelung der orientalischen Völker spricht, heißt es von den Türken immer: „Die Osmanen sind vortreffliche Soldaten!“ Damit soll Alles gesagt sein. In der That sind sie Das; aber in dieser Einseitigkeit des Urtheils liegt doch eine starke Ungerechtigkeit. Die heutige osmanische Generation hat auch noch unter anderen Gesichtspunkten Anspruch auf die Aufmerksamkeit Europas.

Der Orient rückt uns mit jedem Tage näher und seine allgemeine Entwickelung geht so rasch vorwärts, daß nicht nur die politischen und ökonomischen Vorgänge, sondern auch die literarischen Angelegenheiten, die Kämpfe der geistigen Welt, verdienen, besser ins Auge gefaßt zu werden.

Es ist ein Gemeinplatz, die türkische Literatur sei nur ein schwacher Abglanz arabischer und persischer Vorbilder und die militärisch tüchtigen Türken glichen in ihrem Mangel an poetischer Originalität den tapferen, aber dichterisch wenig begabten Römern. Für die sogenannten klassischen Werke der türkischen Literatur mag Das zutreffen: die verschrienen Lyriker aus der Schule Bakis stolpern in den Fußstapfen eines Hafiz und Saadi einher. Und für die geistige Entwickelung der Osmanen wurde diese Nachahmung um so gefährlicher, als sie die Sprache zu einem widerwärtigen, ohne gelehrte Studien unverständlichen Mischmasch von arabischen und persischen Bestandtheilen umbildete. Das Alles hat sich in der Gegenwart aber verändert. In Sprache und Literatur zeigt sich ein eifriger Neuerungtrieb; und der Kampf, in dem der Klassizismus besiegt und entthront wurde, ist mit einer Begeisterung geführt worden, die an den Ansturm der französischen Romantiker der dreißiger Jahren erinnert. Wie so oft in der literarischen Entwickelung, war auch hier der erste Führer der Bewegung kein eigentlicher Dichter. Der Kritiker ist häufiger der Geburthelfer des Neuen als der Poet. Schinassi (1826 bis 1872) war ein talentvoller Journalist, ein feiner Beurtheiler und ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen, — Dichter war er nicht. Er hatte den Muth, mit einer hundertjährigen Tradition zu brechen, und das Glück, eine Reihe begabter und begeisterter Anhänger um sich zu sammeln. Die Götzenbilder der persischen Altmeister wurden zertrümmert. Förderung des echt Osmanischen in Sprach- und Denkweise unter Aufnahme occidentaler Kulturelemente war das Endziel der neuen Schule.

Man hatte gegen die Vorurtheile des Publikums und den Argwohn der Regirung zu kämpfen. Die neuen Schriftsteller waren mißliebig, zumal sie die Grenzscheide zwischen literarischer und politischer Publizistik nur zu oft überschritten. Die beiden Talentvollsten, Kemal Bey und Ahmed Midhat, wurden von Abd ul Aziz verbannt; die Furcht vor einem ähnlichen Schicksal

verſchloß den Uebrigen den Mund. Erſt als Abd ul Hamid den Thron beſtieg, änderte ſich die Sachlage. Ahmed Midhat kam zurück, trat mit dem Herrſcher in Verbindung und ſchloß mit ihm Frieden. Dadurch wurde die bedeutſame Aufgabe der Wiederbelebung der osmaniſchen Literatur gegen den deſtruktiven Einfluß jungtürkiſcher Umtriebe geſichert.

Ohne die literariſche Charakteriſtik aller an dieſer Arbeit betheiligten Schriftſteller zu erſchöpfen, will ich die Phyſiognomien der Bedeutendſten unter ihnen mit wenigen Strichen zeichnen.

Erklärter Liebling aller gebildeten Osmanen, bewundertes Vorbild aller jüngeren Dichter iſt der ſchon erwähnte Kemal Bey (1837 bis 1888), der den melancholiſchen Reiz orientaliſcher Volkspoeſie mit dem kühnen Gedankenflug und den gewagten Metaphern eines Viktor Hugo verband. Die Sorgen einer ſchwer erprobten Jugend klingen in ſeinen kleinen, formal vollendeten Gedichten nach. Er iſt der begeiſterte Verkünder der neuen Aera einer geiſtigen Befreiung der Nation, aber in dieſe Verherrlichung der Zukunft klingt die leiſe Klage des Dichters, dem ſelbſt nicht vergönnt war, dieſe Zukunft zu erleben.

Kräftiger, nicht ganz ſo reizvoll, aber auf dem feſten Boden der Wirklichkeit fußend, iſt Ahmed Midhat (geb. 1841), der jetzige Führer der literariſchen Bewegung, von ſeinen Freunden geliebt, vom Sultan hoch geſchätzt, im ganzen Volke verehrt, auch in Europa ſchon leidlich bekannt. Er ſchreibt Romane; nie iſt aber aus ſeiner fleißigen Feder ein ſo bewegter Roman gefloſſen wie derjenige ſeines Lebens. In ſeiner Sturm- und Drangperiode huldigte er den Ideen der Jungtürken; im Exil leitete ihn die Beobachtung europäiſcher Verhältniſſe zu der Einſicht, daß auch die politiſche Emanzipation der Türkei nur durch die Hebung der Volksbildung und die Beibehaltung der jetzigen Staatsform möglich ſei. Daher trat er nach ſeiner Rückkehr, vom Sultan Abd ul Hamid begnadigt, in den Staatsdienſt ein, gründete die Zeitungen „Ittihad“ (Union) und „Terdjüman-i-Hakikat“ (Dolmetſcher der Wahrheit) und iſt heute der Freund des Sultans und der Lehrer ſeines Volkes. Er hat ſich einmal im Scherz gerühmt, er könne in einem Tage mehr ſchreiben als ein Anderer leſen. Die Arbeitkraft dieſes geiſtig und körperlich erſtaunlichen Mannes iſt jedenfalls außerordentlich. Er ſagte ſich: Meine lieben Landsleute kennen bis jetzt wenig oder nichts von der europäiſchen Civiliſation; nun gut, ſo müſſen wir ihnen eben alles Das mittheilen. Er hat auf dieſe Weiſe in jedem Fach der Wiſſenſchaft und der allgemeinen Bildung ganz von vorn anfangen, auf vollſtändig jungfräulichem Boden bauen müſſen. Die verſchiedenſten Fragen hat er als Journaliſt, volksthümlicher Schriftſteller und Romanſchreiber behandelt, oft überraſchend geiſtreich, meiſtens mit Geſchmack und immer gewiſſenhaft. Dabei verlor er nie ſein Hauptziel aus dem Auge, die europäiſche Geiſtesnahrung der iſlamitiſchen Denkweiſe anzupaſſen und alles mit

dem echt mohammedaniſchen Gefühl Unvereinbare auszuſcheiden. Wenn man heute von einer türkiſchen Bildung ſprechen darf, ſo iſt Das in erſter Reihe ſeiner Herkulesarbeit zu danken. Um ihm ſammelt ſich auch die ganze Schaar der Jüngeren, Lyriker und Proſaiker, Journaliſten und Gelehrten. Für die Anhänglichkeit, die ſie mit ihm verbindet, hat man vor einigen Jahren einen merkwürdigen Beweis erlebt, der mehr an die Römerzeit als an das neunzehnte Jahrhundert gemahnt. Der junge Lyriker Beſchir Fuad beging im Jahre 1889 Selbſtmord. Er öffnete ſich die große Pulsader der linken Hand und ſchrieb mit dem hervorſtürzenden Blut an den geliebten Lehrer einen Brief, in dem er die Stadien der Agonie und ſeine Gefühle im Angeſicht des Todes zu ſchildern verſuchte.

Auch Schriftſtellerinnen haben ſich in der Türkei einen Namen gemacht. Die bekannteſte iſt Fatme Ali Hanum, Verfaſſerin des Buches „Niswân-ul-Islam“, das auch franzöſiſch (Les femmes de l'Islam) erſchienen iſt. Wer den Orient immer noch nach den Märchen aus Tauſendundeine Nacht beurtheilt, wird mit Staunen hören, daß die Türkei ſogar eine Zeitſchrift beſitzt, die ausſchließlich von und für Frauen geſchrieben wird.

Es iſt ein fruchtbares geiſtiges Leben, das ſich regt. Wie Luther einſt für Deutſchland eine Schriftſprache ſchuf und dadurch der Vater der neueren deutſchen Literatur wurde, ſo haben auch Ahmed Midhat und ſeine Mitkämpfer in der neu geſchaffenen gemeinverſtändlichen Sprache den feſten Grund zur allgemeinen Bildung und zu einer künftigen literariſchen Blüthe gelegt. Die Entwickelung des Schulweſens*) macht erfreuliche Fortſchritte und die in der neutürkiſchen Sprache geſchriebene Literatur ſteht mit Allem, was ſich im alltäglichen Leben rührt, in innigſter Verbindung. Sie vereint — oder ſucht wenigſtens zu vereinen — Osmanenthum, Iſlam und modern europäiſche Bildung. Ein Nachtheil iſt, daß ſie in den aus Europa entlehnten Kulturelementen ſich bisher nur auf Frankreich geſtützt hat. Während in der Armee und unter den Handel treibenden Leute gar nicht ſelten ſind, die eine gründliche Kenntniß der deutſchen und engliſchen Sprache beſitzen, iſt unter den Literaten die franzöſiſche Bildung alleinherrſchend. Nur franzöſiſche Werke werden überſetzt und nachgeahmt; und ſelbſt in den türkiſchen Romanen iſt, wenn der Schauplatz der Handlung nach Europa verlegt wird, nicht nur die Namengebung, ſondern auch die Geſinnung und die Ausdrucksweiſe der auftretenden Perſonen meiſtens franzöſiſch. Das iſt um ſo auffälliger, als der

*) Vor dreißig Jahren konnten nur fünf Prozent der Bevölkerung des osmaniſchen Reiches leſen und ſchreiben. Jetzt beträgt die Anzahl der Leſe- und Schreibkundigen nach dem Ergebniß der bei Einberufung der Rekruten ſtattfindenden Unterſuchungen fünfundzwanzig bis dreißig Prozent.

Charakter des Osmanli mit dem französischen wenig Aehnlichkeit hat. Das geistreich Spielende ist dem Türken vollständig fremd.

Deutschland hat wirthschaftlich schon große Theile der Türkei erobert und es unterliegt keinem Zweifel, daß auch eine geistige Eroberung ausführbar wäre. Die Autorität des französischen Namens im Orient stützt sich vor Allem auf das alte Prestige der französischen Kultur. Eine deutsche oder englische Organisation nach dem Muster der Alliance française, die von Paris aus für die Verbreitung französischer Sprache u. s. w. durch Vorträge, Prämiirung von Schülern und Anderes thätig ist, würde vielleicht bald der geistigen Suprematie Frankreichs ein Ende bereiten. Deutschland ist im Stande, auf die Türkei nicht nur in der Industrie und im Militärwesen, sondern auch im Bereich der Literatur und der allgemeinen Volksbildung kräftig einzuwirken. Jedenfalls würde es in der jetzigen, aufstrebenden osmanischen Generation intelligente und beharrliche Schüler finden. Die Uneigennützigkeit der Männer, die den Türken eine höhere geistige Stufe zu gewinnen suchen, geht aus den Verhältnissen selbst hervor. Man kennt den Begriff des Schriftstellerhonorares nicht. Das lesende Publikum ist immer noch klein und nicht gewöhnt, viel für ein Buch zu bezahlen. Der Verfasser arbeitet umsonst — selbst der Journalist — oder zahlt obendrein die Druckkosten aus eigener Tasche. Nur sehr populäre Dichter, wie Sezai Bey oder Ahmed Midhat, können darauf rechnen, ihre Werke kostenfrei herauszugeben.

Dr. Johannes Destrup,
Dozent an der Universität Kopenhagen.

# Der neue Luther.

Man kennt das unheimliche Beharrungvermögen aller Kirchengemeinschaften; ihr oberstes Gesetz ist das Gesetz der Trägheit. Welches ist heute die älteste aller menschlichen Organisationen? Die römische Kirche. Und ist sie nicht heute noch fast vollständig die selbe wie vor tausend und mehr Jahren? Drei Jahrhunderte lang hat sie sich einst entwickelt, dann war sie fertig und wurde starr. Und um in ihrer Starrheit nicht beschädigt und überholt zu werden, hat sie Jahrhunderte lang die ganze Welt starr gemacht. Als aber trotz Allem der geknebelte

Geist der Menschheit sich im Humanismus zu freierem Leben erhob und die Kirche sich durchaus ihm hätte anpassen müssen, — da konnte sie es nicht. Dafür warf die überwältigte ein Junges: die Kirche der Reformation. Geburthelfer war der Doktor Luther. Leider gleicht das Kindlein sehr der Mutter, nur daß es schwächlicher ist, senil von Anfang an. Zu seiner Entwickelung brauchte es so viele Jahrzehnte wie die Mutter Jahrhunderte; dann war es auch fertig und wurde starr. Aber um auch die Welt starr zu machen, fehlte es an Kraft. Im Sturmschritt holte der Menschengeist das Jahrhunderte lang Versäumte nach, so daß schon längst auch für die Kirche der Reformation der unabweisliche Zwang besteht, sich anzupassen. Kann sie es nicht? Wird sie auch ein Junges werfen? Thatsache ist, daß man schon laut und öffentlich, selbst in Synoden, nach dem Geburthelfer ruft, einem zweiten Luther. Wie Viele ersehnen ihn mit Stöhnen und Schmerz! Und wie mancher kühne Geist mag im Stillen sich fragen: Bin ichs?

Zu diesen Hochfliegern gehörte auch der Pfarrer Schmär von Schmarrendorf, ein Pfarrherr, gewaltig am Leib wie am Geist. Nur fragte er nicht, sondern wußte es heimlich stolz: Ich bins! Ein Ränzlein hatte er bereits sich angemäst't, — wie der alte Doktor Luther. Auch dessen berühmte Grobheit fehlte ihm nicht; daß er kräftig donnern konnte, hatten sein Haus und seine Kirchengemeinde sehr oft erfahren. Weib, Kind und sämmtliche Bauern seines Dorfes hatten allen Respekt. Aber die übrige Welt wußte noch nichts von ihm.

Wie hatte es ihm, dessen Geist schon in der Studienzeit von der eigenen Größe heimlich berauscht war, nur also gehen können, daß er nun in diesem abgelegenen Dörfchen verderben mußte, das ihm so gar keinen Raum zu großen Thaten bot? Ach... einst, in dem einen zukunftschwangeren Moment des Examens, war er nicht auf der Höhe seines Geistes gewesen. Am Abend vorher hatte er sich allzu sehr gestärkt; deshalb versagte in der hochnothpeinlichen Stunde sein dumpfer Schädel den Dienst. So war seine Examensnote nur mäßig und die Möglichkeit, zu den höheren Sesseln der Hierarchie aufzusteigen, unwiderbringlich dahin. In diesem Mißgeschick erkannte er des Teufels Finger: des Teufels, der leider sehr listig ist und nicht immer vorher brüllt, so er wen zu verschlingen gedenkt, sondern rasch, ohne Kriegserklärung, durch einen schnellen Handstreich gerade seine stärksten Feinde bei Zeiten zu Fall zu bringen weiß. Damals glaubte Schmär noch an den Teufel, da er, um hochzukommen, ein reiches dogmatisches Repertoire für gut hielt. Von seinem Fall an aber warf er alljährlich einen oder einige Artikel über Bord und war schließlich ordentlich liberal; natürlich aber darum oben mißliebig. Grollend nahm er, als seine Zeit gekommen war, das kleine Dörflein, das für einen Mann seines Examens gut genug sein mußte. Hier aber, in der Stille, bildete sich sein Luthertalent; den Charakter hatte er ja schon. War denn nicht auch Martin Luther erst nur ein simpler, unbekannter Mönch gewesen? Nur warten! So sammelte sich unter manchen kleinen Reibereien mit seinen Vorgesetzten eine Fülle von gewaltigem Explosionstoff in ihm an und nahm trotz alljährlicher Erzeugung eines Sprößlings an Gefährlichkeit zu. Als er nun gar die Wahrnehmung machte, daß seine wiederholten Beförderungsgesuche völlig unberücksichtigt blieben, da stieg der Manometer seiner Seele auf Hundert.

Es war ein warmer Spätsommer-Sonntag. Aus der Thür der Sakristei

trat der ſtattliche Pfarrer Schmär in Talar und Barett; er hatte den Nachmittagsgottesdienſt beendet, die Gemeinde ſang drinnen noch den letzten Vers. Wohlig umhüllte ihn die trockene, warme Luft nach dem Kellermoderdunſt der Kirche, aber die Augen ſchmerzten faſt unter dem plötzlichen Anprall des vollen Sonnenlichtes, das vom ſtahlblauen Himmel zurückgeworfen wurde. Die Spatzen lärmten und zankten ſich um die erſten, halbreifen Trauben am Kirchenſpalier und im Kirchthurmſtübchen, an dem der Pfarrer vorbeiſchritt, ſchrien die Läutebuben in gräßlichen, abgehackten Tönen den nur gedämpft hörbaren Gemeindegeſang mit; es klang empörend roh in den Nachmittagsfrieden des einſtigen Friedhofes, jetzigen Pfarrgartens, hinaus. Schmär war in keiner roſigen Stimmung; die ledigen Burſchen in der Chriſtenlehre waren ſtörriſcher geweſen als je; unmöglich faſt, eine Antwort aus ihnen herauszubringen. Dazu heute dieſes Thema! „Zweites Hauptſtück, dritter Artikel: Frage 7: Wie iſt Chriſtus im Mutterleib empfangen worden? Antwort: Uebernatürlicher Weiſe durch den Heiligen Geiſt.“ Mit Ingrimm — aber er konnte nichts machen — hatte er einige Burſchen ungläubig grinſen ſehen. Früher hatte er ſolche Dinge im Katechismus einfach ſchweigend übergangen, aber Das ging nicht mehr, ſeit ein konſiſtorialer Ukas ſämmtliche offiziellen liturgiſchen Elaborate, frei nach Pio Nono, für infallibel erklärt und ſtreng verboten hatte, auch nur ein Jota dran zu ändern oder zu unterſchlagen. Schmär wußte, daß Mancher, der ſeine ſchwere Hand hatte fühlen müſſen, ihm aufpaßte, um ihn bei guter Gelegenheit anzuzeigen; deshalb konnte er nicht wagen, wider den konſiſtorialen Stachel zu löken. Ja, es war Zeit, endlich den alten Sauerteig auszufegen, der den geiſtlichen Stand nur lächerlich machte!

Als Schmär aus dem Kirchhofsthor herauskam, ſah er gerade noch ſeinen Jakoble um die Hausecke verſchwinden. Er rief den Buben zornig, aber zu ſpät; ſo mußte die Exekution verſchoben werden. Den Schmärskindern war es fern von den geſtrengen väterlichen Augen immer viel wohler; heute aber hatte der Kleine noch einen beſonderen Anlaß, vor ihnen zu fliehen; er hatte die Chriſtenlehre geſchwänzt. Und Das konnte harte Streiche koſten; denn da der Pfarrer ſo große Mühe hatte, den Kirchenbeſuch der Gemeinde auf einer anſtändigen Höhe zu halten, ſo mußte aufs Strengſte darauf geſehen werden, daß das Pfarrhaus ſelbſt ein glänzendes Beiſpiel gab.

„Auch wieder eine Frucht dieſer kirchlichen Alterthümelei!“ grollte Schmär. „Die kleinen Buben ekelts ſchon vor dem Zeug; ſie ziehen eine Tracht Prügel vor. Ja, freilich, muß es anders werden!“

Drinnen im Haus erwartete ihn ſeine Frau, ein kleines, vergrämtes und verſchüchtertes Weſen. An ihr war heute die Reihe geweſen, von der Kirche wegzubleiben und die kleinſten Kinder zu hüten. Sie eilte ſofort ins Studirzimmer herbei, um ihrem Herrn die Bäffchen abzuknüpfen und den Talar auszuziehen; dann ſetzte ſich Schmär, ſtreckte ein Bein nach dem anderen aus und ließ die Stiefel mit bequemen Hausſchuhen vertauſchen. Das Alles geſchah ohne ein Wort. Eine lange, bereits geſtopfte Tabakspfeife und einige Flaſchen Bier nebſt Krüglein waren ſchon zur Hand. So konnte Schmär, auf dem Sofa liegend, den Genuß der wohlverdienten Sonntagnachmittagsruhe beginnen.

Die Frau war entlaſſen, tiefe Stille herrſchte und langſam umnebelte ſich das Zimmer und der Kopf des Hausherrn; das Zimmer mit dem Pfeifen-

rauch, der Kopf mit dem Weihrauch, den er selbst sich streute, — weniger mit Bierdünsten, denn er konnte riesig viel vertragen. Und die Inspiration kam; klar und klarer hob sich aus dem Nebel der Weg, den seine Reformatorenpflicht ihm vorzeichnete.

Mitten in diesem Brüten unterbrach ihn ein Besuch: Buchhändler Fritsch aus dem nahen Amtsstädtchen. Fritsch hatte mit Schmär zusammen einst Theologie studirt, hatte aber dem geistlichen Beruf wegen unüberwindlichen Kanzelschwindels entsagen müssen, nachdem er trotz guten sonstigen Kenntnissen durchgefallen war, weil er die Examenpredigt nicht hatte zu Ende führen können. Er war ein zartes, geschniegeltes und sichtlich sehr schüchternes Herrchen, das aber nicht ohne einigen Erfolg bemüht war, durch forcirte Keckheiten seiner Schüchternheit Herr zu werden. Als Schmär ihn erblickte, sprang er auf. „Dich sendet mir Gott! Jetzt weiß ichs! Du wirst mir meine fünfundneunzig Thesen verlegen."

„Fünfundneunzig Thesen?!"

Statt aller Antwort läutete Schmär gewaltig mit der Tischglocke. Unglaublich schnell erschien die Frau an der Thür.

„Vier Flaschen ins Gartenhäuschen!" befahl er. Dann faßte er den Arm des Buchhändlers und zog ihn hinaus.

„Schnell, schnell! Es eilt! Die Küchlein wollen ausschlüpfen; sie picken und zappeln schon. Fünfundneunzig müssens sein!"

. . . . Einige Stunden schon arbeiteten die Zwei im einzimmerigen Gartenhäuschen, das an die Kirchhofsmauer angebaut war und das der Pfarrer in der guten Jahreszeit gern als Arbeitraum benutzte. Der Abend dämmerte nieder, ein Gewitter war aufgezogen und machte es noch dunkler; im Häuschen brannte die Lampe. Vor der Thür aber, auf den Treppenstufen, stand ein Weib und horchte. Sie achtete des Sturmes nicht, der ihr Haar und Röcke verwehte, nicht des Blitzes, der hin und wider das angstvolle, welke Gesicht beleuchtete, nicht der schweren Regentropfen, die schon dicht und dichter herabschlugen. Nicht Blitz und Sturm und Regen, wohl aber, was sie da hören mußte, erregte ihr Grausen. Bei jedem neuen, frechen Kraftwort, das die beiden Männer fanden und mit Gelächter und Gläserklingen begrüßten, erbebte die Arme. Sie war ja niemals die geistige Genossin ihres Mannes gewesen, aber sie kannte doch genug von seinem Wesen, um zu verstehen, daß er jetzt Empörung plante, Empörung wider die geistliche Obrigkeit, wider die Brotherren, in deren Macht es stand, die ganze Familie in Noth und Elend zu jagen. O, sie werdens thun! Es wäre nicht das erste Mal.

Sie hatte genug gehört. Sie war trostlos, als sie endlich sich vor dem zunehmenden Regen ins Pfarrhaus zurückziehen mußte. Fröhlicher Kinderlärm tönte aus dem Wohnzimmer. O diese Unverwüstlichen! Am Lautesten war der Jakoble, der in kindlichem Optimismus schon überzeugt war, daß der Vater sein Schwänzen nicht bemerkt oder mindestens wieder vergessen habe.

Der Kinderlärm that der geängsteten Frau weh; um allein zu sein, ging sie ins Schlafzimmer. Die kleine dreijährige Frieda war noch wach und fragte: „Mama, warum weinst? Hat er Dir Etwas gethan?" Die Mutter zwang ihre Stimme zur Ruhe und sagte: „Nein, schlaf nur, Liebling!" und sang ihr Etwas vor. Aber es ging schwer, mit solchem Kummer zu singen. Bald schlief die

Kleine. Nun warf sich die Frau auf die Knie. „Er darf nicht! Lieber Gott, er darf nicht! O zeige mir, was ich thun soll!“ Und mitten im Weinen fiels ihr plötzlich ein, was sie thun solle. Ja, Das mußte helfen. Ihr Herz strömte über von Dankbarkeit gegen Gott, der sie so schnell erhört hatte. Froh ging sie ins Wohnzimmer und umarmte stürmisch den fünfjährigen Hans; die anderen Kinder wurden eifersüchtig und wollten auch geliebkost sein. Da nahm sie alle vier in die Arme; so viel Raum war an ihrem Mutterherzen.

Am anderen Tag, als das Haus noch schlief, ging sie heimlich weg, nach der Stadt. Der Magd hatte sie schon gestern irgend einen Vorwand hinterlassen. Unterwegs, in der frischen, nüchternen Morgenluft, wurde allerdings bei näherem Nachdenken ihre anfängliche Zuversicht erschüttert. Sie wollte den vorgesetzten Superintendenten ins Vertrauen ziehen, damit er den Skandal rechtzeitig unterdrücke. Aber wie sollte Das geschehen, ohne daß ihr Mann erführe, daß sein Weib die Verrätherin sei? Nie durfte er Das erfahren, lieber sollte das andere Unheil seinen Lauf nehmen. Und ferner: was konnte der Superintendent machen? Gütliches Zureden half nichts bei ihrem Mann, machte ihn nur eigensinniger: Das wußte sie. Bald hatten Kummer und Sorge ihre Seele so ganz wieder eingehüllt wie der wehende Morgennebel ihre kümmerliche Gestalt.

Der Superintendent Stoll war eben aufgestanden und in sein Studirzimmer getreten, in früher Morgenstunde schon sauber und tadellos gekleidet, daß er sofort den König selbst hätte empfangen können. Es lag etwas Knabenhaftes, aber Musterknabenhaftes über seinem Gesicht und ganzen Wesen. Als Musterknabe hatte er sich auch von je her betragen. Als Kind schon war er immer am Liebsten bei Muttern und Schulbüchern gesessen, statt mit den wilden Buben umherzustürmen. Als Gymnasiast und Student war er stets würdig und gesetzt gewesen, ohne je den geringsten Exzeß zu begehen. Und immer fleißig, fleißig, hatte er unablässig den klugen Kopf mit nützlichen, für Amt und Fortkommen dienlichen Kenntnissen, unter strengem Ausschluß alles Dessen, was für diesen einzigen Zweck werthlos schien, bis zum Bersten angefüllt. Darum war auch bei dem Vierzigjährigen das blonde Haar schon angegraut und Stirn und Augen waren mit sorgenvollen Falten umzogen, die einen wunderlichen Gegensatz zu dem übrigen bartlosen, kindlich rosigen und wohlgenährten Angesicht bildeten. Ein Knabe, der, weil er nie ganz Knabe gewesen war, zeitlebens ein Knabe blieb.

Zufriedenen Sinnes ließ er seine junge Superintendentenwürde auf den Sessel vor dem Schreibtisch nieder. Vor ihm, auf dem hohen Bücherbrett, nahm eine starke Bibel den Ehrenplatz ein, rechts und links, wie eine Henne von ihren Küchlein, umdrängt von den schmächtigeren Bänden des Konsistorialamtsblattes, das er fast auswendig wußte. „Gottes Wort“, pflegte er zu sagen, „ist des Christen Lebensbrot; das des Pfarrers aber ist das Wort Gottes und des Konsistoriums.“ Er weidete sein Auge an den gänzlich schmucklosen Pappbänden, sein Herz schwoll vom Glück und Frieden eines guten Gewissens und einer guten Pfründe, und obwohl er natürlich bereits dem himmlischen, sogar noch über dem Konsistorium stehenden Vorgesetzten seine tägliche Aufwartung gemacht hatte, drängte es ihn nochmals zu einigen Worten des Dankes. „Du bists, o Herr, der mich geleitet hat von Kindesbeinen an, Du hast mich in so ungewöhnlich jungen Jahren zu dieser Würde erhoben. Gieb mir auch heute die Kraft, für

meinen schweren, verantwortungvollen Beruf als Oberhirte so vieler Seelen. Und wenn es Dein heiliger Wille ist, mich einst noch weiter zur Würde eines Generalsuperintendenten zu erheben, — in Demuth halte ich still, in Deiner Kraft will ichs wagen."

Es klopfte; mit Verwunderung sah er Frau Pfarrer Schmär eintreten. Er grüßte sie väterlich.

„Aber früh müssen Sie aufgestanden sein! Wie weit ists doch?"

Sie brach gleich in Thränen aus.

„Ja, es hat mich herausgetrieben, es hat mich nicht schlafen lassen."

Er führte sie mild zum Sofa, setzte sich neben sie und nahm ihre Hand.

„So! Schütten Sie Ihr Herz nur aus und seien Sie meiner väterlichen Theilnahme und meiner Hilfe, so viel in meinen Kräften steht, versichert."

Ungefähr war der geistliche Vater eben so alt wie die Tochter, aber dem Aussehen nach schien sie wohl zehn Jahre älter als er. Er fühlte sich so recht in seinem Element, denn väterlich walten und dafür Gehorsam und Verehrung finden: Das war die einzige Leidenschaft seines Lebens.

Als sie vor Weinen immer noch nicht sprach, suchte er nachzuhelfen.

„Die Kinderchen sind doch alle wohl?"

Sie nickte nur, mit einem kurzen Blick aus den thränenvollen Augen, der bedeutete: Dank der Nachfrage.

„Und der Herr Gemahl wohl auch?"

Sie nickte wieder, aber das Schluchzen verdoppelte sich.

Aha! dachte Stoll; und laut: „Er behandelt Sie nicht gut?"

„Ach wenn es nur Das wäre," klagte sie, „daran bin ich längst gewöhnt!"

Der Superintendent erschrak. Noch schlimmer? Das konnte nur Eins sein!

„Entsetzlich, entsetzlich! Ein Pfarrer! Aber ich begreife gar nicht . . ."

Er hätte ihr gern etwas Schmeichelhaftes über ihre Schönheit gesagt — er machte gar gern Komplimente, durch die man auf so bequeme Weise beliebt wird, und Beliebtheit ist Macht —, aber als er sie ansah, unterdrückte er das Wort und fuhr fort: „Ich begreife gar nicht . . . Es ist doch niemand Gebildetes in Ihrem Dorf . . . Es wird doch nicht . . . das Dienstmädchen sein?!" Die runden Augen hingen mit fragendem Entsetzen an ihrem Mund.

Die Frau hörte plötzlich auf, zu weinen. Sie hatte begriffen.

„Ach nein, Herr Superintendent, es ist nicht Das."

Die Verwunderung über diesen Gedanken des geistlichen Herrn und ein Wenig verletzter Stolz, dazu die tröstliche Erkenntniß, daß es doch noch Jammer auf dieser Welt gebe, der ihr erspart bleibe: das Alles hatte sie mit einem Schlag aus ihrer Verzweiflung gerissen. Der Superintendent dagegen war ärgerlich, daß er sich so vergaloppirt hatte, und unterdrückte nur mit Mühe ein ungnädiges: „Aber so rede Sie doch endlich!"

„Nein," sagte die Frau, „aber um Amt und Brot will er sich und die Familie bringen."

„Ja, wieso denn?"

„Er hat Etwas geschrieben . . gegen das Konsistorium . . so arg, daß es uns sicher das Amt kosten wird!"

Dieſer zweite Schreck war nun doch noch größer als der erſte. Alles Blut wich aus dem roſigen Geſicht.

„Was? Das wäre ja noch . . . Und in meiner Diözeſe!“

Er war aufgeſtanden und ging erregt im Zimmer auf und ab. Er kannte Herrn Schmär zur Genüge, um das Schlimmſte zu befürchten; er ſpürte förmlich dieſes Temperament und dieſen Stil.

„Mein Gott, mein Gott! Immer neue Erſchütterungen! Soll denn gar nicht Ruhe werden? Und die Kirche bedarf ihrer doch ſo ſehr. . . . Iſt es denn ſchon gedruckt? Und wo?“ Er ſetzte ſich wieder.

„Noch nicht“, antwortete die Frau, „oder doch! Wahrſcheinlich heute ſchon. Mein Mann hat es Herrn Fritſch in Verlag gegeben und der Druck ſoll ſehr beeilt werden. Es ſind fünfundneunzig Sätze, die ſchon am einunddreißigſten Oktober . . .“

„Aha, der neue Luther!“

„. . . am einunddreißigſten Oktober gleichzeitig und heimlich in allen größeren Städten des Landes an Kirchenthüren und Plakatſäulen angeſchlagen werden ſollen.“

„Heimlich? O Das wird ein kurzes Vergnügen ſein!“

„Ja, aber ſie meinen, das nöthige Aufſehen werde wenigſtens erregt und die Sätze werden dann um ſo eifriger gekauft werden.“

Der Superintendent kratzte ſich gequält hinterm Ohr. „Ei, ei, ei! Iſt ja kindiſch! Aber ein widerwärtiger Skandal! Doch vielleicht iſt die Sache gar nicht ſo ſchlimm, wie Sie meinen. Da hat ja neulich im Badiſchen auch ſo ein Pfarrer . . .“ Er machte eine verächtliche Handbewegung. „Aber Schmär! . . . Wenn ich nur wüßte . . . Können Sie denn nicht Genaueres . .“

„Ich hätte es ja gern abgeſchrieben, das Konzept, in der Nacht; ich konnte doch nicht ſchlafen; aber ich habe mich zu ſehr gefürchtet; es wäre zu gefährlich geweſen. Wenn er es gemerkt hätte! Ich weiß nur noch, daß es ſehr arg iſt. Das Konſiſtorium ſei wie die Phariſäer und Hohenprieſter zur Zeit Jeſu und man dürfe eben ſo gut derb deutſch mit ihnen reden, wie Jeſus es mit den Phariſäern und Luther mit dem Papſt gemacht habe.“ Der Superintendent rückte unruhig hin und her. „Ja: und die Ueberſchriften der vier Abſchnitte weiß ich noch, in die die Theſen eingetheilt ſind. Erſter Abſchnitt: Grundſätze der chriſtlichen Gemeinſchaft im Sinne Jeſu und der erſten Chriſten.“ Stoll nickte wohlwollend. „Zweiter Abſchnitt: Uneingeſtandene Statuten der Aktiengeſellſchaft, genannt evangeliſche Landeskirche . . .“

Der Superintendent ſprang ſo heftig auf, daß er faſt das zierliche, ovale Sofatiſchchen umgeworfen hätte. Er war ſehr blaß.

„Genug, genug! Das iſt allerdings . . . Das iſt ernſt . . .“

Dann miſchte dem Schreck ſich Entrüſtung bei. Wie er ſo im Zimmer auf und ab ſchritt, war all die ruhige Würde ſeines Weſens wie weggeblaſen. Die Frau, die ihn mit ängſtlichen Blicken verfolgte, fing wieder an, zu weinen.

„Einunddreißigſter Oktober? . . . Noch iſts nicht zu ſpät. Das muß verhindert werden. Ich danke Ihnen herzlichſt, liebe Frau Pfarrer, — tröſten Sie ſich: es wird ſchon gut werden! Sie haben uns einen großen Dienſt erwieſen. Das ſoll Ihnen nicht vergeſſen ſein. Aber Sie haben Recht: wenn dieſes Attentat zur Ausführung käme . . . Nun, nun, wir werdens mit Gottes Hilfe verhindern. Entſchuldigen Sie, daß ich unſere Unterredung beendige, ich muß raſch handeln.

Und Kopf hoch! Glauben Sie mir, ich werde thun, was ich kann, mit allen Kräften; auch für Sie, denn Ihr Interesse ist hier eins mit dem unserer theuren Kirche, über die ich kraft meines Hirtenamtes zu wachen habe."

„Und nicht wahr, Herr Superintendent, er wird nicht erfahren, daß ich ... niemals?"

„Ich begreife Ihren Wunsch. Wenn nicht ganz gebieterische Gründe dagegen sprechen, was ich nicht glaube, so wird Ihr Mann durch mich nie Etwas von Ihrem Schritt erfahren. Ich werde es schon klüglich ordnen. Und nun: der Herr sei mit Ihnen und mit unserer bedrängten Kirche."

... In der That hatte der Superintendent bald die Sache klüglich geordnet. Er ging in Wolfs Druckerei, die Fritsch bei seinen Verlagsartikeln immer zu benutzen pflegte. Wolf war ängstlich und fürchterlich devot, er druckte und verlegte das Amtsblatt und fühlte sich von der geistlichen und weltlichen Obrigkeit nach allen Richtungen schlechthin abhängig. Den nicht zum Beichten bringen? Das hätte schon mit dem Teufel zugehen müssen.

Wolf war zwar unerwartet zurückhaltend, aber Das half ihm nichts, denn mit der liebenswürdigen Dreistigkeit eines hohen Herren drang der Superintendent, unter dem Vorwand einer vom Interesse diktirten Besichtigung, in den Setzersaal ein, beäugte unter leutsäligen Worten eines Jeden Manuskript und beobachtete dabei Wolf, der richtig zu einem der Setzer hinging, um das gefährliche Manuskript zu eskamotiren. Flugs war der Superintendent wieder an seiner Seite, immer pastoral leutsälig perorirend, — und da hatte er den Vogel gefangen. Den schmerzlich überraschten, väterlich strengen Blick, der da auf den bebenden Amtsblattverleger fiel, wird er sein Leben lang nicht vergessen. Die geistliche Beredsamkeit war plötzlich verstummt. Unter vier Augen aber in Wolfs Kabinet sprudelte sie reichlich weiter und das Ergebniß war, daß nach einer halben Stunde der Superintendent triumphirend einen Abzug des Pasquills mit nach Hause nahm, um es sofort mit einem Bericht ans Konsistorium einzusenden. Gleichzeitig bestellte er den Buchhändler Fritsch für den folgenden Tag um vier Uhr und den Pfarrer Schmär auf halb fünf Uhr zu sich.

Am Sieg war jetzt nicht mehr zu zweifeln: dennoch war dem geistlichen Herrn vor der Unterredung mit seinem Untergebenen ein klein Wenig bang. Das gestand er sich ein vor Gott. Er sprach darüber in seinem Gebet am Morgen des Entscheidungtages: „Denn Schmär ist grob, o Herr, vor Dir darf ichs ja sagen; grob gegen Weib und Kind und grob selbst gegen mich, seinen Vorgesetzten. Wie Goliath wird er kommen, in der ganzen Größe seiner rohen, fleischlichen Gesinnung, gegen mich, der ich wie David nur stark bin in Deiner Kraft. O, mäßige Du ihn, Herr, damit ich nicht in die peinliche Nothwendigkeit versetzt werde, die Schärfe der Amtsgewalt gegen seine Unbescheidenheit zu kehren, was mich mißliebig machen und mir schaden könnte, nicht mir aber allein, sondern auch Dir und Deinem Reiche, das ich kräftig zu fördern gesetzt bin."

Den Buchhändler empfing der Superintendent mit leicht verschleierter, gekränkter Freundlichkeit.

„Ich danke Ihnen, daß Sie meiner Einladung gefolgt sind. Ich wäre natürlich zu Ihnen gekommen, aber ... ich habe noch Jemand herbestellt ... Sie werden ja sehen." Pause; dann: „Es ist eine sehr schmerzliche Angelegen-

heit.“ Er sagte Das im Ton eines milden, mitleidigen, fast fragenden Vorwurfes. Da es für seine Denkweise als eins der größten Mißgeschicke erschien, einem Beamten, besonders einem von seiner Höhe, zu mißfallen, so äußerte er seine Ungnade, wenigstens die geringerer Sorte, bei der nur sein Amtsbewußtsein, nicht seine Person, beleidigt war, stets in mitleidigem Ton. Bei der anderen Sorte, der persönlichen Gereiztheit, wurde er boshaft witzig, wozu er kein schlechtes Talent hatte. Eine noch bessere dritte Sorte gab es bei ihm nicht, denn bei stärkerer Verletzung reagirte er nicht mehr positiv, sondern negativ, nicht mit Ungnade, sondern mit Angst, — und duckte.

Fritsch konnte sich nicht denken, wo der Superintendent hinauswollte, und unterbrach, um seine Befangenheit aufzurappeln, die Kunstpause des Geistlichen mit einem etwas impertinenten „Nanu?“

„Ich war bisher der Meinung, Herr Fritsch, daß Sie freundliche Gesinnungen für unsere theure Kirche hegten.“

„Nun, seien Sie auch ferner dieser Meinung, Herr Superintendent; sie ist vollkommen richtig.“

„Mag ja sein — ich möchte Ihnen gewiß nicht zu nahe treten —, daß Sie es in Ihrer Art nicht schlecht meinen . . .“

„In meiner Art . . .! Ja, wie soll ich eine andere Art haben als eben meine? Soll ich vielleicht mit Ihrem Kopf denken?“

„Nein, ich denke selbst nicht mit meinem Kopf . . .“

Fritsch lachte: „Das ist zwar ein reizendes Geständniß, aber mir lasse ich meinen eigenen Kopf darum doch nicht nehmen.“

Einen ganz kleinen Schreck empfand Stoll immerhin über das hübsche Wort, das ihm entfahren war. Seine würdige Ruhe war etwas erschüttert, er vertheidigte sein Treffwort mit Lebhaftigkeit.

„Natürlich! Wir sind doch Glieder der evangelischen Kirche, nicht wahr? Glieder müssen immer dem Haupt sich unterordnen. Wo kämen wir hin, wenn jeder rücksichtlos seinem eigenen Kopf folgen wollte? Das wäre das Chaos! Glauben Sie mir: auch ich denke sozusagen; auch ich habe manche ernste Zweifel und Bedenken über Fragen des Glaubens und der Kirchenpolitik. Aber ich kann auch meine Zweifel still für mich behalten, kann sie schweigen heißen, wenn durch ihre Aeußerung die Wohlfahrt der Kirche bedroht wäre. Ich kann mich Dessen freuen und getrösten, daß diese Wohlfahrt unserer theuren Kirche in den bewährten Händen unserer Oberkirchenbehörde ruht, deren höherer Weisheit wir getrost die Verantwortung überlassen dürfen.“

Fritsch zuckte die Achseln. „Ja, namentlich wenn wir Aussicht haben, selbst einmal dieser höheren Weisheit theilhaftig zu werden, später mal, wann unsere Zähne erst ausgefallen sind.“ Er erhob sich. „War es Das, Herr Superintendent, was Sie mir mittheilen wollten?“

„Nein,“ sagte Stoll etwas pikirt, „entschuldigen Sie: Das war nur die Einleitung. Bitte, nehmen Sie noch einmal Platz. Also: kurz, da Ihre Zeit drängt. Ganz zufällig kam mir da gestern in Wolfs Druckerei ein Druckbogen unter die Augen . . . Nun ich sehe, Sie verstehen mich schon . . .“

Fritsch war zornig aufgefahren, aber er faßte sich sogleich.

„Bitte, ich will Sie nicht unterbrechen“, sagte er vorsichtig.

„Zur Steuer der Wahrheit muß ich bemerken, daß Wolf ganz unschuldig war. Er konnte nicht wissen, wie aufmerksam mein Blick ist; ich sehe Alles, was in meinen Gesichtskreis tritt. Daß Sie der Auftraggeber waren, konnte ich mir denken; außerdem hat der gute Wolf sich natürlich verpappelt, wider Willen selbstverständlich! Na, wir kennen ihn ja Beide."

„Als Kameel!" murmelte Fritsch ärgerlich. „Aber ich darf wohl hoffen, Herr Superintendent, daß Sie es für ehrenhaft halten werden, ein Geheimniß, das Ihnen wider Willen der Betheiligten offenbar geworden ist, wenigstens so lange zu bewahren, wie diese es wünschen."

„Bedaure sehr, Herr Fritsch! Ja, wenn es sich um irgend etwas Anderes handelte als gerade um das Wohl der Kirche, das ich durch Amtseid zu schützen verpflichtet bin. Ich habe sofort ans Konsistorium berichtet"

Fritsch war sehr unangenehm überrascht und trommelte nervös mit den Fingern. „Und wozu haben Sie mich nun herbeschieden?"

„Vor Allem, um Ihnen offen mitzutheilen, was Sie nun wissen. Denn Offenheit, unbedingte Offenheit, ist stets mein Grundsatz. Und dann auch, frei herausgesagt: um Sie zur Zurücknahme des Pasquills zu bewegen."

„Das ist doch jetzt nicht mehr möglich! Und Pasquill! Es ist . . ."

„Streiten wir nicht um den Namen. Aber Das müssen Sie doch zugeben: die Sache ist zu maßlos. Ich begreife wirklich nicht . . ."

Fritsch war schon schwankend geworden. „Das will ich Ihnen ja zugeben, daß ich auch Manches gemildert wünsche. Ich war selbst erschrocken, als ich es gedruckt vor mir sah. Die Sache ist gar zu schnell und unüberlegt gemacht worden; erst vorgestern in Schmarrendorf . . ."

„Am heiligen Sonntag!"

„. . . in einigen Stunden. Und Schmär ist sehr trinkfest . . . Wie es da Unsereinem geht . . . Sie verstehen schon."

„Ja, ich fange an, zu begreifen! Aber es freut mich, daß Sie selbst einsehen, daß das Werk so einfach unmöglich ist. Es streift ja an Beschimpfung . . ."

Es klopfte. Stoll legte den Finger an den Mund und flüsterte: „Es wird Schmär sein. Ich habe ihn vorgeladen. Treten Sie, bitte, für einige Minuten hier ein. Sie können an der Thür zuhören."

Es klopfte stärker. „Herein!"

Da stand der Goliath Schmär vor dem Davidchen Stoll. Einen Augenblick schauten sie einander stumm in die Augen. Der Kleine konnte das Gefühl nicht loswerden, er habe einst, vor Zeiten, vielleicht in einem früheren Leben, schon einmal diesem Ungethüm gegenüber gestanden und den Kürzeren gezogen; heute aber trafen sie einander wieder unter wesentlich veränderten Umständen. Stolz im Gefühl seiner Amtsmacht genoß der David die Empfindung: ich bin dir über!

Er bot dem Pfarrer nicht wie sonst die Hand, sondern wies schweigend auf den Stuhl, der von Fritsch noch warm war.

„Ich habe etwas sehr Ernstes mit Ihnen zu sprechen, Herr Pfarrer Schmär." Pause. „Sie haben eine etwas unglückliche Natur." Wieder dieser sanft mitleidige, etwas fragende Vorwurfston.

Kräftig hob sich davon die rauh-trotzige Stimme Schmärs ab: „Nicht, daß ich bis jetzt wüßte, Herr Superintendent."

Stoll fuhr, ohne davon Notiz zu nehmen, fort: „Ich kannte Sie ja schon aus Ihren Personalakten . . .“

Schmär machte eine diskret spöttische Geberde, als wollte er sagen: die sind gerade das Wahre!

„. . . Sie können eben nicht klein sein, Herr Pfarrer, sich nicht fügen, kein Vertrauen fassen zu Höherstehenden . . . Ich habe es doch nicht an mannichfachen Versuchen fehlen lassen, das Vertrauen eines so schwierigen Herrn mir zu erwerben. Leider, wie es scheint, vergeblich?“

Schmär war unhöflich genug, zu schweigen.

„Ja, ich bedaure Das um so mehr, als es bei der peinlichen Angelegenheit, um die es sich heute handelt, in Ihrem eigensten Interesse läge, wenn Sie das rückhaltloseste Vertrauen zu Ihrem Vorgesetzten haben und meinen väterlichen Rath beherzigen wollten.“

Schmär kochte innerlich vor Ungeduld, sagte aber nur kühl: „Und dieser Rath wäre?“

Das grausame Vergnügen, mit seiner Maus ein Bischen zu spielen, hatte sich der geschwollene kleine Kater nicht ganz versagen können, obgleich er sonst gar nicht grausam war. Schmär aber besaß nicht genug Freiheit des Geistes, um die feine Komik dieses Spieles zu genießen. War es doch der große Schmerz seines Lebens, daß er nicht selbst an dieser Quelle der Macht saß, nach der sein ganzes Wesen dürstete. Ohnmächtige Geringschätzung seines Vorgesetzten, Neid und Unruhe wegen des Kommenden kämpften in seinem Inneren.

Der Superintendent fuhr fort: „Ich habe gestern ganz zufällig in Wolfs Druckerei einen Druckbogen gesehen, der fünfundneunzig Thesen mit Ihrer Unterschrift enthält. Sie erschrecken? Ihr Gewissen sagt Ihnen jetzt wohl selbst das Nöthige?“

„Wie können Sie mich so mißdeuten, Herr Superintendent! Da Sie doch selbst meinen Namen sahen, so wissen Sie, daß es durchaus nicht in meiner Absicht lag, mich zu verstecken; und wenn ich allerdings unangenehm überrascht bin . . .“

„So ists wohl der Gedanke an die Folgen, die Sie nicht genügend ins Auge gefaßt haben?“

„Ich habe Alles genügend ins Auge gefaßt . . .“

Der Superintendent ließ ihn nicht zu Wort kommen. Im Wortabschneiden war er groß, da er immer Ueberlegenheit fürchtete.

„Um so weniger, als Sie, wie ich höre, Ihre reformatorische Großthat in einiger Bierstimmung vollbracht haben.“

„Das hat Fritsch gesagt, . . . der Verräther!“

„Mäßigen Sie sich, Herr Pfarrer!“

„Aber ich muß doch bitten, Herr Superintendent,“ rief Fritsch hervortretend, „daß Sie mich nicht in dieser Weise blosstellen!“

Schmär: „Ah, da ist ja ein Horcher an der Wand!“

Dem Superintendenten wuchs die Sache ein Wenig über den Kopf. Er war sehr betreten.

„Ich bitte Sie, Herr Superintendent, mir zu bezeugen, daß ich keines-

wegs von der Bierſtimmung meines Freundes Schmär geſprochen habe, ſondern von meiner eigenen, die mich allerdings . . ."

„Dann ſauf ein ander Mal weniger, Du Knirps, wenn Du nichts vertragen kannſt, aber verleumde mich nicht!"

„Das habe ich nicht gethan! Herr Superintendent!"

„Das muß ich allerdings Herrn Fritſch beſtätigen: er hat nicht von Ihnen geſprochen, ſondern nur von ſich und von der Thatſache des Biertrinkens. Aber laſſen wir dieſen . . ."

„Nein, ich bitte, laſſen wir Das nicht; ich muß mich voll vertheidigen dürfen, nachdem Das einmal erwähnt worden iſt."

Stoll machte ein verdrießliches Geſicht, ging an ſeinen Schreibtiſch und ſchob Sachen hin und her.

„Ich bin kein Engel mit Flügelchen an den Schultern und ſonſt nichts. Ich bin ein Menſch von Fleiſch und Blut . . ."

„Und was für Fleiſch", murmelte Stoll.

Schmär mit böſem Blick: „Wie? . . . Und ich halte es nicht im Mindeſten für unrecht oder unpaſſend, auch bei ernſteſter geiſtiger Arbeit dem Körper die Kräfte zuzuführen, die der Geiſt nöthig hat. Dieſe Verachtung des Leibes iſt auch eins von den Alterthümern, mit denen wir endlich aufräumen müſſen. Schon von dem alten Luther hätten wir Das lernen können.

Stoll: „Vielleicht lernen wirs gründlicher vom neuen."

Schmär antwortete nur mit einem niederſchmetternden Blick.

„Den Bart tragen Sie ja auch plötzlich wie Luther!"

In der That hatte Schmär ſeinen früheren langen Prophetenbart in Folge ſeines Lutherraptus abraſirt. „Raſiren iſt nicht vorſchriftwidrig", antwortete er. „Es geht Niemand an, ob ich Das thun will."

Stoll: „Gewiß! Machen Sie Das doch nach Belieben! Und ſind Sie jetzt fertig mit dieſer Nebenſache des Biertrinkens, auf die ich ja überhaupt gar kein Gewicht gelegt habe, — dann wollen wir doch endlich zur Hauptſache kommen. Sie haben, Herr Pfarrer Schmär" — hier ſteckte er das würdigſte Superintendentengeſicht auf —, „als ein beamteter Diener unſerer Kirche gegen eben dieſe Kirche einen Angriff gerichtet, ſo wild und maßlos, daß ihr erbittertſter Feind darauf ſtolz ſein könnte. Ja, haben Sie denn auch bedacht, ob Sie ſo ferner ein Diener dieſer Kirche bleiben können?"

Schmär: „Sprechen wir nicht von Folgen, ſondern von dem Recht, von der Wahrheit meiner Worte. Ich werde ſie beweiſen. Darauf allerdings bin ich ſtolz, daß ich mit Fleiſch und Blut mich nicht beſprochen habe."

Stoll: „Nach berühmtem Muſter, ja. Nur daß der Apoſtel Paulus als ein Feind Chriſti ſich nicht lang bedacht hat, ſein Diener zu werden, während Sie als ſein Diener ſich nicht bedachten, ſein Feind zu werden."

Schmär, unerwartet ruhig: „Ich kann nicht zugeben, Herr Superintendent, daß Sie mir da Geſinnungen und Abſichten unterſchieben, die mir ganz fremd ſind, wie Sie, glaube ich, wiſſen können. Ich ſuche der Kirche Beſtes ſo gut wie Sie oder irgend Einer."

Stoll: „Aber Sie verſtehen es nicht! Sie irren! Sie ſollten beſcheidener ſein."

Schmär: „Ich ſuche das Gute in meiner Weiſe. Thun Sie es in der

Ihrigen. Und Gott giebt, wie er will, das Gedeihen. Hier, Herr Superintendent," er schlug an seine breite Brust, „ist mein Richter, mein einziger! Haben Sie vielleicht mein Gewissen oder habe ichs?"

Stoll: „Die Kirche, — wenn anders Sie ihr rechter Diener sind."

Schmär: So?! Das nennen wir katholisch. Eben Das ists, was wir nicht wollen."

Fritsch: „Einverstanden!"

Stoll: „Was wir nicht wollen! Wer denn? Sie meinen doch nicht im Ernst, daß Sie Anklang und Anhang fänden mit einer solchen Schmähschrift, wie Ihre Thesen sind, — wenn sie auch je veröffentlicht würden?"

Schmär, betroffen: „Je veröffentlicht ... Fritsch, Du läßt Dich doch nicht ins Bockshorn jagen?"

Fritsch, verlegen: „Durchaus nicht! Ich habe nichts versprochen, Herr Superintendent! Nur ... wie schon angedeutet ... ich war ja am Sonntag nicht so ganz ... Weißt Du, bei ruhigem Blut möchte ich doch ... nicht wahr, Herr Superintendent, ... einige Milderungen ..?"

Schmär schlug zornig auf den Tisch: „Sint ut sunt aut non sint!"

Stoll, würdig: „Ich bitte Sie, nicht zu vergessen, Herr Pfarrer Schmär, bei wem Sie sich befinden. Uebrigens glaube ich auch, Herr Fritsch, daß Ihr Freund darin wohl Recht hat: wenn Sie die Spitzen abbrechen, so bleibt nicht viel übrig. Das ist ja Alles schon hundertmal gesagt worden, nur eben nicht mit dieser Maßlosigkeit. Diese Maßlosigkeit ist das einzig Neue dabei; und warum ist sie neu? Einfach, weil sie in der Oeffentlichkeit unmöglich ist. Darum ist sie noch nicht dagewesen und wird auch — Das sage ich Ihnen — nicht da sein, der Bemühung des Herrn Pfarrers Schmär zum Trotz. Wir genießen, Gott sei Dank, noch den Schutz einer christlichen Obrigkeit. Sie wollten vermuthlich die Oeffentlichkeit und die Polizei überrumpeln? Daher auch die Geheimthuerei? Wohl gar sollten die unschuldigen Kirchenthüren herhalten, wie weiland bei Ihrem Vorgänger in Wittenberg? Ja, mein Lieber, daß es damit nichts ist, werden Sie nun, da das Konsistorium von dem Attentat Kenntniß hat, mir wohl glauben!"

Fritsch war sichtlich geschlagen und vernichtet; er hatte ab und zu während dieser Rede mit ängstlichen Augen Schmär befragt. Dieser kannte den Pappenheimer und sagte nur mit verachtungvollem Blick:

„Du kriechst natürlich zu Kreuz!"

Keine Antwort war auch eine. Schmär richtete sich schmerzlich stolz auf.

„So ist die Audienz wohl zu Ende, Herr Superintendent?"

Mit erwachender Gutmüthigkeit, zwischen Mitleid und Schadenfreude, erwiderte Stoll: „Meinen Rath wollen Sie ja nicht annehmen! Wenn Sie nicht selbst noch Etwas vorzubringen haben, dann .. sind Sie allerdings fertig!" Diese Doppeldeutigkeit konnte er sich, obwohl der gute Geist schon wieder Oberwasser hatte, nicht versagen.

Schmär verbeugte sich stumm, ohne Fritsch anzusehen, und ging.

Der Besiegte brauchte nicht lange auf den Todesstoß zu warten. Die Justiz des Konsistoriums war rasch und verblüffend weise.

Einige Tage immerhin dauerte es; und jedesmal zitterte Schmär, wenn die Post kam. Die arme Frau aber noch mehr. Sie hatte auf kluge Weise,

ohne sich zu verrathen, ihrem Mann die Beichte abgelockt und durfte nun wenigstens offen zittern und trauern.

Schmär hatte ja allerdings mit Bewußtsein Va banque gespielt und durfte sich also nicht beklagen. Aber, wie es nun gegangen war, so ruhmlos, kampflos zu fallen, durch Freundes Verrath: Das war doch hart.

„Doch das Gemeine steigt klanglos zum Orkus hinab."

Ganz impertinent hatte dieser Vers sich ihm aufgedrängt, er wußte nicht, wie, und er konnte ihn nicht loswerden. Nein, gemein war er nicht und lautlos wollte er nicht stürzen. Er wollte es ihnen schon sagen, diesen Pharisäern, die auf Mosis Stuhl saßen; sagen, wie es ihnen noch Keiner gesagt, anders allerdings als der jüngste Ketzer, der vor einigen Jahren ökonomisch hingerichtet worden war und seine Richter dann mit dem scharfen Federmesser einer haarspaltenden Dialektik gekitzelt hatte. Schmär fühlte in seinem Besitz ein zweihändiges Schlachtschwert des Geistes, das er wohl zu führen wußte, — jeder Streich ein Todesstreich! O, mit Noblesse kommt man freilich nicht weit in dieser ignoblen Welt. Aber mit wilder Rücksichtlosigkeit? Mit der Verbissenheit der Ameise, die sich lieber den Kopf abreißen läßt, als nachgiebt? Das wollte er sehen.

Reden hielt er, zahllose, im Geist, in diesen Tagen schmerzlichen Harrens, zerschmetternde Reden! Besonders nachts, wenn der Schlaf sein Lager floh: für ein halbes Jahr hinaus war er vorbereitet. Und mit wonnigem Grausen fühlte er, wie das Martyrium seinen Geist potenzirte. Dennoch wich auch eine heimliche Angst nicht von ihm. Das ist die Angst der Gebärerin, sagte er sich. Nur das Gebären der Freiheit ist schmerzhaft; ist sie dann da ... Er stieß ein Löwengebrüll aus und reckte sich riesenhaft.

Endlich, am Montag, am süßen Sonn- und Ruhetag des Pfarrers, kam das gefürchtete dicke Schreiben im wohlbekannten rothen Umschlag der Superintendentur. Die Frau Pfarrer brachte es herein, weiß im Gesicht, mit schlotternden Knien; in eigener Person hatte sie alle die Tage über dem Postboten aufgelauert.

„Hol die Kinder", sprach Schmär, feierlich mild. Er hatte einmal ein Bild gesehen, wie der fromme Liederdichter Paul Gerhard — oder wers war — inmitten seiner Familie von der Barbarenobrigkeit die Ordre empfängt, die ihn von Haus und Hof und brotlos, heimathlos hinaus in die Verbannung vertrieb, weil er *seinen* Gott im Herzen hatte und edel war, edler als die feisten Gewissensbluthunde und frommen Diener Jesu Christi. So wollte Schmär es auch haben: Das mußte sich gut ausnehmen in seinen einstigen Memoiren, — falls er nicht etwa vorzeitig verhungerte.

Als die Kinder versammelt waren, alle sechs, scheu und angesteckt von der unbegriffenen Angst der Eltern, erhob sich Schmär, erbrach den Brief und las. „Ah!" schrie er schmerzlich, wüthend, und fiel mit Wucht auf den Stuhl zurück.

„Betet, Kinder, betet!" rief die Mutter und alle fielen auf die Knie. „Sag, Mann! Wir sind Bettler?!" Die immer Schüchterne, Sanfte kreischte es laut mit rauher Stimme.

„Ich bettel nicht!" rief Jakoble, aufstehend, empört. Er war der rechte Sohn seines Vaters.

Als der Mann, ganz vernichtet, noch immer keine Antwort gab, wagte

die Frau mit dem Muth der Verzweiflung das nie Dagewesene: sie hob den amtlichen Bogen vom Boden auf und las. Ein freudiges Leuchten ging über ihr Gesicht.

„Hundert . . . hundert Mark Geldstrafe! Kinder! Kinder!"

So hatte die immer müde liebe Mama noch nie gejubelt; alle Kinder umarmten sie und lachten laut, ohne die Sache zu verstehen, bis ein donnerndes: „Ruhe!" mit einem Schlag das Gelächter abschnitt.

„Das freut Dich gar, gefühlloses Weib, wenn ich noch verhöhnt bin beim Zusammenbruch aller Hoffnungen. Soll ich sie Dir vom Haushaltungsgeld abziehen, die hundert Mark, damit Du das Lachen verlernst?"

„Aber lieber Mann, Du weißt ja, daß Das ganz unmöglich ist, daß ich vorher schon . . . Aber schau" — sie rechnete schnell — „wenn Du nur jeden Tag zwei Flaschen Bier weniger trinkst, dann ist ja schon vor Jahresfrist die ganze Summe erspart. Die Werktage genügen sogar und an Sonntagen kannst Du Dich ausdehnen wie sonst."

Jahresfrist! Das hatte gerade noch gefehlt, daß sie ihm die ganze Ausdehnung seines Martyriums so erschreckend deutlich im Einzelnen vorrechnete! Um sich nicht vor versammelter Familie durch Thränen zu blamiren — ein kleiner Schluchzer entfuhr ihm schon —, mußte er gewaltsam seine Männlichkeit zu einem letzten Wuthausbruch sammeln.

„Dumme Gans!" schrie er, rannte hinaus und schmetterte die Thür hinter sich zu Die Kind schauten ihm halb eingeschüchtert, halb mißbilligend nach.

„Bist eine liebe Mama," trösteten sie; aber der Trost war ganz überflüssig: Mama strahlte immer noch unvermindert wie ein Engel.

„Und eine schöne Mama," lallte die kleine Frieda. Die hatte den Vogel abgeschossen; Mama that ihr fast weh mit ihrer dankbaren Umarmung. Schön?! Ach freilich, wie es bei ihr eben sein konnte! Aber wahrhaftig, sie spürte es selber, daß es ein Wenig wahr sein mußte. Und sie nahm sich vor, künftig öfter glücklich zu sein, wenn Das so schön machte. War ihr denn nicht das ganze, schon verloren geglaubte Leben wie neu geschenkt? Und da nun ihr Mann so gedemüthigt war, der Arme, und nicht mehr so viel Bier bekam, o da mußte ja Alles, Alles wieder gut werden!

Schmär aber war inzwischen in sein Gartenhäuschen hinaufgestürmt, wie ein verwundeter Eber, und auf dem Sessel am Schreibtisch niedergebrochen. Die lang ausgestreckten Arme sammt dem schuldbeladenen Haupt sanken nieder auf den tintenbeklexten locus delicti, — und der große schwere Mann schluchzte; in dicken Tropfen, unaufhaltsam, entrann ihm der herrliche Luthertrotz.

So ward im zarten Keim schon die Reformation des neunzehnten Jahrhunderts erstickt. Schmärs Geist hat niemals wieder kühnen Flug gewagt.

Warum doch mußte seine sterbliche Hülle so sehr des Bieres bedürfen? Warum hatte er vor der That schon ein Weib genommen, das ihn verrathen konnte? Der alte Luther hatte Das weislicher verschoben bis nachher. Und warum mußte der neue Kajetan, der Konsistoriallegat Stoll, ein gar so geschicktes Davidlein sein? . . . Ja, es giebt in der Weltgeschichte Fragen, die ewig ohne Antwort bleiben werden, grausame Räthsel!

Gottreich Christaller.

# Frauenarbeit und Kulturideal.

Auch innerhalb des selben Kulturkreises machen sich zwischen den verschiedenen Völkern und sogar im selben Volk zu verschiedenen Zeiten augenfällige Unterschiede in den Anschauungen von den Pflichten und Tugenden der Frau bemerklich. Die Frage, welche Stellung der Frau in der Gesellschaft gebühre und wie demnach die weibliche Erziehung und Ausbildung einzurichten sei, ist von den Deutschen erst im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts in ihrer vollen Tragweite erfaßt worden. Bis dahin galt uneingeschränkt das kirchlich überlieferte Gebot: „Ihr Weiber, seid unterthan Euren Männern!“ Die Ehefrau galt sozial als Hörige. Ein noch höherer Grad gesellschaftlicher Unmündigkeit kennzeichnete die Stellung des ehelosen Weibes.

Die Befreiung der deutschen Frau aus dieser unwürdigen Lage ist eine Errungenschaft des Klassenkampfes. In dem in viele hundert Fetzen zerrissenen, durch die territorialfürstliche Bureaukratie von allen Seiten eingeschnürten und gegängelten Deutschland begann die aufgeklärteste und gebildetste Schicht der städtischen Bevölkerung, sich der geistigen und materiellen Interessengemeinschaft, durch die sie einheitlich verbunden war, bewußt zu werden, — damit zugleich aber ihres Gegensatzes zu anderen Klassen, von denen sie sich bedrückt und zurückgesetzt fühlte. Das Bürgerthum eröffnete seinen Unabhängigkeitkrieg gegen den Adel. Die durch Wolfgang Goethe ausgesprochene soziale Emanzipation des Weibes aus „Philisterbanden“ ward in diesem Kriege zur Waffe, die, vom Genius geschwungen, ihre Kraft siegreich erprobte.

Alles Bestreben des Bürgerthumes, sich dem Adel sozial gleichzustellen, mußte vergeblich bleiben, so lange die freie und harmonische Ausbildung der Persönlichkeit und das vornehme Wesen allgemein als höchstes Kulturideal galten, dem Adel aber der Vorzug nicht bestritten werden konnte, daß nur er dieses Ideal vollkommen erreiche. Schiller, der als Dichter mit dem Könige ging, als Sohn eines württembergischen Feldscheers sich am weimarischen Hof aber bescheiden im Schatten seiner Frau, der geborenen von Lengefeld, hielt, versuchte, die Schranken, die ihn von den Betitelten trennten, mit einem Schlage niederzuwerfen. Er schuf einen neuen Adelscharakter, als er poetisch dekretirte:

„Gemeine Naturen
Zahlen mit Dem, was sie thun, edle mit Dem, was sie sind.“

Goethe, der Welterfahrene, lächelte, als er das Edikt seines Freundes vernahm, denn er wußte, daß es wohl im Poetenstübchen, aber nimmermehr bei Hof und in der großen Welt Giltigkeit erlangen würde. Auch erkannte er, der Hofmann, daß dem bürgerlichen Edlen, bei aller Noblesse der Gesinnung, wenn

er mit Dem, was er war, bezahlen wollte, immer noch der adelige Anstand fehlte. Um dem Bürgerthum zu zeigen, wie es diesem Mangel abhelfen könnte, schrieb er den geistreichsten und gehaltvollsten Roman, den unsere Literatur besitzt, dessen Held aber unfreiwillig eine lächerliche Figur macht. Unendliche Mühe giebt Goethe sich, den Handelsgehilfen Wilhelm Meister durch Ausbildung aller möglichen mimischen Künste und Talente zur Höhe einer vornehmen Persönlichkeit hinaufzuschrauben. Aber trotz allem Herumkünsteln an seinem äußeren und inneren Menschen, trotz dem belehrenden Unterricht von Soubretten und Amazonen ist der arme Wilhelm schließlich einem in Freiheit aufgewachsenen Aristokraten doch nicht viel ähnlicher als etwa ein Kunstreiter, der gelegentlich eine täuschende Aehnlichkeit mit dem geborenen Kavalier verrathen mag. Der Herrenanstrich des an das Befehlen gewöhnten Mannes ist eine Eigenschaft, die man niemals ganz bei Dem finden wird, dessen Selbstgefühl von der Werthung seiner wirthschaftlichen und sozialen Leistungen durch Andere abhängig bleibt.

Der Genius ist naiv. Seine größten und für die Welt wichtigsten Thaten vollbringt er seiner selbst unbewußt. Während Goethe mit dichterischem Behagen, aber zugleich mit dem vollen Gefühl für den Ernst seiner revolutionären Sendung an dem „Meister" bosselte, hatte er das Werk, auf das sein Sinnen gerichtet war, längst vollbracht. Er hatte Lotten geschaffen und Iphigenien. Damit hatte er, allem Volk vernehmbar, die Wahrheit verkündet: Das Weib ist Poesie. Wo Poesie einzieht, da fallen die Schranken der Geburt, des Ranges, der konventionellen Satzungen von selbst. Begeistert rief Schiller aus:

„Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit:
Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet blos, weil sie sich zeigt."

Die Frau, das neu gefundene Frauenideal, schuf in Deutschland Das, was in Frankreich eine blutige Revolution vollbringen mußte: — sie brachte die Leitung der Gesellschaft in die Hände des gebildeten Bürgerthumes.

Goethe aber fuhr fort, jene herrlichen, vom berückenden Zauber einer höheren Welt umflossenen und doch zu unseren bürgerlich deutschen Herzen so traulich redenden Frauengestalten zu schaffen, die in den höher gebildeten Kreisen des deutschen Volkes den Kultus der Frau begründeten, den erst viel später Arthur Schopenhauer in seiner griesgrämigen Weise als widerliche Weiber-Veneration verwarf. Die innere Verwandtschaft dieses protestantischen Marien-dienstes mit dem katholischen des germanischen Mittelalters springt in die Augen. Goethe selbst hat den tief empfundenen Reiz der durchgeistigten Schönheit und der seelischen Harmonie des Weibes als den eigentlichen Urquell seiner dichterischen Kraft und Begeisterung unumwunden und freudig bekannt. Das Sursum corda der Kirche, die die Barbarenvölker zwang, vor der Heiligen Jungfrau, der Himmelskönigin, das Knie zu beugen, wandelte sich in des Dichters Munde zu dem tiefsinnigen Wort:

„Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan."

„Recht eigentlich aus dem Herzen dieser Nation des Idealismus", sagt Heinrich von Treitschke, „war ihre neue Dichtung geboren." Unter diesen unbegreiflich genügsamen Menschen erwachte eine leidenschaftliche Sehnsucht nach dem Wahren und Schönen. Ihre besten Vorkämpfer fühlten sich als freie Kinder Gottes und flüchteten aus der jämmerlichen Wirklichkeit in die reine Welt der Ideale. Inzwischen war in der langen Friedenszeit, die Friedrichs gutes Schwert dem deutschen Norden gesichert hatte, ein neues Geschlecht herangewachsen, das an gedeihlichem Erwerb und behäbigem Besitz seine Lust fand. Der erwerbende Mittelstand erstarkte und trat so entscheidend in den Vordergrund des nationalen Lebens, daß er fordern durfte, auch für seine Tugend und Tüchtigkeit die Weihe zu erhalten, die bis dahin nur dem Ideal der freien, von wirthschaftlichen Strebungen abgelösten Geistes- und Herzensbildung zu Theil geworden war. Dorothea! Es ist mir, wenn ich Goethes herrliches Gedicht aufschlug, immer zu Muthe gewesen, als sei ich begnadet, leibhaftig Augenzeuge eines Avatars zu sein, einer neuen Menschwerdung des großen Mahadöh, der, aus lichten Höhen herabgestiegen, mit seinem von Liebe erfüllten Herzen unter den braven, lebensfrohen Menschen eines deutschen Landstädtchens wandelt. Wie strahlt das Auge des Göttlichen, wenn es auf jenem Freundeskreise ruht, der im kühlen Sälchen des Gasthauses zum Goldenen Löwen über alle wichtigen Lebensfragen, Ehe, Hausstand, Versorgung der Kinder, über den Werth des Alten und die Lust am Neuen so bieder und verständig sich vernehmen läßt! Ueber dem Ganzen waltet der Geist der Hausfrau, der klugen Wirthin, die den störrigen Sinn der Männer zu lenken weiß, und Dorotheens, deren Erscheinung und Rede ein lebendiges Zeugniß dafür sind, daß der sicherste Schatz, den die Schwiegertochter ins Haus bringen kann, doch immer ein treues Herz ist und der wirthschaftliche Sinn. In „Hermann und Dorothea" giebt unser größter Dichter die verklärende Schilderung des in der Häuslichkeit des mittleren Bürgerstandes waltenden Geistes, dessen edelste Blüthe eben die deutsche Hausfrau ist; und unberechenbar ist der sittigende Einfluß, den dieses Ideal seit mehreren Menschenaltern auf unser gesammtes Volksleben ausgeübt hat. Mögen noch viele Jahrhunderte sich daran stärken und aufrichten!

Indessen dürfen wir die Augen heute auch nicht gegen eine Thatsache von tiefgreifender Bedeutung verschließen, die den Freund des Vaterlandes und deutschen Wesens zunächst wenig anmuthet und als Thatsache, die sich nicht wegschaffen läßt, zum sorgenden Sinnen auffordert, wie sich unter vielfach veränderten, neuen sozialen Verhältnissen das Trachten und Streben der Menschen doch wieder zum Besten lenken ließe. Durch die moderne groß-

induſtrielle Entwickelung, der ſich ein veränderter kaufmänniſcher Betrieb anſchließt, ſind ökonomiſche Verhältniſſe entſtanden, die da, wo ſie vorherrſchen — nicht blos in den unterſten Schichten der Bevölkerung —, der Frau die Ausſicht benehmen oder wenigſtens ſehr herabmindern, ihre Kraft und Tüchtigkeit im hauswirthſchaftlichen Sorgen und Sinnen zu bethätigen und den ihrer Mühe entſprechenden Lohn zu gewinnen. Sollen nun dieſe Frauen, die von früher Jugend an auf ſich ſelbſt und ihre eigene Kraft angewieſen ſind, noch weiter in der ſelben Weiſe erzogen und herangebildet werden, wie es der Fall war, als das Leben in ganz anderer Geſtalt vor dem hoffenden Blick des jugendlichen Weibes lag? Sind wir nicht verpflichtet, zu einer vermehrten Pflege jener ſittlichen und geiſtigen Energien beizutragen, die den einzeln ſtehenden Menſchen mit der Kraft ausrüſten, für den Kampf ums Leben einen feſten und geſicherten Standpunkt zu gewinnen? Unter den Typen der Weiblichkeit iſt heute die Arbeiterin in den Vordergrund der öffentlichen Aufmerkſamkeit und Fürſorge gerückt. An das Gewiſſen der Nation ergeht die Mahnung, die Arbeiterinnen aller Klaſſen und Stände in ihrem Ringen nach einem ſozialen Daſein zu unterſtützen, in dem ſich die Eigenſchaften ausbilden können, die der neuen Form ſozialer Lebensbethätigung vornehmlich angemeſſen ſind: der Stolz der Arbeit, ein erhöhtes Gefühl perſönlichen Werthes und geſteigerte Selbſtachtung.

Dorothea auf der ſtaubigen Landſtraße neben den Ochſen einherſchreitend, die ſie „klüglich leitet“, bietet ein Bild, das bürgerlich beſcheiden auf den beſonderen Zauber, der die in die Schatten des heiligen Haines hinaustretende Iphigenie umfließt, verzichten muß. Aber hat das Weib, das demnächſt den trefflichen Hermann als liebevolle Gattin beglücken wird, darum weniger Theil an der Wahrheit des Wortes: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan“? Eine ähnliche Frage, in zweifelnder Form, erhebt ſich heute, wenn wir von dem neuen Frauenideal reden, das die Zeit uns vor Augen ſtellt. Wird die Frau mit den ſtrengen Zügen der Arbeit im Antlitz nicht jene feineren Reize entbehren, die, indem ſie anziehen, auch zugleich das Gemüth des Mannes hinanzuziehen vermögen? Ich glaube, mit Entſchiedenheit antworten zu dürfen: Wenn die „Arbeiterin“ ihr beſonderes Lebensideal energiſch geſtaltet, ſo wird auch ihr die Kraft nicht fehlen, ſittigend und veredelnd auf den Mann zu wirken, eben ſo wie einſt die Iphigenien und Dorotheen der allgemeinen Kultur des deutſchen Volkes ihr Gepräge verliehen haben.

Karl Troſt.

# Versuche am lebenden Menschen.

Vor einigen Monaten fand im preußischen Abgeordnetenhaus eine Diskussion über Menschenexperimente statt, die von einem Universitätprofessor angestellt worden waren. Acht Personen — darunter Kinder —, die wegen anderer Krankheiten in Behandlung standen, waren mit Blutserum geimpft worden, das von Syphiliskranken herrührte. Der Experimentator wollte nachweisen, daß das Blutserum die Syphilis nicht übertrage, und ferner untersuchen, ob die Impfung vor Syphilisinfektion schütze. Einige Zeit darauf erkrankten vier der Geimpften — sämmtlich Prostituirte — an Syphilis. Damit war anscheinend festgestellt, daß das Serum nicht gegen Ansteckung schütze. Da aber die vier anderen Versuchspersonen nicht erkrankten, war nach Ansicht des Experimentators auch festgestellt, daß die Impfung selbst nicht gefährlich sei. Trotzdem wurde dem Professor vorgeworfen, in den vier Fällen die Krankheit durch seine Impfung hervorgerufen zu haben. Dagegen hat sich der Angegriffene schon in seiner Arbeit, der ein ernster wissenschaftlicher Charakter nicht abzusprechen ist, vertheidigt und seine Ueberzeugung dahin ausgesprochen, daß sich die erkrankten Prostituirten die Infektion außerhalb des Krankenhauses zugezogen hätten, die Impfung also nicht Schuld an der Erkrankung gewesen sei. Auch im Abgeordnetenhaus wurden diese Versuche — nach meiner Ueberzeugung mit Recht — scharf gerügt und der Kultusminister stellte in Aussicht, die Angelegenheit solle untersucht und der Wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen unterbreitet werden.

Aehnliches ist auch sonst schon vorgekommen. Um die Entwickelung gewisser Krankheiten festzustellen, hat man in Preußen, in Süddeutschland, in Oesterreich und in vielen anderen Ländern Uebertragungen auf Patienten der Krankenhäuser, vornehmlich auf Unheilbare und Sterbende, vorgenommen. Und aus der öffentlichen Besprechung solcher Fälle hat sich seit einiger Zeit eine methodische Agitation entwickelt, die weit über den ersten Anlaß auszugreifen droht. Zum Theil wird sie allerdings von ehrlichen und überzeugten Männern getragen, die solche Experimente, als unvereinbar mit der Achtung der Rechtspersönlichkeit und mit der Humanität, bekämpfen. Diesen haben sich aber Andere angeschlossen, denen die Humanität nur ein Vorwand ist, um eine wilde Hetze gegen Aerzte und Medizin im Allgemeinen zu eröffnen. Menschenexperiment und Vivisektion, so verschieden diese beiden Dinge von einander sind, werden von dieser Sorte von Agitatoren meistens zusammengeworfen. Man kann das Menschenexperiment, wie es einige Kliniker zulassen, absolut verwerfen und dennoch gewisse Vivisektionen für unentbehrlich halten.

Leider sind sich die Aerzte der Tragweite der gegen sie gerichteten Bewegung nicht voll bewußt; und anstatt in unzweideutiger Weise Stellung zu nehmen, schweigen sie oder glauben, die Sache mit wenigen Worten abthun zu können.

Man muß zwei Gruppen von Menschenexperimenten unterscheiden, die ich kurz als Behandlung- und als Forschungexperimente trennen möchte, die einen: Versuche, die die ärztliche Behandlung der Versuchsperson bezwecken, die anderen:

Versuche, die der Forschung im Allgemeinen dienen. Die Versuche der ersten Gruppe sind Heilung- oder Vorbeugungversuche, je nachdem es sich um die Behandlung einer bestehenden Krankheit oder um den Schutz vor einer zukünftigen handelt, wie z. B. bei Schutzimpfungen. Dagegen dienen die Forschungexperimente nicht dem Nutzen der Versuchsperson, sondern sind höchstens Vorarbeiten für die Erforschung eines Heilmittels, das an anderen Personen, vielleicht erst an einer späteren Generation angewendet werden soll. Einige Beispiele mögen Das erläutern.

Erster Fall: Man probirt an einem Kranken verschiedene Arzneimittel (Antipyrin, Salizylsäure, Phenazetin, Chinin), um zu untersuchen, welches Mittel bei ihm gegen eine bestimmte Beschwerde am Besten wirkt, um dieses Mittel dann im Interesse des Kranken weiter zu benutzen. Zweiter Fall: Jemand ist der Gefahr ausgesetzt, sich eine Krankheit, z. B. Diphtheritis, zuzuziehen, und man spritzt ihm Serum ein, um ihn vor der Ansteckung zu schützen, obgleich man des Erfolges der Serumbehandlung nicht sicher ist.

Wir haben hier je ein Beispiel für die beiden Arten des Behandlungexperimentes. Wenn ein Arzneimittel durch allerlei Methoden, darunter z. B. Thierversuche, so weit untersucht ist, daß man bei relativer Unschädlichkeit auf einen Heilerfolg als wahrscheinlich rechnen darf, ist die Anwendung dieses Mittels beim kranken Menschen zweifellos gerechtfertigt; vorausgesetzt selbstverständlich, daß man Ursache hat, das Mittel in dem speziellen Fall für besser zu halten als alle anderen bekannten Mittel, und daß die immerhin vorhandene Gefahr der Schwere der Krankheit gegenüber nicht unverhältnißmäßig groß sei. Um Hühneraugen zu kuriren, wird kein Verständiger lebensgefährliche Mittel anwenden; bei einem Krebskranken dagegen wird man jedes Mittel anwenden, von dem man sich Erfolg versprechen kann, selbst wenn das Mittel Gefahren mit sich bringt, wie beispielsweise gewisse Operationen. Was die Schutzimpfung betrifft, so hat meines Erachtens der behandelnde Arzt überhaupt kein Recht, sie ohne Einwilligung des Patienten oder seines Rechtsvertreters vorzunehmen, am Allerwenigsten dann, wenn die Gefahrlosigkeit der Impfung nicht vollkommen feststeht. Selbst wo der Staat bei drohender Epidemie die Schutzimpfung vorschreibt, hat nicht der Arzt, sondern nur die Exekutivbehörde das Recht, Zwangsmaßregeln durchzuführen. Der im Abgeordnetenhaus erörterte Fall ist also mit Recht zum Gegenstand des Tadels gemacht worden, erstens, so weit die bedingungslose Einwilligung der zu Impfenden fehlte, zweitens, weil die Gefahrlosigkeit der Impfung nicht sicher feststand.

Ich gehe jetzt zur zweiten Gruppe, also den Experimenten über, die der wissenschaftlichen Forschung dienen, und will auch hier einige Beispiele geben.

Ein russischer Arzt studirte an Versuchspersonen die Uebertragbarkeit typhöser Fieber durch Impfung. Es gelang ihm nicht, Unterleibs- und Flecktyphus zu übertragen, wohl aber das Rückfallfieber. Ein süddeutscher Arzt injizirte einem sechsundvierzigjährigen Geisteskranken, der in kürzester Zeit sterben mußte, Gonokokken, um künstlich eine Ansteckung zu erzeugen und deren Entwickelung zu beobachten. Ein Kliniker von Ruf unternahm Versuche am Herzen einer Frau, das in Folge einer Operation frei lag. Die Frau war mittellos und wurde dafür, daß sie sich die Ausübung eines Druckes auf das Herz und die Lungenarterie, die Kompression peripherer Gefäße, elektrische Reizung des Zwerchfellnerven und des Herzens u. s. w. gefallen ließ, unentgeltlich verpflegt. Andere

Forscher unternahmen Impfversuche mit syphilitischem Material an Müttern, die ein vom Vater her syphilitisches Kind geboren hatten, obgleich man die Folgen davon schlechterdings nicht voraussehen konnte. Um die Uebertragbarkeit der Malaria festzustellen, wurde Malariakranken Blut entnommen und anderen Patienten, die von dieser Krankheit frei waren, eingeimpft. Ein Arzt, der eine Kultur reingezüchteter Mikrokokken auf den normalen Bindehautsack eines menschlichen Auges übertragen hatte, erklärt selbst: „Ich muß gestehen, daß ich diesen Versuch mit einigem Zagen unternommen habe, weil ich fürchten mußte, daß etwa ein sehr fulminanter Prozeß zur Entwickelung kommen würde, indem ich gewissermaßen ein konzentrirteres Material eingeimpft hätte." Dies war zwar nicht der Fall, doch entstand bald danach ein typisches Augenleiden, das erst nach längerer Zeit geheilt werden konnte. Ein Patient kommt mit einer schweren Hautaffektion — der Folge von Antipyringenuß — in eine Klinik. Nach einiger Zeit ist er geheilt. Nach der Heilung wird ihm aber ohne sein Wissen wiederum Antipyrin gegeben, um den ursächlichen Zusammenhang derartig intensiver Vergiftungerscheinungen mit dem Genuß von Antipyrin experimentell festzustellen. Schmerzen beim Schlucken, Schwellung der Lippen, starke Speichelabsonderung, Schüttelfrost, Blaufärbung, Schwellung an Händen und Füßen und auch allerlei Ausschläge treten ein; die Temperatur steigt fast auf einundvierzig Grad: erst nach ungefähr vierzehn Tagen konnte der Patient zum zweiten Male geheilt entlassen werden.

Dies sind nur einige Beispiele von Versuchen, zu denen sich gelegentlich Aerzte in Krankenhäusern für berechtigt halten. Wie können wir es uns erklären, daß solche Versuche, die doch mit der Behandlung des Individuums nichts zu thun haben, von Medizinern gemacht werden? Die Frage wird sich leicht beantworten lassen. Jeder Mensch ist mehr oder weniger geneigt, die Welt von einem individuellen Gesichtspunkt aus zu betrachten, und zwar entscheiden dabei neben ererbten Eigenthümlichkeiten hauptsächlich Erziehung und Beruf, kurz: das Milieu. Ein Offizier mag sonst noch so human denken: er sieht im Kriege kein Unglück, denn der Krieg giebt ihm die Gelegenheit, seinen Beruf auszuüben. Dagegen sieht der friedliebende Bürger im Krieg hauptsächlich das Hinmorden und Verkrüppeln von Menschen, die Vernichtung von Eigenthum und alles Elend, das daraus folgt. Der Offizier ist, wie jeder Mensch, von dem Wunsche beseelt, seinen Beruf im Ernstfall zu bethätigen, und gegenüber diesem Wunsch treten ihm die Schrecken des Krieges in den Hintergrund.

Die Hauptaufgabe des Mediziners ist die Behandlung kranker Individuen. Aber abgesehen davon hat er die Gesunden vor Krankheit zu schützen, er hat Krankheitzustände, unter Anderem vor Gericht, zu begutachten, er hat die Medizin zu lehren und das Gebiet der Wissenschaft zu erweitern. Mehrere dieser Thätigkeiten werden häufig genug von der selben Person ausgeübt. Der Forscher ist z. B. gleichzeitig behandelnder Arzt. Der Fall interessirt uns hier besonders, da diese beiden Thätigkeiten unter Umständen in Konflikt mit einander gerathen. Dient der Arzt ausschließlich dem Patienten, der sich ihm anvertraut hat, so ist die Ausnutzung des speziellen Krankheitfalles für die Zwecke der wissenschaftlichen Forschung oft unmöglich; dient er aber ausschließlich der Lösung des wissenschaftlichen Problemes, so gelangt er leicht dazu, das Wohl des Individuums, das sich ihm anvertraut hat, hintanzusetzen. Im Allgemeinen wird in solchen Konflikten die Sorge für

die Gesundheit des Klienten vorgehen müssen; die Sorge für die wissenschaftliche Forschung steht an zweiter Stelle.

Doch — so könnte man einwenden — liegt nicht oft genug eine Einwilligung der Versuchsperson vor und ist dann nicht moralisch und juristisch der Experimentator entlastet, selbst wenn eine Gesundheitschädigung eintritt? Die juristische Frage lasse ich unerörtert und will nur die moralische Berechtigung prüfen. Bei Kindern, Geisteskranken, Bewußtlosen und Sterbenden kann von vorn herein von einer Einwilligung der Versuchsperson gar nicht gesprochen werden. Wenn ein Forscher Kindern aus Koth gewonnene Kulturen verabreicht, die Spulwurmeier enthalten, um zu untersuchen, ob sich daraus Spulwürmer entwickeln, ein anderer das Scheidensekret von Wöchnerinnen in die Augen von Kindern bringt, um zu untersuchen, ob eine Augenentzündung entsteht, und wenn Eltern, Vormünder oder sonstige Angehörige ihre Erlaubniß dazu ertheilen, so sind sie einfach mitschuldig. Thatsächlich finde ich in den betreffenden Veröffentlichungen auch nur vereinzelt eine Erlaubniß der Angehörigen erwähnt. Und selbst bei den Versuchen, die an geistig gesunden Erwachsenen angestellt werden, ist es mit der angeblichen Erlaubniß nicht abgethan. Wenn den Versuchspersonen die volle Wahrheit über alle möglichen Folgen ohne Beschönigung des Sachverhaltes gesagt würde, dürfen sie selten einverstanden sein. In den meisten Fällen handelt es sich um ungebildete Personen, die sich in Krankenhäusern befinden und gar nicht wissen, was eigentlich mit ihnen vorgenommen werden soll. Aber selbst wenn die betreffenden Patienten in voller Kenntniß der Sachlage ihre Einwilligung geben, kann ich — so weit es sich um die Krankenhauspflege handelt — in der Beeinflussung, die nöthig ist, um die Einwilligung zu erhalten, nur einen Mißbrauch der ärztlichen Autorität sehen. Eine Ausnahme kann ich nur dann machen, wenn die Versuchsperson so intelligent und gebildet ist, daß sie die Tragweite des Schrittes selbst vollständig beurtheilen kann. Wenn sich also Studenten und Aerzte, um der Forschung zu dienen, zu Impfungversuchen hergeben oder wenn der Experimentator sich selbst impft, um die Folgen kennen zu lernen, so halte ich Das allerdings für statthaft.

Was übrigens einzelne Forscher unter dem freien Entschluß der Versuchsperson verstehen, dafür ein charakteristisches Beispiel. Ein Eingeborener auf Hawaii war wegen Mordes zum Tode verurtheilt; der Verurtheilte sollte zu einem wissenschaftlichen Experiment benutzt werden, um die Wirksamkeit einer Lepra-Ueberimpfung festzustellen. Bevor sich aber der betreffende Arzt dazu hergab, stellte er einige Bedingungen, darunter auch die der Verbrecher müsse freiwillig und ungezwungen, in voller Kenntniß des ihm eventuell bevorstehenden Schicksales der Lepra-Infektion, eine schriftliche Erklärung seiner Einwilligung abgeben; ihm solle dagegen die Umwandlung der Todesstrafe in lebenslängliche Zuchthausstrafe garantirt werden. Ich will die Frage der Berechtigung, einen zum Tode Verurtheilten zu solchen Versuchen zu benutzen, hier unerörtert lassen. Was aber die Zustimmung des Verurtheilten betrifft, so steht seine Einwilligung ungefähr auf der selben Stufe wie die Einwilligung eines Menschen, der auf der Landstraße angefallen wird und, um sein Leben zu retten, Uhr und Börse opfert. Uebrigens fiel die Impfung erfolgreich aus.

Ist es zu billigen, daß der preußische Kultusminister die im Parlament

erörterte Angelegenheit der Wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen übergab? Ist Das der richtige Weg? Ein abschließendes Urtheil wird erst dann möglich sein, wenn wir das Gutachten haben. Abgesehen von einigen persönlichen Momenten kommt in Betracht, daß in dieser Behörde das theoretisch-wissenschaftliche Element stark überwiegt. Hoffen wir, daß sie die wissenschaftliche Forschung nicht über den Beruf des praktischen Arztes stellt! Ich glaube freilich, daß, wenn die Frage allseitig geprüft werden und weder das wissenschaftliche Forschen noch die berechtigten Ansprüche der Persönlichkeit zu kurz kommen sollen, Männer verschiedener Berufsarten zusammentreten und ihr Urtheil abgeben müßten. Wenn wir Mediziner z. B. heute es nur für recht und billig halten, in Fragen der Schulverwaltung vom Standpunkt der Hygiene aus gehört zu werden, so werden wir den Vertretern anderer Berufsarten auch das Recht zugestehen müssen, in Fragen mitzusprechen, die keine spezifisch-medizinischen sind. Nur wenn in solcher Weise Forscher, Aerzte, Juristen und andere gebildete Männer mit einander die Frage erörtern, wird auf eine Aussöhnung der Gegensätze und ein befriedigendes Resultat zu rechnen sein. Eben so wäre es eine Vorbedingung für die Besserung der heutigen Zustände, daß der Kultusminister nicht einseitig Schritte gegen einen einzelnen Forscher einschlage, dessen Verhalten er mißbilligt. Das würde den Eindruck der Parteilichkeit machen. Wenn der Minister Untersuchungen anstellt, dann soll er gegen alle Schuldigen vorgehen, nicht gegen den einen, übrigens sehr verdienten Mann, der gerade im Parlament angegriffen wurde. Wichtiger als die Anstellung von Untersuchungen über vorgekommene Fehler ist aber die Aufgabe, für die Zukunft zu sorgen und die Aerzte in den Krankenhäusern an ihre Pflichten zu erinnern. Man braucht keineswegs kleinlich zu sein und alle Versuche auf die gleiche Stufe zu stellen. Wenn auch juristisch der unbedeutendste rechtswidrige Eingriff als Körperverletzung gilt und wir vom strengethischen Standpunkt aus nicht zu der kleinsten Schädigung eines Patienten berechtigt sind, sobald sie nicht einem Heilzwecke für das Individuum dient, so werden wir doch unterscheiden müssen. Wenn man einem Kranken mit seinem Wissen und Willen zu wissenschaftlichen Zwecken einen Blutstropfen aus den Gefäßen der Haut entzieht, so ist darüber vernünftiger Weise nichts zu sagen, weil Jeder einen Nadelstich aushalten und seine Bedeutung beurtheilen kann. Vielleicht ist es auch noch entschuldbar, wenn an Personen mit Lungenentzündung eine Punktion der Lunge (ohne Heilzweck, nur aus wissenschaftlichen Gründen) vorgenommen wird, um Untersuchungen auf Kokken anzustellen. Auch die Fälle wird man nicht sehr hart beurtheilen, wo bei einem unheilbaren Krebskranken eine Ueberimpfung von Krebspartikelchen auf gesunde Stellen vorgenommen wurde oder wo bei syphilitischer Infektion eine experimentelle Weiterimpfung auf den schon infizirten Organismus erfolgte. Allerdings billige ich auch diese Versuche nicht und würde es für besser halten, wenn sie unterblieben. Ich gebe indessen zu: eine wahrnehmbare Gesundheitschädigung ist dabei kaum zu befürchten. Daß man aber unheilbare Kranke mit allen möglichen Stoffen impft, um dadurch neue Erkrankungen hervorzurufen und dann Untersuchungen darüber anzustellen: Das scheint mir die Grenze des Erlaubten weit zu überschreiten. Ueber die Roheit, Sterbende zu infiziren, will ich überhaupt kein Wort verlieren. Eine Grenze muß jedenfalls gezogen werden, über die kein Arzt hinausgehen darf.

Besonders die Aerzte der Krankenhäuser sollten bedenken, daß in weiten Schichten des Publikums schon ein Mißtrauen gegen die Krankenhäuser besteht. Es wird von Vielen — wenn auch mit Unrecht — angenommen, daß man die Patienten dort wesentlich zu Unterrichtszwecken oder zu wissenschaftlichen Forschungen ausnutze und die ärztliche Behandlung in den Hintergrund treten lasse. Diesen Glauben sollte man nicht noch bestärken. Der Kranke bildet für den Arzt nicht ein beliebiges Material, mit dem er machen kann, was er will. Der Patient ist ein Mensch, der sich ihm zur Behandlung anvertraut hat. Wenn ich auch der Ansicht bin, daß man, so weit es sich um Heilzwecke handelt, dem Arzt keine engen Grenzen ziehen darf, so ist doch eine scharfe Grenze für das Experiment im Interesse der Kranken, im Interesse der Humanität und im Interesse der ethischen Ausbildung der Aerzte und Studenten nöthig. Das Pflichtgefühl der Studirenden kann nur dann entwickelt werden, wenn sie sehen, daß auch die Lehrer ihre Pflicht als Aerzte thun. Ein Mann, der es über sich gewinnt, Sterbende venerisch zu infiziren, taugt weder zum Arzt noch zum Lehrer. Wichtiger als alle Diskussionen über ärztliche Ethik auf Kongressen ist das gute Beispiel. Wenn ein Verirrter im Stande ist, das Wohl eines Patienten seinem wissenschaftlichen Forschungeifer zu opfern, so möge er sich dazu offen und ehrlich bekennen. Dann wird man wissen, wer schuldig ist; der Agitation aber, die sich gegen das Ansehen der Medizin und der Aerzte im Allgemeinen richtet, wird die Spitze abgebrochen sein. Die praktischen Aerzte sind jedenfalls im Großen und Ganzen nicht schuld an solchen Ausschreitungen und die gegen sie gerichteten Vorwürfe sind deshalb ungerecht. Alle, die aus ehrlicher Ueberzeugung gegen das Menschenexperiment eifern, mögen daher sorgen, die Adresse ihrer Angriffe richtig zu wählen. Der Aerztestand als solcher ist für einzelne Pflichtverletzungen von Fanatikern nicht verantwortlich.

Dr. Albert Moll.

# Die Agrarkrisis in Großbritannien.

Wohl in keinem Lande der Welt ist die Landwirthschaft durch die Entwerthung ihrer Produkte so stark mitgenommen worden wie in Großbritannien und nirgends haben sich innerhalb der Landwirthschaft so mächtige Verschiebungen vollzogen wie gerade dort. Diese Verschiebungen werden durch einen Rückblick auf die englische Agrargeschichte klar. Am Anfang dieses Jahrhundertes stand der Preis des Weizens zeitweise auf über 100 Shilling für den Quarter. In diesem außerordentlich hohen Preis — einem Preis, den die Weltgeschichte nicht wieder gesehen hat —, lag ein starker Anreiz zu spekulativer Expansion

des Weizenareals, vornehmlich in den östlichen Grafschaften. Anbaufähiger Boden letzter Klasse, der vorher als Schaftrift oder Haide einen kaum nennenswerthen Ertrag abgeworfen hatte, wurde mit Weizen bestellt. Zum ersten Mal überwog das Getreideareal über das Weideland; dieses Uebergewicht mußte aber natürlich mit dem Augenblick wieder verschwinden, in dem die günstige Preiskonjunktur fortfiel. Als der Weizenpreis tief und tiefer sank (bis hinunter auf etwas über 22 Shilling im Jahre 1894), konnte sich der Anbau dieses Landes nicht mehr rentiren und die Folge war seine Rückverwandlung in Weide. Dieser Verschiebungprozeß zwischen Acker- und Weideland bildet ohne Zweifel den auffälligsten Zug in der neueren britischen Agrargeschichte.

Die landwirthschaftliche Bevölkerung Englands scheidet sich in drei Klassen: die Grundherren (owners of land) und selbst wirthschaftenden Eigenthümer (occupying owners), die Pächter (tenant farmers) und die landwirthschaftlichen Arbeiter. Fast der gesammte landwirthschaftlich benutzte Grund und Boden ist verpachtet. Der Pachtzins hat, sich entsprechend der Rückverwandlung, auch von seiner alten Höhe entfernen müssen und ist in den östlichen Grafschaften z. B. um 70 bis 80 Prozent seines früheren Betrages gesunken. Diese Pachtreduktionen geben den besten Gradmesser der Krisis. Danach haben die Ackerbaucounties viel intensiver als die Weidedistrikte gelitten und diese Distrikte wieder mehr als die Gegenden, in denen Geflügelzucht oder Obst- und Gemüsebau oder andere Spezialkulturen eingeführt sind. Während die Grundaristokratie, die ihre Ländereien nicht selbst bebaut, sondern verpachtet, eine weitere Herabsetzung der Pachtraten für ruinös hält, behauptet die Pächterpartei, auch jetzt seien die Renten im Verhältniß zu den gesunkenen Einnahmen noch zu hoch. So schroffe Interessengegensätze auszugleichen, ist eine schwierige Aufgabe. Hat die Royal Commission on Agriculture, die 1893 auf Grund eines Parlamentsbeschlusses eingesetzt wurde und vier Jahr lang arbeitete, sie zu lösen vermocht? Aus dem ungeheuren Material, das in drei großen Blaubüchern mit 46 151 Fragen und Antworten und einer Reihe von Appendices, einer Anzahl von besonderen Berichten und drei Blaubüchern der Kommission (das dritte: der Final-Report von 1897) enthalten und zu einem großen Theil von König und von mir für den deutschen Leser bearbeitet worden ist, zieht die Kommission den Schluß, die Grundherren seien von der Krisis am Schwersten betroffen. Auch in dem Reformprogramm, das nebenbei der schwächste Theil der ganzen Arbeit ist und im Verhältniß zur aufgewandten Mühe wenig imponirt, wird der Forderungen der Pächter wenig oder gar nicht gedacht. Das agrarpolitische Programm der drei F*) wurde von der Kommission verworfen, eine Erhebung der 1893 im Hause der Gemeinen eingebrachten Land Tenure Bill — sie fordert die Einsetzung eines Gütergerichtshofes (Land Court), der einen Pachtzins für mindestens fünf Jahre fixirt — zum Gesetz aus ökonomischen, finanziellen und psychologischen Gründen abgelehnt. Nun kann aber gar kein Zweifel bestehen, daß hier wichtige historische Thatsachen übersehen werden, die die Folgen der Krisis für die Großgrundeigenthümer denn doch erheblich mildern. Der englische Grundadel hat sich durch die Jahrhunderte

*) Free sale, d. h. das Recht, die Pacht an Dritte zu veräußern, Fair rent, d. h. billiger Pachtzins, und Fixity of tenure, d. h. Beständigkeit des Pachtvertrages.

alte Prosperität der Landwirthschaft ungeheuer bereichert. Noch heute ist er mit der haute finance eng liirt, seine Söhne sind vielfach an Handel, Industrie und Kolonialbesitz betheiligt und nach Alledem ist seine Klassenstellung keineswegs gefährdet. Anders steht es um die selbstwirthschaftenden Eigenthümer, die Bauern (yeomen, die größere Farmen haben, und small freeholders, kleine Freisassen), die ihr Gut oder Gütchen selbst bewirthschaften und dabei einen verzweifelten Existenzkampf zu bestehen haben, ohne daß die Kommission für sie Heilmittel anzugeben weiß. Es ist ergreifend, zu sehen, wie diese letzten Reste des durch die Entwickelung fast vollständig zerriebenen alten freien Bauernstandes der totalen Verschuldung preisgegeben sind, trotzdem sie, wie ein Berichterstatter anführt, „unglaublich hart und länger als Lohnarbeiter frohnden." „Sie werden Alle gehen müssen", heißt es an einer anderen Stelle, „wenn nicht eine Aenderung zum Besseren eintritt." Am Besten von Allen sind bei der Krisis nach der Ansicht der Kommission immer noch die Arbeiter weggekommen. Ihre Anzahl ist zwar enorm zurückgegangen — tout comme chez nous —, aber sie haben weniger zu leiden gehabt, weil die kolossale Verbilligung der nothwendigsten Lebensmittel in den letzten zwanzig Jahren wie eine Lohnerhöhung wirkte.

Für den Rückgang der englischen Landwirthschaft und die üble Lage der von ihr abthängigen Klassen werden nun von der Kommission zwei Ursachenreihen verantwortlich gemacht; erstens: die Konkurrenz der großen, an der Peripherie des Weltmarktes liegenden Agrarländer; und zweitens: die einschneidenden Aenderungen in der Währungpolitik der meisten europäischen Staaten seit den siebenziger Jahren.

Als Amerika, Australien und Indien ihre Front nach Europa kehrten, ungeheure Massen von Getreide und — so weit die beiden zuerst genannten Länder in Betracht kommen — auch von Fleisch zu exportiren begannen, war es unvermeidlich, daß diese Welle den englischen Markt überfluthen und mit Agrarprodukten sättigen mußte, zumal England im Gegensatz zur Handelspolitik der kontinentalen Staaten den freihändlerischen Grundsätzen treu blieb.

Die Folge war ein enormer Preissturz, zuerst auf dem Getreide-, später — um die Mitte der achtziger Jahre — auch auf dem Fleischmarkt. Der heimische Getreidebau nahm ab. Nicht so die Fleischproduktion: den Zufuhren von fremdem Fleisch trat eine gesteigerte Nachfrage nach billigem Fleisch gegenüber, — offenbar hatte die englische Landwirthschaft bisher der Nachfrage nicht genügt. Aber trotzdem ist im Prinzip durchaus richtig, was ein guter deutscher Kenner englischer Verhältnisse vor etwa einem Jahrzehnt sagte: Englands Weizenfelder wogen in den Vereinigten Staaten, in Kanada, Argentinien, Rußland und Indien; seinen Viehhöfen für Massenfleisch begegnet man am La Plata; seine Schafheerden wandeln in Australien und seine Wälder rauschen in Finland und Skandinavien.

Das, was im Allgemeinen über die Ausdehnung des Exportes entscheidet, ist unter heutigen Verhältnissen vor Allem die Preisbewegung. Der Export ist weniger von den natürlichen Bedingungen — der Kapazität des produzirenden Landes — als von den ökonomischen Verhältnissen an den Austauschstellen abhängig. So behauptet z. B. in Bezug auf Argentinien ein dem Auswärtigen Amt kürzlich zugegangenes Gutachten, der argentinische Farmer könne so lange mit Profit exportiren, wie der Quarter Weizen in London noch für 20 Shilling verkauft werde; und ein argentinischer Farmer schildert die Aus-

sichten der Fleischproduktion so: „... Es ist Raum vorhanden, Thiere in viel größerer Anzahl zu produziren, als bisher geschieht, und zu Preisen, die niedrigere sein können und doch für den Züchter noch lohnen; außerdem gestattet die Ausbreitung der Alfalfakulturen (einer Art Luzerne), diese Viehheerden aufzunehmen und für den Konsum zu präpariren. Ich glaube daher, daß die argentinische Republik den Fleischhandel der ganzen Welt unterbieten und die Fleischproduktion für sich monopolisiren könnte." Obgleich nun seit 1895 eine anhaltende, wenn auch leise Besserung in der Lage der englischen Landwirthschaft eingetreten ist, kommt die Kommission doch zu einem ganz pessimistischen Schluß. „Wir fürchten", sagt sie, „in nächster Zukunft möchten keine Aussichten dafür vorhanden sein, daß der Druck, den der fremde Wettbewerb auf die englische Landwirthschaft ausübt, dauernd nachlassen werde."

Aber nicht nur die fremde Konkurrenz, sondern, wie gesagt, auch die Goldwährungpolitik wird von der Majorität der Kommission für die landwirthschaftliche Krisis verantwortlich gemacht. Die Majorität stützt sich dabei auf die Quantitättheorie der alten klassischen Nationalökonomie.

Die Bimetallisten sagen: Der Uebergang Deutschlands und anderer Länder zur Goldwährung hat die Menge des cirkulirenden Geldes durch die Abstoßung des Silbers vermindert, das Silber sank seitdem unaufhörlich im Preise, das Gold aber reichte als alleiniges Währungmetall nicht aus, um die Funktion der Werthbemessung, die es früher mit dem Silber gemeinsam versah, auch allein genügend zu versehen, und der Mangel an Gold hätte zu seiner Vertheuerung, d. h. mit Erhöhung seiner Kaufkraft, zu einer Verbilligung aller Waarenpreise geführt. Aus diesem Grunde ziehen die englischen Agrarier, ganz wie ihre deutschen Kollegen, gegen die seit den siebenziger Jahren inaugurirte Bevorzugung des Goldes als Ursache des Preisfalles ihrer Produkte zu Feld. „Würde man wieder," so schreibt das Komissionmitglied R. L. Everett am Schluß seiner Note, „zu der alten Politik der gleichen Behandlung beider Metalle zurückkehren, so würde sich der metallische Vorrath an Geld vermehren und der erste Schritt in dieser Richtung würde den ungleichen Wettbewerb herabmindern, mit dem jetzt die Farmer der Goldwährungländer zu kämpfen haben. Denn Vermehrung des Geldes bringt der Landwirthschaft Prosperität, Verminderung des Geldes bringt ihr Schaden."

Das Resultat, zu dem die Kommission nach Alledem kommt, besteht in dem Vorschlag, eine Mächtekonferenz zusammenzuberufen, die ein internationales Uebereinkommen träfe, nach dem im Auslande und in Indien die Silberprägung entweder ganz oder zum Theil auf den Stand vor 1873 zurückgeführt würde. Sie räth aber nicht, England möge seiner beinahe ein Jahrhundert alten Goldwährung untreu werden. Man braucht freilich kein allzu großer Kenner der Währungpolitik der einzelnen europäischen Staaten zu sein, um zu wissen, daß die Aussichten auf eine solche Remonetisirung des Silbers heute geringer sind als je.

Dr. Oskar Stillich.

# Selbstanzeigen.

**Das Chaos in kosmischer Auslese.** Verlag von C. G. Naumann, Leipzig 1899.

Folgender Epilog, dessen Personen der Philosoph und das kantische „Ding an sich“ sind, mag mit Verlaub des Lesers die Stelle einer prosaischen Selbstanzeige vertreten:

Das Ding an sich:

Nun laß mich los! Du schlangst die Löwenpranken
Um meines glatten Leibs Unendlichkeit,
Dein Griff hat liebend mich entblößt, es sanken
Die morschen Hüllen: Ursach', Raum und Zeit.
Nackt bin ich nun und Riesin, von den Schranken
Des engen Menschen-Zwerggehirns befreit;
Es sitzt mir wieder — darauf bin ich eitel —
Die Krone des „An-sich-seins“ auf dem Scheitel.

Der Philosoph:

Du lobst mir, Sphinx, die Röthe zu Gesichte:
Bin ich der Oedipus, der Dich gestürzt?
Hab' ich mir doch, an eines Früh'ren Lichte
Mein Licht entzündend, Müh' und Werk verkürzt
(Der freilich, in der Art gelehrter Wichte,
Statt eines, den er löst, zehn Knoten schürzt):
Ihm dankst Begriff Du, Ruf und Ehrenrettung,
Sein Name bleibt mit Deinem in Verkettung.

Das Ding an sich:

Ha, Der? sein Haupt vom Glorienschein verlängert,
Ein Licht der Kirche, nicht der Forscherzunft!
Mit Freiheit, Gott, Unsterblichkeit geschwängert
Sucht' er ein Delos — mich! — zur Niederkunft.
Er hat aufs Aergste mir die Haft verengert,
Der Kritiker der praktischen Vernunft.
Oh Schlaufuchs! mir die Wißbarkeit zu rauben,
Um, was es ihm beliebt, von mir zu glauben!

Der Philosoph:

So ist der Mensch! In dieses Strebens Einheit
Begegnet sich der Hirte mit dem Schaf!
Wenn er die Höh'n entwölkter Allgemeinheit
Erklommen hat, nachtwandelnd wie im Schlaf,
Jäh schrickt er auf, da von der glüh'nden Reinheit
Krystallnen Urgebirgs ein Blitz ihn traf:
Das Auge stopfend mit zerschliss'nen Lappen,
Will tiefer er als je im Dunklen tappen.

Die Menschheit freilich liebt, sich zu vermummen
In Schmeichelei und frommen Selbstbetrug.

Siehſt Du die Biene auf der Wieſe ſummen?
Sie ſelber nennt ihr Schwirren Adlerflug!
Der Denker gleicht dem Schleuderſtein, dem dummen,
Den Knabenhand ins Reich der Lüfte ſchlug:
Nun wähnt er, frei der Erde zu entfliegen,
Der doch nur, um zu fallen, aufgeſtiegen!

Das Ding an ſich:

Iſt Das der Menſch — ſo laß Dich Unmenſch nennen,
Denn dieſer Schwachheit biſt Du nicht zu zeih'n,
Du wagſt, das Grenzenloſe zu erkennen,
Und ſchränkſt es nicht im Menſchenſinne ein.
Doch Jener ſieht die ew'gen Gluthen brennen
Und ſetzt den Kochtopf auf den Feuerſchein;
Das Neſt der Wahrheit treibts ihn, zu entdecken,
— Sein Kuckuksei des Wahns drin auszuhecken!

Der Philoſoph:

Nun ſage ſelbſt, welch Loos mag meiner warten,
Wenn ich von Dir zu künden mich erkühnt?
Solch Forſchen iſt ja kein bequemer Garten,
Drin Mancherlei für Aug' und Gaumen grünt:
Ein ſchroffer Felſen iſts mit Schründen, Scharten,
Wo leicht ein Sturz verwegnes Klettern ſühnt,
Und wer den Gipfel zwang mit Seil und Leiter,
Dem tönt der Ruf: Bis hierher und nicht weiter!

Mein Buch, es bietet keinen von den Reizen,
Die ſonſt ein Buch „geneigten" Leſern bot.
Wo Andre nach der Freude Schätzen geizen,
Spielt es den Zöllner, der den Schmugglern droht.
Es ſondert ſtreng und ſcharf die Spreu vom Weizen,
Die Menſchen aber ſchrei'n: Wer ſchafft uns Brot?
Und laſſen, ſitzt die Hungersnoth im Nacken,
Gern Sand und Splitter in den Teig ſich backen.

Das Ding an ſich:

Von ſolchen Schweinen wirſt Du Undank ernten,
Wenn Du um reine Speiſung Dich bemüht.
Was gehts Dich an? Wenn Menſchen wieder lernten,
Daß nur im Diesſeits Sinn und Schönheit blüht,
Wenn Du die träumend himmelwärts Entfernten,
Die für ein göttlich leeres Nichts erglüht,
Heim führſt zu Schein und Luſt des wachen Lebens —:
Wohlan! Wohlauf! Dein Buch war nicht vergebens.

Von meiner Nacktheit hobeſt Du den Schleier
Und zeigteſt, wie im Grau'n Meduſa thront.
Nach Hauſe ſcheuchſt Du die erſchreckten Freier,
Das Liebesmüh'n um mich bleibt unbelohnt.

Nun werd' ich wohl von ihrem Brunstgeleier
Wie sie von meinem Schauderblick verschont:
Sie mögen, drängt es sie nach Leibeserben,
Um Wissenschaft, die Erdentochter, werben!

Binz a. R. Paul Mongré.

**Die beiden Masken.** Von Paul de Saint-Victor. Tragoedie-Komoedie. Ins Deutsche übertragen von Carmen Sylva. Erster Theil: Die Alten. Erster Band: Aeschylos. Gr. 8°. 510 S. Geb. M. 6, eleg. geb. M. 7.50. Verlag von Alexander Duncker, Berlin.

„Das Theater hat zwei Masken, Tragoedie und Komoedie, diejenige, die lacht, und diejenige, die weint, oft getrennt und manchmal gepaart. Unter diesem doppelsichtigen Titel wird dieses Werk, das ich der Oeffentlichkeit darbringe, in drei unterschiedlichen Serien einige der großen Epochen der dramatischen Kunst umfassen. Die erste ist dem griechischen Theater gewidmet: Aeschylos, Sophokles, Euripides und Aristophanes. Ich habe diesen eine Studie über Kalidasa beigefügt, den berühmtesten Dichter des indischen Theaters. Die zweite Serie wird durch Shakespeare ausgefüllt werden. In der dritten werde ich das französische Theater studiren, von seinen Uranfängen bis zu Beaumarchais. Man hat viel über das griechische Theater geschrieben. Indem ich einen so oft behandelten Gegenstand wieder aufnehme, habe ich versucht, es anders, wenn auch vielleicht nicht besser, zu machen als meine Vorgänger. Mythologie und Geschichte sind in meiner Arbeit eben so umfassend behandelt wie die literarische Aesthetik. Die griechischen Tragoedien und Komoedien in die Umgebung zurückzuführen, die sie hervorgebracht hat, ihr Studium dadurch zu erleichtern und zu erweitern, daß es sich über die ganze antike Welt durch die Ausblicke, die sich daran knüpfen, und die Annäherungen, die es andeutet, ausbreitet, die Maske jedes Gottes und jeder die Szene betretenden Person zu lüften, um deren religiöse Physiognomie oder deren legendarischen Charakter zu beschreiben, die vier großen Dichter Athens zu kommentiren, nicht allein dem Buchstaben nach, sondern auch im Geist ihrer Werke und im Genius ihrer Zeit" —: Das ist der Plan des Verfassers, zu dessen Ausführung ihm die umfassendste Kenntniß der poetischen Werke aller Völker, der Kultur- und Weltgeschichte nebst der Gabe zu Gebot stand, die Ergebnisse seines Studiums in geistvoller, poetischer, nie ermüdender Form zum Ausdruck zu bringen. Den Deutschen fehlte bisher ein solches Werk; und ich glaube, der hohen Uebersetzerin kann die deutsche Literatur und die deutsche Wissenschaft dankbar sein, daß sie dieses Werk dem weiteren Kreise der Gebildeten zugänglich gemacht hat. Der erste Band liegt vor, der zweite soll noch in diesem Jahr folgen; sie behandeln die griechischen Dichter. Mögen diese beiden Bände dazu beitragen, bei uns Achtung vor den gewaltigen Dichterwerken des Alterthumes, Verständniß für ihre Schönheit, ihren Zusammenhang, ihre Bedeutung und somit Freude an klassischer Bildung zu verbreiten.

Alexander Duncker.

**Fiat iustitia!** Schauspiel in drei Akten. — **Herzog Ulrich von Wirtenberg,** historisches Schauspiel in fünf Akten. — **Coulissenzauber.** Schauspiel in drei Akten. — **Es werde Licht!** Schauspiel in fünf Akten. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Mit diesen vier Schauspielen wende ich mich zunächst an das lesende Publikum, weil ich ihnen so am Ehesten den Weg zur Bühne zu erschließen hoffe. Was die Bühnenleiter gelegentlich dem Theaterpublikum aufzutischen wagen, davon ist häufig genug in dieser Zeitschrift die Rede gewesen. Und doch spüren sie eifrigst dem Geschmack des Publikums nach und suchen jede Laune des vielköpfigen Ungeheuers mit lakaienhafter Dienstbeflissenheit zu befriedigen. Da bleibt nur ein Schluß, der für das Theaterpublikum und die Bühnenleiter gleich wenig schmeichelhaft ist. Auch an mich sind von dieser Seite her einzelne Aufforderungen ergangen, „diese und jene Härten zu mildern", Szenen zu ändern, „harmonisch ausklingen zu lassen" u. s. w. Ich habe solche Ansinnen ohne Bedenken zurückgewiesen, auf die Gefahr hin, daß diese Theaterstücke vom Kassengesichtspunkt aus der Bühnen unwürdig befunden werden.

Stettin, im September 1899. Gaudenz Sparagnapane.

**Vor höherer Instanz.** Zwei Dramen von August Strindberg. Unter Mitwirkung von Emil Schering vom Verfasser selbst veranstaltete deutsche Originalausgabe. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag, 1899.

Das den letzten Arbeiten des schwedischen Dichters Gemeinsame ist die Gläubigkeit ihres Verfassers, deren Entstehung er selbst am Schluß der „Legenden" so formulirt: „Als den Verfasser im Jahre 1894 prinzipiell seine Skepsis verließ, die alles intellektuelle Leben zu verwüsten gedroht hatte, und er sich experimentirend auf den Standpunkt eines Gläubigen zu stellen begann, öffnete sich ihm das neue Seelenleben, das in ‚Inferno' und in diesen ‚Legenden' geschildert worden ist." Dieses neueste Buch ist im letzten Winter in Lund geschrieben worden und schließt sich chronologisch an das Doppeldrama „Nach Damaskus" an, dessen deutsche Ausgabe ich vor Kurzem hier anzeigen konnte; es enthält zwei Dramen, „Advent" und „Rausch", die bei ganz verschiedener Form — das erste ist ein „Mysterium", das zweite eine „Komoedie" — die selbe, durch den gemeinsamen Titel „Vor höherer Instanz" gekennzeichnete Tendenz haben.

Das zweite Drama, „Rausch", wird in diesem Winter auf einer Reihe deutscher und deutschsprachiger Bühnen gespielt werden.

Emil Schering.

# Stahlpanzer.

Mit einem stählernen Panzer umgiebt sich unsere Industrie gegen die neugierigen Blicke Unbefugter. Das Auge haftet an der blitzenden äußeren Wehr und die Stärke des Panzers wirkt beruhigend auf die Stimmung. Wenige nur kennen den Werdegang vom Roheisen und vom Schrott, den man in die Oefen schiebt, bis zur fertigen Platte und Wenige nur ahnen die unwiderstehlichen Gewalten, die im Inneren wirken. Wenn wirklich einmal Einer die Walzwerke betritt, in denen die mächtigen Panzer entstehen, so sieht er das Wichtigste doch nicht, sondern läßt sich durch Kleinigkeiten ablenken. Da werden, um den Glühspan zu beseitigen, große Reisigbündel auf die Platte geworfen, und wenn sie unter die Walze kommen, giebt jedes Stäbchen seinen Feuchtigkeitgehalt in einer kleinen Explosion auf, unter der Platte brechen Flammen hervor, glühende Kohlenstückchen stäuben und ein Geknatter, wie Schnellfeuer, ertönt. Der erfahrenere Zuschauer weiß aber, daß Das nur ein niedliches Schauspiel ist und wenig zu thun hat mit den in den Oefen wirksamen Gluthen, die die Stahlmasse garkochen. Eben so pflegt es meistens nur pyrotechnische Spielerei zu sein, was ab und zu der Generaldirektor eines Eisenwerkes vor der Oeffentlichkeit zum Besten giebt; die Hauptsachen zeigt er nicht. Warum diese Angst, das Visir zu lüften? Fühlt man sich trotz der Rüstung nicht stark? Beinahe möchte es so scheinen.

Der Bergrath Lobe ist Generaldirektor der Montanunternehmungen Guidos Henckel von Donnersmarck, eines der größten deutschen Industriellen, und muß wohl Einiges von der heutigen Konjunktur verstehen. Er hat in einem langen und arbeitreichen Leben, das ihn stets in engster Verbindung mit der deutschen Industrie hielt, gute und schlechte Perioden der wirthschaftlichen Entwickelung vorüberziehen sehen. Er weiß, daß sich fast all deutschen Eisenhüttenwerke in den letzten Jahren ausgedehnt haben und noch immer ausdehnen und daß Das nichts schadet, so lange der Eisenmarkt — wie heute noch — genügend aufnahmefähig ist. Der enorme Verbrauch von Kohlen und Eisen hat sogar trotz der vermehrten Produktion die Preise mehr und mehr gesteigert und sie haben eine Höhe erreicht, die für Kohlen bisher überhaupt nicht, für Eisen sonst nur während ganz kurzer Perioden erzielt worden ist. Aber es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Man mag mit unseren Industriellen hoffen, daß die günstigen Verhältnisse noch recht lange dauern, nur: „Wie anfangs man geirrt, Das findet man am Ende.“ Eine politische Verwickelung, eine Geldkrise, eine Mißernte größeren Umfanges können der Anfang vom Ende sein. Lehrreich sind die Geldsätze, die die Ultimoprolongation seit zwei Jahren unseren Börsen diktirt, und daß die Hochfinanz sich gerade in den letzten Monaten ganz vergeblich bemüht hat, Mittel flüssig zu machen und die Ansprüche an den Geldmarkt wirksam zu beschränken. Diese Sätze waren:

| | 1899 | | 1898 | |
|---|---|---|---|---|
| Januar . . . . . | $5^1/_4$ bis $5^1/_8$ | Prozent | $3^3/_4$ bis $3^5/_8$ | Prozent |
| Februar . . . . . | $4^3/_4$ bis 5 | „ | $2^5/_8$ bis 3 | „ |

| | 1899 | | 1898 | |
|---|---|---|---|---|
| März | $3^1/_2$ bis 4 | „ | $3^1/_2$ bis 4 | „ |
| April | $4^5/_8$ bis $4^1/_4$ | „ | $4^1/_4$ bis $3^7/_8$ | „ |
| Mai | $4^1/_2$ bis $4^1/_4$ | „ | $3^7/_8$ bis $4^1/_2$ | „ |
| Juni | $5^3/_4$ bis $5^1/_4$ | „ | 5 bis $5^1/_4$ | „ |
| Juli | $4^1/_4$ bis 4 | „ | $4^1/_4$ bis $3^5/_8$ | „ |
| August | $4^7/_8$ bis 5 | „ | $3^3/_4$ bis $3^5/_8$ | „ |
| September | 6 bis $6^1/_4$ | „ | $5^1/_8$ bis $5^1/_4$ | „ |
| Oktober | $5^1/_2$ bis $6^1/_2$ | „ | $4^7/_8$ bis $5^1/_8$ | „ |
| November | — | | $5^3/_4$ bis 6 | „ |
| Dezember | — | | $7^1/_4$ bis $7^3/_4$ | „ |

Das Schlimmste droht uns also noch gegen Ende des Jahres. Dabei werden am Arbeitmarkt, der noch bis vor Kurzem nicht genug Hände zur Verfügung stellen konnte, die ersten Anzeichen einer Verschlechterung der Lage festgestellt; bei den Arbeitnachweisen fällt ein stärkerer Andrang auf. Der Mangel an Kohle und Halbzeug nöthigt manche Werke zu Betriebseinschränkungen, und daß der Kohlenmangel ganz allgemein hemmend und vertheuernd wirkt, habe ich schon früher an dieser Stelle betont. Besonders empfindlich werden solche Dampfbetriebe betroffen, die mit der Konkurrenz von Wasser-, Wind- und Handbetrieben zu rechnen haben, also: Brennereien, Brauereien, Ziegeleien. Strichweise hat der Bedarf im Baugewerbe, in der Cementfabrikation, im Waggonbau nachgelassen. Wir dürfen aber die Preise nicht immer höher treiben; sonst gelingt es den Konkurrenzunternehmungen des Auslandes schließlich, in unsere Absatzgebiete einzufallen. Diese Gefahr ist heute schon zur Thatsache geworden: die österreichischen Eisenwerke, deren Heimathland in seiner Aufnahmefähigkeit unter den politischen Wirren je länger je mehr leidet, haben begonnen, einen Theil ihrer Produktion nach Deutschland zu lenken. Ernstlich bedroht erscheint ferner der Export der oberschlesischen Eisenindustrie nach Rußland. Zwar nimmt der Eisenbedarf dort noch beständig zu, seit einigen Monaten macht sich aber der Wettbewerb einer großen Anzahl von Eisenhüttenwerken und von Fabriken unangenehm fühlbar, die im Laufe der letzten Jahre neu entstanden und zum Theil noch in weiterem Ausbau begriffen sind. Schon der letzte Geschäftsbericht der „Vereinigten Königs- und Laurahütte" gab zu, daß die russischen Eisenpreise darunter gelitten haben und daß in Folge Dessen die Einfuhr von Deutschland nach Rußland nachgelassen hat. Auch dringen die südrussischen Werke mit ihren Fabrikaten immer weiter nach den bisher dem deutschen Eisen reservirten polnischen Bedarfsgebieten vor. Der Export des oberschlesischen Walzeisens ist ziffermäßig von siebenzehneinhalb Prozent des heimischen Absatzes im Jahre 1897 auf vierzehn Prozent im Jahre 1898 und auf annähernd zwölf Prozent im laufenden Jahre heruntergegangen. Dabei ist in diesem Jahre sogar Gießereieisen aus den Vereinigten Staaten nach Breslau gelangt. Wie vorsichtig die schlesischen Werke das polnische Geschäft handhaben müssen, läßt sich aus dem mißlichen Zustand des Geldmarktes in Warschau schließen. Dort ist der Wechselkredit bis aufs Aeußerste eingeschränkt, vierzig Prozent aller ausgestellten Wechsel werden protestirt und der Diskont muß immer weiter erhöht werden. Um so dringender ist es nöthig,

daß die oberschlesischen Werke hohe Rückstellungen vornehmen. Durchgehends geschieht Das noch nicht. So verfügt eine der bedeutesten Hüttengesellschaften, die zudem — im Gegensatz zu den anderen großen schlesischen Hütten — keinen eigenen Hochofen besitzt und daher von der Konjunktur des Roheisens abhängig ist, bei einem Aktienkapital von zwanzig Millionen Mark nach dem letzten Geschäftsbericht über einen Reservefonds von nur zweihundertundvierzigtausend Mark und vertheilt bei einem Bruttogewinn von fünfzehneinhalb Prozent eine Dividende von zwölf Prozent! Wie kann diese Gesellschaft hoffen, untoward events zu bestehen? Nur zu begreiflich, wenn ihr Generalgewaltiger — ein genußfreudiger Jünger der Lebenskunst — kürzlich erklärte, die ganze Zukunft des Unternehmens hänge davon ab, daß die Preise der Rohmaterialien keine weiteren Steigerungen erfahren.

Wie freudig klang die Mär, daß der preußische Eisenbahnminister bei den kartellirten Lokomotivfabriken fünfhundertdreiundachtzig Maschinen, bis Ende nächsten Jahres zu liefern, bestellt und, entsprechend den gestiegenen Materialpreisen einen höheren Preis als den der letzten Verdingung bewilligt habe: ja, daß weitere achthundert Lokomotiven im Etat vorgesehen und im nächsten Frühjahr zu vergeben seien. Die Freude war nur kurz; denn es handelte sich um eine plumpe Tendenzlüge. Gewiß hat der Staat Eisenbahnmaterial nöthig, aber seine Aufträge sind viel zu gering, um der großen Zahl der Fabriken Beschäftigung zu geben. Und außerdem ist der Staat ein Racker; wenn er schon mit der Zeit höhere Preise anlegt, so werden sie doch immer rasch von der Marktlage überholt. Selbst ein so loyaler Staatsbürger wie der bochumer Baare weiß den Bestellungen des Eisenbahnministers nur Das nachzusagen, daß sie den betheiligten Werken „eine feste Basis und eine stabile Preisgestaltung“ gewähren; die gezahlten Preise seien nur mäßig. „Aber dreißig neue Linienschiffe werden gebaut“: so lobpfallirt die Börse. Mag sein! Wenn uns bei diesem schönen Eifer für die elektrische Industrie, für Kleinbahnen, für Kanal- und Schiffbauten und was Alles sonst noch nur nicht eines Tages der Athem ausgeht. Auch der Kredit hat schließlich eine Grenze. Vielleicht hat Fürst Bismarck auch hier — wie so oft — von vorn herein das Richtige getroffen, als er erklärte, er habe immer nur dahin gestrebt, aus der deutschen Flotte eine gute Anstandsflotte zu machen. „Allah weiß es besser“, heißt es am Schluß der Gerichtsurtheile, die im Reiche des — türkischen — Sultans gefällt werden.

Von solcherlei Erwägungen mag sich der Generaldirektor Lobe haben leiten lassen, als er den Panzer etwas bei Seite schob und verkündete, eine der größten deutschen Eisenindustrien befinde sich heute im Kulminationpunkt. Das war keineswegs zu viel gesagt und wurde ihm doch von den Freunden gewaltig verdacht. Ja, man hat mit Recht gesagt, daß es viel leichter ist, der Wahrheit ins Gesicht zu schlagen, als ihr ins Gesicht zu sehen, und heute gilt in Deutschland der Stahlpanzer mehr als der stählerne Charakter. Lynkeus.

# Notizbuch.

Daß in Deutschland sich die Oeffentlichkeit für den auf der pariser Weltausstellung herannahenden Wettkampf gar nicht interessirt, scheint üble Folgen zu zeitigen. Die spärlichen und zum Theil höchst unerfreulichen Nachrichten über die Art der deutschen Betheiligung muß man französischen und anderen auswärtigen Blättern entnehmen, weil die deutsche Presse sich, eben so wie das Publikum, ganz apathisch und vertrauensselig verhält, ohne auch nur im Mindesten die getroffenen Maßnahmen, so weit sie bekannter und prinzipieller Natur sind, kritisch zu beleuchten, damit etwa mögliche Mängel vermieden werden können. Es ist ganz undenkbar, daß die enormen Fortschritte unseres Volkes ohne Eindruck auf die anderen Nationen bleiben können. Maschinenbau, Hüttenwesen, chemische Industrie und verwandte Zweige werden in ihren thatsächlichen Leistungen von Kennern wohl gewürdigt werden. Auf die Masse wirkt jedoch als entscheidendes Anziehungmittel die künstlerische Art der Darbietung. In künstlerischer Beziehung werden wir aber selbst durch unsere kleinen Nachbarstaaten beschämt, die in Erkenntniß des großen Zieles persönliche Interessen hintansetzten und diejenigen Künstler zur Mitwirkung bei der Ausgestaltung ihrer Abtheilungen heranzogen, die durch ihren Namen und ihre bisherigen Arbeiten die Gewähr für Eigenart und guten Geschmack boten. Wie unendlich wichtig solches Vorgehen nicht nur für die vielen Industriezweige ist, die mit Architektur und Innenausstattung innig verknüpft sind, sondern auch für das eindrücklich wirkungvolle Auftreten aller Industrien, ist in Amerika, England und vorzüglich in Frankreich bekannt. Wir werden Wunderdinge an kühnen, geschmackvollen Formen zu sehen bekommen, in denen sich fremde Kunst und Industrie präsentiren. Vergeblich wird unsere solide Fabrikation ihre sauberen und fleißig gearbeiteten Produkte den ausländischen Erzeugnissen gegenüberstellen. Es giebt in der ganzen Welt keine solidere Tischlerarbeit als in Deutschland und speziell in Berlin. Unsere Kunstschlosser beherrschen ihr Material vorzüglich; und so ists auch in anderen Gewerbezweigen. Doch Alles wird vergeblich bleiben. Die elegante, eindrucksvolle und künstlerische Art der Darbietung fremder — oft minderwerthiger — Arbeit wird das Publikum und die Besteller trotzdem der deutschen Arbeit entfremden. Auf mindestens weitere zehn Jahre ist dadurch für die deutsche Fabrikation der Absatz besserer Waaren auf dem Weltmarkt unendlich erschwert. Was Das bedeutet, wissen die betheiligten Industrien nur zu gut. Nun sollte man annehmen, daß wenigstens das Repräsentationhaus des Deutschen Reiches eine künstlerische That sein werde. Der Tüchtigste im Reich wäre für solche Aufgabe gerade gut genug gewesen Sie wird von einem biederen Postarchitekten gelöst, der die deutsche Kunst gegenüber den geistvollsten Werken der ausländischen Baukünstler im Wettkampf vertreten soll. Selbst wenn man die traurigen Ergebnisse postalischer Baukunst im Lande mit Schmerz in der Erinnerung wachrief, konnte man von dem hier gezeigten Modell des „Deutschen Hauses“ nichts Schlimmeres erwarten, als es bietet. Hieran wird jedoch nichts mehr geändert werden können, da die für die baulichen Arbeiten des Reiches „vom Reich besoldeten“ Angestellten des Reichskommissars jedenfalls schon ihre Verträge haben. Höchst befremdlich muß es jedoch erscheinen, wenn diese besoldeten Angestellten, die in alle Pläne und Abmachungen eingeweiht sind, für sich noch nebenbei aus ihren Stellungen finanzielle Vortheile dadurch ziehen, daß

sie einzelnen kapitalkräftigen Ausstellern ihre künstlerische Hilfe bei deren meist auffällig großen Ausstellungobjekten angedeihen lassen. Man betrachte nur die Arrangements der berliner Parfumerie-Fabrikanten und der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft, deren Ausgestaltung Professor Hoffacker übernahm, ferner der Reichsdruckerei, die vom Regirung-Baumeister Radke bedient wird. Es fällt selbst dem naivsten Steuerzahler schwer, in Situationen, wie sie aus einem solchen Verhältniß der angestellten Beamten entstehen müssen, an die unparteiische Regelung von Streitfragen mit Konkurrenzfirmen zu glauben. Selbst wenn die formale Entscheidung bei dem Reichskommissar liegt, so weiß man doch zur Genüge, daß der von persönlichen Interessen diktirte Bericht eines Angestellten anders lautet als ein gänzlich unparteiischer. Ein Beispiel: die Reichsdruckerei erhält einen ausgiebigen Raum für sich allein, während tüchtige Firmen im Lande, die sichs sauer werden lassen und thatsächlich unsere Buchdruckerarbeiten mit großen Kosten auf ein besseres Niveau zu heben versuchen, auf ungenügenden Raum sich zusammendrängen lassen müssen. Wenn man die Leistungen der Reichsdruckerei kritisch betrachtet, so kann man die Bevorzugung nicht für gerechtfertigt halten. Die Arbeiten sind zwar eben so korrekt und sauber, wie andere gute Firmen sie machen, aber — mit wenigen Ausnahmen — so unkünstlerisch, daß man das Gesammtniveau der Leistungen leider als höchst mittelmäßig bezeichnen muß, trotz den grandiosen Hilfsquellen, die das Institut hat. Ob der Reichskommissar das Vorgehen seiner Gehilfen in diesen Dingen gutheißt? Das entzieht sich vorläufig unserer Kenntniß. Wir werden dieses Thema nicht aus dem Auge lassen und gelegentlich den Erfolg des bisherigen Systemes noch heller beleuchten.

* * *

Von der magdeburger Strafkammer war vor Monaten bekanntlich der sozialdemokratische Redakteur Müller zu vier Jahren Gefängniß verurtheilt worden, weil er — in einer läppischen Notiz — den Kaiser und einen kleinen Prinzen beleidigt haben sollte. Die ungeheure Härte der Strafe machte Aufsehen. Aber die bourgeoise Presse war allzu sehr mit dem Martyrium des Herrn Dreyfus beschäftigt, um für solche Kleinigkeiten Raum zu haben. Bei uns zu Lande ist ja Alles so gut und schön. Wozu schelten? Herr Müller trat im August seine Strafe an. Er hatte behauptet, er habe die Strafthat gar nicht begangen, sei auch an dem Tage, wo die verhängnißvolle Notiz erschien, aus dem Dienst beurlaubt, also nicht verantwortlicher Redakteur gewesen. Der Gerichtshof hatte dieser Behauptung den Glauben versagt. Jetzt ist sie bewiesen worden. Der sozialdemokratische Redakteur und Reichstagsabgeordnete Albert Schmidt hat, unter Verzicht auf seine Immunität, sich als Thäter gemeldet und ist, wie hier schon erzählt wurde, zu drei Jahren Gefängniß verurtheilt worden. Er konnte nun noch versuchen, vom Reichsgericht die Aufhebung dieses Urtheiles zu erlangen. Die Aussicht war gering, aber sie war immerhin vorhanden. Herr Albert Schmidt hat auf die Revision verzichtet, um seinen Genossen Müller nicht länger im Gefängniß schmachten zu lassen. Die Strafvollstreckung gegen Müller ist einstweilen ausgesetzt worden und er wird in dem neuen Verfahren voraussichtlich freigesprochen werden. Wer auch nur eine Ahnung davon hat, was eine Freiheitstrafe von langer Dauer bedeutet und welche psychische, körperliche und wirthschaftliche Schädigungen sie mit sich bringt, Der wird, und wäre er ein Todfeind der sozialdemokratischen Agitation, nicht vor der Erklärung zurückschauern, daß Herr Albert Schmidt wie ein Held ge-

handelt hat, — oder, wenn dieses Wort allzu sehr nach Romantik riecht, wie ein ehrlicher, tüchtiger, tapferer Mensch. Wie ganz anders steht dieser Mann vor unserem Blick als die Maulhelden des Dreyfusschwindels, als die nach Applaus lüsternen Literaten, die ihren alternden Ruhm mit ein paar frischen Lorberblättern aufzuputzen suchten und, ohne sich der geringsten Gefahr auszusetzen, für die heilige Sache der Menschlichkeit vom sicheren Port aus Reden hielten und Artikel schrieben! Alle möglichen Mittel zur Bekämpfung der Sozialdemokratie hat man schon durchprobirt und die unmöglichen mindestens empfohlen. Vielleicht entschließt man sich endlich einmal zu dem Rath an die bürgerlichen Parteien, es der „Rotte" nachzumachen, an Märtyrermuth ihr ähnlich zu werden. So lange nur in der Sozialdemokratie die Schmidts zu finden sind, wird keinem Versuch, dieser Partei die Massen zu entfremden, Erfolg beschieden sein ... Giebt es übrigens in Preußen keinen klugen Minister mehr, der sich auf die Beine machte und dem König sagte, daß kaum jemals ein Verurtheilter der Begnadigung würdiger war als Herr Albert Schmidt? Ein solcher Minister würde dem Monarchen und der Monarchie einen großen Dienst erweisen.

* * *

Gewöhnlich sind es die Lohnarbeiter und die Anhänger oppositioneller Parteien, die unter den Wunderlichkeiten unserer Strafjustiz zu leiden haben. In dem Prozeß der Harmlosen war die selbst nach Meinung des gewiß nicht für die Angeklagten voreingenommenen „Vorwärts" ungerechtfertigte Untersuchungshaft über einem Stand Angehörige verhängt worden, der höchstens manchmal durch eine Ungeschicklichkeit der Regirung auf einige Wochen in Oppositionstellung geräth, und vor dem ganzen Lande, ja, vor der ganzen Welt sind unsere adeligen Offiziere blosgestellt worden, die man, da sie den beiden im Staate am Höchsten geschätzten Ständen zugleich angehören, die Staaterhaltenden im Quadrat nennen könnte. Wenn von jenen Kreisen jetzt auf eine Justizreform gedrängt würde, so könnte Das mehr fruchten, als die „Unterm neuen Kurs"-Listen des „Vorwärts". Das Eine der beiden Grundübel — das Andere ist die Klassenjustiz ohne Anerkennung des Klassenunterschiedes durch die Verfassung — besteht darin, daß die ursprüngliche, allein vernünftige Bedeutung des Strafprozesses in Vergessenheit gerathen ist. In Rom, wie in Germanien, war der Strafprozeß, abgesehen von den schwersten gegen die Gemeinschaft gerichteten Delikten, ursprünglich nur ein besonderer Fall des Civilverfahrens. Wenn in Rom der Lucius Titius den Aulus Agerius bestahl, so kontrahirte er dadurch eine obligatio ex delicto; und die actio des Aulus Agerius hatte den Zweck, seine auf diese obligatio des Anderen begründete Forderung einzutreiben. Und wenn sich in Deutschland der nächste Verwandte des Ermordeten mit der vom Mörder gezahlten compositio zufrieden erklärte, so hatte der Richter, wie zum letzten Mal anno 1632 in Basel anerkannt worden ist, nichts mehr zu sagen. Die neuere Auffassung, wonach der Staat ungerufen einschreiten und jedes Unrecht strafen soll, um die verletzte Rechtsordnung wiederherzustellen, nimmt sich ja sehr viel erhabener aus, aber um die Verwirklichung der erhabenen Idee ist es so kläglich bestellt, daß man sich endlich einmal auf den ursprünglichen, allein vernünftigen und dabei erreichbaren Zweck der Strafjustiz besinnen sollte. Nach dieser gesunden Auffassung heißt es: wo kein Kläger, da kein Richter, und wo kein Geschädigter vorhanden ist, der klagt, da kann es keinen Prozeß geben. Heute werden unzählige Strafprozesse geführt in Fällen, wo kein Mensch geschädigt worden ist und kein Mensch sich beklagt hat. Die blinde Göt-

tin glaubt, ihrer eingebildeten Pflicht, alles Unrecht zu sühnen, das auf Erden geschieht, nicht anders genügen zu können als dadurch, daß sie so viele Angeklagte wie möglich zur Strecke bringt; auch ist das natürliche Verfahren geradezu auf den Kopf gestellt. Wenn eine Strafthat geschehen ist, hat die Polizei den Thäter, der nicht auf handhafter That ergriffen worden ist, zu suchen und die Justiz hat ihn abzuurtheilen. Heute wird sehr häufig nicht zu einer notorisch verübten Handlung der Thäter, sondern zu einem Angeklagten das Delikt gesucht. Irgendwo ist Irgendwas vorgegangen, wobei vielleicht eins unserer zahlreichen Gesetze verletzt worden sein kann: ein Strike, eine Volksversammlung, ein Spielabend. Da nimmt die Polizei ein paar Betheiligte am Kragen und sie, der Untersuchungrichter und der Staatsanwalt quälen sich ab, ein Vergehen oder Verbrechen aus ihnen heraus oder in sie hinein zu inquiriren. Sollte im vorliegenden Fall nicht die leidenschaftliche Liebe der Justiz zur Rechtsordnung, sondern ein gewisser höherer Auftrag den Skandal verursacht haben, so ist für diesen Fall in der Presse schon ganz richtig bemerkt worden, daß die Justiz keine Erziehunganstalt ist und daß Skandalprozesse noch niemals die Sittlichkeit gebessert haben. Was sonst noch über diesen langwierigen, kostspieligen und ergebnißlosen Prozeß zu sagen ist, soll später hier gesagt werden.

* * *

Von den Harmlosen zu den Hermokopiden ist ein weiter Weg, fast so weit wie der von Sedan nach Mantinea. Und doch konnte sich den Bewohnern des Deutschen Reiches die Erinnerung an die mit den beiden Namen zusammenhängenden Prozesse in der selben Woche aufdrängen. Kaum hatten sie sich über die Harmlosen einigermaßen beruhigt, da kam aus Berlin die Kunde, in der Puppenallee, die man auch die Neue Markgrafenstraße nennt, seien einigen marmornen Bankhaltern die Nasen, die Finger, die Stäbe abgeschlagen worden. Eine überaus herrliche Entrüstung flammte in der Presse auf, unzählige Leitartikel wurden geschrieben und leider gedruckt und der Bubenstreich wurde mit einem feierlichen Eifer behandelt, als wäre er die erste Roheit in einer sonst höchst gesitteten Welt und als kämen nicht manchmal auch Rechtsbeugungen, Schändungen kleiner Kinder und ähnliche Dinge vor, über die dann gar nicht oder doch nur sehr flüchtig geredet wird. Seltsam, daß von den Kulturleitartikelschreibern und Vandalenfeuilletonisten kein Einziger bisher an den Hermokopidenprozeß gedacht hat, der Athen Jahre lang in Aufregung erhielt und dem Klub der harmlosen Oligarchen den Vorwand zum Umsturz der solonischen Verfassung und zur Verdächtigung der Demokratie bot! Die Buben, die in der Mainacht des Jahres 415 vor Christi Geburt die athenischen Marmorhermen verstümmelt hatten, waren vielleicht nur ganz harmlos bekneipt und ahnten gar nicht, was sie anrichteten, was sie dem Staat und dem Alkibiades anthaten. Werden wir einen ähnlichen Prozeß mit ähnlichen Folgen erleben, weil Betrunkene in der Puppenallee ihren Rausch ausgetobt haben? Oder müssen wir mehr an Byzanz als an Athen denken? Ach, der unbeträchtliche, leicht zu reparirende Dummejungenstreich wäre kaum erwähnt worden, wenn die Denkmäler der Neuen Markgrafenstraße nicht ein Werk des Kaisers wären, dem man bei dieser Gelegenheit wieder einmal die gute, loyale Gesinnung zeigen wollte, von der Berlins Bewohner und Preßleute beseelt sind. Wir Anderen, die solche Paradetoilette nicht gern tragen, werden den nichtsnutzigen Streich zwar bedauern, uns aber bald mit der Gewißheit trösten, daß er wenigstens nicht Kunstwerke von irgend welcher Bedeutung geschädigt hat.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 11. November 1899.

# 1917.

Das achtundvierzigste große Kriegsschiff war vom Stapel gelassen und auf den Namen Alfreds des Großen getauft worden, des ersten Erbauers einer britischen Flotte. Die Marinewerkstätten Schichaus und des danziger Holmes prangten in reichem Fahnenschmuck, die dort stationirenden Kanonenboote hatten alle Flaggen gehißt, Böller dröhnten, die Glocken der Katharinenkirche läuteten durch das Land und in Neufahrwasser flatterte ein Brieftaubenschwarm vom Lootsenthurm über das Baltische Meer, um nach Kiel die frohe Kunde zu tragen, daß in der Entwickelung der deutschen Seemacht die erste Etappe endlich erreicht worden sei. Die erste Etappe; denn schon seit dem Oktober 1913 war männiglich ja bekannt, daß der Flottenplan des Jahres 1899 ganz veraltet, von den Ereignissen längst überholt sei und einem viel umfassenderen Plan Platz machen müsse. Einen Augenblick hatte es, im Januar 1900, so ausgesehen, als sollte das Flottengesetz, das für siebenzehn Jahre der Regirung die Hände band und die Mehrung der Marine in äußerst bescheidenen Grenzen hielt, an dem eigensinnigen Widerstande des Reichstages scheitern. Doch diese Furcht währte nicht lange. Achtundvierzig neue große Kriegsschiffe: daran war viel zu verdienen. Die Besitzer und Aktionäre der Eisen- und Kohlenhütten, die Maschinenfabrikanten, Werftinhaber und Rheder waren sofort Feuer und Flamme für den patriotischen Plan, die Börsenhaussiers errechneten die zu hoffenden Kursgewinne und auch die sonst an Industrie und Handel Interessirten sagten sich, bei einem so ungeheuren Bauunternehmen müsse für sie ein Profit herausspringen. Und war es nicht ein im höchsten Wortsinne nationales Unternehmen?... Solche Riesenschiffe müssen ja nicht nur gebaut, sondern

auch mit allem Zubehör versehen, mit gewaltigen Kohlenmengen gespeist, bemannt und mit rasch aufgezehrtem Proviant versorgt werden. Das bringt Geld unter die Leute. Lange hatte die Angst vor einem Industriekrach die Gemüther belastet. Der neue Flottenplan und das Mittellandkanalprojekt hatten den Alb von der Brust genommen. Eine Weile ließ sich damit wieder wirthschaften. Der jähe Rückgang der Dividenden, vor dem man seit Jahren gebebt hatte, konnte vorläufig noch vermieden werden. Die Interessenten hatten der ihrer Macht zugänglichen Presse das Losungwort zugeheischt und bald hatte der gute Bürger in allen großen Blättern gelesen, ein patriotisches Werk dürfe nicht zum Gegenstande knauserigen Feilschens und philiströser Pfennigfuchserei gemacht werden. Das wirkte auch auf die Parteien, deren Kriegskassen ja auf das Wohlwollen der großen Kapitalisten angewiesen sind. Außerdem hatte die Regirung mit gewohnter Klugheit und Diplomatenkunst operirt. Den Konservativen waren hohe Getreidezölle, ein vom Geist Stahls erfülltes Volksschulgesetz und die Renaissance der Hofgunst, dem Centrum die Ernennung katholischer Minister und Oberpräsidenten, die zunächst wenigstens stille Duldung jesuitischer Niederlassungen und ein den Parteiwünschen genügendes Kommunalwahlgesetz, den Polen die Abkehr von allen hakatistischen Bestrebungen verheißen worden. Die Nationalliberalen hatten, wie gewöhnlich, nichts bekommen. Sie konnten auch keinen ernsthaften Widerstand leisten, denn ihre Tradition gebot in allen Fragen nationaler Wehrkraft die blinde Unterwerfung unter den Willen der Regirung; und die Großindustriellen, deren politisch organisirte Vertretung sie bilden, hätten in einem für sie so wichtigen Handel kein Zögern und kein Bedenken erlaubt. Zuerst war das — mit einem ganzen Bündel provinzialer Kompensationen bepackte — Kanalgesetz gegen die Stimmen der protestantischen und katholischen Agrarier und der vom Mittellandkanalbau Schädigungen fürchtenden Großindustrievertreter im preußischen Landtag bewilligt worden. Dann hatte das Marinepreßbureau gute Arbeit gethan; immer wieder war den über eine künftig allzu hohe finanzielle Belastung Klagenden zugerufen worden, das Geld bleibe ja doch im Lande und setze sich ersprießlich um — die Auguren lächelten über diese besondere Art, den nationalen Wohlstand zu heben —, und schließlich nahm eine Mehrheit, der nur die drei demokratischen Fraktionen gegenüberstanden, im Reichstag das Flottengesetz an. Das war ein großer Tag gewesen. Die Führer der Mehrheitparteien hatten unmittelbar nach der Abstimmung Adler- und Kronenorden erhalten und in der Thronrede, mit der die Session geschlossen wurde, war,

nach dem Dank für den wieder bewährten Patriotismus der Staaterhaltenden, der frohen Zuversicht Ausdruck gegeben worden, daß nun, durch einen den Bundesrath wie den Reichstag bindenden Vertrag, Deutschlands Zukunft auf eine sichere, allen etwa noch zu erwartenden Stürmen Trotz bietende Basis gestellt worden sei. Und ein großer Tag war es auch, als das achtundvierzigste der im Flottengesetz von 1899 geforderten Kriegsschiffe vom Stapel gelassen wurde. Um die Feierlichkeit zu erhöhen, hatte der Reichskanzler Fürst Chlodwig zu Hohenlohe die Pflicht des Täufers auf sich genommen. In der Rede, die er fast fließend vom Blatt ablas, sagte er: Wie in England von Alfred dem Großen, so sind in Deutschland von Wilhelm dem Großen die Grundmauern der maritimen Wehrmacht errichtet worden; wie aber die Briten erst in Elisabeth die wahre Schöpferin ihrer Schlachtflotte verehrten, so müsse auch der Deutsche in dankbarem Aufblick erkennen, daß erst Wilhelm der Zweite, allen, zum Theil mit den giftigsten Waffen geführten Anfeindungen zum Tort, die Wehrkraft zur See wie einen rocher de bronze stabilirt habe. Der hohe Redner, der doch schon seit zweiundzwanzig Jahren die Bürde des Reichskanzleramtes trug, sprach überhaupt sehr schön, mit der ihm eigenen stilistischen Feinheit, und die Hörer konnten nicht bestreiten, daß sein geistiges Vermögen seit dem Jahre 1899 nicht die geringste Einbuße erlitten hatte. Das gaben willig sogar die Boshaften zu.

In dem Flottenkampf des Jahres 1915 war der damals fünfundneunzigjährige Herr nicht sehr hervorgetreten; er hatte die Hauptarbeit den Staatssekretären überlassen. Diese Arbeit war jetzt auch nicht mehr so mühevoll wie bei früheren Marinevorlagen. Wohl hatte der Bau des neuen Doppelgeschwaders und des Mittellandkanales viel Geld gekostet, — viel mehr, als man ursprünglich berechnet hatte. Unterseebote nach einem verbesserten Zédé-Muster waren nöthig geworden, ein amerikanischer Ingenieur hatte einen Torpedotypus erfunden, der Schichaus auf diesem Gebiet als unübertrefflich geltende Leistungen plötzlich veraltet erscheinen ließ, und die schnell auf einander folgenden Wandlungen der Technik steigerten auch bei den Schlachtschiffen die Herstellungskosten. Der Voranschlag der für den Mittellandkanal aufzuwendenden Summen war um ein Fünftel des Gesammtbetrages überschritten worden und an eine Rentabilität des herrlichen Kulturwerkes war für unabsehbare Zeit natürlich noch nicht zu denken. In Preußen waren die Einnahmen der Staatsbahnen, die, um die Kanalkonkurrenz ertragen zu können, ihre Frachttarife herabgesetzt hatten, beträchtlich gesunken und die Sorge, wie er die Budgetüberschüsse am Besten thesauriren

könne, bereitete dem preußischen Finanzminister, dem Kali-Grafen Douglas, keine schlaflose Nacht. Aber ist es nicht alte Unternehmerusance, das Geschäft dadurch zu heben, daß man alle irgend verfügbaren Mittel hineinsteckt? Längst hatten die Maßgebenden sich zu der Anschauung ermannt, daß ein Staat nicht anders zu leiten ist als ein großes Handelsunternehmen, und dieser Auffassung war die Schaar der Besitzenden nach und nach gewonnen worden. Das Gerede von den ethischen, hygienischen und nationalen Pflichten eines Staates wirkte nicht mehr. Es paßte auch nicht in eine Epoche des schrankenlosen Kapitalismus. Wenn der deutsche Kapitalist seinen Profit darin findet, daß in Argentinien und Südchina Eisenbahnen, in Rußland und im britischen Dominion of South-Africa Fabriken gebaut werden, wenn der Kurs der deutschen Konsols von londoner, pariser und petersburger Stimmungen abhängig ist und der zum billigsten Preis Arbeitwillige, mag er Sizilianer, Moskowit oder Kuli sein, im Latifundienbereich der in Ostelbien thronenden Börsenbarone mit offenen Armen empfangen wird, dann klingt solches Gerede aus Urvätertagen recht unmodern. Nur um Zweierlei konnte es sich noch handeln: erstens um den Nachweis, daß die nöthigen Mittel vorhanden oder doch leicht zu beschaffen waren; zweitens um die Gewißheit, daß die von der Regirung vorgeschlagene Anlageart empfehlenswerth sei. Nach beiden Richtungen waren die Zweifel bald verscheucht. Seit dem Jahr 1890 war die Entwickelung Deutschlands zum Industrie- und Handelsstaat nach britisch-belgischem Vorbild entschieden. Noch einmal hatten, als der Zolltarif von 1903 vorbereitet wurde, die Agrarier diese Entwickelung aufzuhalten versucht; ihnen war ja, als Lohn für die abermals bewährte Marinefrömmigkeit, ein stärkerer Zollschutz verheißen worden. Doch gegen die Macht der Thatsachen hilft kein in bestem Glauben gegebenes Versprechen. Der Zoll auf Brotfrüchte konnte um eine Kleinigkeit erhöht, aber die Einfuhrmöglichkeit konnte nicht gemindert werden. Was wäre sonst aus der Industrie geworden, die sich auf den Massenexport eingerichtet hatte? Die fremden Staaten öffneten den deutschen Produkten die Schlagbäume nur, wenn sie ausreichende Kompensationen erhielten; und solche Kompensationen bot nur die bequemere Einfuhr von Ackerfrüchten. Dazu kamen die billigeren Frachten und Kanalgebühren, die wachsende Leutenoth und technische Errungenschaften, die den Anbau mancher Feldfrucht ganz unergiebig machten. So ging die eigentliche Agrikultur mehr und mehr zurück, besonders auf dem undankbaren Boden der Ostmarken, wo jeder Versuch einer Konkurrenz mit Rußland, Argentinien und den südslavischen Ländern Thorheit gewesen wäre.

Berliner Bankdirektoren hatten hier riesige Landflächen billig gekauft und setzten, mit Arbeitern aus allen Welttheilen, das Werk der Industrialisirung fort, das der kluge und energische Herr von Goßler in Westpreußen schon früh begonnen hatte. Das geflügelte Wort, unsere Zeit stehe im Zeichen des Schornsteines, war zur Wahrheit geworden. Und für die ungeheure deutsche Produktion, von der kaum ein Zehntel im Lande unterzubringen war, brauchte man nun Absatzgebiete. Nur über das Wasser konnte der Weg in das „größere Deutschland" führen, das aller Hoffnungen Zukunftziel war. Import und Transitverkehr trugen alljährlich Millionenbeträge in die Zollkassen des Reiches. An Geld fehlte es also nicht und eine bessere Anlage als in Schlachtschiffen und anderem Rüstzeug zur Seeherrschaft war nicht zu ersinnen. Sollten wir uns wieder von England überholen lassen, an dessen Küsten seit der Annahme des letzten deutschen Flottengesetzes siebenzig neue Kriegsschiffe vom Stapel gelaufen waren? Auch Frankreich, Rußland und die Vereinigten Staaten hatten seit 1900 ihre Seemacht ansehnlich gestärkt. Das Deutsche Reich durfte nicht ins Hintertreffen gerathen. Der nach der pariser Weltausstellung pünktlich eingetroffene Industriekrach hatte es, dank den gewaltigen Staatsunternehmungen, nur leise gestreift. Ein neuer Krach müßte verhängnißvoll werden. Wir müssen, so hieß es in patriotischen, von Victor Schweinburg unterzeichneten Aufrufen, die Stärksten werden und die Billigsten bleiben. Also: eine Flotte ersten Ranges und Arbeitlöhne, bei denen wir auf den fremden Märkten nicht unterboten werden können. . . Die aufklärende, bildende, sittigende Kraft des Kapitals war, dem Reiche zum Heil, inzwischen so unwiderstehlich geworden, daß veraltete Parteidoktrinen dagegen nicht aufkommen konnten. Das Fähnlein starrer Budgetknauserer war machtlos und es gelang der Regirung leicht, den neuen Marineplan durchzusetzen.

Nur zwei Interessentengruppen leisteten Widerstand: die Sozialdemokratie und die Agrarpartei. Die Zahl der sozialdemokratischen Stimmen hatte während der letzten Jahre außerordentlich zugenommen. Mannichfache Gründe hatten vereint dieses Ergebniß bewirkt. Die Landarbeiter waren, von höherem Lohn und der Aussicht auf ein weniger monotones Leben gelockt, in die Industriewerkstätten geströmt und dort schnell roth gefärbt worden. Kleine Besitzer und Pächter hatten nach der Proletarisirung ihre Sache auf nichts gestellt und sich, da ihnen nichts mehr zu verlieren blieb, der Partei angeschlossen, die in goldiger Dämmerferne das Luftbild einer besseren Zukunft zeigte. Auch von den Gelehrten, Künstlern, Technikern, Beamten, Aerzten hatte sich Mancher dieser Partei verpflichtet, weil ihm der Zorn über

den von Tag zu Tag deutlicher ausgeprägten Klassencharakter des gesammten Staatslebens, der Widerwille gegen die beständig verschärften Zwangsmaßregeln und der Ekel an der unverhüllten Gewinngier der Bourgeoisie ins Lager der Armen und Elenden trieb. Welchen Reiz konnte auf feiner organisirte Naturen ein Reich üben, das nichts Anderes mehr war als ein Syndikat der Besitzenden und das sich von anderen Erwerbsgenossenschaften nur noch durch die feudal-monarchische Fassade unterschied? Die Sozialdemokratie hatte an Umfang also über alles Erwarten zugenommen. Aber ihre Kraft war gelähmt. In ihrem Schoß hatten sich, seit die „Entwickelung" nicht den Lehren des ökonomischen Determinismus entsprochen hatte, zahlreiche Sekten gebildet. Die Mehrheit rieth noch immer, Alles getrost der Entwickelung zu überlassen, die über ein Kleines zur Befreiung der Menschheit durch die Arbeiterklasse führen müsse. Andere aber drängten heftig nach einer gründlichen Revision der Parteidogmen. Und seit Jahren schon wogte der Streit, ob Marxens Werththeorie noch haltbar sei oder modernisirt werden müsse. Zu starken politischen Vorstößen war die Partei in diesem Zustande nicht fähig. Sie konnte mit lange geübter Leidenschaftlichkeit gegen das Bestehende protestiren, wider Militarismus und Marinismus wettern und sozialkritisch Werthvolles leisten. Aber mit dem Stimmzettelhaufen war ihre politische Bedeutung nicht gewachsen und die einst von wildem Haß erfüllten Gegner fingen an, sie gering zu schätzen.

Anders hatte sich das Schicksal der Agrarpartei gestaltet. Die durch die neue Handelspolitik bewirkte Enttäuschung hatte zu einem Schisma geführt. Alles, was noch von der Hofgunst Rettung hoffte, war von der Organisation, deren Mittelpunkt der Bund der Landwirthe bildete, abgesplittert. Sehr groß war die Zahl dieser im Hoffen Seligen freilich nicht. Die Magnaten waren längst Großindustrielle geworden. Der mittlere und kleine Grundadel konnte sich auf seiner Scholle nicht mehr halten; er mußte in die Hinterhäuser der Städte ziehen, wo er seine Verarmung eher neugierigen Blicken verbergen konnte, und es tröstete ihn nicht, wenn ihm haarklein vorgerechnet wurde, er habe durch zu theuren Kauf, durch unzureichende Geldmittel und unzeitgemäße Bewirthschaftung seinen Ruin selbst verschuldet. Machten die Siemens und Gutmann, die Kappel und Mosse da jetzt nicht gute Geschäfte, wo die rückständigen Junker gescheitert waren? Gewiß. Die neuen Großgrundbesitzer hatten Millionen zur Verfügung und merkten auf die Zeichen der Zeit. Aber sie dachten auch nicht daran, ihre Söhne karg besoldete Offiziere oder Beamte werden zu lassen, — und der expropriirte Adel konnte die zu solcher Berufswahl nöthigen Zuschüsse nicht mehr zahlen.

Auch war für seine Sprossen in der von Grund aus veränderten preußischen Verwaltung kein Platz. Der Regirungassessor, der frühere Rittmeister fand sich in diesem komplizirten Mechanismus nicht mehr zurecht und ein Hauptmann a. D. war nicht einmal mehr als Kriminalkommissar zu verwenden. Am Hofe ... Du lieber Gott: welche Rolle sollten die dürftigen Freiherren und Grafen an einem Hof spielen, wo mit den Emporkömmlingen der nouvelles couches ein ungewohnter Glanz eingezogen war? Sollten sie, mit der Sorge um den kommenden Morgen im Herzen, zuhören, wie Herr Fritz von Friedländer in einer Ecke des Weißen Saales dem Freiherrn von Fürstenberg das Programm der Parforcejagd schildert, die er nächstens bei seinem Schloß Lanke veranstalten werde und der die Theilnahme hoher und höchster Herrschaften gesichert sei? In solcher Sphäre konnten die armen Ritter, deren Frauen und Töchter vor den Toiletten der jüngst zugelassenen Prunkdamen bebten, sich nicht heimisch fühlen. Erst heimlich, dann offen gesellten sie sich wieder den früheren Berufsgenossen, die in entschiedenster Opposition zu den herrschenden Gewalten standen, in einer Opposition, die durch das Bewußtsein, einer niedergehenden Klasse anzugehören, verschärft und verbittert wurde. Hier fanden sich Alle zusammen, die von der heutigen Herrschaft nichts zu hoffen hatten und die ererbte Anschauungen und Ideale doch von dem Anschluß an die Sozialdemokratie zurückhielten. Sie saßen seufzend auf den Trümmern des alten Preußenstaates, prophezeiten ein schlimmes Ende der jetzt bejubelten Herrlichkeit... und wurden von den Neukonservativen, die das Heft in der Hand hatten, ausgelacht.

Welches unnennbar Fürchterliche sollte sich um Himmelswillen denn auch ereignen? Die Verarmten würden andere Bethätigungmöglichkeiten finden. Wo Eines Platz nimmt, muß das Andre weichen: Das ist der Lauf der Welt. Auf den Märkten wurde das Gedränge allgemach ja ein Bischen arg. In Rußland war mit der Hilfe des deutschen Kapitals und der deutschen Handelspolitik eine Rieseninduſtrie entstanden, die sich mit unübersteigbaren Zollschranken umgab und sich anschickte, den asiatischen Markt bis an Indiens weiß leuchtende Thore zu monopolisiren. Der Bereich der amerikanischen Union war aus einem Import- längst ein Exportgebiet geworden, die großbritischen Imperialisten standen zu Schutz und Trutz vereint und die Zahl der subventionirten Postdampfer, die Ostasiens Produkte nach Europa brachten, wuchs mit beängstigender Schnelligkeit. Eben deshalb brauchten wir mehr Schiffe, viel mehr Schiffe. Der Zugang zu den Absatzge-

bieten muß mit Kanonen erzwungen werden. Jenſeits der Weltmeere war Raum und Lohn für Alle zu erraffen, denen in der engen Heimath der Athem ausgegangen war. Dann würden auch die letzten Reſte der Unzufriedenheit bald ſchwinden und keine Umſturzlehre würde fortan noch Macht über die Geiſter haben. Nur forderte die Situation eben Muth und Opferbereitſchaft. Mit Kleinigkeiten, wie dem 1899 für die Flotte bewilligten Betrag, war nichts Großes zu erreichen; dem kühn Wagenden aber lacht reicher, ſicherer Gewinn. Von Ethik und Philanthropie wird man nicht ſatt. England hat das Beiſpiel gegeben, wie ein wahrhaft moderner Staat vorwärts kommt. Hat dort die Entwickelung der Monarchie geſchadet? Iſt der König Georg, der Schwiegervater eines Marquis of Rothſchild und Duzfreund des Sir Alfred Beit nicht das Muſter eines konſtitutionellen Monarchen? So lange die monarchiſche Firmirung den Geſchäftsleuten die beſte Gewinnbürgſchaft bietet, wird man ſie nicht aufgeben; ſpäter kann man ja weiterſehen. Und die lächerliche Furcht, dem Offiziercorps, deſſen Stärke in einem beſchränkten, aber unerſchütterlich ſtarren Ehrbegriff und in dem Verzicht auf goldene Schätze wurzelte, könne der geeignete Nachwuchs fehlen? Unſinn! Drillmeiſter und Schießlehrer würde man immer finden. Und außerdem: Hatte das Landheer denn jetzt, da Deutſchlands Zukunft doch auf dem Waſſer lag, etwa noch die frühere Bedeutung? Man mochte die einjährige Dienſtzeit bewilligen, vielleicht ſogar zum Milizſyſtem übergehen, wenn man nur eine ſtarke Schlachtflotte ſchuf.

Auf den Stapellauf des achtundvierzigſten großen Kriegsſchiffes folgte die Beſichtigung der Modelle von ſechs neuen Panzerkreuzern, die nach dem Flottengeſetz von 1915 in dieſem Jahre gebaut werden ſollten. Die Feier fiel auf den einundzwanzigſten März 1917. Zehn Tage danach erklärten Frankreich und Rußland dem Deutſchen Reiche den Krieg. Sie wollten die Macht des unbequemen Weltmarktkonkurrenten brechen. England verpflichtete ſich, wie 1870, zu ſtrengſter Neutralität.

# Die Stadt.

Ein Geist wandelte über Feld um Mitternacht. Da sah er bei den alten Pestkreuzen an der Dorfgrenze einen Mann, der auf einem weißen Feldstein saß.

Des Mannes Angesicht war schwermüthig und bleich und so erkannte ihn der Geist.

Es war der Tod.

„Ich wünsche Dir gute Ruh", grüßte der Geist; und als Jener keine Antwort gab, klopfte er mit seiner hellen Geisterhand auf eins der bemooften Kreuze und sagte: „Das waren wohl schöne Zeiten für Dich, als diese Kreuze hier aus dem Stein gehauen wurden. Hei, wie blühte Dein Weizen, wenn die Pestilenz das Land durchzog und jedes Kauzen Schrei ein Totenlied war; wenn der Böse" — hier bekreuzigte sich der Geist — „die Legionen seiner winzigsten Verderblinge auf die Menschheit losließ. Fielen die Menschen nicht in Schwaden? Jetzt nun wissen die Listigen den Fürsten der List selbst zu überlisten und Du, Gevatter, fristest ein kärgliches Dasein. Die Zeit dünkt mich nah, daß sie Dir nur noch hundertjährige Greislein lassen."

Da entgegnete der Tod in sanftem Ton: „O nein, mein Freund; dafür habe ich jetzt die große Stadt. Kennst Du meine Stadt noch nicht?"

„Nein", antwortete der Geist.

„O, so folge mir. Ich werde Dir zeigen". Da ging der Geist mit dem Tod.

Bald kamen sie auf eine Ebene. Da erblickten sie einen rothen Schein in der Ferne.

„Dort mag ein Brand verlodern", sagte der Geist.

„Ein Brand ist es nicht. Es sind die Millionen Lampen meiner großen Stadt. Es ist der verpestete Athem meiner Stadt im Schein der Millionen Lampen."

„Warum gehen unsere Füße auf gemauerten Steinen mitten im fruchtbaren Erdreich?"

„Wir haben die Ausläufer meiner Stadt erreicht; sie sargt die lebendige Erde in Mörtel und Stein. Merkst Du?"

Nun kamen sie in die Stadt hinein. Da staute sich die Menge; da rasten rasselnde Wagen durch steinerne Straßen; da ragten Wände wie

Thürme und verdeckten das Himmelsrund. Aus tausend Mauerlöchern quollen schlechte Dünste. Tausend Lichter schimmerten und tausend Schilde kündeten in großen Buchstaben tausend Genüsse. Zehntausend Menschen irrten durch die Gassen, als seien sie blind; Keiner sah und kannte den Anderen. Alle eilten, als gälte es das ewige Heil, und sie schauten nicht rechts, nicht links.

„Sind sie verhext?“ fragte der Geist.

„Nein; aber sie sind Alle gezeichnet“, sagte der Tod mild.

Sie kamen an ein rothes Haus von ungeheurer Größe, daraus ein gräuliches Sausen und Brausen erscholl. Schmale rothe Cylinder überragten das Dach wie die Thürme der Morgenländer. Diese Cylinder spieen Rauch und Flammen.

„Ist Das nicht die Hölle?“ rief der Geist schaudernd und schlug ein Kreuz.

„Es ist nur eine meiner Kunstmühlen. In dieser Mühle sind hundert Arbeiter beschäftigt, künstlichen Mondschein zu machen. Die Arbeiter in meinen großen Mühlen sind gezeichnet.“

Nun standen sie vor einem ganz durchleuchteten Schloß aus Glas.

„Es gleicht einem Feenpalast.“

„Es ist eine meiner Giftschänken. Hier sitzen die wohlmögenden Bürger meiner guten Stadt. Tritt ein.“

Sie kamen in einen Saal, darinnen ein graublauer beißender Qualm die Augen brennen machte. Tausend Männer saßen an Tischen. Sie hatten stumpfe, aufgeschwemmte Gesichter und bleiche, übernächtige Gesichter und rothe, fieberhaft brennende Gesichter. Fast Alle hielten mit den Lippen braune, glimmende Räucherrollen, denen jener beizende Qualm entstieg.

„Was treiben alle diese Männer?“

„Sie vergiften sich.“

Zwischen Denen, die an den Tischen saßen, gingen Andere umher im feierlichen Gewande der hohen Feste. Die waren noch bleicher und stumpfer und müder als die Anderen.

Die Männer in den festlichen Gewändern trugen in kristallnen Kelchen Gift herbei: goldbraunes Gift mit schneeigem Schaum, sonnenhell blinkendes Gift und purpurfarbiges. Und die tausend Männer an den Tischen griffen danach und tranken. Da entsetzte sich der Geist und entwich auf die Gasse.

„Sie Alle sind gezeichnet,“ sagte der Tod.

„Wann schlafen die Menschen in Deiner Stadt?“

„Wenn überm Feld die Lerche singt und der Landmann zur Arbeit geht.“

Nun hörten sie Geigen und Schalmeien zum Tanz aufspielen hinter rothschimmernden verhängten Fenstern.

„Ist Dies ein Tanzsaal?“

„Ja; einer meiner Freudensäle. Dort miethen die Jünglinge meiner

guten Stadt Weiberliebe. Miether und Vermietherinnen sind gezeichnet bis ins zweite und dritte Geschlecht. Ihr Blut wandelt sich in Gift."

Da war es dem Geist des Gräuels genug. Er schwang sich in die Höhe, um über dem zackigen Rücken von zehntausend Dächern der stillen Nacht ins Angesicht zu sehen.

Doch in der Höhe eines Mastenwaldes von Schlöten und Stangen fing sich sein Fuß in eisernen Fäden. Unwirsch befreite er den Fuß und sah sich um. Und, siehe: zur Rechten und zur Linken, und wo den Blick er schweifen ließ, flimmerten Eisenfäden und spannten sich, Tauen gleich, von First zu First über lange Straßenfluchten und über breite Plätze. Und neben ihm auf schweren, dunklen Schwingen wiegte sich der Tod.

Da sprach der Geist: „Ich merke, Deine Stadt ist eine Mausefalle. Mit Draht hast Du sie überspannt, daß sie Dir nicht entschlüpfen, Deine Erlesenen."

„O nein. Wozu? Sie können noch nicht fliegen. Diese Eisenfäden sind Straßen des Blitzes, den die Denkmenschen in meiner Stadt einspannen, um mit seiner Schnelle zu jeder Stunde Botschaft aus allen Städten der Erde zu empfangen. Und die kündenden Fäden münden alle in die Gehirne der Denkmenschen meiner Stadt, so daß es ihnen unabläßig ans Bewußtsein klopft: Achtung! jetzt hier! jetzt da! jetzt dort! Also, daß sie vor Aufpassen nicht mehr zu sich selber kommen. Sie sind gezeichnet bis ins dritte Glied."

„Nun," sprach der Geist, „Deine Stadt wird bald verödet sein und Deine Ernte vorbei."

Da lächelte der Tod.

„Du weißt nicht, daß meine Stadt sich stets erneut."

„So zeugen Deine Opfer dennoch ein Leben athmendes Geschlecht?!"

„O nein! Von außen kommt ihr die Verjüngung. Denn eine Sirene ist meine Stadt und ihr lockend Lied tönt süß. Nach allen fernen Dörfern und Flecken tönt ihr Lied und zieht und zieht des weiten Landes bestes Menschenthum in sich hinein. Bei Tag und bei Nacht strömt Das durch ihre hohen dunklen Pforten. Soll ich Dich nach einer dieser Pforten führen?"

„Auch Dies noch!" sprach der Geist und seufzte, denn der Athem ward ihm knapp.

Ein kurzes Weilchen schwebten sie im Dunst dahin und faßten Fuß auf einer schwarzen Riesenwölbung. Die war von Glas, das Blöcken Eises glich, und auch von Eisen. Der Tod hauchte auf die schwarze Dachung: da krümmte sich die Kohlenkruste zusammen, wie ein Papier sich in der Flamme krümmt, und ward verweht. So blieb des Glases grünliche Durch-

sichtigkeit. Und sie schauten durch das Glas hinab in die Thorfahrt, die von künstlichen Monden hell war.

Da kamen mit Donnern und Brausen und Zischen der Menschen schwarze Wagenschlangen hereingetost und standen still. Und thaten hundert Thürlein auf und ließen manches Hundert Menschlein aus, die sich wacker schleppten mit Päckchen und Täschchen. Die kümmerten sich keins um das andere, sondern rannten schnurstracks in die Stadt hinein; und artig war es anzusehen, wie ein zierlich Spielzeug. Kaum aber hatte sie die Stadt verschluckt, so kamen neue Wagenschlangen angebraust.

„So ist es Tag und Nacht," sagte der Tod, „so daß für Tausend, die meine liebe Stadt zermalmt, Zweitausend zum Ersatz stehen. Und glaubst Du noch, daß mir der Menschen Wissenschaft nichts Besseres übrig läßt als Greislein?"

Da schlug der Geist drei Kreuze und dehnte die grauen Schwingen, daß sie klingend schwirrten, und flog, so hoch und weit er konnte, — hinaus ins stille Land.

Bibersberg bei Meiningen. Frieda Freiin von Bülow.

# Die Schweiz im neunzehnten Jahrhundert.

Auf eine glänzende Geschichte schaut die Schweiz zurück, — und auch auf eine glückliche Geschichte, glücklich im Vergleich zu der anderer Nationen. Deutschland, im Herzen Europas gelegen und wie zur Weltherrschaft bestimmt, nahm einen großen, gewaltigen Anlauf dazu, blieb stecken und mußte zurück. Andere Wettbewerber kamen. Deutschland wurde von ihnen in Schranken und Banden gehalten. Endlich — erst in unserer Zeit — ist es wieder anders geworden.

Die Schweiz, viel kleiner, scheint heute bestimmt, nicht nur ein unentbehrliches Bindeglied zwischen den einzelnen Staaten und Völkern zu bilden, sondern in ihrer Geschichte — bis zur jüngsten Vergangenheit und Gegenwart — zu zeigen, wie viel, unendlich viel ein scheinbar unbedeutendes Land zu geben vermag, wenn das Glück ihm günstig und die Anlage dazu vorhanden ist. Große Staaten sind allmählich verkümmert, andere kleine wahrhaft groß geworden. Nur Holland kann sich der Schweiz vergleichen: Holland, das Land der Kunst, des Reichthumes, der

bürgerlichen Tüchtigkeit. Von toten Staaten, die einst lebten: die Länder der italienischen Renaissance und vor ihnen Griechenland.

Die Schweiz sah eine glänzende Geschichte. Das kriegerisch hervorragend tüchtige, starke, gesunde Völklein der Eidgenossen ward zur europäischen Macht von einer Bedeutung, die heute vielfach unterschätzt wird, — gerade in Deutschland. Die Politik der Eidgenossenschaft ward, wie erst kürzlich wieder mit Recht behauptet wurde, in gewissem Sinne tonangebend, leider zur selben Zeit, da ihre Söhne zwar den Ruhm der kriegerischen Tüchtigkeit ihrer Heimath in alle Lande trugen, aber den rechten Sinn für all das Andere, noch Größere, was ihre Heimath bot, verloren. Sie verloren das Gefühl der Heimath. Und welcher Heimath! Aber die schweizer Soldaten waren unbesiegbar, treu wie Gold und zuverlässig wie keine anderen: sie starben für die fremden Herren, wie sie für ihre eigene Heimath gestorben wären. Das ist rührend; aber es ist auch ein Zug dabei, der wehmüthig stimmt. Sie starben vor Marignano. Dort erlagen sie zum ersten Male; sie wichen vor der Uebermacht zurück: aber welches Sterben und welcher Rückzug! Ein neues Blatt nur und vor allen glänzend in ihrem Lorberkranz. Sie starben für den französischen König, den die Stürme der Revolution umtosten; sie waren bis in den Tod getreu noch in diesem Jahrhundert der untergehenden Sonne der italienischen Fürsten und bleiben es als Garde — selbst in unseren Tagen — dem letzten dieser Fürsten, dessen Sonne freilich trotz allem scheinbaren Erbleichen doch nicht untergehen will: dem Papst. Gewiß: solche Söldner lassen die ganze — immerhin beklagenswerthe — Erscheinung der Söldnerheere in hellerem Licht erscheinen. Die Schweizer wurden zu Söldnern besonders seit jener Zeit, da ihr Kriegsruhm, unvergleichlich leuchtend, überall seine Strahlen ausbreitete und da sie Europas stolzesten Fürsten, Karl von Burgund, zu Boden schlugen.

Freilich ist es eine offene Frage, ob dieser Sieg den Schweizern Glück gebracht hat. Eine offene Frage, — obgleich in der Schweiz natürlich allgemein danach gar nicht gefragt wird. War es für die Schweizer ein Glück, daß sie ihren gefährlichsten Feind vernichteten, so war es für Europa, für die gesammte uns bekannte Welt ein Unglück, daß das burgundische Reich vernichtet wurde und Europas edelster Fürst so schmählich enden mußte. Von jener Zeit datirt Frankreichs Uebermacht. Ludwig XI. — so unsympathisch er persönlich war und zum Theil eben deshalb — war einer der fähigsten Fürsten, die je gelebt haben, an Schlauheit und Konsequenz seinem ehrlicheren, offeneren, aber auch vorschnellen, unüberlegt und planlos handelnden Vetter von Burgund unendlich überlegen. Karl VIII. setzte seines Vaters Werk fort; anders Franz I., der, obwohl schlau und kühn zugleich, nicht vorwärts führte, sondern rückwärts. Erst der größte Oranier, Wilhelm III., mußte kommen, um Frankreich — und mit Frankreich Rom — zurückzuwerfen. Dadurch wurde zwar England zunächst groß, aber auch Deutschland gewann viel. Als Frankreich seine Macht mißbrauchte, brach das Verhängniß herein. Aber in jenen Tagen haben die Schweizer ins Rad der Weltgeschichte gegriffen: ihren Morgensternen erlag der Mann, den wir in ganz anderem Sinne den letzten Ritter nennen können als seinen Schwiegersohn Maximilian. Das Ritterthum erlag und die Poesie ging aus der Weltgeschichte, um der kaltblütigsten, berechnendsten Prosa Platz zu machen: den Habsburgern und den französischen Königen. Und auch den Schweizern selbst ward die Macht, zu der

sie Frankreich verhalfen, unheilvoll. Besser wäre es gewesen, wenn sie diesen Kriegsruhm nicht errungen und wenn die Reisläufer für ihre eigene Heimath Das gethan hätten, was sie für fremde Fürsten thaten. Eine ungeahnte Perspektive, eine Fülle von Macht und Reichthum thut sich vor dem Auge Dessen auf, der von hoher Warte heute zurückschaut in jene vergangenen Tage und der sich des Tages von Murten für die Schweizer freuen, den Tag von Nancy aber nur beklagen kann. Der ward zur Tragoedie im wahren Sinne des Wortes. Nun ist es, wie es ist: die Schweiz hat viel gewonnen und kann zufrieden sein; aber sie wäre noch ganz anders vorwärts geschritten, hätte sie nicht Frankreichs Siege errungen. Das sind weltgeschichtliche Thatsachen, nicht nur Thatsachen der Schweizergeschichte. Die Schweizer wurden Karl dem Kühnen nicht gerecht, damals so wenig wie heute. Er und sie waren zu verschiedene Naturen, sie konnten einander nicht verstehen. Darum ging er ins Verderben und sie —: sie verstanden sich auf Prosa schon damals besser als auf Poesie. Doch brachten sie es auch noch zu ganz anderem Ruhm. Sie erzeugten auch Künstler, die freilich ganz und gar nicht zur Prosa der schweizerischen Bürger passen wollten, wohl aber zu der hehren und unerreichten Poesie, der Größe, der Schönheit ihres Landes, die sich in diesen Auserwählten herrlich offenbarte

Die Schweiz hat merkwürdig viele große Männer hervorgebracht und merkwürdig viele bedeutende Ereignisse nahmen hier ihren Ausgang; merkwürdig viele Bahnen, die anderswo gehemmt und schier versperrt schienen, wurden hier weiter geleitet. Der Reformation wurden hier ganz neue Wege gewiesen: Zwingli und Calvin erstanden in der Schweiz und ihr Werk schritt über die Länder und Meere hinaus. Dreimal erlebte die Schweiz eine hohe literarische Blüthe: im sechzehnten Jahrhundert, als ein Riese, Niklaus Manuel in Bern, ein ebenbürtiger Genosse Zwinglis ward und seine Gefährten fand; im achtzehnten Jahrhundert, als Bodmer und Breitinger in Zürich auftraten und ihnen sich alle die Anderen gesellten, die ihren Führer in Albrecht Haller sahen; im neunzehnten Jahrhundert, da Bern in Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius) den besten schweizerischen Volksdichter besaß und Zürich das edelste Paar in Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer zu den Seinen zählen durfte; da in Basel zum Schrecken der eigenen biederen Landsleute der Mann groß wurde, den ich unter allen Lebenden, so weit sie Weltruhm bereits gewonnen haben, den liebenswürdigsten Meister und Führer nennen möchte: Arnold Boecklin. Sie Alle sind Schweizer, ganz Schweizer. Es ist ein eigenes Thema, das viel eingehender zu gestalten lohnend wäre: was Deutschland geistig der Schweiz zu verdanken hat. Und nicht nur Deutschland, nein: die Welt hat diesen Männern zu danken. Ich habe mich auf die Nennung von Meistern der Literatur und Kunst beschränkt; wollte ich alle Zweige menschlicher Leistungfähigkeit heranziehen, so würde ein schier unabsehbares Register daraus werden.

Dieser kurze Rückblick auf die Vergangenheit schien mir als Einleitung nöthig, um ein literarisches Monumentalwerk*), von dem neulich der erste Band erschienen ist, der eingehenden Beachtung aller Gebildeten zu empfehlen. Bisher sind folgende Autoren darin zum Wort gekommen: Dr. Th. von Liebenau (Die Schweiz

*) „Die Schweiz im neunzehnten Jahrhundert." Mit zahlreichen Illustrationen. Erster Band. Einzelpreis broschirt Fr. 22. — gebunden Fr. 25. — Verlag von Schmid & Francke in Bern und F. Payot in Lausanne. 1899.

am Ende des letzten Jahrhunderts), Numa Droz (Politische Geschichte der Schweiz im neunzehnten Jahrhundert), Dr. Karl Hilty (Das heutige Staatsrecht der schweizerischen Eidgenossenschaft), Oberst Ed. Secretan (Die schweizerische Armee seit hundert Jahren), Professor Ernst Röthlisberger (Die internationale Bedeutung der Schweiz). Zwei weitere Bände — wenn ich nicht irre — werden folgen und gewiß ähnliche Schätze bergen. Leider ist ein sehr wichtiges Gebiet, das der schönen Literatur, schwachen Händen anvertraut worden. Das ist schade für das ganze Unternehmen. Und doch bietet die schöne Literatur auch in neuester Zeit vieles Interessante. Eigenartige Gestalten treten hervor, manche werden wohl im eigenen Lande überschätzt, andere wieder draußen viel zu wenig anerkannt. Es ist ein tüchtiger Nachwuchs da und im Verhältniß zur Ausdehnung des Landes eine erstaunlich große Zahl Solcher, die wirklich Etwas leisten.

Es ist bewunderswerth, wie dieser Staat, wo doch Romanen und Germanen, wo Protestanten, Katholiken und römische Katholiken*), wo die deutsche, französische, italienische und romanische Sprache neben einander walten, gefestigt dasteht. Da ist kein Nationalitätenhader, wie in Oesterreich, und auch kein Zwist der Religionen zu befürchten. Es geht ein großer Zug — trotz all den äußerlich scheinbar kleinen Verhältnissen — durch die ganze Vergangenheit und durch die Gegenwart dieser sechshundertjährigen Republik, der einzigen beinahe der uns bekannten Weltgeschichte, die sich bis auf den heutigen Tag bewährt hat und wirklich ganz Republik ist Die Sprachen herrschen friedlich neben einander. Wohl dringt das Französische in Folge allzu großer Nachgiebigkeit der Deutsch-Schweizer vor und wohl geht das Romanische zurück; aber der Schweizer lernt leicht alle seine Landessprachen sprechen und die eigentliche, rechte Landessprache, das in allen Kantonen und Aemtern verschiedenartige Schweizerdeutsch, bleibt ihm nicht ein deutscher Dialekt, dem man Abbruch thun, sondern eine historisch entwickelte, aus verschiedensten Elementen zusammengesetzte Sprache, die allen Gebildeten unveräußerbares Eigenthum bleiben sollte. Es ist heute nöthiger denn je, daß die Schweizer ihrer Heimath nicht fremd werden. Rechte Schweizer, überzeugte Republikaner und Demokraten, gehören auch heute nicht in fremde Fürstendienste. Es giebt ja, zumal in Bern, recht eigentliche Adelsfamilien, denen die Habsburger und andere Dynastengeschlechter vor acht und neun Jahrhunderten unterthan waren. Heute sind ihre Nachkommen Bürger geworden. Besonders in Bern tritt der Unterschied zwischen Einst und Jetzt deutlich hervor. Früher war es die stolze Republik, um deren Freundschaft die Könige wetteiferten, die seit dem Siege von Laupen**) die

*) In den wichtigsten Kantonen werden nur die sogenannten Altkatholiken als Katholiken bezeichnet. So hat Bern eine altkatholisch-theologische Fakultät. Daraus erklärt sich zum größten Theil die Voreingenommenheit der deutschen Ultramontanen, der Lieber und Ballestrem u. s. w., gegen die Schweiz, nicht aus vorübergehender Erregung, wie ein Grenzbotenmann faselte. Die Jesuitenfreunde wissen sehr genau, warum ihnen die Schweiz verhaßt ist. Dort kann man eben nur treue Bürger brauchen, die in keinem Sinn Unterthanen sind, auch nicht eines Herrn in Rom, dem sie unter Aufopferung der Rechte und Pflichten gehorchen müßten, die sie an die Heimath binden.

**) Die Schlacht von Laupen (am einundzwanzigsten Juli 1339) war

Vorherrschaft gewann, die geborene Herrscherin. Die Jahrhunderte gingen dahin und noch bespült die Aare den Fels, darauf die mächtige Burg der Zähringer erstand; von drei Seiten umströmt der schönste schweizerische Fluß, dem der Rhein recht eigentlich seine Größe verdankt, die stolzeste aller Schweizerstädte. Einst war jeder Schultheiß von Bern Ritter des höchsten preußischen Ordens*); heute ist Bern die Bundesstadt. Die geborene Herrscherin war allein zu dieser Würde berufen. Bern ist auch ganz schweizerisch geblieben, im Gegensatz zum internationalen und reichsdeutschen Zürich. Bern ist der Sitz der meisten internationalen Bureaux, der Ort der meisten Kongresse. Wenn die Schweiz als internationale Vermittlerin wichtig für alle Staaten bleibt, so gebührt Bern daran der Hauptantheil des Ruhmes. Bern mußte auf manchen äußerlichen Glanz verzichten, aber es hat dafür im Sinne einer gediegenen „währschaften" Prosa gewonnen. Eins der internationalen Bureaux ist das des Weltpostvereins, der hier entstand und unter der Fürsorge des schweizerischen Bundesrathes wirkt. Die allgemeinen Hoffnungen auf internationalen Schutz des Autorrechtes gehen hier — vielleicht — ihren Zielen entgegen. Vieles ward schon gethan, aber mehr noch ist zu thun. Unter den hier tagenden Kongressen kann ich nur einem einzigen keine Sympathie abgewinnen: es ist der Kongreß der Friedensfreunde. Merkwürdig, daß gerade die ruhigen, bedachtsamen, abwägenden Schweizer am Leichtesten schwärmen und sich dann auch in solchen Dingen geradezu fanatisch geberden, die sie gar nichts angehen und von denen sie nichts verstehen. Der Schweizer sieht Vieles, sein Blick schweift über die Heimath hinaus; er hat mehr Weltbildung als der Durchschnittsdeutsche, er weilt selbst viel in fernen Ländern und weiß dort durch seine Tüchtigkeit und durch die Fähigkeit, sich auch fremden Verhältnissen anzupassen, Vieles zu erreichen. Aber der Schweiz ist die Neutralität garantirt und darum sollte man so viel Vornehmheit besitzen, daß man sich nicht in fremde Verhältnisse mischt, und nicht Experimente machen, die die leicht verrückbaren Grenzen der Neutralität verletzen können. Gewiß ist der schweizerische Bundesrath wie geschaffen zum Schiedsrichter im Streit der Nationen — viel eher als der Papst —, aber das schweizerische Volk sollte sich davor hüten, Hans in allen Gassen zu sein. Das mündige, souveraine und unfehlbare Volk läuft zu leicht als Stimmvieh gewissen Agitatoren nach, die die verhängnißvolle Eigenschaft besitzen, ihm das eigene Urtheil und damit die eigene Entscheidung, auf die es sich so viel einbildet, zu nehmen. Jeder sollte in dem Grade mündig sein, daß er in der Republik und Demokratie an Allem mit wirklichem Verständniß theilnimmt; und man kommt diesem Ideal in der Schweiz schon recht nah. Der Souverain, das Volk, erweist sich oft als reif und klug, — aber ab und zu läßt er sich doch von den Agitatoren bethören. Sobald er sein Urtheil gesprochen hat, ist dies Urtheil freilich Gesetz und Recht und ihm muß man sich fügen, aber der Souverain hat viele Köpfe und ist nicht so leicht zu bekehren, wenn er eine Dummheit gemacht hat. Ein Monarch kann wenigstens

---

für die Schweiz und die Weltgeschichte von viel höherer Bedeutung als die Schlacht von Sempach.

*) Die Geschichte der Pathenschaft Berns für Friedrich den Großen hat der berner Historiker Professor Graf von Mülinen genauer untersucht und ist dabei zu endgiltigen Ergebnissen gelangt.

nur für seine Person Dummheiten machen und hat auch nur einen Kopf: da ist Umkehr leichter und kann im Nothfall erzwungen werden. Weisheit dort zu bethätigen, wo sie nicht hingehört, ist auch Thorheit. Zu solcher Thorheit gehört die übertriebene Begeisterung für Frau von Suttner; ferner die Ausartung des Sektenwesens: alle nur möglichen und noch mehr unmögliche Sekten sind in Bern vertreten. Die Mormonen machten von sich reden und die Heilsarmee betreibt ihre Propaganda. Sie paßt für London, wo sie unter den Aermsten der Armen praktisch viel Gutes gethan hat, nicht ins Schweizerland. Und doch hat sie da günstigen Boden gefunden und gewaltige Fortschritte gemacht. Alle diese Sekten sind ja an sich berechtigt. Jeder soll nach seiner Weise selig werden und die alles gleichmachenden, uniformirenden Staatskirchen — zumal die mit dem Summepiskopat — sind gewiß nicht besser. Aber das Uebermaß ist doch schädlich. Während in den Urkantonen der Ultramontanismus systematisch Volksverdummung erstrebt und leider auch dort erreicht, wo früher die Wiege der Freiheit stand, lebt in den ganz modernen Uhr-Kantonen zwar ein ganz anderer, aber auch kein ganz glücklicher Geist.

Auf Einzelheiten aus dem Inhalte des Buches will ich nicht eingehen. Ich müßte sonst ganze Auszüge mittheilen und Das erlaubt der Raum nicht. Lehrreich ist besonders die Einleitung des luzernischen Staatsarchivars Th. von Liebenau und die geistvolle Schrift des Alt-Bundesrathes Droz. In vier Abschnitte gliedert er seinen Stoff: das Protektorat 1798 bis 1815, die Wiedergeburt 1815 bis 1848, der Bundesstaat 1848 bis 1874, die Volksherrschaft 1874 bis 1898. Dann folgt noch ein allgemeiner Ueberblick.*) Hilty, der geschätzte Staatsrechtslehrer der berner Hochschule, Mitglied des Nationalrathes, ist auf vielen Gebieten thätig und auch in Deutschland rühmlich bekannt. Immer ist er geistreich und nicht seine Schuld ist es, wenn man ihm nicht immer zu folgen vermag. Secretan, der Leiter der „Gazette de Lausanne", Journalist und Oberstdivisionär, könnte Manchen, die es vergaßen, die Thatsache in Erinnerung rufen, daß kaum ein kriegerischeres Volk gedacht werden kann als die Schweizer, keins, das mehr an seinen militärischen Einrichtungen hängt, sie ernster nimmt und eifriger fördert. In der Neuenburger Frage im Jahre 1857 und später wieder in der Wohlgemuth-Affaire zeigten Volk und Bundesrath einen entschiedenen Willen und eine feste Hand. Professor Ernst Röthlisberger ist als Sekretär des internationalen Amtes für geistiges Eigenthum schon mehrfach hervorgetreten. (Seinem mehrjährigen Aufenthalt in Bogotá verdanken wir das prächtige Werk: El Dorado. Bern, Verlag von Schmid & Francke.) Ob er über die Genfer Konvention, über die internationalen Unionen und ihre Bureaux oder über die Schweizer in der Fremde spricht, er hat immer Etwas zu sagen, — und er sagt es gut.

Bern. W. K. A. Nippold.

---

*) Als eine Ergänzung gewissermaßen im Gebiet der schweizerischen Kulturgeschichte und auch zugleich der politischen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert sei hier noch der erste Band der „Geschichte des Zofingervereins" von Pfarrer Beringer erwähnt (Basel, Kreis). Das Buch enthält vieles für deutsche Leser Interessante und Lehrreiche.

# Schubarts Thorane-Buch.

Ich habe Martin Schubart nicht persönlich gekannt. Leider! Denn aus Allem, was ich über ihn von Anderen weiß, aus den Ergebnissen seiner Thätigkeit, die in den Veröffentlichungen seines Kunstbesitzes niedergelegt sind, schließe ich, daß er ein seltener Mann gewesen sein muß. Es wird eine Zeit kommen, wo der Historiker bei der Schilderung des Geschmackes einer Periode nicht mehr achtlos an der stillen Arbeit jener Sammler vorbeigehen wird, wie sie Goethe in dem Aufsatz „Der Sammler und die Seinigen" charakterisirt hat. Dann wird Schubarts Name mit an erster Stelle genannt werden.

Sein Buch über Thorane, den goethischen Königsleutnant, hat mich ihm innerlich nah gebracht. Ich urtheile über dieses Buch anders als Cornelius Gurlitt, der vor Kurzem an dieser Stelle von „Martin Schubarts Nachlaß" sprach.

Mir erscheint das Buch als eine That. Ich wüßte keins außer dem Werk Wolfgangs von Oettingen über Chodowiecki, das in der kunstgeschichtlichen Literatur der letzten Jahre mit so reifem Geschmack geschrieben worden wäre. Die Sprache beider Autoren ist ein wohl durchgedachtes Kunstwerk. Sie ist aus der Zeit geboren, der ihre Stoffe angehören. Beide Bücher decken sich in Form und Inhalt so vollkommen, daß es nur ein passendes Beiwort für sie giebt: sie sind klassisch. An solchen Büchern aber fehlt es in der Kunstgeschichte unserer Tage.

Schubarts Thorane-Buch wirkt so stark, weil es erlebt ist, und es wirkt so nachhaltig, weil der Begriff der Kunstgeschichte, der ihm zu Grunde liegt, ganz groß gefaßt ist: als Begriff der Phantasieschöpfungen überhaupt. Literatur und bildende Kunst schließen sich zu einem starken Ganzen zusammen, um jede an ihrem Theil den reichsten Nutzen aus dieser Verbindung zu ziehen. Es scheint, als habe der Literarhistoriker Dies besser erkannt als der Kunsthistoriker. Und doch hätte gerade Dieser allen Grund, Schubart dankbar zu sein, da er ihm die Kenntniß eines Gebietes erschließt, auf das er — vom historischen Geist in diesem Falle im Stich gelassen — meistens äußerlich zwar hochmüthig, innerlich aber verlegen herabzublicken pflegt.

Gewiß: uns Menschen von heute sagt zunächst die Malerei des späteren achtzehnten Jahrhunderts nicht eben viel. Wir sprechen — Einer es dem Anderen nachbetend — von einer Periode der Nachahmung und des Tiefstandes jener Kunst. Aber zugegeben selbst, diese wäre Ansicht berech-

tigt, so überhebt es uns noch nicht der Pflicht, jene Zeit verstehen zu lernen, wenn wir nicht die historische Betrachtungweise für überflüssig erklären wollen. Unser Temperament, unser Geschmack dürfen uns nicht dazu verführen, Alles, was nicht ohne Weiteres mit ihnen übereinstimmt, zu mißachten. Wer dieser Versuchung, die im Grunde nur ein Ausfluß der Bequemlichkeit ist, widersteht, findet sich durch die Befriedigung, die aus jeder historischen Erkenntniß quillt, reich belohnt. Bei näherem Zusehen stellt sich außerdem meist heraus, daß die Geringschätzung des Vorurtheiles vollständig blind für eigenartige Werthe ist. Freilich erfordert das richtigere Sehen eine gewisse Selbstentäußerung. Es ist immer leichter, der Gegenwart gerecht zu werden als vergangenen Zeiten. Denn für diese hat man sich erst den Maßstab zu schaffen.

Schubart hat es gethan. Er ist uns anderen Allen als erfolgreicher Pfadfinder voraufgegangen. Hier erwies sich die Arbeit des Sammlers als besonders ersprießlich. Man kennt die Aeußerung Goethes in dem Gespräch mit dem Kanzler von Müller, daß erst der Besitz eines Kunstwerkes sein volles Verständniß erschließe: diese Anschauung hat Schubart, der ganz in des Meisters Geist lebte, zu der seinigen gemacht. Er scheute keine Schwierigkeit, um in den Besitz jener Bilder zu kommen, die in Goethes Knabeneindrücken eine so tiefe Spur hinterließen, daß sich noch der Greis an ihrer Schilderung erwärmte. Und als Schubart sie endlich besaß, hörte er nicht auf, sie zu befragen, bis sie ihm ihr letztes Geheimniß offenbart hatten. Dann kündete er uns das Gewonnene. Wir werden Mitbesitzer seiner Schätze und fühlen uns auf einmal eine Zeit vollständig erschlossen, die wir vorher nur von einer oder der anderen Seite her beleuchtet gesehen hatten. Und es ist nöthig, daß wir die „klassische Zeit" auch in ihren Beziehungen zur bildenden Kunst würdigen lernen. Wenn erst die Forschungen weiter gediehen sein werden, wird sich zeigen, daß die bildende Kunst für das geistige Leben jener Tage weit mehr bedeutete, als wir gewöhnlich anzunehmen geneigt sind. Schon der Umstand, daß man damals im Zeichnen so gern dilettirte, mag für den aufmerksamen Beobachter ein werthvoller Fingerzeig sein.

So hat denn, meine ich, Schubarts Buch eine prinzipielle Bedeutung. Seinen vollen Werth wird nur Der ermessen, der sich die Mühe nimmt, mit dem Autor des selben Pfades zu wandern. Möge er ihn dann auch in seiner Methode und in der Behandlung der Form sich zum Muster nehmen! Schubart verdient als verständiger Sammler, als gestaltender Künstler und als gewissenhafter Gelehrter, daß man ihm nachstrebt.

Veste Koburg. Dr. Karl Koetschau.

# Die Hefe.

Aus den Stärke oder Zucker enthaltenden Samen und Fruchtsäften bereitet man seit Urzeiten alkoholische Getränke. Die dabei stattfindende Gährung ist an die Gegenwart der Hefe, eines einzelligen Organismus, gebunden. Gährung tritt nun überhaupt an jeder zuckerhaltigen verletzten Frucht im Freien ein, ist jedoch keineswegs immer eine reine Alkoholgährung, da sich auch Bakterien ansiedeln und andere Spaltungen hervorbringen. Die praktische Ausführung und Beaufsichtigung der Gährung eines zuckerhaltigen Frucht- oder Traubensaftes mußte also nothwendig darauf gerichtet sein, empirische Regeln festzustellen, deren Befolgung ein „unverdorbenes" gegohrenes Getränk garantirt. Da aber auf dem für die Entwickelung von Mikroorganismen so günstigen Nährboden die verschiedensten Pilze sich einfinden, war man lange über die Grenzen der abergläubig überlieferten Erfahrungen des Brau- oder Kellermeisters hinaus einfach dem Zufall preisgegeben. So einfach uns heute der Gedanke erscheint, die Nebenwirkungen der die Gährung begleitenden fermentativen Prozesse systematisch auszuschließen und zu diesem Zweck dem zuckerhaltigen Nährboden durch Hinzufügen eines ausgewählten Mikroorganismus eine bestimmte Gährung zu ertheilen: es war kein Leichtes, den Widerstand der Praktiker gegen diese Neuerung zu überwinden; und die Anwendung wissenschaftlicher Methoden in der Produktion macht auch jetzt noch meist an der Grenze zwischen Groß- und Kleinbetrieb Halt. So führte die Großindustrie der Brauereien um volle zehn Jahre früher als die zunächst noch dem Kleinbetrieb überlassene Weinbereitung die wissenschaftliche Leitung der Gährung ein; und überall, wo die Brotbereitung noch haus- und kleingewerblich betrieben wird, fehlt ihr die mikroskopische Betriebskontrole. Nur in den großen Brotfabriken wird der wichtigen Rolle der Hefen und Bakterien für die Lockerung des Teiges im wissenschaftlich-technischen und hygienisch-prophylaktischen Sinne Rechnung getragen.

Der geniale Pasteur war der erste Forscher, der in seinen Études sur la bière (1876) nachdrücklich auf die Bedeutung der Mikroorganismen für die Gährungindustrien hinwies. Er hob die Krankheiten hervor, denen das Bier ausgesetzt ist, wenn es von Bakterien angegriffen wird, und empfahl, da diese Schädlinge von den Hefezellen leicht zu unterscheiden sind, die fleißige Anwendung des Mikroskopes in den Brauereien. Ferner gab er Anweisungen, wie die Gährung so zu führen sei, daß keine Organismen von außen hinzutreten und nur Das entstehe, was er — allerdings irrthümlich — eine „reine Hefe" nannte. In Wirklichkeit war sie keineswegs eine Reinkultur. Eine wirksame Methode, Hefe-Reinkulturen zu erzielen, hat er nicht gefunden. Man mußte in jedem einzelnen Falle probiren und durch eine Reihe von Züchtungen die Entwickelung des gewünschten Organismus möglichst zu begünstigen suchen, während man sich gleichzeitig einstellende Konkurrenten zu unterdrücken bemüht war. Das führte im besten Falle zur Herstellung einer von Bakterien und Schimmelpilzen freien Hefe; und wahrscheinlich hatte er auch nichts weiter beabsichtigt. Erst spätere Untersuchungen

ergaben, daß eine der gewöhnlichsten und gefährlichsten Krankheiten des Bieres nicht sowohl auf Bakterien als auf gewisse Rassen von Hefen zurückzuführen ist. In dem von dem Bierbrauer Jacobsen in Carlsberg-Kopenhagen begründeten Institut für die Hefefrage nahm unter Emil Chr. Hansen eine planmäßige wissenschaftliche Erforschung der Gährungorganismen ihren Anfang. Zu Pasteurs Zeit hatten noch die abenteuerlichsten Ansichten über die Lebens- und Wirkungweise der Hefe geherrscht. Man glaubte, sie sei im Stande, ihren Charakter durch den fortgesetzten Gebrauch in einer Brauerei in kurzer Zeit zu ändern; selbst namhafte Pilzforscher hielten sie für die Konidienform eines der gewöhnlichsten Schimmelpilze, des Mucor, man traute ihr zu, eine ganze Reihe von Schimmelpilzformen zu durchleben u. s. w

Heutzutage hat jede größere Brauerei ihren chemisch geschulten Bakteriologen oder bedient sich wenigstens der steten Kontrole eines gährungtechnischen Institutes und alle gangbaren Biere werden mit Reinkulturen der Hefe hergestellt. Die Gährung verläuft sehr schnell; sie läßt Schimmelpilze, wilde Hefen und Bakterien nicht aufkommen. Die Technik des Bierbrauens hat also in den letzten zwanzig Jahren enorme Fortschritte gemacht. Nicht so schnell, vielmehr nur widerstrebend, ging die Entwickelung der Weinbereitung vor sich. Die ersten Anwendungen der Reinhefe, die von der Versuchsstation für Obst- und Weinbau in Geisenheim ausgingen, fallen erst in die letzte Zeit der achtziger Jahre. Die Praktiker wollten nichts von den Laboratoriumserrungenschaften wissen und der erste Weinbergbesitzer der sich dazu verstand, ein Faß unvergohrenen Rebensaftes der neuen Prozedur unterziehen zu lassen, war kein Weinbauer von Profession, sondern der frühere Chef der Admiralität Herr von Stosch, der ein kleines Weingut am Rhein besaß. Da man noch gar keine Erfahrung hatte, gelang der erste Versuch nicht ganz: man hatte eine übermäßige Portion Reinhefe zugesetzt und die sich stürmisch entwickelnde Kohlensäure jagte drei Viertel des Faßinhaltes zum Spundloch hinaus. Aber bald war man im Stande, mit besserem Erfolg zu arbeiten, und das zweite Verfahren bewährte sich für Weine mittlerer und geringerer Qualität, namentlich in schlechten Jahrgängen, aufs Beste. Unterschieden wird zwischen wilder Hefe und der Kultur- oder Edel-Hefe. Verschiedene Kulturvarietäten, die meistens nach ihren Ursprungsarten benannt sind, haben einen starken Absatz unter den Weinproduzenten gefunden und Aßmannshäuser-, Steinberg-, Burgunder- und Champagner-Hefe besitzen unter den Weinbauern einen eben so guten Klang wie die gleichnamigen Weine beim konsumirenden Publikum.

Zu viel hatte man in Frankreich von dem neuen Gährverfahren erwartet. Denn nach wie vor ist es unmöglich, aus mittelmäßigen Trauben einen Kabinetwein oder Champagner herzustellen. Immerhin ist eine Verbesserung der Qualität doch unverkennbar. Ungünstig wirken die vielen Kleinbetriebe und die Unmenge von Weinqualitäten. Beim Bier fallen diese ungünstigen Umstände weg und auch die Lagerung und verschiedene Behandlung der vergohrenen Flüssigkeit ist nicht von so großem Einfluß wie beim Wein.

Das fortgesetzte Studium der Gährungorganismen, die im Freien, in Kellern, in Kühl- und Lager-Räumen vorhanden sind, ließ nun allmählich eine wahre Legion neuer Hefe-Rassen kennen lernen, die zwar durch ihre Wirkung gut gekennzeichnet werden, von denen aber nur etwa ein Dutzend systematisch und

morphologiſch von einander zu unterſcheiden iſt. Die Hefe iſt eben eine Kulturpflanze. Wie die Getreide-, die Steinobſt- und Kernobſt-Arten durch vielhundertjährige Pflege in zahlloſe Varietäten zerfielen, die, alle zuſammen, kein Züchter kennt, ſo auch die Hefe; und die Feſtſtellung von Varietäten ſtößt hier auf um ſo größere Schwierigkeiten, als es ſich nicht um Pflanzen handelt, die der Beobachtung eine Mehrzahl differenter Organe darbieten, ſondern um einzellige Organismen. Beſſere Reſultate verdanken wir den phyſiologiſch-chemiſchen Studien. Die beſten Köpfe unter den Chemikern und Pflanzenphyſiologen haben ſich mit dem Problem der Gährung beſchäftigt. Der rein chemiſchen Hypotheſe ſtand die molekular-phyſiologiſche gegenüber, vertreten durch C. Nägeli, dem bedeutendſten modernen Botaniker. Danach werden durch die Lebensthätigkeit der Hefezelle Atomſchwingungen hervorgerufen, die ſich der die Hefe umgebenden Zuckerlöſung mittheilen, ſie in gleicher Weiſe erregen. Von dem Boden dieſer Theorie aus ſuchte Nägeli mathematiſch den Radius der Wirkſamkeit einer Hefezelle und die Oszillationgröße der Schwingungen zu beſtimmen. In neueſter Zeit nahmen aber die Phyſiologen, ſeiner Anſicht entgegen, an, daß der Zucker die Zelle paſſire und daß die Spaltung des Zuckers dann den für die Lebensäußerung der Zelle nöthigen Energievorrath liefere. Dagegen hielten die Chemiker an der von Traube im Jahre 1858 formulirten Ferment-Theorie feſt. Sie behauptet, daß der Gährungvorgang nicht durch die organiſchen Gährerreger ſelbſt, ſondern durch Enzyme hervorgerufen werde, — Stoffe, die von ihnen durch die Lebensthätigkeit erzeugt und ausgeſchieden werden. Und ſchon lange, ehe man ein ſolches ungeformtes Ferment oder Enzym empiriſch kannte, erklärte ein bekannter Gelehrter, Traubes Theorie ſei für jeden Chemiker ſo ſelbſtverſtändlich, daß ſie gar keines Beweiſes bedürfe. Seitdem hat man nun aber wirklich eine ganze Reihe von Enzymen kennen gelernt. Die verſchiedenen Hefe-Raſſen ſcheiden Enzyme von ungleichem Verhalten aus, — und daraus ergiebt ſich die Grundlage zu einer auf phyſiologiſche Daten aufgebauten Klaſſifikation der Raſſen. So vergährt ein Enzym Traubenzucker, ein anderes Malz- oder Fruchtzucker u. ſ. w., daher denn auch bereits der Vorſchlag aufgetaucht iſt, die verſchiedenen Enzyme je nach dem von ihnen geſpaltenen Zucker zu benennen. Die Chemiker haben alſo Recht behalten.

Endlich gelangt E. Buchner auch dahin, ein Enzym der Hefe, das er Zymaſe nannte, aus der Hefe ſelbſt herzuſtellen. Mit dem von ihm aus der Hefe unter einem Druck von über dreihundert Atmoſphären gewonnenem Hefeſaft war er im Stande, unter Ausſchluß irgend eines lebenden Organismus Zucker zu vergähren. Für die praktiſche Anwendung iſt ſein Verfahren allerdings noch nicht reif. Welches lebhafte Intereſſe jedoch die Praxis heute allen theoretiſchen Fortſchritten entgegenbringt, erkennt man daraus, daß kürzlich die Verſuchſtation der deutſchen Spiritusfabrikanten das Experiment Buchners wiederholt und durch eine ganze Reihe analytiſcher Belege als einwandsfrei nachgewieſen hat. Dr. A. Maurizio.

# Jenseits des Schlagbaumes.

Ein viereckiger, kahler Raum, am Fenster ein schwarzbrauner Tisch, der nach frischer Farbe riecht, auf dem Tisch ein Samowar, davor ein Glas, daneben zwei Stühle und auf einem Stuhl der Pristaw (Polizeihauptmann): grobe, rothe Backen, feuerrother Schnurrbart, wässerig blaue Augen. Die ganze Gestalt ein Fettkloß.

Der Pristaw schlürft ein Glas Thee nach dem anderen.

Plötzlich öffnet sich die Thür. Ein Männchen schiebt sich herein: eine schmächtige, vertrocknete Gestalt, langer, farbloser Rock, gelblich dürres Gesicht (in das die Runzeln wie mit einem Messer eingeschnitten sind), wirres, wildes Bärtchen, listig scheue Augen: einer vom Stamm Sem, den Noth und Sorge gezeichnet haben.

„Ew. Hochwohlgeboren werden verzeihen ... Ich bin gekommen wegen meinem Sohn, Ew. Hochwohlgeboren ..."

„Na, Jankel, was ist denn mit Deinem Sohn?"

„Was mit meinem Sohn is? Wissen denn Ew. Hochwohlgeboren nicht, was mit meinem Sohn is? ... Der Urjadnik (Schutzmann) hat ihn doch mitgenommen gestern Abend ... hat gefunden bei ihm Preißisches, sagt er ... Spiritus, Zucker, weiß ich? ... Is's denn Preißisches? Woher weiß ers denn, daß's Preißisches is? ... Und wenns schon Preißisches is? ... Was hat mein Sohn damit für Unglück gemacht? Wem hat er damit geschadt? ... Dem Urjadnik nicht und Ew. Hochwohlgeboren auch nicht ..."

Der Pristaw setzt eine überaus wohlwollende, belehrende Miene auf, ungefähr wie ein Gymnasialprofessor, wenn er einem Sereniſſimiſprößling privatissime ein Beispiel in der Regula-de-Tri erklärt.

„Jankel", sagt er nach einer Pause, die er zum Disponiren seines Gedankenganges gebraucht hat, „Du fragst, wem er schadet? ... Ich will es Dir sagen: er schadet dem Staat! ... Der Staat, Das ist das Allgemeine, Das sind wir Alle und Das müssen wir vor Allem erhalten! ... Und wie können wirs erhalten? Durch das Gesetz, nur durch das Gesetz! Das Gesetz aber verbietet den Schmuggel; und wenn wir, verstehst Du, das Gesetz übertreten, bedrohen wir, verstehst Du, den Staat, das Allgemeine, sozusagen uns selbst ... Darum muß Jeder, der das Gesetz übertritt, bestraft werden, um Andere zu warnen ... Und wenn der Urjadnik bei Deinem Sohn Kontrebande gefunden hat, dann kann ich ihm nicht helfen, beim besten Willen nicht, — thut mir leid!"

Jankel hat die ganze Zeit über verständnißinnig gelächelt ...

„Ew. Hochwohlgeboren", sagt Jankel, „ich bin nicht gelehrt. Woher soll ich auch gelehrt sein? Hab ich denn gestudirt? ... Aber fünfundzwanzig Rubl kann ich Ew. Hochwohlgeboren leihen ... Denn warum nicht? Warum soll ich Ew. Hochwohlgeboren fünfundzwanzig Rubl nicht leihen können? Ew. Hochwohlgeboren sind ja immer so pünktlich ... Hier, Ew. Hochwohlgeboren ..."

Der Pristaw schiebt die Banknote verächtlich in die Hosentasche ...

„Fünfundzwanzig Rubel ... leihen ... meinetwegen!" sagt der Pristaw. „Das hat, verstehst Du, mit der amtlichen Angelegenheit nichts zu schaffen ... Aber, sag mal, Jankel, woher weißt Du, daß's preußische Waare war?".

„Weiß ich? Hab ich denn gesagt, daß ich weiß? Woher soll ichs denn wissen? ... Der Urjadnik hats gesagt ..."

„Woher weiß's denn der Urjadnik?"

„Er hats gerochen, sagt er ... Gerochen ... 's ist zum Lachen .."

„Was der Hundesohn mit seiner blauen Nase nicht Alles riechen kann!" sagt der Pristaw und eine Wolke lagert sich auf seine Stirn.

„Iwan!" ruft der Pristaw.

Iwan kommt.

„Iwan, den Urjadnik holen, .. sofort!"

„Zu Befehl, Ew. Hochwohlgeboren."

Iwan geht.

„Setz Dich, Jankel," fährt der Pristaw wohlwollend fort, „trink 'n Glas Thee ... Willst vielleicht ‚a Broche' (Segenswunsch) darüber sprechen?"

„A Broche?" erwidert Jankel listig. „Man stirbt nicht, wenn man keine Broche macht ..."

Der Urjadnik kommt. Er reißt die Augen weit auf, als er den Pristaw und Jankel so traulich beim Thee sieht.

„Urjadnik, warum hast Du den Jankelowitsch verhaftet?" donnert ihn sein Vorgesetzter an.

„Ich habe bei ihm preußischen Spiritus gefunden, Ew. Hochwohlgeboren..."

„Woher weißt Du, daß's preußischer ist?"

„Er riecht genau so wie preußischer."

„Er riecht? Schafskopf! Eine Hure oder ein Privet erkennt man am Geruch und nicht Spiritus!... Wegen so Etwas verhaftet man keinen unbescholtenen Menschen ... Sofort läßt Du ihn frei und Das kommt mir nicht zum zweiten Male vor!"

„Zu Befehl, Ew. Hochwohlgeboren." Er geht. Auch Jankel steht auf.

„Ich werde mitgehen, Ew. Hochwohlgeboren. Wozu soll ich meinen Sohn lassen gehen allein, Ew. Hochwohlgeboren? ... Schönen Dank, Ew. Hochwohlgeboren ..."

„Adieu, Jankel."

Draußen wendet sich der Urjadnik mürrisch zu Jankel: „Wie viel hast Du dem Hundesohn gegeben?"

„Fünfundzwanzig Rubl hab' ich ihm gegeben."

„Für fünf Rubel hätt' ich ihn rausgelassen ... verfluchter Jude ... Dummkopf!"

Sorany (Russisch-Litauen). Joseph Stutzin.

# Konsumvereine und Sozialdemokratie.

Ueber das Verhältniß der Sozialdemokratie zu den Konsumvereinen ist schon zweimal in der „Zukunft" gesprochen worden; nach meiner Ansicht einseitig. Deshalb möchte ich, als Angehöriger der kritisirten Partei, etwa entstandene Irrthümer zu berichtigen versuchen. Die beiden Aufsätze, die ich meine, sind die der Herren Dr. Paul Ernst und Raphael Ernst May, von denen der eine im März, der andere im Juli in der „Zukunft" veröffentlicht war. Von beiden Verfassern wurde — von Ernst nur gelegentlich — die Frage aufgeworfen, aus welchen Umständen es zu erklären sei, daß die sozialdemokratische Partei Deutschlands offiziell keine sympathischere und aufmunterndere Haltung gegenüber dem Konsumvereinswesen beobachte, obgleich England und Belgien die ausgiebigsten Beweise für die Möglichkeit seiner Entwickelung geliefert hätten. Herr Dr. Paul Ernst findet die Erklärung darin, daß in dem für die deutsche Sozialdemokratie maßgebenden marxistischen System das Genossenschaft- und das Konsumvereinswesen keinen Platz gefunden habe. Was Marx zu seiner Zeit nicht gesehen habe und vielleicht auch nach seiner ganzen Richtung nicht sehen konnte: die eminente soziale Bedeutung der Konsumvereine, Das werde heute wohl von der Sozialdemokratie erkannt; sie scheue sich aber, durch regere Theilnahme ihre jetzt auf den politischen und gewerkschaftlichen Kampf konzentrirten Kräfte allzu sehr zu zersplittern. Neben dieser konservativen Tendenz des Marxismus und der Furcht vor Zersplitterung trage zu der Apathie der deutschen Sozialdemokratie vielleicht auch ihre Zusammenmensetzung bei. Die vielen kleinen Mittelstandsexistenzen, die zu ihr gehören, seien wohl theoretisch ganz ehrlich vom Untergang der Kleinbetriebe überzeugt, hegten aber eine leichtverständliche Abneigung dagegen, durch Unterstützung der Konsumvereinsbestrebungen sich selbst den Ast abzusägen, auf dem sie sitzen. So Herr Dr. Ernst. Herr Raphael Ernst May sieht die Situation innerhalb der sozialdemokratischen Partei wesentlich anders an; für ihn ist die Sachlage eine viel einfachere. Er behandelt in seinem Artikel zwar nur spezifisch hamburgische Verhältnisse, glaubt aber offenbar, damit eine Stichprobe gegeben zu haben. Er hält die Masse der sozialdemokratischen Wähler für vollständig bernsteinisch gesinnt; daß die Sozialdemokratie sich nicht mit Enthusiasmus in „praktische" Arbeit, zum Beispiel das Konsumvereinswesen, stürzt, liege lediglich daran, daß die Parteileitung — oder mindestens die Leitung der Parteipresse — in theoretischer Verknöcherung auf dem Standpunkt des unfruchtbaren Nichts-als-Politisirens steht und sich dadurch als schwerer Hemmschuh der Fortentwickelung zu praktischer Thätigkeit erweist. Die eigentliche Partei, die Masse, sei willig, aber schwach, die offizielle, die „redaktionäre" Partei nicht willig und leider noch zu stark. Aber es brauche diesen redaktionären Parteispitzen nur durch eine bernsteinisch gefärbte Presse Konkurrenz gemacht zu werden, — und die Redaktionäre würden als betrübte Lohgerber alsbald ihre Felle davonschwimmen sehen.

Ich halte es für angebracht, meiner Meinung über diese beiden Lesarten erst Ausdruck zu geben, nachdem ich mich mit den Ausführungen des Herrn Dr. Paul Ernst über die Konsumvereine selbst auseinandergesetzt haben werde. Denn für eine objektive Beurtheilung der Stellung der Sozialdemokratie zum Konsumvereinswesen ist es in erster Linie erforderlich, die Grenzen für die Entwickelung-

möglichkeit und die soziale Bedeutung der Konsumvereine abzustecken. Sollte sich herausstellen, daß die Konsumvereine in der That, wie Herr Dr. Paul Ernst annimmt und auch Herr May anzunehmen scheint, berufen sind, der wichtigste Hebel in der Emporhebung der Arbeiterklasse und selbst das Mittel zur radikalen Umgestaltung des wirthschaftlichen Organismus zu werden, so wäre es in der That nöthig, für die Haltung der Sozialdemokratie nach Motiven zu suchen, wie sie die Herren Paul Ernst und May entdeckt zu haben glauben. Ist Dem jedoch nicht so, dann dürften für die relative Passivität der Sozialdemokratie in Sachen der Konsumvereinsbewegung wohl noch andere Erklärungen zu finden sein, die weder intellektuell noch moralisch ihr Ansehen zu mindern geeignet wären.

Paul Ernst erblickt in der Konsumvereinsbewegung das wichtigste Prinzip der sozialen Entwickelung. Andere Prinzipien, die sich mit dem Konsumvereinsprinzip vertrügen, seien vielleicht auch wichtig, wie etwa die des Kommunalsozialismus und des Gewerkschaftwesens, allein der Konsumvereinsbewegung sei doch die Ausschlag gebende, die Richtung bestimmende Rolle vorbehalten. Schon seien die Konsumvereine in einer Weiterentwickelung zu höheren Formen begriffen; so seien sie namentlich im Begriff, gewisse Produkte in eigenen Fabriken herzustellen. Der Weiterentwickelung stellten sich ja unverkennbare Schwierigkeiten entgegen; immerhin wolle er sich einmal vorstellen, das Konsumvereinsprinzip sei allgemein durchgedrungen. Jeder Konsument sei dann, mit Ausnahme der im Import beschäftigten Personen, der Aerzte, Richter, Geistlichen u. s. w., auch Arbeiter eines Vereines oder Vereinsunternehmens. „Außerhalb des Konsumvereines wird weder produzirt noch konsumirt. Die Produktion ist dem Konsum angepaßt und, so weit es möglich ist, erhält Jeder den vollen Ertrag seiner Arbeit. Die Produktionweise ist nicht mehr kapitalistisch, denn Niemand eignet sich den ‚Mehrwerth' an, sondern Derjenige, der ihn erzeugt hat, behält ihn, sei es als Produzent oder als Konsument." Ernst setzt hier also eine vollständig in Konsumvereinen, die wieder Produktivgenossenschaften beschäftigen, organisirte Gesellschaft voraus, eine Gesellschaft, in der es Aneigner von Mehrwerth nicht mehr giebt, mit anderen Worten also eine sozialistisch organisirte Gesellschaft, in der nur, im Gegensatz zu dem erstrebten centralistischen „Zukunftstaat" der marxistischen Sozialdemokratie, die Decentralisation herrscht. Die Frage der Centralisation oder Decentralisation werde ich später zu streifen haben. Zunächst kommt es mir darauf an, zu zeigen, welchen Grad der Entwickelungfähigkeit Paul Ernst den Konsumvereinen beimißt. Seine Hoffnungen gründen sich auf die mächtige Entwickelung der britischen Genossenschaften, denen ihm für die Zukunft kaum noch eine Schranke gezogen erscheint, die sie nicht niederzuwerfen vermöchten. Sehen wir zu, ob sich Paul Ernst nicht doch Illusionen hingiebt, und zwar an der Hand seines eigenen Aufsatzes.

Er bezeichnet es als einen vulgären Irrthum der sozialdemokratischen Masse, die Schuld dafür, daß der Arbeiter nicht den „vollen Arbeitertrag" erhalte, in erster Linie der Schmälerung durch den Unternehmergewinn, statt der Schmälerung durch den Zwischenhändlergewinn, zuzuschreiben. Habe doch die Statistik bewiesen, daß der Unternehmergewinn sich durchschnittlich in bescheidenen Grenzen zu halten pflege, während der Handelsgewinn weit höher sei, nämlich selten unter 30 Prozent falle, oft aber 100 Prozent erreiche oder gar übersteige. Wolle also der

Arbeiter die Differenz zwischen seinem Lohn und dem Werth seiner Arbeitkraft nach Möglichkeit verkleinern, so müsse er durch Errichtung von Konsumvereinen den Handelsgewinn zu beseitigen suchen. Nehme man an, daß der Konsumverein mit 10 Prozent Spesen arbeite, so werde der Arbeiter, bei 30 Prozent durchschnittlichem Handelsgewinn, seine Waaren um 20 Prozent billiger kaufen oder, im Falle er drei Viertel seiner Bedürfnisse durch den Konsumverein befriedige, sein Einkommen um 16 Prozent steigern.

Was Paul Ernst im Allgemeinen über das Verhältniß des Unternehmergewinnes zum Handelsgewinn ausführt, trifft zu; doch irrt er bei seiner Berechnung der Vortheile für die Arbeiter. Die Konsumvereine in England wie in Deutschland haben bisher nicht mit 20, sondern nur etwa mit 10 Prozent Gewinn gearbeitet, wodurch sich denn natürlich auch die Lohnsteigerung für den Arbeiter entsprechend ermäßigt. Einige Zahlen, die ich herausgreife, mögen Das bestätigen. 1889 betrug der Umsatz der britischen Konsumvereine 26051000 Pfund, der Gewinn 3418000 Pfund, also ungefähr 13 Prozent. Die Zahl der Mitglieder betrug 961000, es ergiebt sich auf den Kopf also ein Gewinn von etwa $3^1/_2$ Pfund = 70 Mark. Wenn man bedenkt, daß den Kosumvereinen notorisch gerade die qualifizirten, besser entlohnten Arbeiter angehören, so wird man schwerlich eine Lohnerhöhung von 16 Prozent, kaum eine solche von 10 Prozent herausrechnen können. 1894 betrug der Jahresumsatz 974 Millionen Mark, der Gewinn 104 Millionen Mark, die Gewinnrate also etwa $10^1/_2$ Prozent. Die Mitgliederzahl war auf 1277405 angewachsen. 1897 betrug der Umsatz 1133 Millionen Mark, der Jahresgewinn 128 Millionen Mark, die Zahl der Mitglieder 1468955. Das Verhältniß hat sich also nur wenig verschoben. In Deutschland betrug 1896 der Umsatz der Konsumvereine $96^2/_3$ Millionen Mark, der Reingewinn 10 Millionen, also rund 10 Prozent. Die Zahl der Mitglieder betrug 403872, der auf den Kopf entfallende Gewinn war also relativ sehr unbedeutend.

Uebrigens hat sich in die Kalkulationen Ernsts ein sonderbarer Widerspruch eingeschlichen. Auf der selben Seite nämlich, wo er für die Arbeiter einen Lohnzuwachs von 16 Prozent lediglich aus dem Wegfall des Handelsgewinnes herausrechnet, behauptet er, Eugen Richter habe einmal ausgerechnet, daß, wenn in Preußen das gesammte Einkommen gleichmäßig vertheilt werde, auf die unterste Schicht um etwa 40 Mark jährlich mehr Einnahme entfallen würde. Das kann nun Eugen Richter unmöglich herausgerechnet haben, denn woher stammte und wo bliebe sonst der Handelsgewinn, vom Unternehmergewinn gar nicht zu reden?

Auch das pädagogische Moment scheint mir Ernst sehr beträchtlich zu überschätzen, wenn er von den unberechenbaren Vortheilen der solideren Waare spricht. „Wer es nicht selbst beobachtet hat, kann sich nicht vorstellen, wie demoralisirend die billigen Schundwaaren auf das Volk wirken. Sie verschulden unnütze und leichtfertige Ausgaben, thörichte Bedürfnisse und ein lüderliches Umgehen mit dem Erworbenen." Dies Fragment einer Kapuzinade klingt im Munde eines Sozialisten, wenn auch nur eines sozialistischen Franctireurs, ziemlich wunderlich. Wenn sich auch Proletarierinnen einmal modisch aufzuputzen suchen, so sollte man darüber noch nicht moralisch zetern. Sie werden mitunter geschmacklos sein, meinetwegen also „thöricht", aber daran trägt doch wohl weniger die Schundwaare als der mangelhaft ausgebildete ästhetische Sinn und das geringe

Einkommen die Schuld. Die Schundwaare ist auch nicht etwa eine diabolische Erfindung zum Zweck des moralischen Verderbs der Nichtbesitzenden, sondern ganz einfach ein Mittel zur Befriedigung vorhandener Bedürfnisse und eine Folge des Ueberflusses an Geldmangel der unteren Schichten. Außerdem habe ich oft beobachtet, daß gerade innerhalb der besser gestellten Arbeiterkreise die altväterischste Werthschätzung des „Soliden" zu finden ist. Der besser situirte Arbeiter läßt Kleider und Schuhe noch sehr häufig nach Maß beim Schneider- und Schustermeister anfertigen, während gerade der kleine Beamte vielfach die Waarenhäuser benutzt. Daß er dabei antisemitisch wählt, giebt seinem Verhalten eine gewisse Pikanterie. Die breite Masse des Proletariates kauft freilich da, wo es am Billigsten ist, im Waarenhaus und selbst beim Trödler; daran aber werden auch die Konsumvereine in absehbarer Zeit nichts ändern können. In dem Buche der Mrs. Sidney Webb über „Die britische Genossenschaftbewegung" liest man auf Seite 197 der deutschen, von Lujo Brentano mit einem Vorwort versehenen Ausgabe: „Das erste Hinderniß für eine unbegrenzte Ausdehnung der Genossenschaftbewegung unter der gegenwärtigen sozialen Ordnung sind die Lebensbedingungen gewisser Klassen ... Wir brauchen keinen Beweis für die Wahrheit dieser Thatsache; sie ist der Kehrreim der Klagen auf den Gewerkvereins- und Genossenschaftkongressen". Mrs. Webb fährt dann fort: „Die Geschichte der Arbeit während der letzten fünfzig Jahre zeigt uns deutlich, daß die gesetzliche Regelung, der Ausfluß der Zwangsvereinigung, das einzig wirksame Mittel ist, um die Lage gewisser Klassen zu dem sozialen Niveau zu erheben, auf dem die freiwillige Genossenschaft möglich wird". Und Das führt mich zu dem Hauptpunkt meiner Einwendungen gegen die Ansichten des Herrn Dr. Paul Ernst.

Ich bemerkte schon, daß Ernst an die Möglichkeit glaubt, die Konsumvereine könnten sich zu einer so ziemlich alle Produzenten und Konsumenten umfassenden Organisation entwickeln; er glaubt, in den Konsumvereinen das Mittel zur „Lösung" der sozialen Frage gefunden zu haben. Und zwar glaubt er — wenigstens findet sich in seinem Artikel kein einschränkender Passus, der dieser Annahme widerspräche —, daß die Konsumvereine Expansiv- und Werbekraft genug besäßen, um sich aus sich selbst heraus bis zum nationalen Rahmen erweitern zu können. Offenbar könnte seiner jetzigen Einsicht nach die Sozialdemokratie nichts Besseres thun, als der Politik den Laufpaß zu geben oder sie doch mindestens aufs Altentheil zu setzen, die Prinzipien in den Silberschrank zu stellen und vor allen Dingen einmal Konsumvereine zu gründen. Ich glaube freilich, die Sozialdemokratie wird, bevor sie mit ihrer bisherigen Taktik bricht, gut thun, noch einmal die genaue Kennerin der Genossenschaftbewegung, Mrs. Webb, über die Sache zu hören. Sie urtheilt freilich anders als Paul Ernst. Daß die Konsumvereine aus eigener Kraft jemals jenen allumfassenden Umfang annehmen könnten, gilt ihr als eine Illusion. Mrs. Webb berechnet, wie hoch sich in Zukunft einmal unter den günstigsten Umständen der Umsatz der Konsumvereine stellen könnte, und gelangt dabei zu dem Resultat, daß von dem 1300 Millionen Pfund betragenden Nationaleinkommen 3 bis 400 Millionen Pfund ihren Weg in die Kassen der Konsumvereine nehmen würden, also nur ein Viertel bis ein Drittel. Viel engere Grenzen noch seien der genossenschaftlichen Produktion gezogen. Entfalle doch von importirten Nahrungmitteln und Tabak ein großer

Bruchtheil auf den Verbrauch des Lohnverdieners. Die „Ueberbleibsel aus früheren Zeiten", mit denen ja auch Paul Ernst rechnet, würden also ganz anständige sein. Doch hören wir Mrs. Webb noch weiter: „Es giebt aber auch innere Hindernisse, die der Verwirklichung des Traumes der begeisterten Genossenschafter entgegenstehen, der Aufsaugung des ganzen Tributes, der jetzt von den Arbeitern durch Jene erhoben wird, ‚die nicht arbeiten noch spinnen', durch eine genossenschaftliche Gemeinschaft. Ein beträchtlicher Theil des Einkommens der Gesammtheit wird nicht für persönliche Dienste, die der Nation geleistet werden, bezahlt, sondern an Kapitalinhaber und Grundbesitzer. Die Genossenschafter entgehen dieser Steuer nicht . . . Was den Kapitalzins für die zwölf Millionen Pfund genossenschaftlichen Kapitals angeht, so unterliegt Dies keinem Zweifel; er wird den Genossenschaftern kreditirt, d. h. er wird auf den Verbrauch sämmtlicher Mitglieder geschlagen und an eine Minderzahl von kapitalbesitzenden Genossenschaften ausgezahlt.

Und trotzdem erhofft Mrs. Webb ähnliche „Endziele" wie Herr Dr. Paul Ernst. Aber freilich nur insofern, als sie vom politischen Eingreifen der Demokratie eine Niederreißung der Schranken erwartet, die im kapitalistischen Staate die unbegrenzte Entwickelung der Konsumvereine hemmen. „Wenn daher die englische Demokratie die vollständigen Umwandlungen auszuführen wünscht, die in Robert Owens ‚Neuem System der Gesellschaft' prophetisch beschrieben sind, wenn sie entschlossen ist, der durch die neue Form des Gewerbebetriebes herbeigeführten sozialen Reichthumserzeugung und der kommunalen Verwaltung und Kontrole, die durch die Genossenschaft- und Gewerkvereinsbewegungen eingeführt ist, den kommunalen Besitz an Grund und Boden und an Produktionmitteln hinzuzufügen, dann muß sie mit vollem Bewußtsein die durch die politische Demokratie geschmiedeten Werkzeuge benutzen: alle Arten von Steuern auf unverdienten Reichthum und auf den Ueberschuß des Einkommens über das zum Leben Nothwendige und die zwangsweise, wenn auch nicht nothgedrungen ohne persönliche Entschädigung vor sich gehende Enteignung jener Theile des Nationalreichthumes, die reif sind für demokratische Verwaltung . . ."

Man sieht: Mrs. Webb erwartet den Sieg des Genossenschaftwesens erst von einem konsequenten sozial-demokratischen Eingreifen mit Hilfe der Gesetzgebung. Wie sollten auch Zwangsgewerkvereine, Zwangskonsumvereine zu Stande kommen, außer durch gesetzliche Regelung? Und bei der Expropriation des Eigenthumes würde es ja wohl auch nicht ohne nachdrücklichsten politischen Kampf abgehen. Mrs. Webb schreibt sicher nicht mit Unrecht den Genossenschaften eine hohe demokratisch-erziehliche Bedeutung zu. Auch die politische Schulung durch die Gewerkvereine wird von ihr sehr hoch angeschlagen. Und ich bin überzeugt: hätte sie in England eine Partei wie die sozialdemokratische zu studiren Gelegenheit gehabt, sie würde deren erzieherischen Einfluß auf die Gewöhnung an eine demokratische Verwaltung sicherlich nicht unterschätzt haben.

Die Dinge liegen meines Erachtens so: England besitzt eine mächtige Genossenschaft- und Gewerkvereinsbewegung, neben der aber noch eine durchgreifende politische Thätigkeit entfaltet werden muß, um jenen wirthschaftlichen Bewegungen die Bahn frei zu machen. Deutschland besitzt eine starke politische und eine aufblühende Gewerkschaftbewegung, neben der sich noch eine mächtige Ge-

nossenschaftbewegung entwickeln wird. Das, was jedem der beiden Länder fehlt, muß und wird noch geschaffen werden. Es ist deshalb auch gar nicht nöthig, die marxistische Verknöcherung oder die Existenzsorge sozialdemokratischer Krämer oder gar die bösen Redaktionäre aufmarschiren zu lassen, um die besonnen abwartende Haltung der offiziellen Partei zu verstehen. Eine gewisse Reservirtheit mag gegen die Konsumvereine vorhanden sein, eine Feindschaft ist nicht vorhanden. Man räumt den Parteianhängern gern das Recht ein, sich Konsumvereinen anzuschließen; man warnt nur vor unüberlegten Gründungen und allzu kühnen Projekten. Und mag diese Kritik auch im Einzelnen fehlgehen: im Großen und Ganzen ist sie am Platze. Mancher kleine Konsumverein ist in Deutschland schon zum Schaden der Partei verkracht; und auch in England stieg die Zahl der bankerott gewordenen Konsumvereine von 1870 bis 1889 auf 844. Auch ich zweifle nicht daran, daß trotz aller Ungunst der Verhältnisse das Konsumvereinswesen auch in Deutschland eine Zukunft hat, und meine Ansicht theilen Marxisten strengster Observanz. So z. B. Kautsky und der als Gegner Bernsteins vielgenannte Parvus, wohl der am Weitesten links stehende Publizist der Partei. Die marxistischen Scheuklappen sind aber eben so sehr eine Legende wie der bockbeinige Konservatismus der Redaktionären in der Partei.

Kiel. Heinrich Ströbel.

# Selbstanzeigen.

**Die Kunst.** Eine Monatsschrift für freie und angewandte Kunst. Verlagsanstalt F. Bruckmann, München. 24 Mark pro Jahr.

Ist Kürze ein Vorzug für jeden Titel und jedes Programm, so müssen wir ihr zu Liebe auch etwas Ungenauigkeit in den Kauf nehmen; nur um „Bildende Kunst“ handelt es sich hier. Aber die Bildende Kunst sammt ihrem jüngsten Kinde, der angewandten Kunst, sind ihrem Wesen nach nicht von den anderen Künsten getrennt. Das Wesentliche, worauf es ankommt: der Begriff des Schöpferischen, muß dem Kunstwerk jeder Gattung eigen sein, das Anspruch auf diesen Gattungnamen erhebt. In zweiter Linie erst stehen Technik, Schule, Wechsel des Geschmackes. Solche Gesichtspunkte mögen also die summarische Bezeichnung rechtfertigen. Sie bestimmen auch die Grundsätze, nach denen die Redaktion die Auswahl der wiederzugebenden Werke zu treffen hat. In unserer schnell lebenden Zeit verschwinden nicht nur Schlagwörter, wie „modern“ und „sezessionistisch“, sondern auch die verschiedenen Kunstrichtungen und Parteien selbst zu rasch, als daß sich eine gewissenhaft redigirte Zeitschrift mit ihnen identifiziren könnte. Eine solche Zeitschrift hat vielmehr die Pflicht, die Bausteine zu sammeln, aus denen sich eine Geschichte unserer bildenden Kunst aufbauen lassen wird, also eine Geschichte des schöpferischen Genies. Daran hat sich alles Andere, wie die Fortschritte der Technik, die Wandlung der Kunstauffassung und des Geschmackes, zu reihen. Zugleich mit dem gewaltigen Aufschwung auf allen technischen und industriellen Gebieten hat Deutschland auch in der Kunst seine eigene

Selbständigkeit errungen, nachdem es so lange in Malerei und Kunstgewerbe fremden Spuren gefolgt war. Trotzdem scheint es uns erforderlich, auch die ausländische Kunst in ihren besten Leistungen zu veranschaulichen.

Ein Heft von 100 Seiten mit 176 vorzüglichen Illustrationen, darunter drei farbigen Vollbildern, für zwei Mark: Das haben wir in unserer Kunstliteratur noch nicht gehabt. Ist die Kunst eines Volkes ein Gradmesser für seine Kultur, so sind es in einer gewissen Form auch seine Kunstzeitschriften. Auf diesem Gebiet stand England mit seinem Studio bisher unerreicht da. Auch hierin den Wettkampf erfolgreich zu bestehen, auch auf diesem Gebiet Deutschland eine führende Stellung zuweisen zu können, ist unser eifrigstes Bemühen.

München. H. Bruckmann.

**Das Glück in der Liebe.** Eine technische Studie. Stuttgart, Verlag von J. Schmitt. 151 S. 2 Mark.

Kann es eine Technik des Glückes geben? Das würde wohl auf ein corriger la fortune hinauslaufen. Aber der Wunsch, gerade in der Liebe Glück zu haben, ist so verbreitet, daß ich kein Gesprächsthema kenne, das mindestens unter jüngeren Leuten mit solcher Ausdauer behandelt würde. Wie man es vor den Schönen richtig anzufangen habe, was Eindruck auf sie macht und was ganz verfehlt ist: Das möchte Jeder gern wissen; aber das einzige Buch, das über diese Angelegenheit nach einem alten Studentenlied „guten Rath ertheilt", Ovids „Ars amandi", habe ich für eine Technik des Werbens zur Ehe inhaltlos gefunden. Es bietet ein paar sehr pikante Sittenschilderungen, die mutatis mutandis von irgend einem Pariser unserer Tage herstammen könnten; z. B., wie man sich zu verhalten habe, wenn man seiner heimlichen Maitresse mit ihrem Gatten bei einem Souper begegnet, oder mit Hilfe welcher Kniffe ein junges Dämchen ihren Liebsten am Gründlichsten auszuplündern vermöchte, auch sentimentale Taglieder in dem vorgeahnten Stil der Minnesänger; nur kein Wort „pour le bon motif". Es hat mich um so mehr gereizt, diesen Beitrag zur Psychologie der deutschen Mädchen — und nur von ihnen handelt mein Buch — zu liefern, als eine langsam vor sich gehende, von vielen Seiten und scharfen Augen beobachtete Metamorphose mir ermöglichte, meine Betrachtungen sozusagen im dramatischen Moment anzustellen. Ich habe dabei nicht umhin gekonnt, auch in den Beziehungen der beiden Geschlechter zu einander das bekannte weltbeherrschende Motiv herauszuarbeiten, denn in der ganzen Terminologie der Liebe ist vielleicht kein Ausdruck so zutreffend wie der: „Sie war ihm zu Willen." Was sonst noch in meiner Darbietung enthalten ist, wird der Leser am Besten aus den Kapitelüberschriften ersehen können: I. Der Zweck. II. Der Feind. III. Wodurch werden Mädchen gewonnen? IV. Ladies-men und Bärenhäuter. V. Diplomatisches: Nicht aus der Schule schwatzen! Nicht lachen! Nicht bitten! Nicht lieben? VI. Der rechte Moment. VII. Ein technisches Meisterstück. VIII. Eine Kokette. IX. Das deutsche Mädchen einst und jetzt.

Mannheim. Dr. Robert Hessen.

# Trebertrocknung.

Wenn die Presse sich selbst feiern wollte, könnte sie den dritten November dieses Jahres als einen großen Tag festlich begehen. Eine Aktiengesellschaft, deren Name seit Jahren in Aller Munde ist, die sich mit Börsenverhältnissen beschäftigen, sah sich genöthigt, auf diesen Tag eine außerordentliche Generalversammlung lediglich zu dem Zweck einzuberufen, den Aktionären Aufklärung über die, besonders durch die Presse, gegen die Gesellschaft gerichteten Angriffe zu geben und Beschluß über die Schritte zu fassen, die gegen diese Anfeindungen zu unternehmen seien. Von Anfang an waren die öffentliche Meinung und die Börsenbehörden diesem Unternehmen, nämlich der Aktiengesellschaft für Trebertrocknung in Cassel, wenig gewogen. Erst nach mehrfachen Reklamationen genehmigte die Zulassungstelle der berliner Börse im Januar 1895 den Prospekt zur Einführung der Aktien. Die Gesellschaft bezeichnete als ihren Zweck die Trocknung und den Vertrieb von Biertrebern, Rübenschnitzeln und allen damit verwandten Futterstoffen, den Handel in allen Rohstoffen, Halb- und Ganzfabrikaten, die Fabrikation und den Handel in Maschinen und Apparaten, die mit den anderen Gegenständen des Geschäftsbetriebes im Zusammenhang stehen, die Neueinrichtung oder den Erwerb von ähnlichen oder verwandten Geschäften und die Betheiligung an solchen Geschäften unter irgend einer Form. Das Aktienkapital betrug bei Errichtung der Gesellschaft im Jahre 1889 nur 350000 Mark. Im November 1891 trat eine Erhöhung auf 500000, bereits im Juli 1892 eine solche auf 650000 Mark und endlich im Juli 1894 auf eine Million Mark ein. Die Gesellschaft schuldete damals in Hypotheken 51150 Mark. Schon die Bilanz des Prospektes, auf Grund dessen die Aktien an der berliner Börse eingeführt wurden, gab zu mancherlei Bedenken Anlaß. Vor Allem waren es die Konto-Korrentschulden mit 933000 Mark, unter denen sich nur 41000 Mark Bankierguthaben befanden, die zur Kritik herausforderten, und zwar um so mehr, als erklärt wurde, daß die Gesellschaft, um Apparate an die Brauereien abzusetzen, sich auf mehrere Jahre habe verpflichten müssen, gewisse Quantitäten von Trockentrebern zu bestimmten Preisen abzunehmen. Darunter waren Abschlußpreise, die den damaligen Marktwerth so bedeutend überstiegen, daß hieraus ein Verlust von jährlich etwa 13000 Mark für 1895 bis 1897 und jährlich etwa 3000 Mark für 1898 bis 1899 berechnet wurde. Das Bedenkliche dieser Geschäftshandhabung sprang in die Augen. Die Gesellschaft sah sich genöthigt, sich in Spekulationen einzulassen, um Maschinen absetzen zu können, — Spekulationen, die unter Umständen die schlimmsten Folgen für die Aktionäre haben konnten. Außerdem gab das Patentkonto, das damals mit 162500 Mark zu Buche stand, und auch das Acceptkonto in Höhe von 441000 Mark zu Einwendungen Anlaß. Daneben schuldete die Gesellschaft an diverse Kreditoren noch 383000 Mark. Vor Allem mußte aber der winzige Betrag der Reserven auffallen. Nach fünfjährigem Bestehen der Gesellschaft betrugen die ordentlichen Reserven nur die lächerlich kleine Summe von 9900 Mark, d. h. ein Prozent des Aktienkapitales, und die Sonderreserve 18000 Mark.

Es gab ein allgemeines Schütteln des Kopfes. Denn zwei weit auseinander gelegene Biertrebertrockenanlagen waren zu einer Gesellschaft verschmolzen

worden, die eine in Cassel, die andere in Dortmund. Dazu waren derartige Anlagen in Erfurt, Würzburg, Hannover, ja selbst in Amerika hinzugetreten. Schon diese räumliche Trennung der einzelnen Theile des Unternehmens machte einen unbefriedigenden Eindruck. Man war überraschend schnell mit einem Kapital von einer Million Mark emissionfähig geworden. Es mußte aber räthselhaft erscheinen, daß die Gesellschaft, anstatt für ihre Aktien in Frankfurt a. M., besser noch in Leipzig oder Dresden, Absatz zu suchen, vielmehr gerade die entlegenere berliner Börse, von der auswärtige Werthe lediglich lokalen Charakters verbannt sein sollten, aufsuchte. Des Räthsels Lösung war aber bald gefunden: Ein breites Publikum sollte des Segens der casseler Trebertrocknung theilhaftig werden; und kaum waren neun Monate nach Einführung an der berliner Börse verstrichen, als der Kurs der Aktien, der anfänglich 135,50 Prozent betragen hatte, auf 280 Prozent gestiegen — oder richtiger gesagt: getrieben worden — war. Innerhalb einer einzigen Woche erfuhren die Treberaktien eine Kurssteigerung von 70 Prozent. Die Börse wußte nunmehr, daß diesem Papier ein besonderer Zauber innewohne. Als erst einmal eine Haussepartei kräftig mit Käufen eingegriffen hatte, folgten alle Diejenigen, die stets an die bessere Einsicht der Muthigen glauben, nach, und ehe noch ein paar weitere Wochen ins Land gegangen waren, verfolgte der kleinste Spekulant faszinirten Blickes die unaufhaltsame Bewegung der Treberaktien. Das Emissionhaus wurde mit Anfragen bestürmt und hüllte sich in Schweigen. Wie dringend man auch um Auskunft bat, die Antwort war in der Regel nichts Anderes als ein einfaches Achselzucken; höchstens daß erste Firmen der lakonischen Erklärung gewürdigt wurden, in Cassel seien fortdauernd gute Käufer am Markt. Das war freilich richtig. Denn die der Verwaltung nahe stehenden Kreise nutzten ihre Kenntniß der Verhältnisse der Gesellschaft zu Aktienkäufen auf Kosten derjenigen Aktionäre aus, die weniger genau unterrichtet waren und daher zu den ihnen gebotenen, immerhin verhältnißmäßig günstigen Preisen verkauften. Man zerbrach sich vergeblich den Kopf darüber, wie sich in Biertrebern denn ein Geschäft erzielen lasse, das, nach den Käufen der Eingeweihten zu schließen, ja ein geradezu glänzendes sein mußte. Dabei war die Konjunktur für Treberfabrikate zudem wenig günstig, der Preis fortgesetzt weichend und man wußte, daß die Gesellschaft erhebliche Bestände besaß, so daß sie, außer durch eine ansehnliche Preiseinbuße, durch Zinsen, Lagergeld und Materialverlust einen empfindlichen Schaden erleiden mußte. Aber die Thüren der Börse haben keine Schalldämpfer; und so munkelte man, daß die Gesellschaft einige werthvolle Patente auf ein — von einem Herrn Bergmann erfundenes — Verfahren zur Herstellung von Holzkleie (Sägemehl) und zur Gewinnung von Holzessig erworben habe. Die Ausnutzung dieser Patente nehme anscheinend einen großen Umfang an und verspreche, wenn nicht ganz unerwartete Umstände einträten, einen immensen Erfolg. Bald ließ denn auch die Gesellschaft selbst, nachdem sie und ihre Hintermänner sich einen genügenden Theil von Aktien gesichert und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatten, urbi et orbi verkünden, daß mit einem Aufwand von mehreren Millionen Mark Anlagen gebaut würden, die zur Verwerthung neuer Patente dienen sollten und daß die Nachfragen nach den Patentlizenzen mit jedem Tag stiegen. Die Patente seien für aller Herren Länder erworben und hätten namentlich für die holzreichen Gegenden Schlesiens, der Bukowina, Bos-

niens, Schwedens und Norwegens, Rußlands u. s. w. den größten Werth. Der Preis der Aktien, der sich Ende 1895 schon auf 370 Prozent stellte, sei bei Ausbeutung dieser Patente keineswegs übermäßig hoch. Durch solche Mittheilungen wurde die Spekulation nur noch mehr erhitzt: aber man stellte sie auf eine harte Geduldprobe. Die Aktien waren in festen Händen. Wurde einmal ein Stück frei, so mußte es mit schwerem Gold aufgewogen werden.

Die Biertreber waren vergessen; kein Mensch fragte mehr nach deren Konjunktur und nach den Verlusten, die der Gesellschaft aus ihren Beständen erwachsen sein mußten oder drohten: ein neues Phantom stand vor Aller Augen nnd männiglich jagte dem glänzenden Gebilde nach. Was dann weiter geschah, ist dem Leser bekannt. Der Kurs der Aktien stieg zu schwindelnder Höhe empor, erreichte wiederholt den Stand von 645 Prozent und ist nach verschiedentlichen Schwankungen jetzt wieder auf 332 angelangt. Das Aktienkapital wurde bis auf zwölf Millionen Mark vermehrt und die Trockendestillation von Holz und Holzabfällen nebst der Herstellung und Verwerthung von Maschinen, die dazu geeignet sind, war das einzige Ziel. Nebenbei wurden noch Biertreber getrocknet, Getreideschlampen verhandelt, Fett und Fleischmehl von Kadavern gewonnen u. s. w. Die Hauptsache blieben aber anscheinend die bergmannschen Holzverwerthung-Patente. Ein Gruppe von Tochtergesellschaften entstand und auch ihr Wohl und Wehe sollte allein und ausschließlich von dem Erfolg dieser Patente abhängig sein.

Da hat denn der dritte November dieses Jahres aller Welt eine außerordentliche Ueberraschung gebracht. Der Generaldirektor der Gesellschaft eröffnete der staunenden Versammlung, daß die Gesellschaft überhaupt nicht mehr mit den bergmannschen Patenten stehe und falle. Ja, er bezeichnete es als eine unerhörte Unterstellung, wenn dem Unternehmen vorgeworfen werde, es habe im Bewußtsein des Unwerthes der bergmannschen Holzdestillation-Patente deren Verwerthung durch Bildung neuer Gesellschaften zu fördern gesucht. Vielmehr habe die in großem Umfang sowohl von der cassseler Gesellschaft wie auch von ihren Zweigfabriken bis vor einiger Zeit betriebene Patentdestillation von künstlich verkleinertem Buchenholz und von Weichholzabfällen nur ausnahmeweise eine Rentabilität ergeben. Das ist freilich sehr interessant. Denn zum ersten Mal sind damit vor der breiten Oeffentlichkeit die Grenzen der Anwendbarkeit des bergmannschen Verfahrens gesteckt worden. Nachdem man einmal so weit gegangen war, konnte man denn auch nicht umhin, zuzugeben, daß die Gesellschaft ein theures Lehrgeld habe zahlen müssen. Das war bis dahin stets bestritten worden. Der Generaldirektor entschuldigte die Aufwendungen, die unter Anderem für den Rückkauf von Aktien der Neugründungen gemacht worden waren, damit, daß gegenüber den Gesellschaften, die sich unter Führung des cassseler Unternehmens gebildet hätten, eine moralische Verpflichtung bestanden habe. Wahr ist, daß die Aktiengesellschaft für Trebertrocknung bislang ihre ganze Kraft für die Erfolge ihrer Patente eingesetzt und ihre Verantwortlichkeit gegenüber den Interessenten, die ihr vertrauten, durch namhafte materielle Betheiligung bekräftigt hat. Sie steht damit in anerkennenswerthem Gegensatz zu anderen Gesellschaften, die zwar industrielle Patente theuer verkaufen, um die wirthschaftliche Brauchbarkeit dieser Patente sich aber so gut wie gar nicht bekümmern. Immerhin nöthigte Das gewiß noch nicht dazu, in einer eigens zusammenberufenen Versammlung der Aktionäre auszuposaunen,

daß und wie sehr man sich geirrt habe. Vor Allem versteht man das plötzliche Aufklärungbedürfniß der rührigen Verwaltung nicht recht, nachdem die Geschäftsabschlüsse und Geschäftsberichte bisher von Optimismus förmlich getrieft und nicht im Entferntesten den Verdacht hatten aufkommen lassen, daß die guten Dividenden und der hohe Kursstand der Aktien durch die inneren Verhältnisse des Unternehmens nicht gerechtfertigt würden.

Uebrigens fordern solche Vorgänge beinahe die Frage heraus, ob die Aktionäre überhaupt verdienen, loyal behandelt zu werden. Wenn man sich die mit schwerstem Geschütz geführten Kämpfe der Presse und der Konkurrenz, der sogenannten „alten Holzverkohler", gegen die Gesellschaft vergegenwärtigt, muß man sich im höchsten Grade darüber wundern, daß die Aktionäre selbst nie Gelegenheit genommen haben, Rechenschaft über die Geschäftsführung und die Erfolge des mit ihrem Gelde unterhaltenen Unternehmens zu fordern. In keiner Generalversammlung wurden Angriffe laut, kein Aktionär erklärte sich in seinem Aktienbesitz für beunruhigt und nicht ein einziges Mal wurde in allen den früheren Generalversammlungen von der Seite der Aktionäre aus der Versuch gemacht, die Frage des Werthes oder Unwerthes der bergmannschen Patente, die an allen anderen Orten heftig ventilirt wurde, zur Entscheidung zu bringen.

Ein großes Verdienst wird man der Aktiengesellschaft für Trebertrocknung nicht absprechen können: daß sie nämlich, allerdings mit erheblichen Opfern, einen Fortschritt erreichen half, der weit über die Kräfte eines Privatmannes hinausgeht. Es handelt sich um nichts Weniger als eine neue Industrie, die durch ihre Hilfe ins Leben getreten ist: die Verwandlung früher werthloser Abfälle in industrielle Produkte und werthvolle Handelsartikel. An die Stelle des Köhlers mit seinen Meilern ist die moderne Fabrikanlage mit ihren Retorten-Aggregaten getreten. Dazu waren umfangreiche und kostspielige Versuche nöthig. Ob es aber gerade Sache einer Aktiengesellschaft ist, derartige Versuche zu unternehmen und dabei schwere Einbußen zu erleiden, Das ist eine andere Frage.

Lynkeus.

# Notizbuch.

Das vom Kaiser an den Obersten der Royal Dragoons gesandte Telegramm war nicht, wie man nach dem ersten, im Berliner Lokal-Anzeiger veröffentlichten Bericht annehmen mußte, eine spontane Handlung, sondern die Antwort auf eine Depesche des Obersten, die dem Regimentschef die Abfahrt der Dragoner nach Südafrika meldete. Die Bedeutung des kaiserlichen Telegrammes wird dadurch nicht gemindert. Es handelte sich um das Regiment, dessen Offiziere nach der Depesche an den Präsidenten Krüger im Januar 1896 das Bild des Deutschen Kaisers

in ihrem Kasino besudelt hatten. Der gekrönte Regimentschef wäre in der Lage gewesen, die Meldung durch einen Adjutanten oder Kabinetschef beantworten zu lassen oder sich mit einem kurzen, kühlen Dank zu begnügen. Er hat die herzliche Form eines Glückwunsches gewählt; und Lord Lonsdale, der sich einen persönlichen Freund des Kaisers nennen darf, hat, in auffälliger Uebereinstimmung mit den wichtigsten englischen Blättern, in einer Rede gesagt, das Telegramm sei bestimmt, das Eingreifen Wilhelms des Zweiten nach dem Eroberzug Jamesons vergessen zu machen, und er hat hinzugefügt, der Kaiser werde dafür sorgen, daß England in Nöthen stets auf das Dentsche Reich rechnen könne. Es wäre höchst thöricht und obendrein unpassend, wegen dieser Dinge mit dem Monarchen zu hadern, der — es kann nicht oft genug wiederholt werden — in der Aeußerung seiner wechselnden Ansichten dieselbe Freiheit haben muß, wie jeder Privatmann. Die verantwortlichen Minister sind aber Aufklärung darüber schuldig, weshalb die deutsche Politik, deren Interesse doch die Stärkung des holländischen Elementes in Südafrika gebieten sollte und deren Haltung 1896 den Burenstolz so sehr ermunterte, nun beflissen ist, England Artigkeiten zu erweisen. Schließlich kann ein selbstbewußtes Volk das Gewicht seiner Sympathien und Antipathien nicht von einer auf die andere Seite schleudern lassen, ohne auch nur die Gründe zu erfahren. Mit dem Bemühen, sich den lieben Vettern in Großbritannien gefällig zu erweisen, hat die preußische und die deutsche Politik bisher immer schlechte Geschäfte gemacht. Friedrich Wilhelm der Vierte hatte sich mit seinem Bunsen sehr redlich um Englands Freundschaft beworben. Seine Parole war für Preußen im Verkehr mit dem mächtigen Inselreich: „Effaciren wir uns!" Darob war er in der englischen Presse mit Lobsprüchen reichlich bedacht und von dem frommen Lord Ashley als der beste und herrlichste König dieser Welt laut gepriesen. Doch nur mit Worten, nicht mit Thaten wurden seine Zärtlichkeiten erwidert; und Treitschke mußte am Schluß seiner Betrachtung dieser traurigen Zeit seufzend sagen: „Preußen stand in der diplomatischen Welt so einsam wie seit Jahren nicht. Sein König hatte verstanden, in kurzer Zeit die alten Freunde Oesterreich und Rußland mit Mißtrauen zu erfüllen; er hatte mit seinen Freundschaftwerbungen in England wenig Anklang gefunden, und kaum war die Kriegsgefahr vorüber, so bemerkte man bald, daß Preußen jetzt auch an den kleinen deutschen Höfen weniger geachtet war als unter dem alten König. Die ruhige Würde des Vaters erweckte Vertrauen, die bewegliche Geschäftigkeit des Sohnes Zweifel und Argwohn." Solche Erinnerungen sollten die Leiter der deutschen Politik schrecken. Wenn das Deutsche Reich, das ein ganz anderes Gewicht hat als das Preußen der vierziger Jahre, von zuverlässigen Bundesgenossen abgesprengt, wenn es isolirt und in Europa als ein Element der Unruhe verdächtigt werden könnte, dann bliebe England die Wahl, ob es dem Vereinsamten unter vortheilhaften Bedingungen die Hand reichen oder ruhig zusehen wollte, wie sich gegen den unbequemen Nebenbuhler eine gefährliche Koalition bildet. Das wäre einer der Glücksfälle, an denen die englische Geschichte so reich ist ... Der Volksinstinkt hat in Deutschland schnell die Bedeutung der Stunde verstanden; und die Stimmung ist, trotz allen offiziellen und offiziösen Beschwichtigungen, den Briten nicht günstiger als in den Januartagen des Jahres 1896, da unser — inzwischen verstorbener — Quickborndichter Klaus Groth aus Capri an den Herausgeber der „Zukunft" ein Gedicht schickte, in dem er den Buren zurief:

De Freiheit hebbt Ji tapfer wahrt,
De lat Ji Ju nich roben,
De holt Ji fast, as Sprak un Art
Un as den olen Globen.
So sünd de Buren in Transvaal
Un so bi uns de Buren:
Se stat ehrn Mann wul öwerall
Un lat sik nich beluren.
Nu ropt mit uns und holt tosam
As Buren fast un stramm:
Schulle disse Herren wedder kam',
So schall se Gott verdamm'!

* * *

Die Herren sind wiedergekommen, diesmal in größerer Zahl, aber viel Glück haben sie auch jetzt vorläufig nicht gehabt. Die Buren haben ihnen arge Schlappen beigebracht. Das darf man freilich nicht überschätzen. Es ist ja sehr nett, in unseren Zeitungen jetzt zu lesen, was General White hätte thun müssen, was General Buller wohl thun wird und was General Joubert unter allen Umständen vermeiden soll, welche Bedeutung für Buren und Britten Colenso, Ladysmith, Mafeking und Pietermaritzburg haben; aber diese ganze Zeitungsstrategie, die mit löblichem Eifer im warmen Zimmer über Karten und Depeschen getrieben wird, hat natürlich nicht den geringsten Werth; sie ersetzt, in modernisirter Form, nur die Gespräche von Krieg und Kriegsgeschrei, die Faustens Stadtgenossen an schönen Sonn- und Feiertagen so gern führten. Daß die Engländer zuerst Schlappen erleiden würden, war vorauszusehen. Und wenn Cecil Rhodes, Joseph Chamberlain und der Prinz of Wales in dem großen nationalen Stock-Exchange-Manöver à la baisse engagirt sein sollten, dann könnten diese ersten Unheilsposten ihnen recht willkommen sein. Die Berichte über einen Feldzug, der nur die Fortsetzung einer riesigen Börsentransaktion mit veränderten Mitteln ist, soll man mit äußerster Skepsis lesen. Es ist interessant, daß Herr Alfred Beit, der im berliner Auswärtigen Amt jetzt so artig empfangene „Hintermann" des Herrn Jameson, sich über den Ausgang der Sache bedenklich äußert. Auf die Botschaft von einem englischen Siege würde ein riesiger boom in Minenwerthen folgen; und die Glücklichen, die inzwischen Goldshares billig eingekauft hätten, wären für ihr „Vertrauen in die nationale Wehrkraft" dann reichlich belohnt. Allerdings ist es auch denkbar, daß Rhodes in Kimberley gefangen und aufgehängt und Rothschilds de Beers-Mine zerstört wird. Schließlich aber sind doch nur zwei Möglichkeiten ins Auge zu fassen. Entweder: England behält freie Hand; dann wird es über kurz oder lang mit den Buren fertig werden, — unter sehr großen Opfern freilich, die aber für die Errichtung eines industriellen Riesenreiches in Südafrika nicht vergeblich gebracht wären. Oder: die europäischen Großmächte benutzen die über alles Erwarten herrliche Gelegenheit, um die britische Weltmacht zu brechen; dann ist England verloren. Doch dieser Fall wird, wie es scheint, nicht eintreten. Denn das Deutsche Reich unterstützt die englische Politik und Rußland hat einen für den Weltfrieden begeisterten Kaiser und eine englisch sprechende und empfindende Zaritza. Es ist nicht der erste Dienst, den die „geschlitzte Diplomatie" den Söhnen

Albions leistet. Wir müssen also, mögen zunächst auch noch Hiobsposten kommen, mit der Wahrscheinlichkeit rechnen, daß die englische Uebermacht die Buren bewältigen und der Union Jack die hübsche Strecke vom Cap bis nach Kairo beherrschen wird. Die Angelsachsen sind zäh und bewähren im Ungemach ihre besten Eigenschaften. Vielleicht haben die Staatsmänner in London und Kimberley va banque gespielt; jetzt steht Alles auf dem Spiel und sie müssen den letzten Heller daran setzen. Wenn Deutschland heute einen Bismarck oder wenn auch nur Rußland einen kriegerisch gesinnten Zaren hätte!... Aber die Herren Salisbury und Chamberlain kannten die berliner und die petersburger Stimmung offenbar ganz genau. Den Leuten, die England eine lange nachwirkende Niederlage wünschen, wird in der offiziösen Presse jetzt vorgeworfen, sie seien von blindem Engländerhaß erfüllt. Ach nein: sie finden, mit Bismarck, der einzelne Engländer sei fast immer ein wohlerzogener, tüchtiger, jeder Anerkennung würdiger Herr, die englische Politik aber sei ein widriges Gemisch von Habgier, Gewissenlosigkeit und Heuchelei und ihre Macht müsse gebrochen werden, wenn der Deutsche auf dem Rund der Erde den ihm gebührenden Raum finden solle. Die Firma Hohenlohe-Bülow (Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht) scheint anderer Meinung: sie sucht ihre wichtigste Aufgabe darin, den englischen Bankbruch zu verhüten. Sie hat mit England einen Geheimvertrag abgeschlossen, der ihr in Afrika die Hände bindet, und schickt sich, wie man liest, an, die Samoawirren durch einen zweiten Vertrag zu beenden, in dem Upolu oder den Gilbertinseln die Rolle Helgolands aus der Zeit des Sansibarhandels zugedacht scheint. Die Wege dieser Politik sind wunderbar. In der deutschen Geschichte wird sie als die Politik der verpaßten Gelegenheiten fortleben. Auch Das ist Unsterblichkeit.

* * *

Der „Vorwärts" benutzt die Schlappen der Engländer zu einem Beweise für die Vortrefflichkeit des Milizsystemes. Um die Stichhaltigkeit seiner Beweisführung beurtheilen zu können, müßte man militärverständig sein. Was man aber ohne jeden Militärverstand sehen kann, ist Dieses: daß die englische Weltmacht dieser Handvoll roher und rückständiger Bauern gegenüber eine bis zur Lächerlichkeit klägliche Figur spielt und daß Das, da doch die Engländer weder dumm noch feig noch indolent sind, in der Natur des Kolonialkrieges liegen muß. Gewiß hat ihre Oberleitung Fehler begangen, die sich ein preußisches Kriegsministerium nicht würde zu Schulden kommen lassen — das freilich kein preußisches mehr sein würde, wenn Preußen eine Seemacht wäre — aber es leuchtet doch ohne Weiteres ein, daß das Kriegführen auf einem tausend Meilen entfernten Schauplatz, mit dem man sich nur auf dem Seewege in Verbindung setzen kann, keine leichte und einfache Sache ist, und der bisherige Verlauf des wunderlichen Feldzuges zeigt noch obendrein, wie wenig den Engländern dabei ihre ungeheure Flotte nützt. Die englische Weltmacht kann bei der geographischen Lage Englands nur eine See- und Kolonialmacht sein; und bewundern muß man die Klugheit und Energie, mit der sie sich diese Macht aufgebaut haben. Aber das Wasser, auf das diese Macht gebaut ist, hat ihnen zu Gefallen seine Natur nicht geändert und wird sie auch uns zu Gefallen nicht ändern. Das Wasser ist die bequemste und wohlfeilste Verkehrsstraße, aber es ist keine Grundlage, auf die man dauerhafte Staaten und Reiche bauen könnte. Das englische Weltreich wird ohne Angriff von außen von selbst zerfallen und seine Panzerflotten werden den Zerfall nicht aufhalten; zwecklos werden sie zwischen den auseinanderfallenden Theilen hin und her schwimmen. Nicht

das Wasser, sondern der Erdboden ist die natürliche Grundlage für solide Staatengründungen. Rußlands Macht ist trotz der Inferiorität seiner Bevölkerung allein schon durch die Ausdehnung seiner zusammenhängenden Ländermasse fest gegründet, wenn auch nicht unangreifbar, wie die politische Welt seit dem Mißlingen der schlecht vorbereiteten Invasion des großen Napoleon lange geglaubt hat. Wer die Deutschen zu einer Art von Machterweiterung drängt, die nicht blos an sich unsicher und bedenklich ist, sondern die auch der Natur ihres Landes, ihren nationalen Anlagen und ihrer ganzen historischen Entwickelung widerspricht, Der ist kein guter Berather. β

* * *

Die Staatsverfassung hängt ab von dem Naturell und der Kulturstufe der Nation, von der Größe des Staates und der Menge und dem Grade der darin bestehenden Komplikationen. Die letzten beiden Bedingungen werden sehr oft übersehen; und doch sind sie es, die in Rom den Caesarismus erzeugt haben und die heute den Niedergang des Parlamentarismus in Europa verschulden. Die reine Demokratie ist nur möglich in einem sehr kleinen Staate mit sehr gleichartiger Bevölkerung. Je weiter sich der Staat von diesen beiden Bedingungen entfernt, desto unmöglicher wird sie; und bei einer gewissen Größe und einem gewissen Grade der Differenzirung, die zusammen mit den Anforderungen einer höheren Kultur Verwickelungen erzeugt, wird auch die repräsentative Staatsform bis zur Unmöglichkeit erschwert. Nicht, daß der Caesar, der dann die Zügel ergreift, die Gesammtheit der Optimaten oder der Volksvertreter an Weisheit und Tüchtigkeit überträfe, macht sein Regiment möglich, sondern, daß, wenn regirt werden, wenn überhaupt Etwas geschehen soll, Entschlüsse gefaßt werden müssen, Einer aber stets Entschlüsse fassen kann, mögen sie nun gut oder schlecht, richtig oder falsch ausfallen, während eine vielgespaltene Versammlung, möchte sie auch in ihrem Schoß alle Weisheit und Tugend des Erdkreises bergen, nur schwer oder gar nicht zu einmüthigen Entschließungen gelangt. Offenbar nun nähern wir uns im Deutschen Reich diesem Zustande. In Preußen sagt man uns seit fast vierzig Jahren, daß in Militärfragen nur die Höchstgebietenden kompetent seien, daß der Bürger darüber kein Urtheil habe und daß es ihm die Vaterlandsliebe zur Pflicht mache, sich dem fachmännischen Urtheil Jener zu fügen; und thatsächlich haben sich die Volksvertretungen, wenn auch der Wahrheit nach nicht innerlich überzeugt, schließlich immer gefügt. Jetzt wird von den Marinefragen, die bis zu Bismarcks Abgang keine wichtige Rolle spielten, das Selbe behauptet und es läßt sich voraussehen, daß die Höchstgebietenden in den nächsten zwanzig Jahren unsere Flotte bis an die äußerste Grenze der Leistungfähigkeit des Volkes vermehren werden. Ich halte es nun für möglich, daß diese Höchstgebietenden mit ihrer Behauptung Recht haben und daß es Pflicht der Volksvertretungen sei, sich ihrem Urtheil und ihren Entscheidungen zu unterwerfen. Genau weiß ich es nicht, weil ich selbst von Militär- und Marinesachen nicht das Mindeste verstehe, daher auch nicht zu bemessen vermag, in welchem Grade die Parlamentarier sich im Umgang mit Regirungleuten Sachkenntniß anzueignen im Stande sind. Ja, meine Unwissenheit geht so weit, daß ich nicht einmal weiß, wer eigentlich die in Marinesachen allein sachverständigen Personen sind, ob es der Kaiser ist oder ob es die preußischen Minister oder die Mitglieder der Verbündeten Regirungen oder die Eisenbarone sind. Aber es giebt Dinge, die auch der Allerunwissendste mit völliger Sicherheit zu erkennen vermag; und so weiß ich denn das Eine ganz gewiß, daß unter diesen Umständen die

Zustimmung des Reichstages zu den Militär- und Marineforderungen der Regirung eine leere Form ist, daß die Volksvertretung jeden Anspruch auf Vertrauen einbüßt, wenn sie ihr Budgetrecht zu einer leeren Form herabwürdigen läßt, und daß sie, wenn sie ihre Würde wahren will, bei Entscheidungen über Militär- und Marinefragen ihre Mitwirkung verweigern muß und dafür keine Verantwortung übernehmen darf. Die Verantwortung haben — Das fordern Vernunft, Anstand und Gerechtigkeit — allein die Personen zu tragen, die behaupten, daß sie allein sachverständig seien und daß sie allein, unbeirrt von Partei-, Standes- und Klasseninteressen, das Wohl des Vaterlandes im Auge haben. Es ist die Pflicht dieser Personen, sich dem Volk mit Namen zu nennen und vor dem Volk die alleinige Verantwortung feierlich zu übernehmen. Wollen die Verbündeten Regirungen zur Beruhigung des Volkes bei jeder neuen Militär- und Marineforderung dem Reichstage eine Belehrung über deren Nothwendigkeit angedeihen lassen, so ist eine solche zwar mit Dank hinzunehmen, obwohl es einfacher wäre, diese Begründungen durch die Kreisblätter zu verbreiten. Nur muß dann der Reichstag entschieden gegen die Auffassung protestiren, als ob er durch beifälliges Kopfnicken zum Vortrage des Vertreters der Verbündeten Regirungen einen Theil der Verantwortung übernähme. β.

* * *

Giebt es außer dem Burenkrieg und der Flottenschlacht noch erwähnenswerth Neues? . . Ja, einige wichtige Thatsachen sind doch noch in die Chronik einzutragen. Christian Kraft, Fürst zu Hohenlohe-Oehringen und Herzog zu Ujest, hat das Amt des Oberstkämmerers niedergelegt. Die Einen sagen, weil er im Herrenhause gegen die Kanalvorlage stimmen und nicht erst, wie die Kanalgegner des Abgeordnetenhauses, von einem zu diesem Zweck zu kürenden Oberstoberstkämmerer vom Hofe verbannt sein wolle. Die Anderen, weil er dem berühmten Herrn Dr. Esser, mit dem er im Hause eines Herrn Schöller verkehrte, die Audienz beim Kaiser verschafft habe, die diesem sonderbaren Afrikareisenden einen hohen Orden eintrug. Das Staunen darüber, daß der Fürst nach Stolbergs Scheiden (Fall Kotze!) das Amt annahm, war wesentlich größer als das jetzt durch den Rücktritt erregte. Zweitens: Zum Gouverneur von Berlin ist der General von Bomstorff ernannt worden, ein vortrefflicher Mann, der aber herzkrank ist und unter Gichtanfällen so sehr leidet, daß seine Dienstfähigkeit mindestens zweifelhaft schien. In der Armee wird vielfach daran erinnert, daß Moltke sein Abschiedsgesuch mit dem Bemerken motivirte, er könne kein Pferd mehr besteigen. Der General von Bomstorff ist der Schwager eines Flügeladjutanten. Drittens: Der Staatssekretär im Reichsmarineamt, Admiral Tirpitz, soll dem preußischen Staatsministerium gesagt haben, der Kaiser wünsche, die Fertigstellung des neuen Flottengesetzes solle mit aller Kraft beschleunigt werden. Da die Sache noch nicht einmal an den Bundesrath gelangt war, der von dem Plan erst aus der offiziösen Presse Kenntniß erhielt, handelt es sich natürlich um die Erfindung eines strebsamen Reporters, der seinen Faust gelesen und sich die Worte des Schatzmeisters gemerkt hat: „Der Kaiser will, es muß sogleich geschehen!" Viertens: Zu Webers „Oberon" soll ein neuer Text gedichtet werden. Mit der Ausführung ist der Major z. D. Josef Lauff vom Kaiser beauftragt worden. Webers Grab wird streng bewacht.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

# Die Zukunft.

Berlin, den 18. November 1899.


## Leoniden.

„Sehen Sie", so schrieb mir neulich ein gescheiter, wohlwollender Herr, der die Güte hat, mir kritische Episteln an die regengräuliche Weichselmündung zu senden, „sehen Sie: diesmal hat die Ihre Freunde nachgerade erschreckende Schwarzseherei Ihnen einen sehr bösen Streich gespielt. Eben hatten Sie prophezeit, die Samoawirren werde ein Vertrag beenden, in dem Upolu die Rolle Helgolands aus der Zeit des Sansibarhandels zugedacht sein werde: da wurde das deutsch-englische Abkommen veröffentlicht, das dem Deutschen Reich den Besitz der Samoa-Inseln sichert. Diese Schlappe konnten Sie sich ersparen. Wie steht Bülow, den Sie entschieden unterschätzen und den selbst Fürst Herbert Bismarck anerkennt, nun da? Für ihn ists doch ein unbestreitbar großer Erfolg, in etwas überschwänglicher Redeweise sogar ein Triumph. Du lieber Gott: wir verstehen ja, daß die lange Haft Sie ein Bischen verbittert hat und daß Ihnen, als einem Unfreien, auch die persönlichen Informationen fehlen, die Sie sonst vor solchen Mißgriffen bewahrten. Aber Sie verscherzen sich wirklich manche nicht ganz werthlose Freundschaft, wenn Sie in so unfruchtbarem Pessimismus verharren. Hören Sie doch einmal bei den im Auslande lebenden Deutschen herum: die Leute sind des Lobes über das wachsende Ansehen unseres Reiches voll und bewundern die Thatkraft des Kaisers und seiner Minister. Wollen Sie immer abseits stehen und sich jede Freude an dem Blühen der Macht und Pracht unserer Reichsgröße versagen? Das ist — verzeihen Sie einem Kaufmann diese Erwägung — auch geschäftlich nicht klug. Selbst die Sozialdemokraten geben nach neun Artikeln, in denen die Gräuel unserer erbärmlichen Zustände bestöhnt und bezetert werden,

ihren Lesern doch einen zehnten Artikel, der den erhebenden Sieg redlicher Arbeiter über schnöde Ausbeuter anschaulich schildert. Solcher Triumphgesang wirkt dann wie ein Glas Portwein nach schweren Speisen. Lieben Sie Portwein nicht? Ihre Leser dürsten danach. Ihnen aber gefällt gar nichts; nicht einmal die Denkmäler in der Siegesallee finden Ihren Beifall. Halten Sie Einkehr — Sie haben jetzt ja Zeit dazu — und entschließen Sie sich, in unserem politischen Leben künftig auch die Lichtpunkte zu sehen, deren Glanz und Zahl wahrlich nicht gering ist. Das wird Ihnen die alten Freunde erhalten und zu den alten noch neue erwerben."

Einem so artigen, so gut gemeinten Brief wird nur ein eitler Narr nicht ernstlich nachdenken. Vielleicht hat der froh gestimmte Herr Recht. Vielleicht bin ich wirklich blind für die hellen Reize neudeutscher Herrlichkeit . . . Ich habe, wie mir gerathen war, Einkehr gehalten, den Vorwürfen und Einwänden gewissenhaft nachgesonnen und meinem Kritiker, der mit seinem Bedenken wohl nicht ganz allein steht, dann das Folgende geantwortet:

Unsere gute Absicht brauchen wir einander nicht erst feierlich zu attestiren. Wir wollen uns überhaupt nicht lange bei Allgemeinheiten aufhalten, sondern sofort bis zum Kern Ihrer Klage vorzudringen suchen. Erst das Besondere, dann, wenn wir noch Zeit haben, das Allgemeine. Zunächst also: Samoa. Sie finden, ich habe mich blamirt. Mir scheint, meine Prophezeiung sei betrübende Wirklichkeit geworden.

Als wir im Juli 1890 Helgoland erhielten, erhob sich ein lautes Jubelgeschrei. Das britische Banner weht nicht länger mehr vom rothen Nordseefelsen. Deutschlands Ehrenschild ist von einem häßlichen Rostfleck gereinigt, den selbst Bismarcks mächtige Hand nicht beseitigen konnte. In erfreulichster Friedenszeit ward der Kaiser zum Mehrer des Reiches. Und so weiter, — so gut mans damals, ohne die heutige Gewöhnung an illuminirte Politik, eben vermochte. Der schlaue Herr Stanley, der in Afrika einigermaßen Bescheid weiß, meinte freilich, England habe das Geschäft eines Mannes gemacht, der gegen einen Hosenknopf einen ganzen Anzug eintauscht; der Hosenknopf war Helgoland, der ganze Anzug Sansibar. Bismarck nannte die den Briten überlassene Insel den Schlüssel zum afrikanischen Osten; und ich erinnere mich noch, wie er auf einem Spazirgange, bei dem ich sein Begleiter war, die Erzählung einer deutschen Dame, der das befestigte Helgoland als Wohnort nicht mehr gefiel, wehmüthig glossirte. „Da haben wir nun die Bescherung", sagte er ungefähr; „die besser situirten Leute ziehen uns weg, als Bad wird das bröckelnde Ding bald ausgelebt haben und der

fortifikatiſche Werth ſcheint mir, auch wenn wir Millionen hineinſtecken, recht fraglich. Und dafür Sanſibar und Witu!" Bei Ihnen, einem Hamburger, brauche ich wohl nicht den Glauben vorauszuſetzen, Bismarck ſei auf Caprivis Erfolge neidiſch geweſen. Doch ſelbſt, wenn Sie ſo glaubten: wo iſt heute noch ein ernſt zu nehmender Menſch, der den Sanſibarvertrag für ein den deutſchen Intereſſen nützliches Werk hielt? Er war ein wichtiger Schritt auf dem Wege zur Begründung des Rieſenreiches, das England, ſeit ihm beim Verſchlingen Egyptens der Appetit gekommen iſt, ſich vom Mittelländiſchen Meer bis zum Indiſchen Ozean ſchaffen will. Ohne den Beſitz Sanſibars konnte es nicht nach Uganda, nicht nach dem Sudan die Fänge recken, ohne dieſen Beſitz mußte ſogar die als Kraftleiſtung bewundernswerthe Lebensarbeit des Heren Cecil Rhodes unfruchtbar bleiben. Jetzt iſt auf dem ſeit faſt zwei Jahrzehnten beſchrittenen Wege ein weiterer Schritt gethan, — ein Schritt mit Siebenmeilenſtiefeln. Vom Tanganjika- zum Albert-See hat England jetzt die Bahn frei; der Einſpruch einer fremden Regirung iſt in dieſem Gebiet nicht mehr zu befürchten. Deutſchland — und, dem Beiſpiel der am Meiſten intereſſirten Macht folgend, jeder andere Staat — verzichtet zu Englands Gunſten auf ſeine Exterritorialitätrechte in Sanſibar. Die Briten können, ohne vor fremder Einmiſchung zu zittern, mit der Südafrikaniſchen Republik und dem Oranje-Freiſtaat, den beiden Pfählen im Flankenfleiſch ihres Capreiches, umſpringen, wie es ihnen beliebt und wie ihre Macht es ihnen erlaubt. Sie werden mit dieſen hartnäckigen Widerſachern alſo über kurz oder lang fertig werden und haben ihr vorläufig letztes Ziel dann erreicht: die unbeſchränkte Herrſchaft vom Cap bis nach Kairo. Außerdem haben ſie die Tonga-Inſeln — etwa 1000 Quadratkilometer mit rund 20000 Einwohnern — Savage Island — 94 Quadratkilometer mit 5000 chriſtlichen Bewohnern — und den bisher deutſchen Theil der Salomoninſeln — 22000 Quadratkilometer mit 90000 Einwohnern — bekommen. Dagegen erhielt das Deutſche Reich die beiden Samoainſeln Upolu und Sawaii, alſo einen Theil einer Inſelgruppe, deren wirthſchaftlichen und politiſchen Werth Herr von Bülow am vierzehnten April dieſes Jahres im Reichstag mit ironiſcher Geringſchätzung ſchilderte. Das iſt der Inhalt des von Ihnen ſo ſehr bewunderten Samoavertrages, der den einzigen guten Hafen im Archipel übrigens den Yankees zuſpricht. England hat nicht das geringſte Opfer gebracht, denn die Samoainſeln waren nicht ſein und es hätte ſich durch ihre Erwerbung die Feindſchaft der amerikaniſchen Jingoes zugezogen; aber es hat ganz außerordent-

liche, gerade jetzt kaum zu überschätzende Vortheile eingeheimst. Und Deutschland? Es konnte 1880 ohne allzu große Kosten die ganze Samoagruppe haben, deren Werth in diesem Stadium unserer Kolonialpolitik beträchtlicher war, als ers heute ist; aber Herr Bamberger wollte nicht und seinem Rath folgte die Reichstagsmehrheit. Unter Caprivi war, wie ich hier schon im Frühling erzählte und wie aus den Akten des Auswärtigen Amtes zu beweisen wäre, eine Verständigung möglich, nach der die Vereinigten Staaten Hawaii, England die Tonga-Inseln und Deutschland den Samoa-Archipel erhalten hätte; aber der ritterliche Schöpfer des franko-russischen Bundes gab sich mit so komplizirten Dingen bekanntlich nicht gern ab. Jetzt hat England, das sein billiges Tauschobjekt klug in Bereitschaft hielt, einen ungleich höheren Preis herausgeschlagen, — noch dazu in einer Zeit, wo es jeder europäischen Intervention wehrlos gegenübergestanden hätte. Die deutsche Politik hat eine solche Intervention gehindert. Die Leiter der Reichsgeschäfte tragen die Verantwortung dafür, daß der Kaiser, der die Buren in ihrem Widerstande gegen die britische Landgier ermuthigt hat, jetzt nach England geht und mit dem Glanz der Großmacht, die er repräsentirt, der Politik der Salisbury und Chamberlain die werthvollste und wirksamste Unterstützung liefert. England hat ohne das winzigste Opfer — sogar die volle Handelsfreiheit bleibt ihm auf Deutsch-Samoa gewahrt — eine ungeheure Mehrung an Macht und Prestige erreicht. Wer in diesem Abkommen einen herrlichen Erfolg deutscher Staatskunst sieht . . . ja, mir scheint: Der beurtheilt unsere Verhältnisse noch sehr viel pessimistischer, als ich es thue. Nach meiner ernstlich geprüften Ueberzeugung haben wir auch in diesem Fall wieder das Geschäft eines Mannes gemacht, der einen ganzen Anzug gegen einen Hosenknopf eintauscht. Gewiß: der Hosenknopf ist nicht werthlos. Vor Upolu ist deutsches Blut geflossen und die Verdrängung aus dem Samoa-Archipel wäre in Deutschland als Schimpf und Schande empfunden worden. Seit wann aber lobt man Den als guten Haushalter, der, um sich von einem ehrwürdigen Familienerbstück nicht trennen zu müssen, auf einen Landstrich verzichtet, der den Wohlstand der Kinder und Kindeskinder sichern könnte?

Die Sache ist ja recht geschickt inszenirt worden; auf Theaterwirkungen versteht man sich heutzutage bei uns. Das Aeugeln mit England, dem namentlich unsere Großindustriellen einen tüchtigen Denkzettel wünschten, hatte selbst die unter allen Umständen Gouvernementalen ein Bischen verstimmt. Nun hieß es obendrein noch, im Samoastreit könne für Deutschland leider nichts erreicht werden; ganz unmöglich; alle Verständigen müßten es

einsehen. Durch die freiwillig offiziösen Blätter wehte ein flaues Lüftchen und die keimende Erbitterung wandelte sich in trübsinnige Resignation. Da, plötzlich, kam die Kunde, Upolu und Sawaii seien deutsch geworden, — und nun war es Zeit, Hörner und Harfen zu stimmen. Sehr schön. Aber sollten nüchterne Leute, ehe sie Triumphmärsche spielen, nicht wenigstens die Veröffentlichung des zwischen Deutschland und England abgeschlossenen Delegoavertrages abwarten, der noch immer verheimlicht wird? Dann erst könnten sie doch vielleicht mit Fug und Recht sagen, die deutsche Diplomatie habe wesentliche Vortheile errungen. Was man bis jetzt sieht, ist zu Jubelhymnen nicht angethan. Das Deutsche Reich stützt Großbritanniens bedrohte Machtstellung, es hilft ihm bei der Ausführung seiner imperialistischen Pläne, die früher oder später zu einem Zusammenstoß mit Rußland treiben muß, und wird dafür mit einem Trinkgeld abgefunden, das die reichen Vettern lächelnd aus fremder Tasche nehmen. Es scheint, daß man die afrikanischen Hoffnungen in Berlin schon eingesargt hat. Als Ersatz haben wir Kiautschou, die Karolinen, Sawaii und Upolu. Und als Resultat in den amtlichen Bezirken die zärtliche Neigung zu England, die 1890, nach den Aergertagen von Narwa, zum Abschluß des franko-russischen Bündnisses führte. Dieses Ergebniß dünkt durchaus ehrenwerthe, aber nicht allzu weitsichtige Leute ein geeigneter Anlaß, dem Grafen Bülow Dankadressen und Feierdepeschen zu schicken. Haben wir keinen Kanzler mehr? Sonst müßte doch ihm, dessen erster Vortragender Rath für auswärtige Angelegenheiten den Titel eines Staatssekretärs trägt, der Lorber zufallen. Und ist es würdig, ziemt es erwachsenen Menschen, einen Beamten, der seine Pflicht redlich erfüllt hat, deshalb stets gleich in den Himmel zu heben? In keinem anderen Lande der Erde sieht man solches Schauspiel; und durch so kritiklos gehäufte Huldigungen werden die Siegerehren nach und nach völlig entwerthet. Die Freude dauert ja doch nie lange; wo sind heute die ruhmreichen Errungenschaften, die wir den Caprivi, Marschall und Boetticher verdanken sollten? Auch diesmal wird es kaum anders kommen; schon die Depeschen aus Windsor und Sandringham können im Lauf der nächsten acht Tage die Umstimmung bringen. Freilich: den Grafen Bülow hat auch der jetzige Fürst Bismarck gelobt. Das ist nicht schwer zu verstehen; angenehm ists sicher nicht, täglich zu hören, man sei mit keinem Leiter der internationalen Politik zufrieden, weil man den Abschied vom Amt nicht verschmerzen könne. Das war ja auch der Grund, der den ersten Kanzler öffentlich so mild über den dritten reden ließ. Uebrigens entpuppt Ihr

Bülow sich am Ende noch als einen schöpferischen Staatsmann; einstweilen hat er nur ein hübsches Plaudertalent und die schmiegsame Gewandheit eines wohlerzogenen Routiniers gezeigt. Wer mehr von ihm sagt, scheint mir süßen Portweines voll zu sein. Und Portwein liebe ich gar nicht. Zwanzig Prozent Alkohol; und der größte Theil ist ganz nichtsnutzig gefälscht.

In einem Punkt haben Sie sicher Recht: geschäftlich ist es nicht klug, so zu sprechen. Aber wenn Sie ein geschäftlich gut gemachtes Blatt sehen wollen, dann empfehle ich Ihnen die „Woche"; da dehnt sich vor Ihrem leuchtenden Blick das Wunderland der Kalokagathie; da ist Herr Lauff ein Poet, und wenn bei einer der nächsten Gruppen der Siegesallee aus der Marmorbank die Büsten der Herren Slaby und Haby herauswüchsen, dann würden Sie wahrnehmen, die Beiden seien die repräsentativen Männer einer großen Epoche gewesen. In diesen Wettbewerb kann ich nicht eintreten; ich muß schon so verbraucht werden, wie ich einmal bin. Und warum soll sich in die Jubelchöre, die jetzt bei Tag und Nacht im deutschen Norden erschallen, nicht auch die unholde Stimme eines Warners mischen, der, wie Byrons Junius, seine Heimath liebt und, wie dieser Junius, inbrünstig Die haßt, in denen er die Verderber der Heimath sieht? Von den Satten, die in Israel gute Geschäfte machten, wurde auch Jeremias ein Trübsalbläser und Schwarzseher gescholten; als dann aber die große Pleite kam, fanden sie, er sei doch nicht so ganz unklug gewesen. Daß viele Deutsche im Auslande jetzt reichlich verdienen, ist wunderschön; daß sie sich über unseren neuesten Flirt mit England freuen, glaube ich, nach dem Inhalt der Briefe, die ich erhalte, nicht. Und wie die Stimmung nach einem Industriekrach, nach einer nicht mehr zu vertuschenden politischen Schlappe umschlagen würde, brauche ich Ihnen nicht zu schildern.

Trotz Alledem will ich mich gern bemühen, künftig mehr als bisher auf die Lichtpunkte in unserem politischen Leben zu achten. Nur, wissen Sie... Jetzt wird furchtbar viel von den Leoniden geschwatzt, die um die Novembermitte erwartet wurden. Und während ich eben die Schlußzeilen schrieb, hörte ich aus meinem Zellenfenster, wie ein junger Dorfschullehrer zu seinen neugierigen Zöglingen sagte, die Leoniden seien eine besondere Sternschnuppenart, und den weiter Folgenden dann aus einem Lehrbüchlein vorlas: „Sternschnuppen sind Lichtpunkte, die plötzlich am Himmel aufleuchten, rasch eine meist geradlinige, mehr oder minder lange Bahn beschreiben, schnell wieder erlöschen und nichts hinterlassen als höchstens einen noch eine kurze Weile fortflimmernden Schweif."

# Reaktion in der Frauenbewegung.

Seit einiger Zeit macht sich, von hervorragenden Frauen geleitet, eine Reaktion in der Frauenbewegung bemerkbar. Die drei Hauptrepräsentantinnen dieser neuesten Richtung sind: Ellen Key, Lou Andreas-Salomé und Laura Marholm. Daß diese Fahnenträgerinnen der Reaktion hochbegabte Schriftstellerinnen sind: müßte dieser Umstand nicht die radikalen Elemente der Bewegung stutzig machen? Nein. Denn jede dieser Frauen stellt ein Weibideal auf, das von dem ihrer Gesinnungsgenossinnen völlig verschieden ist.

Die Quintessenz ihrer Anschauung vom Frauenthum läßt sich in wenige Worte zusammenfassen. Bei Laura Marholm ist der Daseinszweck des Weibes der Mann; bei Ellen Key ist er das Kind; bei Lou Andreas-Salomé ist das Weib etwas Selbsteigenes, das nur sich selbst und seine eigene Entwickelung sucht. Da nun in jedem dieser Köpfe das Frauenthum sich anders spiegelt, so dürfen wir wohl annehmen, daß keiner von den dreien der Träger einer ewigen Wahrheit ist.

Ehe ich auf die Ideale der Dichterinnen näher eingehe, möchte ich ihre Art und Weise kurz charakterisiren.

Ellen Keys Essay „Mißbrauchte Frauenkraft" (in dem sie ihre Anschauungen über Frauenwesen niederlegt) hat einen überraschenden Erfolg gehabt. Dem, der ihn aufmerksam liest, geht ein Mühlrad im Kopf herum. Ein tönendes Gewirr zärtlicher Molltöne, Nüchternes und süßlich Pathetisches quirlen durcheinander; und mit ihren unendlichen Wiederholungen, ihren Unklarheiten und verblüffenden Widersprüchen, ihrem vorsichtigen Einhalten, wenn sie glaubt, durch zu Rückschrittliches ihr geistiges Renommee zu kompromittiren, erregt sie — mir wenigstens — ein nervöses Uebelbefinden, das sich bis zu geistiger Qual steigert. Es ist, als hätte sie in ihrer Schrift das Preisräthsel lösen wollen, ob man zugleich für und wider eine Sache schreiben könne. Einen wahren Eiertanz zwischen Ja und Nein führt sie auf. Fast auf jeder Seite ist man versucht, auszurufen: Dilemma! Dilemma! Sie hat die aalhaft gewundene, sich schlängelnde Argumentationart der Frau Laura Marholm. Will man sie bei einem recht handgreiflichen Irrthum packen, — schnell entschlüpft sie und beweist, daß der Biß eine Liebkosung war. Sie nimmt auch poetische Anläufe, aber — sonderbar! — bei solchen Glanzstellen suchte ich unwillkürlich immer nach den Gänsefüßchen, weil ich sie für Citate hielt. Im Ganzen: eine unerhebliche Schrift, ein unbeträchtlicher Geist, der sich ethisch und ästhetisch in die Höhe reckt. Der Essay wirkt wie ein Wechselbad von Kalt und Warm. Erst warm, dann kalt, dann wieder warm und so fort ... Die Wechseldouche von Kalt und Warm finden wir auch bei Laura Marholm. Ganz pikant, wie sie oft von dichterischem

Schwung zu schauderhafter Derbheit und brüskem Dreinhauen übergeht; wie sie auf ihrer Leier zarte Töne anschlägt und dazwischen spitz, hart, grell, im Trompetenton schmettert. Ich habe sie schon früher einmal zu charakterisiren versucht, gehe deshalb hier nicht näher auf sie ein.

Und nun Frau Lou Andreas-Salomé? „Auch Du, mein Sohn Brutus!“ dachte ich betrübt, als ich ihre Schrift „Der Mensch als Weib“*) gelesen hatte. Frau Lou (ihr voller, viel zu langer Name frißt zu viel Manuskript) Antifrauenrechtlerin!

Aus dieser Schrift heraus spricht sie zu uns wie durch zarte Schleier oder wie aus einer gewissen Entfernung; und je mehr Das, was sie sagt, anzuzweifeln ist, um so subtiler tastet sie daran. Auf weichen Sohlen gleitet sie, fast schwebend, selbst über schlüpfrigen Boden; und in der Tonart von Flöte und Harfe rührt sie leise und vornehm an die heikelsten Dinge auf dem Gebiet des Geschlechtslebens. Ganz Nacktes hüllt sie in schimmernden Nebeldunst. Singendes und Klingendes sagt sie, sich im Kreise Wiegendes, Schwingendes. Es ist, als blickte sie seitwärts unter langen Wimpern hervor, nicht geradeaus. Etwas mystisch Seherisches ist auch in ihrer Art. Aber nicht wie die Spiritisten materialisirt sie Geister, umgekehrt: recht Materielles spiritisirt sie ins Mystische hinein. Weit über die Wirklichkeit hinaus fliegt ihre Psyche. Meinem suchenden Auge verschwebt sie leicht.

Alle Drei haben etwas von der Serpentinedame in ihren Farben und ihren Schlangenlinien: bald roth wie Feuer, bald gelb wie Gold, ätherblau, grasgrün, violet, — alles sprüht durcheinander. Und alle Drei gebieten über philosophische Schulung. Bei Jeder von ihnen finden wir Sätze, zum Haarsträuben für eine Emanzipirte, und wieder andere Sätze, die als stärkste Argumente für die Frauenemanzipation gelten könnten.

Frau Lous Weibideal? Sie spricht wenig vom Mann, sie spricht nicht vom Kind; sie ist kinderlos und schweigt bescheiden von Dem, was sie nicht kennt. „Harmonisches Ausleben, das schön, froh und gesund macht,“ will sie für die Frau. „Die Frau,“ so sagt sie, „hat eine intaktere Harmonie, sicherere Rundung (als der Mann), eine ruhende, größere vorläufige Vollendung und Lückenlosigkeit .. Ihre Kräfte schlagen gleichsam in den eigenen Mittelpunkt zurück und vollenden sich in ihrer Selbstbeschränkung ... Charakteristisch für alles Weibliche ist jene Sattheit der schöpferischen Wiederholung von sich selbst, des Zusammenhaltens aller Kräfte innerhalb der eigenen Produktion ... Im Weib scheint sich Alles ins Leben hinein, nichts aus ihm heraus entladen zu sollen: es ist, als kreise in ihm das Leben gleichsam innerhalb seiner eigenen Rundung, als dürfe es ohne Wunde und Verletzung so wenig daraus austreten wie

*) In der „Neuen Deutschen Rundschau,“ Heft 3. März 1899.

Blut aus der Körperhaut ... Das Weib ist das Sinnbild alles Ganzen, alles Ewigen." „Als Lebensgesammtheit verbraucht das Weib seine Kraft und seinen Saft innerhalb des eigenen Wesenmarkes."

Nach Ellen Key verbraucht sie ihre Kraft und ihren Saft für das Kind.

„Das Weib ist vor Allem etwas Selbsteigenes ... Thun und Sein fallen bei ihm zusammen, bis alle einzelnen Thaten nichts mehr sind als der große unwillkürliche Seins-Akt selbst und bis das Weib dem Leben nur noch mit Dem zahlt, was sie ist, nicht mit Dem, was sie thut."

Schiller spricht einen ganz ähnlichen Satz aus: „Edle Naturen zahlen mit Dem, was sie sind, gemeine mit Dem, was sie thun." Augenscheinlich aber gehört zu seinen „Naturen" auch der Mann.

Frau Lou betont die weibliche Selbstherrlichkeit, das Souveraine und Unantastbare im Weibe. „Der Mann ist von vorn herein gestellt auf Differenzirungvermögen, dem irgend ein letztes seliges Phlegma im Weibe lächelnd widerstrebt." Es sucht nur sich selbst und seine eigene Entwickelung ... Sie muß an sich wachsen und zunehmen dürfen zu immer größerem Seins-Umfang. Vielleicht ist dem Weib das Loos geworden, nach urewigen Gesetzen, einem Baum zu gleichen, dessen Früchte nicht einzeln gepflückt werden, sondern der als Baum in der Gesammterscheinung seiner blühenden, reifenden, Schatten spendenden Schönheit da sein und wirken will." Die Frucht, die niedersinkt, ist „doch nur Fallobst, mühelos abgeworfen, und soll nicht mehr als Das bedeuten wollen". ... „Es bedarf nicht des Beweiserbringens ihrer Leistungen ..., sie braucht nur ihre Schatten spendenden Zweige von sich zu strecken" ... „Frauen haben Etwas von schimmernden Wassertropfen, die sich, ob klein, ob groß, zur nämlichen kugeligen Form zusammenrunden und, thäten sie Das nicht, elend versickern würden, bis ihr letzter Glanz im Staub der Dinge vergeht."

Noch viele, viele schöne Bilder giebt sie uns. Sie klingen, klingen wie Elfenreigen oder sonst etwas poetisch, selig Hingeträumtes. Sie führt uns in ein Märchenland reiner Geister und Herzen, wo alle Männer tief, alle Frauen thauduftig, herrlich veranlagt in Jugendschöne prangen. Und keinen Hunger giebt es in diesem Dorado, weder physischen noch geistigen. Das Weib hat es so gut, so gut, in sich und bei sich selbst!

Ich legte Frau Lous Abhandlung, als ich damit zu Ende war, nachdenklich aus der Hand. Bestechend war, was sie sagte, schmeichelnd, zu sich hinlockend; es entsprach meinen Instinkten. Ob sie Recht hat? Zweifel an meinen eigenen Ueberzeugungen stiegen in mir auf. Soll ich ihr glauben? Ja, glauben müßte man. Uns modernen Menschen aber ist der Glaube abhanden gekommen und wir sind vorsichtig geworden in der Behauptung von Naturgesetzen. Ueberzeugt wollen wir werden. Beweise fordern wir. Die bleibt sie uns mit ihrer Vision von einem Weibe schuldig. Ach ja: ich

möchte auch wie „ein Stück uralter vornehmster Aristokratie auf eigenem Schloß daheim sein“ (eins ihrer das Frauenthum bezeichnenden Bilder), ich möchte mich auch blumenhaft entfalten dürfen, ins Weite blühend und duftend; mich in selig lächelndem Phlegma, in intakter Harmonie wie ein schimmernder Wassertropfen zusammenkugeln. Aber es kommt gewöhnlich ganz anders.

Mit ihren Zaubermelodien ... halb zog mich Lou, halb sank ich hin. Da las ich die Schrift noch-einmal; und der Zauber war gebrochen. Und gegen meine tiefen Sympathien reagirte stark und klar mein nüchterner Verstand. Wie käme ich dazu, meine ganz individuelle Veranlagung zum Maßstab der ganzen Frauenwelt zu machen? Damit verfiele ich ja in den Fehler der Frauen, die mit sich alle anderen Frauen identifiziren. Nein, die Frauen in ihrer Gesammtheit lassen sich nicht unter einen Hut bringen. Sehe und erfahre ich nicht täglich, daß es auch völlig anders geartete Frauen giebt, Frauen wie Sturm und Feuer? Es giebt Amazonen und Opferlämmer, Hypatias und liebe, einfache Hausmütterchen, — und alle wollen sich nach ihrer Wesensart bethätigen und alle haben Recht, tausendmal Recht.

Und nun fand ich in Frau Lous Frauenideal Etwas von einem sublimirten feingeistigen Harem, ohne den Sultan freilich, aber Selbstverliebtheit ist dabei und etwas Seelenfettes; und ihre idealistischen Faulpelze ähneln in ihrer seligen Sattheit dem Narziß. Die Wirklichkeit widerspricht dem Ideal der Frau Lou allzu grausam. Seiner Realisirung müßte eine Umgestaltung aller sozialen Verhältnisse vorausgehen, die der Frau eine Staatsrente sicherte, eine so beträchtliche, daß sie „auf eigenem Schloß in uralter aristokratischer Vornehmheit“ ihres Weibthumes ungehemmt sich seelisch abrunden könnte. Und sollte diesem Ideal Erfüllung winken: müßte dann nicht der Mann ein Wenig Sklave des Weibes werden und im Schweiße seines Angesichtes des herrlichen, Schatten spendenden Baumes der Weiblichkeit warten, damit ihres Seins Umfang in intakter Harmonie wachse?

Frau Lou hält ihr Ideal auch für das Weibideal des Mannes. „Der männliche Mann“, sagt sie, „hat den gleichen tiefen Schauder vor dem mannesseligen wie vor dem emanzipationseligen Weibe.“ An den Schauder vor dem mannesseligen glaube ich nicht so recht. Laura Marholm z. B. hält gerade Mannesselige für sein Genre. Und Schauder vor dem emanzipationseligen! Sollten diese streitbaren Frauen es gerade auf Seligkeit abgesehen haben? Ich will einmal annehmen, ich wäre noch die junge hübsche Frau, die ich vor vielen Jahren war: ich kann mir gar nicht denken, warum ein Mann vor mir hätte schaudern sollen, weil meine Ideen über Frauenthum (für deren Verbreitung ich auch wirkte) radikalster Art waren, Ideen, die nicht einmal im Stande waren, das schädliche Dickicht meiner allzu vielen — sogenannten — weiblichen Eigenschaften zu lichten. Schauder vor unange-

nehmen Frauenzimmern, — ja. Die aber giebts unter allen Himmelsstrichen, geographischen und geistigen, unter den berufslosesten und den im Beruf arbeitsamsten.

Nicht nur im Kern ihrer Anschauungen, auch in wesentlichen Einzelheiten gehen die drei Repräsentantinnen der Reaktion auseinander.

Ellen Key verlegt den Schwerpunkt des Weibes aus sich heraus in ihre Kinder, in den Familienkreis. Frau Lou ist der Ansicht: wenn „dieser Schwerpunkt in andere Menschen oder in eine andere Sache verlegt wird, so wäre Das eine Art Götzendienst, der ihre tiefste menschliche Produktion unterbindet, ihren goldenen Kreis zersprengt, bis sie sich selbst nicht mehr in seliger Sicherheit hat."

Ellen Key betont nachdrücklich das Heim und das Familienleben als den festen Punkt in des Weibes Existenz. „Nicht das weiblichste Wesen", sagt Frau Lou, „ist es, das am Meisten des Hauses, der Sitte, des festgezogenen Kreises bedarf, um sich als Weib zu fühlen." Ellen Key: „Wir besäßen jetzt nicht eine so hohe und seelenvolle Gattenliebe, eine so intensive weibliche Keuschheit" ...

Laura Marholm klagt: „Wo ist die Liebe zu dem Gatten hin" ... Sie hält sie für ziemlich ausgestorben; und die weibliche Keuschheit negirt sie schon bei dem jüngsten Mädchen. Der Mann hat sogar Ekel am Weibe. Frau Lou findet, daß die Frau eine tiefe Wohlthat für den Mann ist. Wenn — nach Laura Marholm — die Frau nur kraft ihrer durchseelten, durchsinnlichten Hingabe an den Mann in den Besitz einer Persönlichkeit gelangt, so verwirft Frau Lou die Frau als Schatten und Geschöpf des Mannes völlig. Ihr ist sie zunächst und vor Allem etwas ganz Selbsteigenes; und „das Zusammenkommen der Geschlechter mit allen seinen Ergebnissen ist die Begegnung zweier selbständigen Welten für sich."

Besteht nicht ein tiefer Widerspruch zwischen der Selbsteigenheit der Frau und ihrer absoluten materiellen Abhängigkeit vom Mann? Hat nicht der Mann, der die Frau erhält, ein Recht auf Leistungen, die ihm genehm sind? Und selbst wenn der Mann ihr völlige Freiheit in ihrem Thun ließe: müßte nicht in ihrem Bewußtsein Etwas vom Magdthum sein, dem Mann gegenüber, der ihr Stellung und Lebensunterhalt giebt?

Wie diese Frauen sich auch wenden und winden: sie fallen aus einem Dilemma ins andere, wenn sie die ökonomische Unabhängigkeit der Frau aus ihrem Programm streichen.

Ich komme nun zu Dem, worin die drei Reaktionärinnen übereinstimmen. Erstens: in der Ueberzeugung von der großen intellektuellen Ueberlegenheit des Mannes. Zweitens: darin, daß die Berufsthätigkeit der Frau vom Uebel sei. Drittens: in ihrem Zorn gegen die Frauenrechtlerinnen.

Selbst die milde Frau Lou wird laut und borstig, wenn sie von den Frauenrechtlerinnen spricht.

In der Verherrlichung des Mannes geht Frau Lou so weit, daß sie erklärt: „Nur der Mann ist in voller Schärfe der tragische Typus des Menschengeschöpfes.“ Laura Marholm hält das Weib „seelisch und physiologisch für eine Kapsel über einer Leere, die erst der Mann kommen muß zu füllen“. Ellen Key betont, daß ihre „Betrachtungen (über Frauen) indirekt ein Beweis sind für die Ueberlegenheit des männlichen Intellektes, ... denn ohne die Anregung, die sie durch männliches Denken erhalten, hätte sie sie nicht anstellen können.“ O ja: Das merkt man, daß sie aus den Seelen der Männer heraus in die Seelen der Frauen hineinspricht. Sie citirt zum Beweis für ihre Ansicht „eine vortreffliche männliche Definition des Begriffes ‚Weib‘: ein Wesen, das, wenn der Mann sagt: zweimal Zwei giebt Vier, ihm antwortet: Das glaube ich nicht, und was Du mir auch beweisen magst, ich behalte doch meine eigene Ansicht von der Sache.“ Der Begriff eines Kretins paßte ungefähr auch auf diese Definition.

Auch Frau Lou hat das Beste, was über Frauen gedacht worden ist, von Männern gehört.

Einig sind die Drei darin, daß die Werke der Frauen in Kunst und Wissenschaft zu entbehren sind. Frau Lou nennt, was eine Frau etwa zu produziren vermag: „Fallobst“. Ellen Key ist der Ansicht, daß sie nur die Gedanken oder die Schöpfung eines Anderen verkörpern könne. Sie sucht die geistige Inferiorität des Weibes auch historisch nachzuweisen. Die pièce de résistance ihrer Beweisführung sind die Nonnen früherer Zeiten, „wo es ganz sicher die begabtesten und persönlich entwickeltsten Frauen gewesen sind, die nach dem Kampf des Lebens das Kloster aufsuchten.“ Wirklich: „ganz sicher?“ Ist es nicht wahrscheinlicher, daß es die frömmsten und unglücklichsten Frauen waren, die im Kloster Frieden suchten? Und „nach dem Kampf des Lebens?“ Also doch betagtere Damen, die wohl kaum noch den Sporn und Drang zum Beginn von Studien fühlten.

Ellen Key sagt: „Was die Ideen betrifft, so giebt es keine geniale Frau, die dort originell wäre.“ (Wie? Genial und ohne Originalität?) Um zu beweisen, daß die geniale Frau immer von diesem oder jenem Mann beeinflußt ist, führt sie Sonja Kowalewska an, „die von ihrem Lehrer Weyerstraß beeinflußt wurde.“ Und die genialen männlichen Mathematiker, — die saugen sich wohl die Mathematik aus den Fingerspitzen?

Marie Baschkirtsew soll Bastien-Lepage nachgeartet sein. Hier ist sie im Widerspruch mit ihrer Prophetin Laura Marholm, die die junge Malerin origineller und genialer findet als ihren Lehrer.

Die berühmten Briefe der Sevigné sollen — nach Ellen Key —

ihren unsterblichen Werth der Mutterliebe verdanken. Das wußte ich gar nicht. Ich dachte, es wären, neben dem wundervollen Stil, die genialen Zeitbilder, die die Briefe berühmt gemacht haben.

Die Werke der Frauen nur Fallobst! Fallobst auch Frau Lous Werke? Dächte ich, sie wären es, ich würde sie nie in die Hand nehmen; und ich nehme sie immer in die Hand.

Und die Ideen dieser Frauen über den Daseinszweck des Weibes: Fallobst? Hätten sie da nicht, im Interesse einer der größten Menschheitfragen, sich des müheloſen Abschüttelns der unreifen, angegangenen Früchte enthalten sollen? Ist es nicht eine fast grobe Naivetät, wenn eine Frau wie Ellen Key dem Weib die Ideen produzirende höhere Intelligenz abspricht und in dem selben Athem ein souveraines Verdikt über die höchsten Probleme der Menschheit abzugeben sich berechtigt glaubt? Ist es nicht verwunderlich — um nicht einen härteren Ausdruck zu gebrauchen —, die Dringlichkeit zu sehen, mit der diese Frauen die intellektuelle Inferiorität ihres Geschlechtes der Welt kund und zu wissen thun? Man ist versucht, ihnen zuzurufen: Bitte sprechen Sie in Ihrem Namen!

Und braucht denn der Mann diese Apologetinnen seiner Ideentiefe? Wenn er nur nicht stutzig wird bei diesen gedruckten Zusicherungen seiner intelliktuellen Ueberlegenheit, die von geistig ihm nicht Ebenbürtigen ausgehen! Ich werde immer stutzig, wenn Jemand, dessen Intelligenz nicht besonders ist, ein Buch von mir lobt, und denke: es gleicht dem Geist, dem es gefällt.

Die Gegnerinnen des Radikalismus in der Frauenfrage verwerfen im Großen und Ganzen die Berufsthätigkeit der Frau, die — nach Laura Marholm — „ein ungeheures Sinken der Kultur“ bewirken würde. Sie ist der Ansicht, daß die Frau, die sich einem Beruf ergiebt, an der Zerstörung des Mannes arbeite. „Die Mütterlichkeit,“ sagt Ellen Key, „erschöpft die psychischen und physischen Kraftquellen des Weibes . . . Berufsthätigkeit würde die zärtlichen Gefühle in ihrer Seele bekämpfen.“ Und Frau Lou: Die Frau soll nur immer bei sich selbst bleiben und „nicht in zersplitternder Einzelthätigkeit um sich hauen wie der Mann.“ Ellen Key: „Frauen müssen (wenn sie studiren) das Weib in sich ersticken.“

Grausamste Ungerechtigkeit der Natur! Der Mann, der Glückliche, — er studire so ernsthaft, wie er will: erstickt er dabei den Mann in sich? O nein, schon der eifrigste Student benimmt sich meist gefährlich erotisch, obgleich er daneben noch so sehr viel Bier trinken muß, was die studirende Jungfrau höchstens in Witzblättern thut.

Sollte man nicht vielmehr annehmen dürfen, daß der Adel wissenschaftlicher Studien, daß eine höhere Geistigkeit eher vergeistigend als ver-

gröbernd auf Antlitz, Haltung und Geberde wirke und der Frau mehr Anmuth und Würde verleihe als die massenhaftesten Familiengefühle?

Ellen Key hat studirt. Ob ihre Weiblichkeit es ausgehalten hat? Wie überzeugend wäre es, wenn sie vor uns hinträte mit den Worten: „Ich spreche aus eigener Erfahrung, denn trauernd sitze ich auf den Trümmern meiner Weiblichkeit!“ Und wenn die Frau wirklich durch eine Berufsthätigkeit einige ihrer reizvollen weiblichen Eigenthümlichkeiten einbüßte: wozu braucht denn Ellen Key für die ästhetischen Genüsse, die Anmuth und Schönheit des Weibes den Männern bieten, so ins Zeug zu gehen? Die werden schon selbst für ihre Lebensfreuden sorgen; und wenn meine Beobachtung mich nicht täuscht, so suchen sie die Geschlechtsreize viel mehr bei berufsmäßigen Künstlerinnen, Schriftstellerinnen u. s. w. als bei den braven berufslosen Familienmüttern.

Ellen Key fürchtet auch, „daß ein so begrenztes Wesen, wie die Frau es ist, von einer zu großen (intellektuellen) Kraftentwickelung zersprengt werde.“ Wenn es nicht unhöflich klänge, könnte ich sagen, daß ihre Kraftentwickelung bei der Abfassung ihres Essays nicht zu groß gewesen sein muß, da es ihr begrenztes Wesen nicht zersprengt hat.

„Wenn erst,“ sagt Frau Lou, „durch das geistige Rivalisiren mit dem Mann bei der Frau der Ehrgeiz geweckt würde, so wäre Das ungefähr die tötlichste Eigenschaft, die das Weib sich anzüchten kann.“ Sie verwirft es als den allerpersönlichsten Ehrgeiz, als die zugespitzteste Selbstsucht der Vereinzelung, wenn das Weib als Anne oder Marie eine gewisse Stufe der Vollendung erreichen will, statt als Weib im Allgemeinen sich in der eigenen Welt genügen zu lassen, zufrieden, im Meer des Weibthumes als einzelner Tropfen zu verperlen.

Den Kultus der Idee „Weib“ treiben! Hingebendes Aufgehen in eine Idee: sollte diese höchste Astraktion nicht eher dem Mann eigen sein, dem ja in der Vorstellung der drei Dichterinnen das Aufgehen in Ideen angeboren ist? Und noch eine Gefahr: könnte man es dem Mann verdenken, wenn nun auch er, für das Weib im Allgemeinen schwärmend, zwischen Anne und Marie (sie sollen einander ja so sehr ähneln) keinen großen Unterschied mehr machte und die Einzeltreue auf die leichte Achsel nähme?

„Die Abwesenheit von Ehrgeiz macht des Weibes natürliche Größe aus, die sichere Gewißheit, daß es eines Beweiserbringens ihrer Leistung nicht bedarf, daß sie nur ihre Schatten spendenden Zweige von sich zu strecken braucht . . .“ Sollte diese Gewißheit, daß sie nur da zu sein braucht, um zu laben, zu beglücken, nicht an die Stelle des Ehrgeizes fatteste, saftigste Eitelkeit und Eigenliebe setzen?

Auch Ellen Key entdeckt, daß die weibliche Natur ohne Ehrgeiz ist.

Das Weib ohne Ehrgeiz! Nicht gerade eine Sehenswürdigkeit für das Panoptikum, aber, aber — — mit welchen Madonnen, ephebischen Jungfrauen oder arkadischen Schäferinnen haben diese Damen denn verkehrt? Ehrgeizig habe ich das Weib gefunden wie den Mann, wenn auch auf anderen Gebieten. Schon das Backfischchen ist auf einem Ball von dem glühenden Ehrgeiz erfüllt, die meisten Bouquets zu erhaschen. Eine Köchin, die ich kannte, machte einen Selbstmordversuch, weil ihr ein Pudding mißlang (was ich aber nicht als typisch für ihren Stand hinstellen will). Die Mutter erhebt ihre Dutzendkinder zu Genies — aus Ehrgeiz. Und die Hausfrau, der das Uebertrumpfen anderer Hausfrauen die intimsten Herzensfreuden verschafft, und die Weltdame auf ihren Eroberungzügen durch die Salons: sie wären nicht ehrgeizig, über alle Maßen ehrgeizig? Der Ehrgeiz müßte ihnen erst angezüchtet werden?

Ich habe es im Leben nie anders wahrgenommen, als daß die Anne als Anne, die Marie als Marie gelten wollte, ohne jede Geneigtheit, als einzelner Tropfen im Meer zu verperlen, was ja schließlich das Loos Aller ist, ein Loos, dem sich die Weisesten — zu denen ja die Frauen nicht gehören sollen — am Leichtesten fügen.

Gemeinsam ist den drei Schriftstellerinnen auch, daß sie dem Speer des Achilles gleichen, da sie die Wunden, die sie schlagen, heilen oder zu heilen suchen.

Ellen Key: Zur Intelligenzhöhe des Mannes kann das Weib nicht hinauf, dafür erreicht er nie die tiefste Tiefe ihres Gefühles. Frau Lou spricht der Frau das Differenzirungvermögen ab, aber: daß sie es nicht hat, gerade Das ist ihre genialische Kraft. Nach Ellen Keys Meinung fehlt es der Frau an der Verwandtschaft mit Luzifer und Prometheus. Sie lasse sich deshalb keine grauen Haare wachsen: sie hat dafür die höheren sittlichen Instinkte. Leider sind die Meinungen darüber getheilt. Z. B. Stuart Mill, der die höchste Schätzung für die Frau hat, fordert: „daß das Weib zur ethischen Höhe des Mannes emporsteige."

Für politische Gründe, logische Beweise und Schlußfolgerungen der Männer ist das Weib nicht zugänglich, aber dafür setzt sie „ihren eigenen Glauben, die Hoffnung und das Vorgefühl ein."

„Nur der Mann giebt der Menschheit neue Ideen, Kunstschöpfungen u. s. w. Dafür erzieht das Weib der Menschheit neues Leben" (in den Kindern.) Das wäre aber doch eine Ungerechtigkeit der Natur gegen den Mann. Kinder kann jede Frau kriegen, aber nicht jeder Mann kriegt neue Ideen. Was für ein Aequivalent gewährt die Natur den Männern, die keine Ideen gebären?

Mir scheint, ein Kardinalfehler, der den Auffassungen dieser Frauen

zu Grunde liegt, ist, daß, wenn sie vom Weibe sprechen, sie immer nur das junge Weib im Auge haben. Sie berücksichtigen nicht die ältere und nicht die alte Frau. Und Die wollen doch auch leben. Ellen Key berücksichtigt sie nicht, da sie Kinderpflege und Erziehung (deren das erwachsene Kind nicht mehr bedarf) zum Daseinszweck des Weibes macht, Laura Marholm, da ihr die seelisch-sinnliche Hingabe an den Mann der Inhalt des Frauenlebens ist, eine Hingabe, die nur der jungen und jüngeren Frau anstehen dürfte. Auch Frau Lous Ausführungen lassen die Vorstellung von ältlichen Frauen nicht zu. Am Schluß ihrer Abhandlung sagt sie: „Wenn der Mann von dieser Höhe (den Weihestunden auf Bergeshöhen) niedersteigt ... in den lauten Werktag und das Weib sieht: da muß es ihm vorkommen, als sähe er die Ewigkeit selbst in Gestalt eines jungen, knienden Wesens ...“ Und wenn er eine alte runzelige Hausfrau oder eine bebrillte Großmutter knien sähe: würde es ihm auch so vorkommen, als sähe er in ihrer Gestalt die Ewigkeit selbst? Kaum.

Von wundervollster Einigkeit sind die drei Schriftstellerinnen in ihrer heftigen Antipathie gegen die Frauenrechtlerinnen. Temperamentvoll schildern sie ihren unheilvollen Einfluß; Ellen Key schwört sogar „den Eid Hannibals“, sie zu vernichten. Die Emanzipation halten diese Gegnerinnen für einen mißrathenen Verzweiflungstreich, was schon daraus erhelle, daß die vom Weg Abgeirrten (vom Weg des echten Frauenthumes) „massenhaft an den Rändern aller Wege sterben.“ „Durch Millionen Frauen geht der stumme, unbewußte Schrei: Gebt uns das Glück, unser Weibsein auszuleben.“ So Laura Marholm. Und Ellen Key: „Wenn die Frauen erst wieder Frauen sein dürfen, brauchen sie nicht mehr ihre herzzerreißenden Schriften zu schreiben.“

Bei solchen Auslassungen fasse ich immer an meinen Kopf und frage: Bin ich verrückt oder ...

Aber ums Himmels willen: wer hat denn je eine Frau gehindert, das Weibsein im Sinn dieser Antifrauenrechtlerinnen zu üben? Schleppt man sie denn mit Gewalt an die Schalter, ans Telephon, treibt man sie zu Paaren in die Universitäten und Akademien? Wer hat je ihrer „Selbstbehauptung durch Selbsthingabe“ (nach Frau Lou und Ellen Key die Lebensaufgabe der Frau), wer hat je ihrer Lust, ein Dutzend Kinder zu gebären, Schranken gesetzt? Haben die berufsmäßig Arbeitenden Schreie ausgestoßen, so waren es Freudenschreie über die Erlangung einer Stelle, die ihnen Brot gab, da sie nun doch einmal von ihren unermeßlichen Gefühlen nicht leben können und ihnen ja auch die Kinder (um derenwillen sie da sein sollen), nicht vom Himmel in den Schoß fallen. Die Emanzipationbestrebungen sind doch gerade umgekehrt eine Antwort auf die Schmerzenschreie der Frauen, die unter der engen Gebundenheit des Weibes, unter seiner absoluten Abhängigkeit vom Mann litten, der Frauen, die an physischem oder psychischem

Hunger verdarben. Ein solcher Schmerzensschrei ist das Buch „Halbthier" von Helene Böhlau.

Ellen Key sagt: „Die ganze Entwickelung der Frau zu geistiger Gesundheit und Kraft ist durch die Studien vereitelt worden." Ja, studirt denn schon seit Jahrzehnten die Mehrzahl der Frauen? Ist nicht vielmehr die Zahl Derer, die den Lockungen der Emanzipirten gefolgt sind, verschwindend klein? Und diese Wenigen sollten schon die ganze geistige Kraft und Gesundheit des Frauenthumes untergraben haben? Sie haben ja noch gar keine Zeit gehabt, am Weg zu sterben. Die Frauen konnten bis jetzt schon deshalb nicht in größerer Anzahl studiren, weil ihnen — abgesehen vom ärztlichen Beruf — die Verwerthung ihrer Studien als Broterwerb versagt war und noch versagt ist, sich demnach nur reiche Mädchen den Luxus einer wissenschaftlichen Ausbildung gönnen durften.

Und weiter schildert Ellen Key die Leiden der Unglücklichen, die den Emanzipirten ins Garn gegangen sind: „Unzählige Impulse der Zärtlichkeit müssen sie unterdrücken ... ihr Herz gegen tägliches Anklopfen verhärten ... sie müssen sich von den kleinen Kinderhänden losreißen." ... Auch völlig berufslose Frauen reißen sich unter der Beihilfe von Kinderfrauen und allerhand anderen, zum Theil sehr willkommenen Abhaltungen, die den größten Raum des Tages in Anspruch nehmen, von den kleinen Kinderhänden los; und die kleinen Kinderhände wachsen so schnell und machen sich dann von selbst von den großen Mutterhänden los.

„Die Frau wird (in Folge der Emanzipation) immer weniger Neigung zur Entwickelung erotischer Gefühle haben." Ja, — wers glaubt! Soll nicht der Mann viel sinnlicher als die Frau sein? Und es scheint doch, als ob ihm die gehäuftesten Berufsarbeiten noch hinreichend Raum und Zeit für eine ausgiebige Erotik lassen.

Ellen Key octroyirt den Frauenrechtlerinnen: „Sie sehen ein, daß das Gehirn ihre Muskeln entkräftet" (durch die Studien). Erstens denken sie nicht daran, Das einzusehen; und wäre es der Fall: könnte dann nicht das auf Kosten der Muskeln so sehr gekräftigte Gehirn ihnen zu der klugen Einsicht verhelfen, daß Leibesübungen — Schwimmen, Turnen, Radeln, Massage, Luftbäder, Tennis u. s. w. — ein Aequivalent für geistige Anstrengungen bieten? Die Muskeln stubenhockerischer Gelehrter werden auch entkräftet. Und Das dürfte die Geburten kleiner Herakleſſe, zu denen Ellen Key ermuntert, auch nicht gerade fördern.

„Die Frauenrechtlerinnen haben auf die Mehrzahl der Frauen einen ungeheuren Druck ausgeübt." Wo denn? Wie denn? Vergebens besinne ich mich auf Schriften, Reden, Petitionen oder irgend eine Art der Agitation, die angethan waren, einen ungeheuren Druck auf die Frauenwelt auszuüben, und die Hausfrau veranlaßten, „sich als Armenhäuslerin zu fühlen".

Und mein eigenes Frauenideal?

Ich bin beschämt, wie trocken und nüchtern es von dem mit Poesien und Prophetie getränkten Idealen der drei Dichterinnen absticht. Das heißt: ich brauche mich ja eigentlich gar nicht in die Unkosten eigener Gedanken und Worte zu stürzen. Ein Satz aus Ellen Keys Schrift deckt sich völlig mit meinem Ideal vom Frauenthum. Sie sagt: „Jede Frau muß, ohne daß ihr von der Gesellschaft Hindernisse in den Weg gelegt werden, danach streben dürfen, Das herauszufinden, was die Natur gerade mit ihr beabsichtigt hat ... Es gilt, diese Eigenart bis in die geringsten Einzelheiten zu schützen." (Daß ihre Gesammtauffassung der Frau im grellsten Widerspruch zu diesem Satz steht, ist nur ein Widerspruch mehr in dem Essay.) Demnach zersplittert sich mein Frauenideal in unzählige Ideale, da jede einzelne Frau, je nach ihrer Wesensart, ihr eigenes, ihr allein zugehöriges Ideal hat und je nach ihrem ganz individuellen Herzens- und Geistesdrang selig werden kann, des Glaubens baar, daß sie zum Dienst oder Zweck Anderer geboren ist.

Wohl verlangen auch die drei Reaktionärinnen weitgehende Rechte für die Frauen; aber sie knüpfen sie an Bedingungen, die die Freiheiten null und nichtig machen, während die Frauenrechtlerinnen und die radikalen Elemente der Frauenbewegung uneingeschränkte Freiheit fordern, Freiheit auch von dem Glauben, daß mit der Mutter oder Gattin die Lebensaufgabe des Weibes erledigt sei, Freiheit von jeder autorativen Vorschrift, von jedem Verbot, die der Frau den Daseinszweck bestimmen wollen. Es giebt so viele Zwecke; ob es aber überhaupt einen Daseinszweck giebt!?

Warum hält man die Frauen für Thörinnen, die sich selbst weh thun, gerade Das thun wollen und werden, was gegen ihre Natur ist? Aus seiner eigenen Haut zu fahren, verbietet sich ja eigentlich von selbst. Ein Unmusikalischer wird sich nicht — falls er nicht ein Narr ist — der Musik widmen. Das gilt auch von allen übrigen Arbeitgebieten, vorausgesetzt, daß eine Nothlage uns nicht Widernatürliches aufzwingt.

Zum Schluß hätte ich große Lust ... Aber nein: Das wäre ja Wasser auf die Mühle der Apologetinnen für echte Weiblichkeit, wenn ich mich zu einem Donnerwetter hinreißen ließe. So sage ich nur: Bei Gott, wenn diese lieben und hochbegabten Dichterinnen so sehr gegen die Berufsthätigkeit der Frau und ihre Konkurrenz mit dem Mann eifern: warum bleiben sie denn nicht selbst im Rahmen der Weiblichkeit, fern jeder Berufsthätigkeit, warum produziren sie denn Fallobst und ähnliches Zeug? Warum streben sie denn nicht Ellen Keys Zukunftideal an: „Das Weib mit der Nahrung für einen Herakles im schwellenden Busen."? Halten sie denn die Leserinnen für solche Dummköpfe, daß sie diesen unglaublichen Widerspruch nicht wahrnehmen werden, der ihren Ausführungen jeden Werth und jede Wirkung rauben muß?

Eine Karikatur ihrer Art bietet ein Verein von Antifrauenrechtlerinnen in Amerika, dessen Mitglieder von öffentlicher Rednerbühne herunter die gröbsten und zornigsten Bannflüche auf die Frauenrechtlerinnen niederschmettern.

Und warum stellen diese Frauen nicht einfach und klar — ja: besonders klar — ihre Thesen auf? Warum verkleiden sie ihre Gedanken? Wozu der malerische Faltenwurf, der stolze Kothurn, der mystische Dreifuß? Es giebt ja so viele andere, für poetische Ergüsse geeignetere Gebiete als die Frauenfrage! Wer, nachdem er Ellen Keys „Mißbrauchte Frauenkraft" gelesen hat, mir sagen kann, was sie nun eigentlich will, was die Frau thun und was sie lassen soll, — Den halte ich für einen gewiegten Räthselentzifferer.

Frau Lou freilich will nichts als ein goldumduftetes Bild der Frau geben, wie sie visionär es in der Seele geschaut hat. Sie enthält sich des kategorischen Imperatives: Das Weib soll! Ich sage: Nein, sie soll nicht. Die Frau als Mensch, wenn sie ein vollwerthiger Mensch ist, will, was sie soll.

Hedwig Dohm.

# Die Sonnenblume.

Da, wo die Sonnenlosen begraben werden, wuchs eine Sonnenblume aus einem tiefgesunkenen Grabe. Der Wind mochte sie zusammen mit den hellblauen Cichorienblumen und den rothen Disteln gesäet haben, die mit ihr aus dem Schutt stiegen, der noch liegen geblieben war vom Ausbau der alten Dorfkirche und Pfarre.

„Grabblumen sind die Seelen Toter und Ihr müßt sie blühen lassen," erzählte die Pastorin ihren Kindern; und ihr Mann sagte:

„Ihr sollt nicht stehlen — auch keine Blumen vom Kirchhof."

Als aber die Sonnenblume allzu stolz mit ihrem reifen Herzen prahlte und sich so hoch über all die anderen Kirchhofsblumen erhob, stach sie doch Pastors Kindern in die Augen und sie schnitten die Sonnensuchende ab, rupften ihre schwarzbraunen reifen Körner heraus und ließen die arme Strahlenträgerin auf der Sandsteinstufe der neugeweißten Kirche liegen.

Sie wußten aber diesmal gar nicht, daß die Sonnenblume auch eines Menschen Seele war, wie die Astern und die Georginen, die sich zum Sommerende noch schnell aus den Gräbern drängen. Sie war ja in der Ecke gewachsen, wo die Hügel sich eilen, schnell wieder der Erde gleich zu werden, gerade wie die Menschen, die sie decken. Und außerdem hatte man den Kirchenschutt dort abgefahren, zersplitterte Butzenfenster und die Gliedmaßen abgethauer Heiliger. Die Kinder von Pastors und anderer Leute Kinder auch spielten gern auf der breiten Sandsteinstufe und die rothen und gelben und blauen und grünen Glasscherben schleppten sie aus dem Schutt heran, um durch sie mitten durch das Sonnenherz in den Himmel zu sehen; und aus alten Friesstücken klopften

sie den scheußlichen Judas und den Teufel und den lieben Jesus mit dem langen Zeigefinger.

Ein Knabe, der einen Buckel und ein verbissenes, häßliches Gesicht hatte, formte aus Lehm die Figuren nach und schenkte sie den Kindern aus dem Dorf, damit sie ihn etwas weniger schimpften. Die hübschesten Erzeugnisse seiner jungen Kunst aber waren für Pastors Meike, die blind war und doch sehr viel vom lieben Gott hielt und die fast den ganzen Tag auf der hellen Kirchenstufe saß und mit toten Augen sonnenwärts blickte.

Meike schimpfte kein Kind im Dorf. Meike brachten sie alle etwas Schönes: Aepfel und Zwetschen, Kastanien zu Halsketten und Buchnüsse und auch Karnickelchen, die dann Pastors großer Aeltester in seinen Stall sperrte. Wer nichts für Meike hatte, streichelte ihre weißen, mageren Händchen, auf die viele Mutterthränen gefallen waren.

Peter Barthold, der bucklige Junge, den sie schimpften, weil er einen Buckel hatte und eine Mutter, die sich mit den pollackischen Streckenarbeitern abgab, formte für Meike Wappenthiere und Ritter und Heilige und Bischöfe, wie sie im Fries und den alten Grabsteinen zu finden waren, die man vorläufig gegen die blendende Kirchenwand gelehnt hatte. Und Pastors Meike und Peter Barthold saßen immer beisammen auf der Kirchenschwelle, abends zumal, wenn der Kirchhof nach Reseda und Levkoyen duftete.

Als Peter an dem Abend die arme goldrandige Blume sah, stülpte er sie auf Meikes hellblondes Köpfchen. Und Meike hielt mit der einen Hand die Blume fest und in der anderen Hand trug sie den Martinskürbis, in dem ein Lichtstummelchen schwälte und über ihr Kindergesicht einen irrenden gelben Schein warf.

„Warum kannst Du nicht sehen, Meike?“

„Weils der liebe Gott so will, Peter. Du weißt doch: der liebe Gott hat die Welt geschaffen.“

„Der liebe Gott“ . . . Peter dachte einen Augenblick nach, obwohl Meikes Weisheit ihm nicht neu war.

„Und ich habe 'nen Buckel, weil ers will, und Jeder kann mich schimpfen, wenn ers will. Du, Meike, der liebe Gott ist wie der Schullehrer. Der haut auch, wen er will, und am Meisten Unsereinen, der nichts vom Schweineschlachten bringt.“

Meike zitterte vor Schreck über Peters Gottlosigkeit. Die Sonnenblume fiel von ihrem Köpfchen und das Martinslicht im Kürbis fiel um und verlosch.

„Warum hat der Pollack meinen Vater tot geschlagen und warum schlägt mich die Mutter nu halbtot? Wenn ich groß bin, schlag' ich sie Alle tot! Das will der liebe Gott dann auch, daß ich 'n Mörder werde!“

Meike war zu Ende mit ihren pastörlichen Begründungen. Sie sah die wüthenden Augen des Buckligen nicht, aber sie fühlte seine feuchten Finger auf ihrem bloßen Halse und ihrem Gesicht und sie rief schluchzend nach ihrem Bruder.

„Dir man nich, Meike, Dir schlag ich ganz sicher nich tot!“

Aber das Kind ängstigte sich und rief lauter nach dem Bruder.

Der hörte sie nicht. Er ging mit all den andern Kindern singend durch die Gräberreihen und viele Martinslaternen schaukelten über Astern hin. Aber weil Peter fühlte, warum sie den starken Bruder rief, schlich er davon.

Nach ein paar Tagen aber saßen sie wieder beisammen, abseits vom Kinderglück. Eine schöne Sonnenblume und viel Lehm hatte sich Peter irgendwo gestohlen und seine Totschlagwuth war untergegangen in der Freude, Meike aus Lehm zu machen: Meike mit der Sonnenblume und den offenen Augen.

So wurde ein kleines Scheusal erschaffen; aber Meike, die nichts sehen konnte, war stolz. In Pastors Backofen lag „Meike" zum Trocknen. Der Pastor hatte die Lehmfigur erst belacht und dann Etwas von Geschick für einen „Bildhauer" gesagt. Da war Peter außer sich. Der Lehrer erfuhr auch davon und schlug den Peter ein Bischen weniger, — aus Respekt vor seinem Talent. Er gab ihm auch Papier und Bleifedern zum Zeichnen. Und Das war gut, denn als die Tage vorüber waren, die für Kinder im Zeichen des Drachens und der Martinslampen stehen, blieb die Sandsteinstufe, die der Novemberregen wusch, leer und Meike war bei ihrer Märchen erzählenden Mutter und Peter bei der Frau, auf die das Dorf mit Fingern wies wegen des Pollackischen, der ihren Mann erschlagen hatte. Und wenn Peter nicht gezeichnet hätte, wäre er verkommen, weil er so oft über Das nachdachte, was Gott will, und darüber, warum er so viel Böses will. So aber bekam er zwar wie sonst viel Prügel und seine Thränen fielen auf die Tafel, auf der er natürlich Meike zeichnete, und Meike ertrank in seinen Thränen. Aber Tafel und Thränen wurden wieder trocken und Meike wurde immer ähnlicher. Zu Weihnachten war ein großes Bild fertig für den Herrn Pastor, der ihm immer zulächelte und ihm die Hand gab, was sonst Keiner that. Meike hatte er seit dem Herbst nicht mehr gesehen, weil sie krank war; sie sollte sich auf der kalten Kirchenstufe das Zehrfieber geholt haben.

Vier Bogen hatte Peter zusammengeklebt. Die ganze Kirche war auf dem Bilde und eine Grabreihe auch und auf der Schwelle saß Meike mit Martinskürbis und Sonnenblume und neben ihr kauerte er, scheußlich wie ein Zwerg mit einem Froschkopf. Das war nämlich das Schrecklichste in seiner Phantasie. Wenn der Herr Pastor wieder Etwas von seiner Geschicklichkeit sagen würde, wollte er ihn angehen, ihn in die Lehre zum Steinmetz oder Bildhauer zu geben, denn ein Herr Pastor kann Alles. Er wollte dann auch für jedes Grab und für den Altar in der Kirche einen Engel aus Gips oder Marmor machen. Und alle die hundert Engel sollten Meikes Gesicht mit den großen Augen haben und ihren dünnen Hals und ihre kleinen Hände.

Als die Mette aus war, ging er über den Kirchhof, wo schon kleine Tannenbäume auf den Kindergräbern reicher Bauern brannten. Manchmal hörte er auch ein Schluchzen, aber Das rührte ihn nicht. Es waren im Winter viele Kinder aus der Schule gestorben; sie hatten ihn alle einmal oder oft geschimpft und geärgert. Er gönnte es ihnen schon, daß sie tot waren. Sie sollten auch keinen weinenden Engel haben von ihm. Sie hatten ja Epheu auf den Gräbern oder Eiskraut und Immergrün und Blumen, zuletzt im Herbst noch Astern und dann am Totenfest Blechkränze und Weihnachten einen Tannenbaum.

Meike aber, — und da hielt er sein Blatt ganz fest an sein hämmerndes Herz. Meike lebte ja noch.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Aber Meike lebte nicht mehr.

„Sie sieht nun die Sonne", sagte der Pastor und ging mit dem buckligen

Knaben, der auf seinem Süll gekauert hatte, in das Zimmer, wo Meike lag. Nun ruhten aber die Lider mit den langen Wimpern über den Augen; und in den Händen hatte sie Christrosen und keine Sonnenblumen. Das that Peter Barthold weh, denn in seiner engen Seele lebte Meike nur mit einer Sonnenblume und suchenden Augen. Ihm fiel das Märchen von den blühenden Seelen ein, das ihm Pastors Kinder erzählt hatten, als er sich einmal Blumen von einem schönen Grab gestohlen hatte.

„Wird sie nun eine Sonnenblume?"

Er tippte dabei die weinende Pastorin an und rollte sein großes Bild auseinander.

Er bekam keine Antwort, denn Meikes Mutter sah das Bild an und weinte noch viel mehr und der Pastor weinte auch mit seiner Frau und seinen Kindern. Nur Peter weinte nicht. Er sah die Meike an, die nun sehen konnte, und fühlte sich fremd bei ihr.

Als er aber ein Weilchen später an der Sandsteinstufe vorüber ging, da kam ein furchtbares Weinen über den Jungen.

Die kleine Meike wurde begraben und Peter sah in das Grab, aus dem im Herbst eine Sonnenblume blühen würde. Aber zeichnen mochte er nicht mehr. Er hatte nur das eine Bild im Kopf. Die Ritter und der Judas aus dem Fries und den alten Grabsteinen waren ganz vergessen; sie waren auch zu häßlich im Vergleich mit Meike. Sonntags durfte er bei Pastors sein und mit ihnen zu Meike gehen und dann in die Abendkirche.

Wenn die Pastorin ihn nach der Mutter fragte, mußte er immer sagen, daß sie im Kruge half. Daß sie oft betrunken nach Hause kam, sagte er nicht; aber die Leute konnten ja die blauen und grünen Stellen in seinem Gesicht sehen.

Im Frühling kamen Pastors fort; und zuletzt sagte die Pastorin:

„Warte nur, Peter, wenn Du eingesegnet bist, kommst Du zu uns in die Stadt und zu einem Steinmetz ins Handwerk. Und bis dahin pflegst Du Meikes Grab recht schön, was?"

„Wenn Gott Das will, — aber Gott will Das nicht. Gott hat meinen Vater vom Pollackischen totschlagen lassen und mir den Höcker gegeben und Meike blind gemacht und sterben lassen. Gott ist wie der Schullehrer, der Unsereinen am Meisten haut."

Die Pastorin hatte keine Zeit mehr für die wenig christliche Weisheit des Jungen, der ihr überhaupt in seiner Ungestalt und Verbissenheit widerwärtig war. Das Versprechen sollte ihm ein moralscher Halt für die nächste Zeit sein, sonst nichts, — und eben nur ein Versprechen, das nicht erfüllt wird.

Der Pastor sagte auch noch etwas Aehnliches und Peter meinte dagegen: „Meike is man tot." Als ob Meike das Leben seiner Kunst gewesen wäre.

„Halte Dich brav, Peter!" sagte auch Meikes ältester Bruder und schenkte ihm wohlwollend einen alten Flitzbogen, der nicht mehr miteingepackt werden sollte.

„Der kann klug schnacken... wie sin Oller", dachte Peter; und damit waren Pastors für ihn abgethan. Sonntags, wenn er sich doch mal nach ihnen sehnte, ging er auch in den Krug, um zu helfen. Schnaps und Bier trug er herum und Prügeleien sah er gern: dann kam ihm die Totschlagwuth gegen die Pollacken und gegen Alle überhaupt.

Brav hielt er sich nicht, er trank schon Schnaps. Erst immer die Neigen

und Das, was beim Tragen auf den Teller überfloß. Aber er übte sich bis zum Ganzen auf einen Zug und ohne Schütteln. Nun war er der Schlimmste im Dorf und Jeder prügelte ihn, namentlich wenn man ihn in den Gärten beim Stehlen faßte. Als es Herbst wurde und die Jungen wieder Kürbisse aushöhlten und beklebten, dachte er viel an den vergangenen Herbst, wo die kleine Meike noch lebte. Das Grab hatte er manchmal mit gestohlenen Blumen geputzt und immer gedacht, Meikes Seele würde endlich eine Sonnenblume werden. In allen Gartenecken und mitten auf Gemüsefeldern reckten sich schon die großen Blumen hoch, die ihr Gesicht der Sonne zukehren, auf Meikes Grab aber blühten ganz niedrig ein paar Astern wie auf allen den anderen Hügeln.

Nun ging er Sonnenblumen stehlen. Wenn der Fuchs auf den Wiesen braute, schlich er auf Beute und auf dem kleinen Grabe standen zu Häupten und zu Füßen und mitten auf der Grabfläche, wo die Seele aufblühen sollte nach Peters Glauben, sture Sonnenblumen.

Alle Tage mußte er frische abschneiden, weil er nicht haben mochte, daß sie den Kopf hängen ließen. Meike hatte Das nie gethan. Einen Kürbis stahl er auch. Seine letzte Kunst probirte er an dem Martinskürbis, den er an Meikes Rosenbusch hängte, und als er bei dem flackernden Herbstlicht sich nach Meike sehnte, der Gott eben so wie ihm etwas Böses angethan hatte, schrien die Dorfkinder: „Höckerbarthold hett een Brut, Pastors blinde Meike. Pust em doch de Lüchte ut."

Und Das thaten sie auch.

Er war ganz stolz, daß Pastors Meike seine Braut sein sollte, und ließ sich knuffen. Als sie aber an den schönen Kürbis wollten, wehrte er sich, und weil seine Fäuste nichts waren, nahm er das Küchenmesser, mit dem er immer auf Raub ausging. Die Pollackenwuth kam über ihn und die Angst, totgeschlagen zu werden, wie sein Vater ... und es floß Blut um Meikes Herbstfreuden.

Eine ganze Zeit trug der Schulzensohn seinen Arm in der Binde und unterdessen wanderte der Bucklige in eine Anstalt, wo man ihn redlich schlug und viel von väterlicher Zucht und Liebe redete.

Als er herauskam, nach seiner Einsegnung, wars aus mit seinem Bischen Verstand, mit seiner Pollackenwuth und seinem Bischen Gutmüthigkeit. Im Dorf hatten sie Furcht vor dem tückischen Burschen, der nicht arbeitete und Branntwein trank. Wenn er dann betrunken durch das Dorf trottete, wagten sie sich an ihn.

„Wie heit Din Brut, Peter?" fragten die Kinder, die hinter ihm drein waren.

„Meike!" antwortete er dann stolz. „Sei is man nu een grote, geele Sünnenblaum."

„Un wat biſt Du?"

„'n Steinmetz, Gören!"

Und ein Stein flog hinter die schreiende Schaar drein.

Im Rausch fiel er sich eines Tages zu Tode und er bekam sein Grab bei den Sonnenlosen, denen der Wind manchmal eine flammenstolze Blume sät.

Schwerin i. M. E. Heydemann-Möhring.

# Fritz Mauthner.

Gestern Nacht träumte mir, ich sei eine zwölfgliedrige Deputation und fahre in einem überfüllten Coupé zweiter Klasse in den Grunewald hinaus, um Fritz Mauthner zu seinem fünfzigsten Geburtstage zu gratuliren. Es war übrigens sehr gemüthlich. Wir unterhielten uns, wie es sich zu diesem Ereigniß gehörte, andächtig und fröhlich von den Verdiensten, die wir uns um Fritz Mauthner erworben hatten.

„Ich habe seit zwanzig Jahren jedesmal, wenn ein neues Buch von ihm herauskam, seine Parodien ‚Nach berühmten Mustern' gelobt," sagte der berühmte Kritiker links neben mir.

„Sehr verdienstvoll," näselte sein Gegenüber; „da sollten eigentlich Sie ein Jubiläum feiern. Ich habe übrigens vor einigen Jahren ein Drama von ihm angenommen — —"

„In die Ehre müssen Sie sich mit mir theilen," fiel ein Dritter ein, ein sehr würdevoller Herr.

„In die Ehre? Wieso? O nein, wenn es die ‚Ehre' gewesen wäre, dann freilich! Es war aber keine ‚Ehre', es war ein ‚Skandal'!"

Wie es Einem beim Eisenbahnfahren manchmal geht: ich nickte für ein paar Sekunden ein und träumte, die Herren hätten das Stück damals zwar angenommen, aber nie aufgeführt . . . Dann fuhr ich erschreckt auf. Wir waren am Ziel unserer Fahrt. Als vorsichtiger Deputationsprecher überzählte ich meine Glieder; richtig: ich bildete genau ein Dutzend. Nach wenigen Schritten standen wir vor dem Gartenzaun. Fritz Mauthner war gerade dabei, ein junges Bäumchen einzupflanzen. So pflanzten wir uns denn vor dem Zaun auf.

„Gratuliren Sie mir, meine Herren!" rief er, ohne sich sonderlich um uns zu kümmern. „Dies Ding hier ist eine reizende kleine Edeltanne!"

„Hochverehrter," hob ich an, „wir kommen allerdings zum Gratuliren. Fünfzig Jahre ist es her, seit . . . seit . . ."

„Seit ich geboren wurde," unterbrach er mich, „allerdings, aber ich kann nichts dafür. Und daß ich das fünfzigste Jahr heute erreicht habe, ist auch nicht mein Verdienst. Und wenn Sie Hochverehrter sagen, fangen Sie gewöhnlich an, grob zu werden. Und wie kommen Sie denn überhaupt in die Gesellschaft? Mir scheint, Sie wissen nicht, wo Sie sind . ."

In diesem Augenblick hörte ich sehr deutlich drei laute Glockenschläge. „Ich weiß sehr genau, wo ich bin," brummte ich noch verdrießlich. „Das Fest beginnt jetzt." Und in der That hörte ich aus der Ferne vielstimmiges Gemurmel und Geklapper. Dann öffnete ich unzufrieden die Augen, sah mich langsam in meinem Gemach um . . .

Ach ja: ich wußte jetzt ganz genau, wo ich war!

Dieser Traum soll mir wenigstens das Eine bedeuten, daß er mich vor dem üblichen Ehrengreisjubelton warnt. Ich mache mir gar nichts daraus, daß Mauthner am zweiundzwanzigsten November fünfzig Jahre alt wird; im Gegentheil: es wäre mir viel lieber, er würde erst vierzig. Aber man heult schließlich doch mit den Wölfen; besonders, wenn man allein steht. Und wie ich mirs — si magna licet componere maximis — am Goethetage nicht nehmen ließ, zu meinem Arbeiterpublikum von Goethe zu sprechen, in der Hoffnung, Einer oder der Andere werde meine Worte an diesem Tag doch eher beachten, so will ich heute den Vielen, für die er noch nicht geboren worden ist, und den Wenigen, die ihn gleich mir kennen und schätzen, von meiner Liebe zu Fritz Mauthner erzählen.

„Es wäre eine schöne Aufgabe, eigentlich die einfachste Pflicht jedes Kritikers, unter der gegenwärtigen Produktion streng zwischen den Belustigungsschriftstellern, welche die Phantasie des Lesers für einige Stunden berauschen wollen, und zwischen den wenigen Auserwählten zu unterscheiden, welche das Zeug in sich haben, ihren Lesern fürs Leben Etwas zu sein und zu bedeuten." So schrieb Mauthner vor ungefähr fünfzehn Jahren. Und diese ernste Pflicht des Kritikers hat er, nebst den anderen Rezensentenpflichten, vorher und nachher in sehr verdienstvoller, sehr aufreibender, sehr übermäßiger Weise erfüllt. Es wird Zeit, daß wir über seine Kritikerthätigkeit — er war es, der, als es noch Etwas zu bedeuten hatte, Anzengruber, Gottfried Keller, Fr. Th. Vischer, Daudet, Ibsen rühmte — unsere Pflicht ihm gegenüber nicht vergessen. Die paar Leute, die sich überhaupt um die deutsche Literatur kümmern, müssen endlich erfahren, daß Mauthner nicht zu den Belustigungschriftstellern gehört, sondern zu Denen, die Etwas für unser Leben bedeuten.

Es ist nicht möglich, obwohl ich es gern thäte, über seinen ersten großen — besser gesagt: seinen einzigen unzweifelhaften — Erfolg beim Publikum schweigend hinwegzugehen. Ich unterschätze die Bedeutung der parodistischen Studien „Nach berühmten Mustern" keineswegs; ganz abgesehen von dem ungewöhnlichen Sprachtalent und dem sicheren Stilgefühl, abgesehen auch von der Lustigkeit der Erfindung und der Einkleidung, haben sie ihre bleibende Bedeutung als scharfe, unübertroffene Kritik der Anmaßung, des Dilettantismus, der Ohnmacht und des „Damenmännerthumes" in der Literatur, eine Kritik, die mit gesteigerter Schärfe und mit der Spitze gegen die Pächter und Schmarotzer des Journalismus im „Schmock" fortgesetzt wurde. Was sie mir aber besonders werthvoll macht, ist etwas Negatives, eine Betrachtung, die ich an sie knüpfe. Dieses Talent, in Stil und Art Anderer zu schreiben, hat Mauthners eigene Ausdrucksweise nie auch nur berührt oder gefärbt; und ferner hat der Erfolg, dessen dieses Talent sicher war, ihn nie dazu getrieben,

es geschäftig oder geschäftlich auszubeuten. Darüber ist mehr zu sagen; denn Das erklärt uns das Geheimniß von Mauthners erfreulicher Unpopularität. Er ist keine Spezialität. Wir wissen ja jetzt zum Glück, da wir seit Kurzem auch einen deutschen Multatuli haben, was eine Spezialität ist: „Ein Straßenfeger, der nicht fegen kann und kein anderes Fach versteht als Nicht-Fegen-Können: Das ist eine Spezialität." Aber wozu erst den genialen holländischen Schriftsteller bemühen? Mauthner hat uns ja selbst in seinem „Dilettantenspiegel" die Definition des Spezialisten gegeben:

„Der Eine ist stark in Straßenbeschreibung,
Der Zweite in Stimmungfarbenreibung,
Der Dritte kennt Weg und Steg in Egypten,
Der Vierte fromme modrige Krypten,
Der Fünfte klebt nur mit altdeutschem Leime,
Der Sechste notirte sich altdeutsche Reime.
Und Jeder von ihnen, ein Sechstelpoet,
Brütet auf seiner Spezialität,
Bettelt mit seiner ewigen Leier
Wie ein Orgeldreher um Kupferdreier.
Der poetischen Fakultät Dentisten,
Kleinkrämer sind sie und Detailisten."

Aber nicht nur Leute wie Stinde, Julius Wolff, Ebers und Andere waren und sind Spezialisten; auch Anderen, Größeren, kann der Tadel nicht erspart werden, daß sie — höflich ausgedrückt — den Beruf ihrer Einseitigkeit gewählt haben. Uebrigens ist die Welt ja daran gewöhnt. So oft sich ein Fachmensch um Dinge jenseits der zugestutzten Hecke kümmert, geräth diese liebe Welt in ein bald spöttisches, bald ehrerbietiges Staunen. Was? Volckmann, der Chirurg, Liebmann, der Philosophieprofessor, haben Gedichte herausgegeben? Wilhelm Busch giebt sich ernsthaft mit metaphysischen Problemen ab? Edwin Bormann, der leipziger Bliemchendichter, schreibt dicke Bände über die Shakespearefrage? Billroths Briefe handeln nicht von der Knochensägerei, sondern von der Musik? Hinter all diesen verwunderten Fragen steckt eigentlich nichts als der Ausruf: Die hättens doch gar nicht nöthig! In jedem Betracht ernsthafter zu nehmen als die Geschäftsspezialisten sind jene andern, die man mit einem Worte Dehmels „Virtuosen von Fach" nennen könnte, die ihre Einseitigkeit nicht zum Geschäft, aber zum Beruf machen. Da wären schon gewichtige Namen, Namen von lieben und trefflichen Männern, zu nennen. Fritz Reuter rechne ich dazu und Wilhelm Raabe kann ich nicht ausnehmen, ja, sogar Storm mit seinem Chronikenstil gehört hierher. Niemand wird mir einreden, daß der besondere Stil, die besondere Ecke, aus der diese Männer die Welt zu betrachten sich eingeübt haben, aus tiefster seelischer Nothwendigkeit kommt. Es ist virtuos beklei-

dete Echtheit, nicht weniger, leider auch nicht mehr. Und bei öfterer Wiederholung nimmt die Virtuosität eben so zu wie die Echtheit ab. Ich will nicht unterlassen, ganz eilig und vorübergehend einem geliebten Nicht-Virtuosen die Reverenz zu bezeigen: Joseph Victor Scheffel. Jedes Buch ein neuer Ton; und jedesmal überließ er es resignirt Anderen, in dem Nest, das er verlassen, ihre Windeier auszubrüten. Er war eine von Grund aus vornehme Natur; in der heute modernen Sprache gesagt: ein lächerlich unpraktischer Mensch.

Und wie hats Mauthner gemacht? Der unglückliche Scheffel verstummte wenigstens; Mauthner aber ist nicht nur kein Spezialist, er ist sogar nicht unproduktiv! Wie soll es möglich sein, wenn in jedem neuen Buch etwas Anderes steht, als man zu erwarten berechtigt ist, ein Publikum oder auch nur eine Gemeinde zu finden? Die „berühmten Muster“: gut; noch drei, vier solche Bücher und Alles war in Ordnung. Und wenn er Das nicht wollte, konnte er ja irgend ein großes Witzblatt redigiren. Der „Neue Ahasver“ führte offenbar einen neuen Spielhagen ein; aber dazu muß man bei der Stange bleiben. Statt Dessen, fürchte ich, schämt er sich heute schon eher dieses Buches. „Xanthippe“: eine ganz eigene Art des historischen Romans. Das Genre versprach viel bei sorgsamer Pflege. Aber er ließ lange Jahre vergehen, bis die „Hypatia“ erschien, — und die war dann schließlich ganz anders. Dann vergrub er sich einmal in die Geheimnisse der Spiritisten; aber was der Mensch zum Studium wählt, Das muß ihn doch auch später ernähren; wozu studirt er sonst? Und der Antispiritismus: die Spekulation wäre gut gewesen. Aber er bohrte wieder nicht weiter. Ferner hatte er das Glück, am Ende des neunzehnten Jahrhunderts ein Deutschböhme zu sein; man hätte meinen sollen, er verstünde sochen Treffer zu würdigen, als er den „Letzten Deutschen von Blatna“ veröffentlichte; er brauchte nur so fortzufahren und wäre im Handumdrehen in Böhmen berühmt und im Reich beachtet gewesen. Aber er schien das Buch wirklich mit seinem Herzblut geschrieben zu haben; denn er schwieg dann wieder. Und schließlich: der „Pegasus.“ Das war ja die feinste Blüthe des von Jean Paul ererbten Humors; so konnte es nicht einmal Wilhelm Raabe. Aber auch auf diesem Wege ging er nicht weiter. Dieser Fritz Mauthner ist wirklich ein unbequemer Mensch. Wenn er wenigstens bei dieser Vielseitigkeit noch schmiegsam wäre; aber er hat einen polyhistorischen Charakter, — und das Hauptwort paßt doch wahrhaftig eben so wenig in unsere Gesellschaft wie das Attribut. Man ist ja ein moderner Mensch und will wahrlich Niemandem verwehren, die Tagesprobleme zu behandeln; aber solche Zeitschriftsteller muß man dann doch rubriziren können, damit man wisse, wie und wo. Beileibe keine Parteitendenz; aber es giebt herrschende Strömungen, von denen man einer anzugehören hat. Beim „Neuen Ahasver“ gings noch; es war zwar peinlich, daß das Buch zugleich Antisemiten und Juden den Spiegel

vorhielt, aber immerhin zählte es doch zur großen liberalen Strömung. Allerdings gehört es einer Zeit an, wo der Liberalismus noch eine Ideengemeinschaft zu sein schien; den Liberalen war noch nicht unweigerlich vorgeschrieben, bestimmte Wirthschaftstendenzen mitzumachen.

Aber dann kam die große Wandlung. Die übrige Welt begann, in der Weltanschauung sehr vorsichtig und konservativ, in der Lebensführung aber recht „modern" zu werden. Mauthner aber hielt es gerade umgekehrt: zäh und mit steigender Leidenschaftlichkeit hielt er an der modernen Weltanschauung fest, ein unversöhnlicher Feind alles Irrthumes, aller Heuchelei, aller geistig-diplomatischen Anpassung; die Lebensführung aber, die er kündete, war die eines altmodischen Mannes aus der Großvaterzeit. Er ist der Mann ohne Uniform, von dem er in seinem „Märchenbuch der Wahrheit" erzählt: der Mann, der keine Parole anzusagen hat, nicht: „Hie Hinz und Blau!" und wiederum nicht: „Hie Kunz und Roth!", der Mann zwischen den Heeren, der weder an dem Feuerwerk des Lügenspieles noch an dem kriegerischen Brande des Fanatismus in den beiden Lagern seine Befriedigung findet. Er ist der Mann, der das Lügenohr hat und darum in der Welt als Ekel verschrien ist, von dem er selber erzählt: „Er zog in der Welt umher und die Leute sahen es ihm an, daß er sie lügen hörte, lügen, wenn sie sich auch verstellten und Eide leisteten." Und so schrieb er denn seine unerbittlichen Bücher: den Romancyklus „Berlin W.", die „Bunte Reihe" und das Drama „Der Skandal". Vorher hatte er, in den lustigen „Aturenbriefen", in den wunderschönen, ergreifenden Geschichten „Vom armen Franischko", noch heiter gelacht oder wehmüthig gelächelt; jetzt wurde es das bittere Lachen der Wildheit, das grimmige, aufschüttelnde, harte Gelächter des Mannes, der in einen Abgrund geblickt und die Hölle geschaut hat. Bis schließlich nur noch das Eine übrig blieb: das leise, huschende Lächeln des Menschen, der in die Worte Hamanns einzustimmen scheint: „Darin besteht aller Lohn unserer Arbeit, daß man zuletzt über sich selbst lacht." Irre ich nicht, so findet man diese Resignation am Schönsten in dem Buch, das mich sein reifstes und reinstes dünkt, das darum wohl auch am Wenigsten verstanden und gewürdigt worden ist: im „Pegasus".

Es kann nicht meine Aufgabe sein, hier den Inhalt der Bücher, die ich eben genannt habe, anzugeben. Dazu sind sie viel zu reich an äußerer und innerer Handlung. „Berlin W." schildert in seinen drei Theilen, wie eine ehrgeizige, rücksichtlose Schöne sich von der untersten Stufe durch die Kreise der wilden Börsenspieler und die Welt des Geschäfts- und Reklamewesens hindurch zur „vornehmen Gesellschaft" hinauf arbeitet. Schon in diesen drei Romanen fängt Mauthner an, alle seine Gestalten ironisch zu charakterisiren; aber noch erzählt er die Vorgänge in der alten guten Weise

von seinem Standpunkt aus, ohne sich selbst zu ironisiren; und wenn er selber Etwas zu sagen hat, verschmäht er es nicht, den Raisonneur in der Gestalt des guten Jakubowski einzuführen. Das ist anders geworden in dem Roman „Die bunte Reihe". Gegen die Bitterkeit, Ironie und Gestaltenfülle dieses Buches ist selbst „Quartett" eine harmlose und friedliche Dichtung. Alle die wilden, bewegten Vorgänge erfahren wir hier aus dem inneren Erleben des Helden der Erzählung, eines Volksschullehrers, heraus, der sich einbildet, ein Dichter zu sein, und der von einer lüsternen Frau in den Zauber des modernen Theatergründungschwindels gerissen wird. Aber auch der altmodische Lehrer selbst ist durchaus ironisch gezeichnet. Keine pathetische Gestalt, kein feierliches Wort findet man in diesem Buch, das doch voll ist von ergreifender Tragik. Es sind Situationen und Menschen darin gegeben, die man nie wieder vergessen kann. Die Schullehrerfrau mit ihrer gesunden, hundsgemeinen Sinnlichkeit im Gegensatze zu der kranken, lüsternen Niedertracht moderner Großstadtweiber, die Gestalt des verkommenen Schmidt-Lefèbvre, des Mannes mit der Konzession, und die gute, dicke, dumme Frau Kietz: der alte Fontane muß seine helle Freude daran gehabt haben.

Wie „Berlin W." aus drei Romanen, so besteht das noch nie aufgeführte Drama „Der Skandal" aus drei Stücken; nur läuft dort die Handlung ununterbrochen weiter, während das Schauspiel sich über mehrere Jahrzehnte hinzieht. Es spielt in Berlin, beginnt Ende der sechziger Jahre und endet in der Gegenwart; 1893 ist es gedruckt worden. Der erste Theil führt uns in die Familie des Börsenmaklers Eduard Strache. Ein angenehmes Heim. Der Onkel Gustav ist zwar ein leichtsinniges Haus, aber sein Bruder scheint vermögend und hilfbereit und macht Alles wieder gut. Der Gast des Hauses, der Dichter Arnold Krehling, ist heimlich der jungen Susanne, dem lieblichen Töchterchen, verlobt, mit dem freilich die Eltern andere Pläne zu haben scheinen. Doch will Krehling, ein moderner Dichtersmann, offenbar den Muth nicht sinken lassen; er erklärt der Frau Strache mit dem offenen Ton, der da zu herrschen scheint: „Beste Freundin, ich fürchte, Sie unterschätzen mich. Ihre herrliche Susanne sieht in mir nur den Dichter, aber ich hoffe, ich bin ein serieuser Mensch." Sie sitzen sehr gemüthlich beim Nachmittagskaffee im Garten; da macht das Dienstmädchen die Mittheilung, es sei ein Herr von der Polizei dagewesen, der wiederkommen wolle. Mit der Gemüthlichkeit ists schnell aus. Alle außer Susanne erschrecken. Sogar der Onkel Gustav, wenn auch nur mäßig. Freilich glaubt er, es könne sich natürlich wieder einmal nur um ihn handeln. Vor acht Tagen hat er nachts in fröhlicher Gesellschaft einen lustigen Ulk gemacht: der Statue des Grafen Brandenburg einen Regenschirm in die Hand gesteckt. Aber die Stimmung wird schlimmer: das Mädchen erklärt, der Herr habe vom Onkel Gustav nichts

gewollt. Da beichtet denn Frau Bertha Strache. Sie hat vor Monaten ein Dienſtmädchen verhaften laſſen, das ihr einen Ring geſtohlen haben ſollte. Es kam allerdings zur Freiſprechung. Aber ... ſie hat nämlich ſchon vor etlichen Wochen den Ring gefunden, im Schmuckkäſtchen. Der Onkel Guſtav brauſt auf, macht ihr Angſt und bringt die edle Dame — ſie iſt aus altem Adel — dazu, dem Mädchen wenigſtens einen Brief zu ſchreiben. Eduard und Krehling bleiben allein. Das kanns ja auch nicht ſein! Wie ſollte die Polizei davon wiſſen? Und nun platzt der Dichter heraus, in Todesängſten. Um ihn wird ſichs handeln. Er hat ein armes, kaum mündiges Mädchen verführt, betrogen und in den Tod gehetzt. Seine „Lieder im Volkston", die ihn ſchon bekannt gemacht haben, ſind damals entſtanden, als ſie ſich ihm hingab. Er bebt vor Angſt. Strache aber unterbricht ihn unwillig: das Alles iſt recht ſchön und gut... Aber wo kümmert ſich denn die Polizei um ſo was! Da wird der Dichter freudig erregt und fügt ein zweites Geſtändniß hinzu: er liebt Suſanne und bittet um die Hand dieſes einzigen Kindes. Strache, deſſen Aufregung wächſt, erkundigt ſich nach ſeinen Vermögensverhältniſſen und deutet an, ſeine eigene Vermögenslage werde falſch beurtheilt. Das Geſpräch wird abgebrochen.

Bisher war ſchon Schlag auf Schlag gekommen. Immer neue Schleier hoben ſich. Immer deutlicher blickten wir in einer Viertelſtunde dieſen Menſchen ins Herz. Dieſer erſte Akt iſt prachtvoll aufgebaut. In einem raſchen, eiskalten Geſpräch zwiſchen den beiden Gatten erfahren wir jetzt, warum der Herr nachgefragt hat. Strache iſt ruinirt. Schlimmer: er hat Depots unterſchlagen. Der Staatsanwalt oder der Tod bleibt ihm nur noch. „Eine Gerichtsverhandlung wäre entſetzlich," erwidert Frau Bertha; und er verſteht ſie. Dieſes Weib entpreßt ihm ein noch ſchlimmeres Geſtändniß: auch ihr eigenes Vermögen hat er verbraucht. Da bricht ſie los: „Mein Geld will ich! Schaff' mir mein Geld!" Eduard Strache ſchwankt noch zwiſchen verzweifelter Flucht und Selbſtmord; da kommt die große Wendung: Herr Emil Dambacher, ein fünfunddreißigjähriger Lebegreis, hält um Suſannes Hand an. Onkel Guſtav, der das Kind ſo von Herzen liebt, übernimmt es, ihr zuzureden. Freilich: wie er es thut! „Heute ſollſt Du das Größte lernen, was der Menſch zum Leben braucht: ein Bischen Reſignation." .... „Das iſt wirklich ſo ein Fall, wo ein Kind ſich recht gut für ſeine Eltern opfern kann." Und dann ſchildert er ihr das Leben an der Seite dieſes Mannes, mit dem ſie künftig aus einem Glaſe trinken ſoll. „Und wenn es Dir ein Grauen iſt, aus ſeinem Glaſe zu trinken, ſo ſollſt Du erfahren, daß dieſes Grauen an Deiner Seite wachen wird am Tage und an Deiner Seite lauern wird bei Nacht." Sie iſt entſetzt. Ihre letzte Hoffnung iſt Krehling: er wird ſie nicht freigeben. Er wird gerufen. Er wartet gar keine Mittheilung

ab; ihm ist bang geworden: ein Mädchen ohne Mitgift! In seiner erhabenen, höchst feierlichen Sprache verzichtet er, mit blutendem Herzen. Es kommt zur Verlobung. Nun kann der Herr von der Polizei schließlich kommen. Mit dem Gelde des steinreichen Dambacher ist Alles zu decken. Und er kommt und hat wirklich Recherchen anzustellen: weil nämlich Herr Strache zum Kommerzienrath vorgeschlagen ist. Schluß ... Wie wohl bei der Aufführung dieser Schluß wirken würde? Wir würden lachen; aber es wäre ein Krampf, der vom Aufheulen kaum unterschieden werden könnte.

Nach diesem stürmischen Crescendo setzt der zweite Theil gemächlicher ein. Er führt uns auch in ein Idyll, in das Dichterheim Arnolds Krehling. Er ist — anderthalb Jahrzehnte später — noch immer Junggeselle und wohnt ärmlich genug in einer möblirten Stube. Er ist eben Susanne Dambacher, der Frau des reichen Sportsman, treu geblieben; ganz Berlin W. — mindestens alle die Häuser der Thiergartenstraße, wo er ständiger Hausfreund und regelmäßiger Dinergast ist — weiß, daß die Beiden in platonischer Liebe an einander hängen. Er freilich hat daneben seit Jahren noch eine andere Liebe: zu einer braven, tapferen Buchhalterin, die an ihn glaubt und ihm alle ihre Ersparnisse zukommen läßt. Ja, die Frauen hängen ihm an, dem Dichter der Lieder im Volkston. Auch seine Hauswirthin, trotz all ihrem Mutterwitz und ihrer scharfen Zunge, verehrt ihn und borgt ihm Geld und stundet die Miethe. Sie durchschauen ihn alle und kommen nicht los von ihm; im Grunde muß er doch edel sein! Schließlich wird er aber doch seine beiden Freundinnen los, an einem Tage sogar. Beide sind in Lagen gekommen, wo sie all dem Verworrenen ein Ende machen wollen. Toni fängt an, zu spüren, daß sie älter wird; ein braver Mann hat um sie angehalten, aber sie liebt Krehling, ihr Gehalt ist aufgebessert worden, sie können zusammen davon leben: er soll sie heirathen. Er höhnt und spottet vor Aerger. Sie aber fleht: nur Wahrheit, Wahrheit. „Also ganz ehrlich. Darf ich auch brutal sein?" „Ach ja, nur nicht lügen." Da setzt er ihr denn auseinander, daß eine solche Ehe für den Dichter Krehling ganz unmöglich sei. In großen, stolzen Worten. Er braucht nämlich die üppigen Diners bei seinen Freunden. Er zeigt sich auch vor Tonis Augen in all seiner Verlogenheit. Sie läßt ihn und wird ihren Buchhalter, der Alles erfährt, heirathen.

Und dann kommt Susanne. Sie erträgt endlich ihre Ehe nicht mehr. Sie kann nicht mehr in diesem Schmutz, neben diesem verworfenen Lebemann, bleiben. Ihr dreizehnjähriges Töchterchen? „Es giebt keinen Gott! Sonst hätten wir kein Kind gehabt!" Sie glaubt, das Kind nicht lieben zu können. Sie flüchtet zu Krehling; die Ehe soll geschieden werden, sie will ihn heirathen. Die bescheidenen Mittel bietet der Onkel Gustav. Der Dichter sagt nicht Nein; er wird sogar recht sinnlich verliebt: sie ist zum

ersten Male bei ihm im Zimmer. Sie schaudert. Aber es eile ja wohl nicht, meint er, und dann könne er doch nicht ganz auf die Gesellschaft, an die er gewöhnt sei, verzichten. Sie beginnt, ihn endlich im rechten Licht zu sehen. Und wie er ihr, um zu beweisen, das Kind, die Adelheid, hasse sie, deren kindische Aufzeichnungen zu lesen giebt, wie die Mutter daraus merkt, daß das Kind sie so gern lieben möchte und nach Liebe sich sehnt, da läßt auch sie den Dichter und kehrt in die Ehe zurück, um ihr Kind zu finden.

Der dritte Theil endlich bringt das Gegenstück zum ersten, für uns die Lösung all der Dissonanzen zur Harmonie. Auch Adelheid ist jetzt ein erwachsener Mensch, aber anders als einst ihre Mutter: tapfer, resolut, selbständig. Und wie auch sie verkauft werden soll, um ihrem Vater Vermögen und gesellschaftliche Ehre zu retten, da erklingt es in hellen, jubelnden Akkorden: „Der Skandal ist gut! Das Aergerniß ist gut! Laß Dir die Seele nicht ersticken! Es schickt sich, glücklich zu sein!“ Es ist kein bloßer Zusammenbruch. Adelheid, das Kind, hilft tapfer mit einreißen: „Auf eine Lüge ist dieses Haus aufgebaut! Wir tanzen auf Lügen, wir schlafen auf Lügen, auf Lügen wird dieser Tisch gedeckt!“ ... „Ein Skandal ist das Leben, das wir führen, ein Skandal unsere Gesellschaft, eine Skandal unser Luxus“ ... „Und jetzt, wo es in allen Fugen des Gebäudes kracht, wo das Leben auf allen Gassen nach Wiedergeburt schreit, nach der großen Wiedergeburt, jetzt, wo man von allen Höhepunkten nach dem Befreier ausblickt, habt Ihr für seine Verkünder nur das eine Wort: Skandal! Es ist nicht wahr! Die Wahrheit thut uns noth! Harte Wahrheit!“ Adelheid opfert sich nicht: sie und die Mutter verlassen Dambacher, um ihr Leben auf Einfachheit und Liebe zu bauen.

Einfachheit und Liebe! Harmonische Lebensgestaltung! Man sieht: es ist wiederum der altmodische Lehrer, der zu uns spricht. Aber man bemerkt auch: die Wege zu diesem Ziel sind nicht die der alten, starren, vertrockneten Moral. Mauthner ist kein Moralprediger.

„Was gestern gut und schön, wird heut' zur Qual,
Wenns Sitte heißt und steif und stille steht;
Das Ewig-Gestrige nennt sich Moral
Und gleißt mit Patina der Pietät.
Der Künstler lebt dem Künft'gen, Unerschaff'nen,
Muß oft sich gegen Sitte trotzig waffnen.“

So heißt es in der Widmung zum „Quartett“. Und in zwei hervorragenden Werken, die ich noch nicht genannt habe, hat er die Umwandlung unseres sittlichen Lebens, die Erschütterung aller unserer moralischen Gesetze und Begriffe vorgeführt. In dem Roman „Kraft“ kämpft eine gesunde edle Natur den Streit zwischen den höchsten Forderungen des Lebens

und der Moral; und das Leben siegt: um des Lebens und der Ehre einer geliebten Frau willen tötet er einen elenden Wicht. Und tapfer zieht unser Dichter eine moderne Konsequenz: die geliebte Frau hat ihm die Ehe geweigert, sie will dem stolzen Junker, ihrem Sohn, keinen Mann mit bürgerlichem, auf Gelderwerb angewiesenen Beruf zum Vater geben. Als sie aber erfährt, daß er ist, was die Welt wohl einen Mörder nennt, da neigt sie sich ihm: wer Kraft hat, ist adelig. Im „Totendoktor" dagegen sehen wir das Schwanken der urältesten Menschlichkeit in einem haltlosen und kranken Gemüth: um der Wissenschaft willen achtet der Doktor Wisin das Menschenleben nicht mehr; er tötet, was ihm in den Weg tritt, mit seinem „Typhusrevolver": mit künstlich gezüchteten Bacillenkulturen, — um der Wissenschaft willen. „Er ist nicht wahnsinnig", ruft seine Schwester verzweifelt aus, „er ist etwas Anderes, Größeres. Ich kann es nicht nennen. Er träumt! Er ist nicht wahnsinnig, er ist nur so grenzenlos unglücklich." Es ist die zur äußersten Spitze getriebene Unsicherheit des Verstandesmenschen in unserer skeptischen Uebergangszeit; während in „Kraft" die unbändige Sicherheit des frei gewordenen Instinktmenschen gestaltet ist.

So scharf daher Mauthner stets die Lebenslüge und die Unsittlichkeit der Sitte wie der Sittenlosigkeit bekämpft hat: nie ist er ein Pharisäer, nie ein Gestrenger gewesen. Herb ist er gegen das Ueberkommene, gegen die Einrichtungen, gegen ganze Klassen der Gesellschaft; mild und freundlich, in seiner Kritik und Dichtung wie im Leben, ist er gegen die Einzelnen. Das Wort Hamanns: „Eine strenge Moral kommt mir schnöder und schaler vor als der muthwilligste Spott und Hohn" könnte er sich aneignen. Er hält es im Leben wie im Schaffen mit der lieben, gescheiten Tante Ohlsen aus dem „Pegasus", die einmal ausruft: „Licht und Herz: wenn ich die nicht gehabt hätte in meinem Leben, wenn mich die nicht beglückt hätten, — lieber als Hund auf die Welt kommen als so."

Und so wollen wir denn zum Schluß auch nicht so thun, als ob uns nur der homo literatus anginge und nicht auch der homo humanus; wir wollen uns erinnern, daß Fritz Mauthner in schwerer Zeit, bei sehr angegriffener Gesundheit seinen Geburtstag begeht, wollen ihm unseren herzlichen Gruß senden und ihm das Eine wünschen, was er braucht: Licht und Herz und Gesundheit!

Strafgefängniß Tegeler Landstraße.*) Gustav Landauer.

---

*) Noch ein anderer Gefangener ruft dem lieben, ehrlichen, klugen Mauthner, dem Tapferen, der „Xanthippe", „Die „Fanfare" und „Schmock" zu schreiben wagte, einen herzlichen Glückwunsch über die Mauer:

Festung Weichselmünde. M. H.

# Ideen zu einer Universitätreform

mit besonderer Berücksichtigung der österreichischen Hochschulen.

Unter den zahllosen Kundgebungen patriotischer Huldigung, die in Oesterreich dem Jahre 1898 ihre Entstehung verdanken, nimmt ein schlichtes Buch einen hervorragenden Platz ein, das, vom akademischen Senat der Universität Wien herausgegeben, die Geschichte dieser Universität innerhalb des letzten halben Jahrhundertes zum Gegenstand hat. Ein glänzendes Bild entrollt sich da, — ein Bild freudiger Thätigkeit, rastlosen Fortschreitens. Wir sehen, wie die Universität aus tiefer Lethargie erwachte, um in überraschend kurzer Zeit den Universitäten des Deutschen Reiches, dem Stolz des deutschen Volkes, als ebenbürtiger Genosse zur Seite zu treten. Ja wohl, dem Stolz des deutschen Volkes!

Bei keinem anderen Volk dringt das Universitätleben so tief in das allgemeine Bewußtsein ein. Gelehrte und Fachmänner von Weltruf zieren die deutschen Fakultäten, reiche Büchersammlungen und wohleingerichtete wissenschaftliche Institute stehen zur Verfügung und Jahr für Jahr sehen wir neue Prachtbauten aufsteigen, bestimmt, dem geistigen Leben würdige Heimstätten zu werden.

Und dennoch: wer einen tieferen Blick in das Getriebe der Universitäten wirft, stößt gar bald auf Erscheinungen, die in bedenklichem Gegensatz zu dem äußeren Glanze stehen, auf Verhältnisse, die mit der natürlichen Bestimmung der Hochschule unvereinbar sind und eine tief greifende Reform zu fordern scheinen.

Was ist die Aufgabe der wissenschaftlichen Hochschule? Sie hat ihre Schüler zu wissenschaftlicher Selbständigkeit zu erziehen und den Nachwuchs für die künftige Besetzung des Lehramtes heranzubilden. So wurde die Aufgabe der Hochschule aufgefaßt, als sie vor mehr als siebenhundert Jahren ins Leben trat, und dieser Standpunkt wurde auch von den Universitäten in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens konsequent festgehalten.

Wer das Doktordiplom einer Fakultät erworben hatte, durfte an allen Universitäten der Christenheit für die Disziplinen seiner Fakultät als Lehrer auftreten, ja, das Recht darauf, diese „Fakultas", bildete den wesentlichen Inhalt seines Diplomes.

Wäre Das heutzutage denkbar?

An den heutigen Universitäten wirken allerdings die hervorragendsten Gelehrten und Forscher. Worin besteht aber ihre Thätigkeit? Meistens darin, daß sie Jahr für Jahr bis in ihr spätestes Lebensalter das selbe Pflichtkolleg lesen: eine Arbeit, die sie allzu häufig nur als Last empfinden.

Und die wissenschaftlichen Institute! Werden sie, so weit ihre Benutzung nicht obligatorisch ist, anstatt von den Studirenden, nicht vielmehr nur vom Professor und von seinem Assistenten benutzt?

Was ist die Ursache solcher befremdlichen Erscheinungen? Woran liegt es, daß das Doktorat so viel von seiner ursprünglichen Bedeutung eingebüßt hat? Woran, daß die Universitätprofessoren als Lehrer in der Regel nicht den Wirkungskreis haben, der ihrer Bedeutung entspricht? Woran liegt es, daß trotz dem unzweifelhaft vorhandenen Bildungbedürfniß der studirenden Jugend die Universitätinstitute meist nur kümmerlich frequentirt werden?

Die Quelle aller dieser Uebelstände ist, daß die obligate Studienzeit und

die innere Einrichtung der Studienkurse in den einzelnen Fakultäten mit der Entwickelung der Wissenschaften nicht Schritt gehalten haben und durch die rapide Ausdehnung aller wissenschaftlichen Disziplinen gänzlich überflügelt worden sind.

Zur Zeit der alten Universitäten wurden alle Fächer einer Fakultät als zusammenhängende Einheit aufgefaßt. Wer den Doktorhut einer Fakultät tragen wollte, mußte alle Disziplinen seiner Fakultät beherrschen; Fachlehrer gab es an den alten Universitäten nur, in so weit es verschiedene Fakultäten gab.

Wollte man diesen Grundsatz jetzt noch anwenden, so bliebe nichts übrig, als die heutigen Fakultäten in viele Dutzende von Spezial-Fakultäten aufzulösen, und überdies müßte man die Studienzeit in jeder dieser neuen Fakultäten um das Doppelte oder Dreifache verlängern, wenn der Lernende weit genug gefördert werden sollte, um selbst Lehrer an der Hochschule zu werden.

Wir haben aber bis zum heutigen Tage noch immer die vier Fakultäten wie vor siebenhundert Jahren, noch immer das alte Doktorat als Schlußstein der akademischen Laufbahn; und die Studienzeit ist nicht länger, sondern in vielen Fällen sogar kürzer geworden. Kann es da Wunder nehmen, daß das Doktorat zu einem bloßen Ornament von mitunter recht zweifelhaftem Werth herabgesunken ist? Kann es Wunder nehmen, daß ein Professor, der wirklich die Bedürfnisse seiner Hörer vor Augen hat, fast nie dazu kommt, bei seinen Hörern Das zur Geltung zu bringen, was gerade seine Bedeutung ausmacht? Ist es ein Wunder, daß die wissenschaftlichen Institute, deren erfolgreiche Benutzung eben viel Zeit voraussetzt, so wenig benutzt werden?

Man kann unter Professoren häufig hören: „Unsere Universitäten sind eben keine Gelehrtenschulen mehr, wie die alten es waren, sie sind Berufsschulen und müssen als solche beurtheilt werden." Also Berufsschulen: gut! Dann müßten unsere Fakultäten aber auch wirklich für bestimmte Berufe vorbereiten, dann müßte der junge Mann, der eine Fakultät absolvirt hat, für die Ausübung seines Berufes völlig qualifizirt sein. Das ist aber nicht der Fall. Ein junger Jurist, der das Doktorat abgelegt hat, kann auf Grund seines Diplomes weder Richter noch Advokat noch Notar, ja, nicht einmal Verwaltungbeamter werden; er hat vielmehr für alle diese Zweige noch langjährige theoretische und praktische Studien nöthig und muß sich dann strengen Staatsprüfungen unterziehen. Ein junger Mann, der zum Doktor der gesammten Heilkunde promovirt wurde, kann auf Grund seines Diploms nicht einmal Landarzt oder Armenarzt werden und in vielen Ländern wird er überhaupt nicht zur Praxis zugelassen, bevor er nicht mehrere Jahre hindurch an einem öffentlichen Krankenhause praktizirt und sich darauf nochmals einem Staatsexamen unterzogen hat. Was ist vollends von dem Doktor der Philosophie zu sagen? Er, der früher eo ipso Hochschullehrer war, kann heute nicht einmal den Anspruch erheben, an einer Mittelschule angestellt zu werden, da die Lehrbefähigung für Gymnasien und Realschulen ein umfassenderes und vielseitigeres Studium verlangt als das Doktorat der Philosophie.

Wer sich einem Beruf zuwendet, der akademische Studien voraussetzt, hat heutzutage nach absolvirter Universitätzeit noch Ergänzungstudien nöthig; wer aber höhere wissenschaftliche Ausbildung oder die Universitätprofessur an-

strebt, für Den bildet das abgelegte Doktorat nicht mehr den Abschluß, sondern den Beginn der ernstesten Studien.

Aus diesem Mißverhältniß zwischen dem übergroß gewordenen Umfang der wissenschaftlichen Disziplinen und der seit Jahrhunderten stationär gebliebenen Studienzeit entwickelt sich eine Reihe schwer wiegender Uebelstände.

Die Fakultäten, die seit geraumer Zeit nicht mehr im Stande sind, den stets anwachsenden Lehrstoff in jener Vollständigkeit zu behandeln, die ein wirklicher Hochschulunterricht verlangt, haben das natürliche Bestreben, einen Theil ihrer Aufgaben auf die Mittelschulen überzuwälzen. Sie stellen immer höhere Anforderungen an die vorbereitenden Schulen, — und daraus entspringt die „Ueberbürdung", die eine ständige Sorge aller Pädagogen ist.

Ein junger Mann, der sich dem akademischen Lehrfach in irgend einer Disziplin zu widmen beabsichtigt, ist heute von Anfang an genöthigt, sich auf das eine Spezialfach zu beschränken; und er wird Das um so leichter thun können, als die bestehende Rigorosenordnung und noch mehr der bestehende Rigorosenusus dieser Beschränkung Vorschub leisten. Dadurch werden aber die ernstesten Sorgen hervorgerufen, denn durch die hiedurch hervorgerufene Einseitigkeit wird geradezu die Würde und das Ansehen der Gelehrtenwelt beeinträchtigt.

Nun könnte man allerdings einwenden, Niemand sei gezwungen, mit der Ablegung des Doktorates auf das Weiterstudium zu verzichten; wolle er fortstudiren, so ständen ihm an allen größeren Universitäten in Oesterreich, vor Allem in Wien, zahlreiche wohl eingerichtete Universitätinstitute, große wissenschaftliche Anstalten, Sammlungen, Bibliotheken und zahlreiche wissenschaftliche Korporationen zur Verfügung. Es ist nun allerdings richtig, daß es an Gelegenheit zur weiteren Ausbildung nicht fehlt, aber die Gelegenheit allein genügt ihm nicht. Der Betrieb der modernen Wissenschaft beruht auf Selbständigkeit der Forschung; und Jeder, der die Meisterschaft in einer Disziplin erlangen will, muß an der Fortbildung seines Faches thätigen Antheil nehmen. Der junge Mann aber, mag er die obligate Studienzeit noch so fleißig ausgenutzt, sein Doktorat noch so glänzend bestanden haben, ist doch nur ein Anfänger in seinem Fach. Er hat sich im besten Falle die theoretischen Grundlagen seiner Disziplin angeeignet; zur Vollendung bedarf er noch der praktischen Uebung.

Wo sind nun aber Vorkehrungen dafür getroffen? Wo sind die Männer, die die besondere Aufgabe und Verpflichtung hätten, ihm hierbei die unentbehrlichen Führer zu sein? Man findet sie nirgends.

Die Universitätprofessoren haben ihre großen Pflichtkollegien zu lesen, sich den Anfängern zu widmen und sind überdies durch eigene schriftstellerische Thätigkeit in Anspruch genommen. Sie haben weder die Pflicht, sich um die Weiterbildung absolvirter Akademiker zu bekümmern, noch auch nur die nöthige Zeit hierzu. Die Leiter und Angestellten der großen wissenschaftlichen Institute und Sammlungen sind in solchem Maße mit dienstlichen Angelegenheiten überbürdet, daß es ihnen ganz unmöglich ist, sich eingehend mit den Weiterstrebenden zu befassen. Für die unter den gegebenen Verhältnissen unumgängliche Weiterbildung nach Erwerb des Doktorates ist also in der heutigen Studienordnung thatsächlich gar nicht vorgesorgt und der Jünger der Wissenschaft ist in diesem Stadium seiner Entwickelung auf den guten Willen, die Opferwilligkeit und fast möchte ich

sagen: die Gnade Anderer angewiesen. Hier muß entschieden Abhilfe geschaffen werden. Wodurch Das geschehen kann: die Antwort auf diese Frage scheint mir nach dem Vorhergesagten ziemlich einfach zu sein.

Wenn es wahr ist, daß bei dem heutigen Umfang der Wissenschaften die noch aus dem Mittelalter stammende Studienzeit nicht mehr ausreicht, so muß sie eben in entsprechender Weise verlängert werden; und wenn es wahr ist, daß heutzutage die Meisterschaft einer Wissenschaft nur dadurch erreicht werden kann, daß man an ihrer Weiterentwickelung thätigen Antheil nimmt, so folgt daraus, daß alle jene Institute und Korporationen, die der wissenschaftlichen Arbeit, der Pflege und Weiterbildung der Wissenschaft gewidmet sind, mit der Universität in organischen Zusammenhang gebracht werden müssen.

Der Astronom müßte sich der Sternwarte, der Meteorologe der Meteorologischen Centralanstalt, der Geologe der Geologischen Reichsanstalt, der Kunsthistoriker dem Kunsthistorischen Hof-Museum, der Historiker dem Staatsarchiv anschließen und unter kundiger Führung an den Arbeiten dieser Institute Theil nehmen. Die wissenschaftlichen Gesellschaften und Vereine würden Jedem Gelegenheit geben, mit der großen Masse seiner Fachkollegen in Verbindung zu treten und im freien Meinungaustausch seine Anschauungen zu läutern und zu befestigen.

Daß solche Einrichtungen praktisch möglich sind, ist durch die Erfahrung längst bewiesen. Das wiener Allgemeine Krankenhaus ist ein Staatsinstitut, das unter der Verwaltung der Statthalterei steht, und dennoch wurde es durch Einrichtung der Kliniken der medizinischen Fakultät angegliedert und dem Studium der Medizin nutzbar gemacht.

Die Sternwarte und die meteorologische Centralanstalt haben sicherlich ihre eigenen, von Unterrichtzwecken unabhängigen Aufgaben zu erfüllen: dennoch sind sie zugleich Universitätinstitute und dienen auch dem Unterricht.

Welche wichtige Rolle aber das Vereinsleben im höheren Unterricht spielt, geht schon daraus hervor, daß auch heute überall an den Hochschulen wissenschaftliche Studentenvereine eingerichtet werden.

Unabhängigkeit und Selbständigkeit sind zwar die Grundbedingungen individueller Entwickelung; aber diese Entwickelung hat doch auch ihre natürlichen Grenzen. Darüber hinaus wird Unabhängigkeit und Selbständigkeit als Isolirung empfunden, die den Fortschritt hemmt; und erst aus der Vereinigung verschiedener Individualitäten entspringt neues Leben, das mit gesteigerten Kräften höheren Zielen zustrebt.

Diese Wahrheit hat sich auch an allen wissenschaftlichen Korporationen und Instituten bestätigt, die sich vom Mutterorganismus der Universität loslösten oder außerhalb dieses Organismus entstanden.

Die höchste wissenschaftliche Korporation des Reiches ist die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften; ihre wesentlichste Thätigkeit besteht aber darin, daß sie als Redaktionkomitee für die Herausgabe gelehrter Schriften fungirt. Zu wiederholten Malen hat man den Versuch gemacht, ihren Wirkungskreis zu erweitern und sie in einen lebendigeren Kontakt mit der Welt der Studien zu bringen, aber die eingeschlagenen Wege waren verfehlt. Man dachte daran, ihr Aufgaben der Popularisirung zu übertragen; aber Das ist dem Wesen der Akademie zuwider.

Ganz etwas Anderes wäre es, würde man die Akademie zum obersten Forum der neuen Hochschule machen und ihr die Organisation, Einrichtung und Leitung des neuen „Studium generale“ anvertrauen. Das wäre ohne Zweifel ein ihrer würdiger und für sie passender Wirkungkreis. In ähnlicher Weise würden aber auch die wissenschaftlichen Institute, Gesellschaften und Vereine durch die hier vorgeschlagene Organisation gewinnen. Die Institute, die heute ausnahmelos unter dem Ueberfluß an Material und unter dem Mangel an Arbeitkräften leiden, würden eine Anzahl unentgeltlicher und leistungfähiger Mitarbeiter erhalten, während die Gesellschaften und Vereine durch ihren Anschluß an die Universität offenbar eine vermehrte Anziehungskraft für das große Publikum gewinnen müßten.

Selbstverständlich kann eine Organisation, wie ich sie ins Auge fasse, nur da geschaffen werden, wo die erforderlichen Elemente dazu bereits vorhanden sind. Das ist innerhalb Oesterreichs in vollem Umfange nur in der Hauptstadt der Fall. Nur Wien besitzt jene Schätze an Bibliotheken, Sammlungen und wissenschaftlichen Instituten aller Art, die es dem Jünger der Wissenschaft ermöglichen, sich zum selbständigen Forscher und ausgebildeten Fachmann zu entwickeln; nur Wien hat jene Fülle von gelehrten Korporationen, wissenschaftlichen Gesellschaften und Vereinen, die im Stande wären, die neue Hochschule mit geistigem Leben zu erfüllen, die Verbindung der neuen Hochschule mit breiten Schichten der Gesellschaft aufrecht zu erhalten und die Schätze geistigen Wissens, die Resultate wissenschaftlicher Forschung in alle Kreise der Bevölkerung zu leiten.

Die neue Hochschule könnte daher nur in Wien errichtet werden. Und damit drängt sich die Frage auf, was denn aus den übrigen Universitäten werden solle. Die Antwort darauf ergiebt sich von selbst: sie würden eben in ihrer jetzigen Lage weiter bestehen und höchst wahrscheinlich nach und nach ihre Fakultäten mehr nach der praktischen Seite ausbilden: Bildungstätten für Aerzte und praktische Juristen. Sie müßten dadurch sogar außerordentlich gewinnen.

Heute sind alle Universitäten formell gleichgestellt und gleichberechtigt, in Wirklichkeit besteht aber zwischen den kleinen und großen Universitäten in Bezug auf die vorhandenen Studienbehelfe doch ein so gewaltiger Unterschied, daß Vergleichungen beinahe ausgeschlossen sind. Daher trachtet jeder Studirende, an eine der großen Universitäten zu kommen, und der Andrang dahin ist so groß, daß oft sogar der Studienerfolg in Frage gestellt wird, während die Fakultäten der kleinen Universitäten mitunter geradezu nothleidend sind. Würde nun die wiener Universität in der hier vorgeschlagenen Weise erweitert und in eine Hochschule für Spezialisten, Gelehrte und Hochschulprofessoren umgewandelt werden, deren Absolvirung einen unverhältnißmäßig längeren Zeitraum und größere materielle Opfer verlangt, so würde das Gros der Studirenden sich offenbar den Landesuniversitäten zuwenden und diese würden dadurch eine neue, spezifische Existenzberechtigung erhalten.

Es ist eine alte Wahrheit, daß in der Entwickelung der menschlichen Gesellschaft sich ähnliche Vorgänge immer wiederholen. Man glaubt, die alten Zustände beseitigt zu haben, man schwelgt in Errungenschaften der Neuzeit; neuen Zielen zustrebend, gründet man neue Institutionen auf Grund der neuen Verhältnisse, — und plötzlich wird man gewahr, daß, was man für etwas ganz Neues hielt, im Grunde genommen etwas sehr Altes ist. So geht es auch hier.

In diesen Betrachtungen wurde eine Neuorganisation des höheren wissenschaftlichen Unterrichtes auf Grundlage der jetzigen Verhältnisse und aktuellen Bedürfnisse vorgeschlagen, — und siehe da: die neue Organisation entspricht ganz dem alten „Studium generale", der alten „Universitas magistrorum et scolarium". So wie in früheren Zeiten soll die neue Universitas das gesammte geistige Leben der Gegenwart umfassen, so wie ehemals soll sie nicht zu bestimmten Erwerben erziehen, sondern die Ausbildung selbständiger Gelehrten und Hochschulprofessoren zum Zweck haben, so wie ehemals soll sie nicht nur der persönlichen Ausbildung, sondern zugleich der Fortbildung und Weiterentwickelung der wissenschaftlichen Disziplinen selbst dienen. Und noch mehr! Eine sehr wichtige Rolle spielten an den alten Universitäten die Disputationen: hat man sie doch mit Recht als den wesentlichen Charakterzug bezeichnet, durch den sich eben das „Studium generale" von dem früheren Schulbetrieb unterschied. Sie bildeten den Mittelpunkt des akademischen Lebens, sie waren das Symbol und Unterpfand der freien Wissenschaft, der Lehr- und Lernfreiheit. Diese wichtige Einrichtung der Disputationen, des freien Meinungaustausches, ging den Universitäten später so gut wie vollständig verloren: nach den hier entwickelten Ideen würde sie in den modernen Formen des Vereinslebens zu neuem Leben erstehen.

Und schließlich noch Eins: Die neue Hochschule müßte aus einer auf Grund bestimmter Abmachungen erfolgten Vereinigung der großen wissenschaftlichen Institute und Körperschaften im Anschluß an die heutige Universität hervorgehen. Diese verschiedenen Institute und Körperschaften befinden sich aber in den verschiedensten Rechtslagen. Einige von ihnen unterstehen der Hofverwaltung, andere theils gemeinsamen, theils österreichischen Ministerien und die wissenschaftlichen Vereine und gelehrten Gesellschaften, die eins der wesentlichsten Elemente der neuen Hochschule zu bilden berufen wären, sind vollkommen unabhängige, selbständige Körperschaften, die nicht gesonnen sein werden, ihre Autonomie und Selbstverwaltung aufzugeben.

Es wäre ganz undenkbar, eine aus der Vereinigung so verschiedenartiger Elemente zusammengesetzte Körperschaft unter die Verwaltung irgend einer bestimmten Behörde, etwa des Unterrichtsministeriums, zu stellen; sie müßte vielmehr sui juris sein, eine Körperschaft, in der zwar den einzelnen kontribuirenden Interessenten ein entsprechender Einfluß gewahrt bliebe, die aber der Hauptsache nach ihre Angelegenheiten selbständig in ähnlicher Weise verwalten würde, wie es heutzutage bei der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften der Fall ist, die zwar finanziell vom Unterrichtsministerium abhängig ist, im Uebrigen aber durch ihren Kurator unmittelbar unter der Krone steht.

Damit hätte aber die neue Hochschule, die neue „Universitas Studiorum", auch jene Unabhängigkeit und Selbständigkeit wieder erlangt, die von den alten Universitäten mit Recht als der Grundpfeiler ihrer Macht und ihres Ansehens, als das Palladium ihres Blühens und Gedeihens angesehen wurde.

Wien, im Oktober 1899. Professor Theodor Fuchs.

# Der Genius der Plötzlichkeit.

Des Huhnes Lage verändern
Recht langsam zu jeglicher Frist:
Bei erfahrenen Bratenwendern
Der oberste Grundsatz ist.

Es dreht sich ja Alles; wir selber
Drehen uns langsam im Kreis:
Schien neulich das Gelb uns noch gelber,
Scheints heut uns natürlichstes Weiß.

Hast Du mit sorglicher Seele
Einmal früher Mücken geseiht,
So verschlucke nur heute Kameele.
Doch laß mit dem Schlucken Dir Zeit.

Behaglich vollzieh' sich die Wandlung,
Sonst wird die Verdauung gestört,
Erträglich wird jegliche Handlung,
Sobald man nur langsam verfährt.

So hatten im Glauben der Väter
Geschlechter gewirkt wie im Schlaf;
Da erhub sich wildes Gezeter,
Das schrecklich ihr Trommelfell traf.

Was geschah denn? Komische Frage!
Wuchs durch den Tisch Euch der Bart,
Daß Ihr vom Umschwung der Tage
Und Dinge gar nichts gewahrt?

So vernehmt an neuen Altären
Brünstiger Seelen Erguß;
Sie preisen in höheren Chören
Der Plötzlichkeit Genius.

Das ist die Göttin, die flotte;
Blitz heißt ihr Bettgenoß,
Die auf die schläfrige Rotte
Im Donner herunterschoß.

Sie brachte die frohe Botschaft
Von ihrer Plötzlichkeit,
Die jedem Langsamen Noth schafft,
Der ihrem Dienst sich nicht weiht.

Ihre Priester, die Weihrauchschwinger,
Erkennen im Schwarz schon das Weiß
Und zum Kameelverschlinger
Wird der Gläubige gleich auf Geheiß.

Ihre Diener haben die Feige
Kaum in den Boden gesteckt,
Als schon die Palme die Zweige
Ueber die Früchte reckt.

Ihre Diener sind noch schneller
Als des Gedankens Lauf:
Kaum denkst Du an den Teller,
So liegt auch die Wurst schon drauf.

Ihre Diener stehn an der Kelter:
Kaum warf man die Trauben hinein,
So soll der Wein schon älter
Als jeder andere sein.

Sie an der Presse zu sehen,
Das ist der höchste Genuß:
Da wirkt wie Sturmes Wehen
Der Plötzlichkeit Genius.

Die Göttin hat aus den Ecken
Viel Gläubige an das Licht
Geweht, wo sie zu entdecken
Es Andern an Kraft gebricht.

Sie hat zu der neuen Lehre
Unfrei und Edel bekehrt.
„Der Plötzlichkeit sei Ehre!"
Wird überall gehört.

So klingt es in allen Spalten
Vom Belt bis an den Rhein
Und Mosse und Schweinburg walten
Mit Cymbeln und Schalmein.

So klingt es und wird es klingen
In hohem und tiefem Ton
Und die lieben Englein singen:
„Kyrie Eleysohn!"

Palingenius.

# Die philippinische Frage.

Als am vierten Februar 1899 die Feindsäligkeiten zwischen den Amerikanern und den Filipinos ausbrachen, glaubten die Amerikaner, mit dem „Aufstand" rasch fertig zu werden. Inzwischen ist es anders gekommen. Neun Monate sind unter steten Kämpfen verflossen und trotz allen Siegen der amerikanischen Truppen und ihrer großen Ueberlegenheit, besonders in der Artillerie Waffe, ist es ihnen nicht einmal gelungen, sich auch nur der Eisenbahnlinie Manila-Dagupan ganz zu bemächtigen oder den Widerstand der tagalischen Provinzen zu brechen. In nächster Zeit wollen die Amerikaner den Feldzug mit größerer Energie wiedereröffnen, aber die Einnahme einer Reihe von Städten dürfte das ganze Resultat der Campagne sein; und selbst wenn es den Amerikanern gelingen sollte, die gesammten ausgedehnten Küsten wirksam zu blokiren, wird der Krieg damit nicht zu Ende gehen, sondern nur wildere Formen annehmen. Es ist eben ein Volkskrieg, einer jener Kriege, die leicht chronisch werden.

Allerdings sind die Filipinos nicht im Stande, die Amerikaner aus dem Lande herauszuwerfen, und die großen Geldmittel der amerikanischen Nation gestatten ihr den Luxus, so lange sie will, in jenem Archipel Krieg zu führen. Aber nicht minder sicher scheint es zu sein, daß die Filipinos selbst nach erfolgter Zersprengung ihrer Linien-Armee den Kampf weiter führen werden und daß auch im günstigsten Falle, d. h. wenn für eine kurze Zeit die Unterwerfung gelänge, der Besitz des Archipels immer unsicher bleiben würde. Bei jedem Zusammenprall der Union mit dem Ausland, aber auch bei anderen Anlässen, wäre stets von Neuem mit gefährlichen Unruhen und Erhebungen zu rechnen.

Man muß danach fragen: Was wollen die Amerikaner eigentlich, weshalb opfern sie Geld und Blut?

Die Antwort ist nicht ganz leicht, denn es scheint beinahe, daß man in Amerika selbst nicht weiß, was man mit dem Archipel machen soll. Der Präsident der Union, die Regirung und deren Anhänger, die „Imperialisten", sind wohl darin einig, die Philippinen zu „behalten"; aber über die Frage, welches Schicksal die Regirung dem Archipel zu bereiten gedenke, wird man weder aus den Aeußerungen der Regirung noch aus denen der Presse klug. Eine vom Professor Shurmann geleitete Kommission hat sich zwar nach den Philippinen begeben, um die Verhältnisse an Ort und Stelle zu studiren, und schließlich eine Proklamation erlassen, die den Philippinen Selbstverwaltung zusicherte. Doch die Proklamation blieb erfolglos, weil die Amerikaner das Mißtrauen vollauf rechtfertigten, das die Eingeborenen von Anfang an den Versprechungen ihrer neuen Herren entgegengebracht hatten. In Manila waren einige vornehme Eingeborene daran gegangen, eine Partei unter den Eingeborenen zu gründen, die die amerikanische Herrschaft anerkannte. Diese Partei nannte sich selbst die Partei der „Autonomisten", wurde aber im Volk unter dem Namen der „Amerikanisten" bekannter. Trotzdem sie in weiteren Kreisen keinen Anhang gewann, suchten die Amerikaner, froh darüber, daß sich Eingeborene ihnen zur Verfügung stellten, einen Theil der gemachten Versprechungen dadurch zu erfüllen, daß sie einige Oberämter in Manila errichteten und die meisten Stellen mit philippinischen Notabeln besetzten. Aber den philippinischen Richtern wurde bald klar, daß ihnen eigentlich nur die Gerichtsbarkeit über

Eingeborene zugestanden war und daß die Amerikaner es mit ihrer Würde nicht vereinbar fanden, sich philippinischen Beamten unterzuordnen. Die Voraussage der Independentisten bestätigte sich, daß die Amerikaner unter „Autonomie" nicht ein „Selfgovernment" des Landes, sondern nur jene Art von Selbstverwaltung verstünden, wie sie die Engländer in ihren Kolonien den Natives gewähren. Dabei würden die Eingeborenen sich aber noch schlechter stehen als in den Tagen der spanischen Herrschaft. Die Folge dieser Einsicht war die Abbröckelung der Amerikanisten-Partei und die Sistirung der Zeitung „Democracia" trug noch dazu bei, sie zu beschleunigen. Das Blatt, ein Organ der Amerikanisten, hatte es für seine Pflicht gehalten, die Amerikaner vor der Begünstigung der spanischen Mönche zu warnen. Die nach dem Ausland und nach Spanien geflüchteten Mönche erscheinen wieder in Manila und erhalten ihre von dem eingeborenen Weltklerus verwalteten Pfarren im Auftrag der amerikanischen Behörden zurück. Da diese spanischen Mönche aber im Lande tief verhaßt sind*) und dieser Haß hauptsächlich zum Sturz der spanischen Herrschaft beigetragen hatte, so erfüllte die „Democracia" einfach eine Pflicht der Loyalität, als sie Stellung gegen ihre Wiederkehr nahm. Dennoch erfolgte die Unterdrückung des Journales, — jedenfalls, um die Filipinos zu belehren, daß auch die versprochene Preßfreiheit nicht für die Eingeborenen gelte. . . .

Es ist immerhin möglich, daß diese Mißgriffe nicht von Washington aus gemacht wurden, sondern einer großen Ungeschicklichkeit des amerikanischen Gouvernements in Manila zuzuschreiben sind. Aber es geschieht auch in Washington gar nichts, was zu einer friedlichen Lösung des blutigen und kostspieligen Streites beitragen könnte. Der Präsident spricht immer nur in ganz allgemeinen Phrasen von der Zukunft, die er den Philippinen zu bereiten gedenke, und nennt die in Waffen stehenden Filipinos „Rebellen". Verdienen sie diese Benennung? Ein Rückblick auf die Geschichte des spanisch-amerikanischen Krieges beweist das Gegentheil.

Der Admiral Dewey befand sich nach der Schlacht von Cavite in einer ganz eigenthümlichen Lage: er hatte die spanische Seemacht vernichtet, konnte aber zu Lande nichts unternehmen, denn er hatte keine Landungtruppen an Bord. Wochen vergingen, ehe aus Amerika Truppen kamen. Da halfen sich die Amerikaner dadurch, daß sie Emilio Aguinaldo, den in Hongkong im Exil lebenden Generalissimus des Katipunan-Aufstandes, herbeiholten und in Cavite, das sie ihm übergaben, landeten. Aguinaldo rief die Unabhängigkeit der Filipinos aus und im Augenblick schaarte sich um ihn, der bis zur Einberufung einer konstituirenden Nationalversammlung sich zum „Präsidenten der Philippinischen Republik" aufwarf, ein rasch anwachsendes Heer, mit dem er die Spanier aus allen ihren auf der Insel Luzon innegehaltenen Positionen warf, vierzehntausend Gefangene machte und die Hauptstadt von der Landseite aus cernirte. Die Amerikaner erhoben keinerlei Einspruch gegen die Ausübung der Landeshoheit im Namen der Philippinischen Republik und bedangen sich nur die Besetzung Manilas durch ihre eigene Truppen und die Räumung des Kriegshafens von Cavite aus. Weder Aguinaldo noch ein einziger

*) Es sind Augustiner, Franziskaner und Dominikaner. Die Jesuiten, Benediktiner und Barmherzigen Brüder, obwohl auch Spanier, genießen die Achtung aller Filipinos.

Filipinos würde auch nur einen Schuß abgefeuert haben, wenn es sich darum gehandelt hätte, die spanischen Herren zu vertreiben, um dafür eine andere Fremdherrschaft einzutauschen. Aguinaldo und die Seinen handelten im Vertrauen auf die Loyalität der Amerikaner und gaben dieser Ueberzeugung in wiederholten Proklamationen an die Filipinos Ausdruck. Selbst als auf den pariser Friedenskonferenzen die Amerikaner die Abtretung der Inseln beanspruchten und erlangten, hegten die Filipinos daher trotz einem bedenklichen Zwischenfalle*) noch immer die sichere Hoffnung ihre Unabhängigkeit formell anerkannt zu sehen. Ich äußerte damals bereits Zweifel und erhielt von philippinischen Freunden die Antwort, die Amerikaner hinderten ja den Zusammentritt der konstituirenden Nationalversammlung gar nicht, sondern gestatteten, daß die in Manila wohnenden Deputirten täglich mit der Eisenbahn nach Malolos, dem Sitz des Kongresses, hin- und zurückführen. Eben so wenig unternahmen die Amerikaner Etwas, um die Unterstützung der auf den Visayas-Inseln gegen die Spanier kämpfenden Filipinos durch Aguinaldo zu hindern. Auch jener Punkt des pariser Vertrages, in dem die amerikanische Regirung der spanischen versprach, die Freilassung der von Aguinaldo gefangen gehaltenen Spanier zu erwirken, wurde von den Filipinos als eine indirekte Anerkennung ihrer eigenen Regirung betrachtet. Der Umstand endlich, daß das Kabinet von Washington mit keinem fertigen Regirungprogramm für die Philippinen hervortrat, ließ thatsächlich erwarten, daß die Amerikaner den Filipinos ihre im Laufe des Sommers und am neunundzwanzigsten September 1899 ohne Widerspruch ausgerufene Unabhängigkeit belassen und sich mit dem Protektorat und einer Kriegsentschädigung begnügen würden. Danach werden die gegen die Amerikaner kämpfenden Filipinos von der Geschichte niemals als Rebellen, sondern als Freiheitkämpfer bezeichnet werden.

Es ist aber schließlich ganz gleichgiltig, wie wir Aguinaldo und seine Leute nennen. Die Hauptsache ist, daß auch heute noch die Amerikaner den Filipinos kein festes Regirungprogramm, das auch für die Union verbindlich wäre, geboten haben. Präsident Mac Kinley ist vielmehr der Ansicht, daß Aguinaldo und sein Heer sich erst bedingungslos ergeben müssen, ehe überhaupt an Unterhandlungen gedacht werden könne. Das heißt aber, das Unmögliche verlangen und die Filipinos geradezu zum Kampf auf Leben und Tod herausfordern. Praktischer erscheint der Vorschlag des Professors Shurmann, die für die Philippinen geplanten Reformen sofort zu verkünden. Nach Allem, was die Filipinos bisher erfahren haben, ist aber ein gelinder Zweifel selbst an der Wirksamkeit einer solchen Maßregel gestattet.

Nun hat Dewey, der Sieger von Cavite, einen dritten Weg gezeigt: er meint, das Beste wäre, die Philippinen zum Vereinigten Staaten-Territorium zu erklären, um, wenn die Selbstverwaltung sich bewährt hätte, den Archipel schließlich als Staat in die Union aufzunehmen. Dieser Vorschlag ist von allen Programmen der amerikanischen Annexionisten der einzige, der von der philippi-

*) Im Herbst 1898 erklärten die Amerikaner, die Hissung der Trikolore der philippinischen Republik nicht zu dulden, und nahmen einige kleine philippinische Regirungdampfer in der Bucht von Manila weg.

nischen Seite her als diskutabel betrachtet werden könnte; denn er rechnet mit dem Gedankengang der Filipinos, daß es schimpflich sei, Kolonialunterthan eines fremden Mutterlandes zu werden, statt der Bürger eines freien Staates zu sein. Sicher kann der Filipino nichts weniger wünschen, als daß sein Vaterland der Besitz eines ihm unbekannten, ausländischen Staates und seine Nation zum Bedientenvolk, zu Heloten des amerikanischen Herrenvolkes würde. Kolonialregime bedeutet ja überall, daß aus dem Mutterland importirte Beamte über die Kolonialbevölkerung herrschen, daß die Eingeborenen im günstigsten Fall wohl Antheilnahme an der Regirung erhalten, nie aber von der Regirung selbst Besitz ergreifen dürfen; und Dewey scheint zu wissen, daß in Einem alle Filipinos einig sind: in dem glühenden Wunsch, die Geschicke ihres Vaterlandes selbst zu leiten. Während Präsident Mac Kinley und Professor Shurmann nur mit grauen Theorien rechnen, rechnet Dewey mit realen Verhältnissen und jedenfalls werden die Amerikaner, falls sie um jeden Preis die Philippinen annektiren und einen Anhang im Lande erlangen wollen, mit dem Vorschlage Deweys sich ernstlich beschäftigen müssen. Aber wie stellt sich Dewey das zukünftige Verhältniß der Amerikaner zu den Eingeborenen vor? Wenn die Amerikaner den eingeborenen Beamten sich nicht fügen würden, wenn sie auf die Filipinos als auf natives mit dem bekannten angelsächsischen Hochmuth herabsähen, dann wären doch die selben Konfliktsmomente gegeben wie bei der Einsetzung eines absoluten oder autonomen Kolonialregimes.

Aber nicht alle Amerikaner sind Anhänger der imperialistischen Richtung; im Gegentheil: es giebt eine recht starke Gegenströmung, die sich sowohl in der demnächst eintretenden Kongreß-Session wie bei der Präsidentenwahl fühlbar machen wird. Wird es ihr gelingen, Kongreß und Regirung zu überzeugen, daß die glücklichste Lösung des Philippinen-Problems in der Unabhängigkeit der philippinischen Republik mit Unterstellung unter das amerikanische Protektorat liegt? Diese Lösung ist ehrenvoll für Amerika, weil es durch sein Verhalten gegen die Filipinos während der Zeit des gesammten spanisch-amerikanischen Krieges die moralische Verpflichtung übernommen hat, das Selbstbestimmungrecht des philippinischen Volkes zu respektiren. Es ist aber auch ehrenvoll für die Filipinos, wenn die große Nation jenseits des Pacific ihnen die Freiheit giebt und zugleich durch Uebernahme des Protektorates die Mission übernimmt, die junge Republik gegen mögliche Annexiongelüste anderer Staaten zu schützen. Das liegt im Interesse der Philippinen, obgleich nach den Erfahrungen, die die Spanier und Amerikaner im Archipel gemacht haben, es so leicht heute keine Macht gelüsten wird, ihre Hand nach den Philippinen auszustrecken. Und im Interesse der Vereinigten Staaten liegt es, in Ostasien einen treuen Verbündeten zu haben. Dagegen bedeutet eine Vergewaltigung der Filipinos durch die Amerikaner weder eine Stärkung der Macht Amerikas überhaupt noch seiner Stellung in Ostasien im Speziellen, denn bei jedem Konflikt würden die unterjochten Filipinos mit den Feinden der Union gemeinsame Sache machen. Der Besitz der Philippinen als Kolonie würde für Kapitalistensyndikate und für einen Troß von Beamten eine gute Beute, im politischen Sinne aber dem amerikanischen Koloß zur Achillesferse werden und die Finanzen der Union durch die Nöthigung, ein großes und kostspieliges Heer zu unterhalten, dauernd belasten.

Gewiß würden die Filipinos für die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit gern das Hafenterritorium abtreten, das die Vereinigten Staaten als Stützpunkt für ihr ostasiatisches Geschwader nöthig haben. Auch wäre es leicht, in der Verfassung zu bestimmen, daß jeder Amerikaner beim Betreten des philippinischen Territoriums und für die ganze Zeit seines Aufenthaltes Bürgerrechte erhält.

Die Konstitution der philippinischen Republik trägt das Datum des dreiundzwanzigsten Januar 1899 und lehnt sich im Allgemeinen an die spanische Verfassung vom Jahre 1869 an. Nach Titel II. theilt sich die Regirung in drei verschiedene Gewalten, die gesetzgebende, die exekutive und die richterliche; doch kommen dem Präsidenten schließlich alle Befugnisse eines konstitutionellen Monarchen zu, denn er ist der oberste Kriegsherr, wählt sich seine Minister, ernennt die Beamten, leitet den Verkehr mit dem Auslande u. s. w. Bemerkenswerth sind aber folgende Beschränkungen seiner Macht: Um General-Amnestien zu erlassen, bedarf der Präsident der Autorisation durch ein besonderes Gesetz; auch darf er das nur aus einer Kammer bestehende Parlament vor Ablauf der Mandatsdauer nur dann auflösen, wenn die Majorität des Hauses diesem Akte durch einen Beschluß zustimmt. Die Artikel über die Unverletzlichkeit des Hausrechtes, des Briefgeheimnisses, der Preß, Vereins- und Petitionfreiheit u. s. w, entsprechen ganz den Bestimmungen moderner europäischer Verfassungen. Ein vom Parlament aus seiner Mitte erwähltes Permanenz-Komitee steht dem Präsidenten während der Zeit, wo die Nationalversammlung nicht tagt, zur Seite. Der Präsident ernennt sieben Staatssekretäre (Minister), die den Departements des Aeußern, des Innern, des Finanzwesens, des Krieges und der Marine, des Unterrichtes, des Verkehrs und der öffentlichen Arbeiten, des Ackerbaues, der Industrie und des Handels vorstehen. Das Justizwesen ist auf völlige Unabhängigkeit des Richterstandes basirt. Der Präsident des Obersten Gerichtshofes und der General-Prokurator werden nicht vom Präsidenten der Republik ernannt, sondern, wie er selbst, von der Nationalversammlung gewählt. Verzichtet oder stirbt der Präsident der Republik vor Ablauf seiner Mandatsdauer, so übernimmt bis zur Wahl seines Nachfolgers der Präsident des Obersten Gerichtshofes die Leitung des Staates.

Diese Verfassung ließe sich vom Papier in die Wirklichkeit übertragen. Die Filipinos besitzen nicht nur relativ mehr Geistliche, Advokaten, Aerzte und andere Vertreter der Intelligenz als mancher europäische Staat, sondern haben sogar weniger Analphabeten als der Süden und Osten Europas.

Hoffentlich wird es der politischen Einsicht der amerikanischen Nation und ihrer Regirung gelingen, eine einigende Formel zu finden, die dem Archipel Frieden bringt und dem Geiste Washingtons und Franklins Ehre macht. Das muß jeder Freund der beiden streitenden Völker wünschen. Der erste Schritt dazu müßte sein, daß die amerikanische Regirung klar sagt, was sie mit den Philippinen eigentlich beabsichtigt. Niemand kann vermitteln, wenn von Washington aus nur der Ruf „Nieder mit den Rebellen!“ einzig und allein deutlich zu vernehmen ist. Uebrigens dürften die Amerikaner hellsichtig genug sein, um aus der Geschichte der spanischen Kolonialherrschaft die Lehre zu ziehen, daß eine Politik der grausamen Brutalität niemals dauernde Erfolge verspricht.

Leitmeritz. Professor Ferdinand Blumentritt.

# Spinner und Weber.

Auch der Ueberfluß kann bekanntlich der Industrie schaden. Die Fabriken und Schornsteinobelisken mehren sich und ragen in den Himmel, aber die Räder drohen still zu stehen: davon weiß unsere Textilindustrie ein Lied zu singen. Einst hatte sie goldene Zeiten; die aber sind vorüber und heute kann ihr nicht einmal eine Aufbesserung der Preise nützen. Unter den deutschen Baumwollespinnereien ist ein Kartell gebildet worden, das seine hauptsächliche Aufgabe darin sieht, Mindestpreise für Garne zu diktiren. Das ist freilich nicht schwer, und da das Rohmaterial theurer wird, werden die Kartellpreise auch noch über die Vertheuerung hinaus um fünf Prozent in die Höhe gesetzt. Es hilft aber den Spinnern auch nichts, denn sie finden auf Monate hinaus keine Käufer. Die Konsumenten haben ihren Bedarf gedeckt und können bis zum nächsten Jahr ruhig warten: dann wird das Kartell mit sich reden lassen, vorausgesetzt, daß es noch so lange besteht. Da wird nun den kartellirten Fabrikanten der Rath ertheilt, einen erhöhten Zollschutz für deutsches Garn zu fordern: der Zoll würde ihnen bei der jetzt herrschenden wirthschaftlichen Strömung gern und gut gewährt werden. „Gott schütze uns vor unseren Freunden!" mögen sie aber mit Recht antworten. Denn thatsächlich würde eine solche Maßregel des Reiches nur dahin aufgefaßt werden, daß der Jahrzehnte lange Kampf mit der englischen Konkurrenz, trotz allen Opfern, erfolglos geblieben und daß England noch heute im Stande sei, besser und billiger als Deutschland zu produziren, so daß es künstlicher Mittel bedürfe, um es von unseren Grenzen abzuwehren. Die deutsche Baumwollgarnspinnerei würde empfindlich in ihrem Kredit geschädigt werden und Gefahr laufen, im In- und Auslande ihre Kundschaft zu Gunsten des englischen Erzeugnisses zu verlieren, selbst wenn dessen Preis um den Zoll vertheuert würde. Ist aber das deutsche Garn konkurrenzfähig, so bedarf es keines erhöhten Zollschutzes; ist es minderwerthig oder wird es dafür gehalten, so kann auch ein erhöhter Zoll nicht helfen. Die deutsche Baumwollgarnspinnerei ist jedoch trotz der allgemeinen Ungunst der Verhältnisse in der Textilindustrie dem englischen Wettbewerb durchaus gewachsen und dabei rentabel. In den letzten vier Jahren haben an Dividenden vertheilt:

| | 1895 | 1896 | 1897 | 1898 | |
|---|---|---|---|---|---|
| Chemnitzer Aktienspinnerei . . . . . | 15 | 15 | 12 | 11 | Prozent |
| Fürther Baumwollspinnerei und Warperei . . . | 7 | 12 | 16½ | 9½ | „ |
| Himmelsmühler Baumwollspinnerei . . . . . | 8 | 8 | 7 | 7 | „ |
| Leipziger Baumwollspinnerei . . . . . | 12½ | 12½ | 12½ | 12½ | „ |
| Mittweidaer Baumwollspinnerei . . . . . | 16 | 22 | 24 | 26 | „ |
| Scharfensteiner Baumwollspinnerei . . . . . | 10 | 11¼ | 9½ | 9¼ | „ |
| Schüllersche Spinnerei in Venusberg . . . . . | 7 | 9 | 9 | 7 | „ |

Immerhin soll nicht geleugnet werden, daß sich manche kleinere Spinnerei in Noth befindet.. Wo aber wird heute den Kleinbetrieben der Wind nicht aus den Segeln genommen? Ueberall schlägt der größere Industrielle, der wirthschaftlicher zu produziren und seinen Abnehmern vortheilhaftere Bedingungen zu gewähren vermag, den kleineren, der von der Hand in den Mund lebt und vor jedem langfristigen Kredit an seine Kunden zittern muß.

Eher noch als die Spinner verdienten die Wirker und Weber einen staat-

lichen Schutz. Ihre Lage ist schon seit Jahren sehr schlecht, und zwar geht es meistens den Großen da nicht besser als den Kleinen. Natürlich fehlt es nicht an Sanirungprojekten und Sanirungversuchen, aber selbst das sonst bewährte Auskunftmittel der Fusionirungen zur Einschränkung der Konkurrenz scheint nicht zu helfen. So muß sich jetzt wieder ein bedeutendes Spinnerei-Aktienunternehmen, das früher mit der Ausgabe von Vorzugsaktien wirthschaftete, dazu entschließen, seine Stammaktien von drei Stück auf eins zusammenzulegen. Zwar werden dadurch Interessen verletzt, die gerade besonders wohlwollend berücksichtigt werden sollten: aber die Majoritätenpraxis, die in den Aktiengesellschaften nun einmal entscheidet, kennt keine Sentimentalität. Uebrigens müssen Liebhaber von Spinnereien reiche Leute sein: die Fabriken sparen nicht an Experimenten und es ist bezeichnend, daß eine der früher angesehensten Textilgesellschaften, die Englische Wollwaaren-Manufaktur in Grüneberg in Schlesien, mit Genugthuung verkündet, sie habe von 98 auf 99 nur 130 714 Mark (ohne Abschreibungen), 212 190 Mark (mit Abschreibungen) verloren, nachdem im Jahre vorher der Verlustsaldo noch 446 846 Mark gewesen sei. Dabei hat diese Gesellschaft, die sich einstmals durch ihr vorzügliches Fabrikat ein großes Verdienst um die deutsche Wirkwaarenindustrie erworben hatte, in Zusammenlegung von Aktien, Nachforderung von Zuzahlungen u. s. w. seit ihrem Bestehen schon Erstaunliches geleistet. Aber sie erwartet wenigstens vom kommenden Jahre einen bescheidenen Nutzen. „Noch am Grabe pflanzt sie die Hoffnung auf!"

Ich nehme feierlichst zurück, was ich je über die Senilität der Diskontogesellschaft gedacht und geschrieben habe. Sie beglückt die berliner Börse mit einer neuen Spinnereiaktie, die zu 185 Prozent in den Verkehr gebracht wird. Das sehr bedeutende Unternehmen wurde bisher ausgezeichnet geleitet und hat recht befriedigende, wenn auch schwankende Erträgnisse gebracht. Aber die Konjunktur ist unsicher und es ist daher immerhin gewagt, einen Wechsel auf die Zukunft zu ziehen, wie er in dem hohen Agio liegt. Außerdem ist das Unternehmen bei einem Aktienkapital, das bis zu diesem Jahre sechs Millionen Mark betrug, mit nominell 840 000 Mark an einer Spinnerei betheiligt, die in fünf Jahren nur einmal ein Erträgniß — von 16 912 Mark — aufzuweisen hatte und im letzten Geschäftsjahre mit einer Unterbilanz von etwa zwanzig Prozent abschloß. Diese Betheiligung figurirt auf dem Effektenkonto mit sechs Zehntel des Nominalbetrages, — was nicht gerade als vorsichtig bezeichnet werden kann.

Auch die Aktie einer Maschinenfabrik, die jetzt an der berliner Börse eingeführt werden soll, ist von der schwankenden Konjunktur nicht nur der Maschinen-, sondern auch der Textilindustrie, für die das Unternehmen arbeitet, abhängig und die Bankfirmen, die das Papier einführen, unterlassen, einen Kurs bei der Auflegung der Aktien zur Zeichnung bekannt zu geben. Sie wollen nicht von vorn herein Leute, die ihr Geld loszuwerden trachten, durch eine hohe Ziffer abschrecken. Ist aber Einer so thöricht, sich auf das Ungewisse einzulassen, so muß er sich nachher wohl oder übel gefallen lassen, daß er geschoren wird. Die Illoyalität und Unsitte, den Ausgabekurs zu verschweigen, greift übrigens in neuester Zeit bedenklich um sich und öffnet der ungesunden Spekulation Thür und Thor. Unter solchen Umständen kann es als besondere Schicksalsgunst für das Publikum gelten, daß es heute nur wenig Geld übrig hat. Lynkeus.

# Neue Marken.

Das Deutsche Reich hat eine Verfassung, in der die Kompetenzen des Bundespräsidenten, der Bundesfürsten, des Bundesrathes und des ihm vorsitzenden Kanzlers, des Reichstages und der Reichsbehörden sorgsam und zum größten Theil auch mit der wünschenswerthen Deutlichkeit abgegrenzt sind. Die Thatsache ist nicht neu. Es scheint aber, daß man sie einigen Bewohnern dieses glückseligen Reiches ins Gedächtniß zurückrufen muß. Denn gerade jetzt wieder werden uns die allermerkwürdigsten Dinge erzählt, — Dinge, die nicht nur mit dem Geist, nein, auch mit dem Wortlaut dieser Verfassung kaum in Einklang zu bringen sind. Da liest man, der beim König von Ungarn und Kaiser von Oesterreich akkreditirte Deutsche Botschafter, von dem man annehmen mußte, er habe in Wien, Prag und Pest allerlei lohnende Beobachtungen zu machen, reise im Reich umher und überbringe den Bundesfürsten geheimnißvolle Botschaften des Kaisers. Ist der von den Diplomaten als Dichter geschätzte Herr kaiserlicher Legat, dann muß er in dieser Eigenschaft etatsmäßig geführt werden. Sind die preußischen Geschäftsträger an den kleineren Bundesfürstenhöfen unfähig, Aufträge des Kaisers auszuführen, dann müssen sie durch besser geeignete Persönlichkeiten ersetzt werden. Und braucht das Reich in Wien keinen Botschafter, dann ist die für diesen Posten im Etat ausgeworfene hohe Summe einfach zu streichen. Für einen heimlichen Rundreiseevangelisten ist in der Reichsverfassung kein Raum; und der in Wien akkreditirte Herr hat gefälligst die Arbeit zu leisten, für die er bezahlt wird. Noch hübscher ist die andere Geschichte. Herr von Podbielski, der Staatssekretär im Reichspostamt, soll ohne Wissen des Kanzlers nach München gefahren sein und dem bayerischen Ministerpräsidenten vorgeschlagen haben, er möge die einheitlichen Postwerthzeichen, die man in Berlin einzuführen für nöthig hält, auch für Bayerns Bereich annehmen. Das wird sogar in den Blättern der Gutgesinnten ganz ruhig erzählt, als handelte sichs um eine belanglose Sache. Herr von Podbielski ist natürlich mit seinem höchst unzeitgemäßen Wunsch abgewiesen worden. Die Bayern haben keine Sehnsucht nach neuen Briefmarken, obwohl ihnen versprochen wird, auf diesen Marken sollen bemerkenswerthe Vorgänge aus der neowilhelminischen Geschichte im Bilde zu schauen sein. Diese Barbaren meinen am Ende gar, der stete Anblick spottschlechter Bilder — in München weiß man die Firma Werner, Pape u. Co. zu würdigen — könne den Kunstgeschmack des Malerlandes verderben. Darauf aber kommt es jetzt nicht an. Interessant ist nur, daß für möglich gehalten wird, ein Staatssekretär könne ohne Auftrag und Wissen des ihm vorgesetzten verantwortlichen Leiters der Reichspolitik eine solche hochpolitische Haupt- und Staatsaktion unternehmen, und daß die Fabrikanten von öffentlicher Meinung darin nicht einmal mehr etwas Auffälliges finden. Das wird Manchem auch ein bemerkenswerther Vorgang aus der neudeutschen Geschichte scheinen. Das Gespräch der Herren von Crailsheim und von Podbielski sollte, mit der Weinsteuererklärung des württembergischen Ministerpräsidenten, der Vasallenrede des bayerischen Thronfolgers, dem Schiedsspruch im lippischen Hader und der Ueberraschung des Bundesrathes durch die Norddeutsche Allgemeine Verkündung des vorläufig letzten Flottenprogrammes, auf den neuen Briefmarken bildlich verewigt werden. Und darunter sollte in klaren Lettern stehen: Das Deutsche Reich hat eine Verfassung.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: Jn Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

# Die Zukunft.

Berlin, den 25. November 1899.


## Windsor-Pudding.

Zweihundert Gramm Weißbrotkrume werden geweicht, tüchtig ausgedrückt und mit achtzig Gramm ganz fein gehackten Ochsenmarkes, ferner mit einer eben so großen Rindertalgmenge vermischt.

Wie mehr und mehr außer Rand und Band gerathenden Leute, die das Deutsche Reich am Liebsten mit allen Mächten der Erde in Krieg verwickeln möchten und sich trotzdem höchst stolz Patrioten nennen, schreien jetzt in ihrer Presse und in ihren schlecht besuchten Versammlungen, der Kaiser dürfe nicht nach England gehen. Das sei ein Gebot der Selbstachtung und der politischen Moral. Warum? Weil England in Südafrika augenblicklich einen dem deutschen Volk mißfallenden Krieg gegen den Burenstamm führt. Auch wir finden diesen Krieg ungerecht und haben aus unseren Sympathien mit den Buren, deren Tapferkeit wir den Sieg wünschen, nie ein Hehl gemacht. Aber ist es etwa Deutschlands Aufgabe, in der ganzen Welt die Sache der Gerechtigkeit zu verfechten? Kann es unsere Pflicht sein, gegen jedes irgendwo verübte Unrecht aufzutreten, selbst wenn wir dadurch in kriegerische Verwickelungen gerathen könnten? Gewiß: es kann Fälle geben, wo die gesammte Kulturmenschheit gezwungen ist, sich zum Massenkampf gegen Rechtsverletzung und Vergewaltigung zu schaaren. Unsere Leser werden uns verstehen, wenn wir den Namen Dreyfus aussprechen. Auch das Schicksal Alexanders von Battenberg schien uns eines Krieges gegen das Moskowiterreich nicht unwerth. Aber war es nicht gerade Fürst Bismarck — auf den sich die ‚Alldeutschen' und ihre Helfershelfer jetzt berufen —, der damals dem mächtigen nationalen Empfinden hindernd in den Weg trat und — vom Standpunkt seiner von uns niemals gebilligten besonderen politischen Moral aus mit Recht — den

Deutschen rieth, sich zunächst gefälligst um ihre eigenen Interessen zu kümmern? Wohin aber weist heute unser Interesse? Die Buren mögen so tapfer, so ehrlich, unserer Sympathie so würdig sein, wie sie wollen: zu bieten haben sie uns nichts. Großbritannien dagegen, das uns stammverwandte Land der politischen Erbweisheit, des Liberalismus und des Freihandels, ist unser natürlicher Verbündeter; es ist uns, wie der Kaiser oft in zündenden Worten erklärt hat, durch mit Blut besiegelte Waffenbrüderschaft theuer geworden und darf uns, wollen wir nicht das Joch russischer Botmäßigkeit auf uns nehmen, nie entfremdet werden. Wenn uns dieses Land jetzt, in richtiger Erkenntniß begangener Fehler, die Freundeshand entgegenstreckt, wären wir Thoren, schmollend und grollend im Winkel zu stehen. Freilich: während die liberalen Parteien in Deutschland sich stets gehütet haben, die Kreise unserer Diplomatie zu stören und an der auswärtigen Politik, deren Getriebe der fern Stehende doch nie übersehen kann, unzeitgemäße Kritik zu üben — es genügt, hier die Namen Virchow, Bamberger und Langerhans zu nennen — glauben die neuesten patriotischen Schreihälse sich befugt, die Leitung des Auswärtigen Amtes vom Schreibtisch und der Rednertribüne aus aburtheilen zu können. Für ein solches Gebahren fehlt uns die parlamentarische Bezeichnung. Auch wäre es zwecklos, mit Leuten zu diskutiren, die sogar das kaiserliche Telegramm an den Kommandanten der Royal Dragoons zum Gegenstande einer unehrerbietigen Kritik zu machen wagten und sich nicht entblödeten, darin einen Widerspruch mit der bekannten Depesche an den Transvaalpräsidenten finden zu wollen. Als ob es des Kaisers Schuld wäre, daß einzelne englische Blätter mit seiner selbstverständlichen Kundgebung Mißbrauch getrieben haben! Wenn nun beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges der russische Zar seinem berliner Alexanderregiment telegraphirt hätte, er wünsche ihm eine gute und glückliche Heimkehr aus dem Feldzuge: wäre darin eine Parteinahme gesehen und in Deutschland gesagt worden, es sei offenbar, daß die Sympathie des Zaren die deutschen Heere begleite? Es ist eigentlich nur nöthig, solchen Unsinn niedriger zu hängen. Nein: wir freuen uns der Festigkeit unserer Regirung, die sich von den Schreiern nicht ins Schlepptau nehmen läßt. Die Reise nach England durfte nicht aufgegeben werden; gerade sie bezeichnet klar den vernünftigen Standpunkt der deutschen Politik, den Standpunkt strengster und aufrichtigster Neutralität, von dem wir nur zu unserem Schaden abweichen könnten."

Man fügt hundertundfünfundzwanzig Gramm Zucker, zweihundert Gramm Rosinen, etwas Rum und abgeriebene Apfelsine hinzu.

„Der Kaiser hat mit seiner erhabenen Gemahlin und mit seinen beiden Kindern die Reise über den Kanal angetreten, von wo schon jetzt ein ungemein sympathisches Echo zu uns herüberweht. Die maßgebende Presse Englands ist des Lobes über Wilhelm den Zweiten voll. Seine großartige Initiative auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens wird enthusiastisch gerühmt, die bekanntesten seiner denkwürdigen Aussprüche werden den Lesern ins Gedächtniß gerufen und selbst bei den verbissensten Nörglern findet die geniale Persönlichkeit des rastlos für seines Volkes Wohlfahrt und Größe arbeitenden Monarchen Anerkennung. Wer den Charakter des freien Briten auch nur einigermaßen kennt, weiß, daß ihm der Ton höfischer Schmeichelei ganz und gar fremd ist. Der Angelsachse hat manchen Fehler; aber er ist aufrichtig und sein demokratisches Empfinden ist echt. Um so höher sind solche spontane Regungen landsmannschaftlicher Sympathie zu bewerthen. Wäre es nach den Wünschen unserer Brüllpatrioten gegangen, dann hätten wir dieses herzerhebende Schauspiel nicht erlebt, auf das der uns feindliche Theil Europas mit Neid blickt. Die großen Vaterlandsfreunde, die, wie ein dem auswärtigen Amt nahestehendes Blatt ganz richtig gesagt hat, jetzt förmlich in Engländerhaß waten, sind ja nicht einmal mit dem Samoavertrage zufrieden, den jeder Deutsche doch als einen Triumph unserer Staatskunst bewundern müßte. Sie meinen in ihrer gespreizten Allwissenheit, da die bisherigen Mitbesitzer, Engländer und Amerikaner, auf Samoa ihre alten handelspolitischen Rechte bewahrten, also den Deutschen gleichgestellt blieben, bestehe die ganze Veränderung eigentlich nur darin, daß künftig das Deutsche Reich die Kosten der Verwaltung von Upolu und Sawaii allein zu tragen haben werde. Die englische und amerikanische Konkurrenz werde demnach nicht zurückgedrängt und es sei unverantwortlich, daß in der ersten amtlichen Publikation des Vertrages eine so wichtige Bestimmung verschwiegen und die öffentliche Meinung getäuscht worden sei. Mit solchen lächerlichen Quisquilien sucht man das Meisterstück des Grafen Bülow herabzusetzen! Es ist ein erheiternder Anblick, die Sorge unserer Agrarier für den deutschen Kaufmann zu sehen, dem sie daheim sogar das legitime Lieferungsgeschäft unmöglich zu machen verstanden haben. Wir werden uns durch solchen Kleinkram die Freude an Deutschlands diplomatischen Sieg nicht vergällen lassen. Das gerade sind die besten Geschäfte, mit denen beide Kontrahenten zufrieden sind, und wir haben mit ehrlicher Genugthuung gehört, wie froh der britische Common sense den Samoavertrag begrüßt hat. Mögen die Engländer und Amerikaner auf Samoa recht viel Geld

verdienen: die Anhänger der wirthschaftlichen Freiheit werden sicher nichts dagegen haben. Bald werden die Hafenkanonen von Portsmouth das stolze Kaiserschiff begrüßen, bald wird auch das moderne Panzerschiff, das den unvergeßlichen Namen unseres Kaisers Friedrich trägt und ein Deplacement von 11 180 Tonnen hat, die britische Flagge hissen und aus seinen vierundzwanzig Schnellfeuergeschützen den Salut erwidern, bald wird der ruhmreiche Enkel in den Armen der achtzigjährigen Großmutter, dieses Musters einer streng konstitutionellen Herrscherin, ruhen. Die Weihe echt germanischen Familienlebens wird über der feierlichen Stunde schweben. Aber auch die Politik wird nicht zu kurz kommen. Die Engländer hängen trotzdem oder weil sie sich demokratischer Einrichtungen erfreuen, mit inniger Zärtlichkeit an ihrem Herrscherhause. Dieses Gefühl kam in rührendster Weise erst neulich wieder zum Ausdruck, als auf dem südafrikanischen Kriegsschauplatze zur Feier des Geburtstages des Prinzen von Wales einundzwanzig Lydditbomben verschossen wurden. Auch in das Haus dieses erlauchten Fürstensohnes, des Vorbildes aller im wahren, liberalen Sinn adeligen Tugenden, wird unser Kaiser als Gast einkehren. Und wie die Fürsten, so werden sich gleichsam symbolisch zwei Völker umarmen, die, nach einer Periode bedauerlicher Mißverständnisse, entschlossen sind, fortan gemeinsam den Weltfrieden zu wahren. Wir wissen uns von Illusionen und sentimentalen Anwandlungen frei; aber wir meinen, es hieße den nun beginnenden Vorgang absichtlich und boshaft verkleinern, wenn man in dieser für den Welthandel so bedeutsamen Stunde nichts Besseres zu thun hätte, als an den Burenkrieg und an einzelne unliebsame Episoden zu erinnern, in denen der englische Handelsgeist sich uns nicht eben von der freundlichsten Seite gezeigt hat. Diese Zeit ist vorbei. Der Delagoa-Vertrag, das Samoa-Abkommen und der Kaiserbesuch: diese drei Ereignisse sind Marksteine auf dem Siegesweg deutscher Macht und Größe. Deutschlands Seele ist, wie immer, auch diesmal mit Deutschlands Kaiser und wünscht ihm Meeresstille und glückliche Fahrt."

Das Gelbe von fünf Eiern und ein ganzes Ei werden hinzugethan, ferner das Weiße von zwei Eiern, das vorher zu Schnee geschlagen worden ist. Dann füllt man die Masse in eine glatte Form und läßt sie im kochenden Wasserbad gar werden. Der Zusatz von Madeira, wie er bei der Windsorsuppe gebräuchlich ist, empfiehlt sich in diesem Falle nicht.

„Die ehrwürdigen Räume von Windsor Castle haben das Kaiserpaar

nebst den lieblichen Kindern aufgenommen. Hier, wo Wilhelm der Eroberer so gern weilte, wo Elisabeth und nach ihr die edelsten Stuarts ihre Sommerresidenz hatten, wird nun ein friedlicher Eroberer, der wie Windsors Wiedererbauer heißt, neue Siege erringen. Des Kaisers Kunstsinn wird in den ihm als Heim angewiesenen Van Dyck- und Rubens-Zimmern reichliche Nahrung finden. Seine Pietät wird sich an dem Standbilde des Königs Georg, eines seiner Ahnen, erfreuen und im Mausoleum des Prinz-Gemahls Albert den Manen eines deutschen Fürsten huldigen, den die Briten in herzlicher Liebe den Ihren nannten. Schon diese Andeutungen zeigen genugsam, daß auch wir, wie die amtlichen Stellen, dem Besuch den Charakter eines rein familiären Aktes wahren wollen. Darauf weist auch schon die ganze Art der Reise hin. Der Kaiser will seiner Großmutter ein Produkt deutscher Schiffsbaukunst vorführen und im Lande der in allen maritimen Dingen an der Spitze marschirenden Engländer den Ruhm unserer Werften verkünden: deshalb begleitet ihn das Panzerschiff „Kaiser Friedrich III.“ Wollte Gott und die Reichstagsmehrheit, wir wären erst so weit, daß eine mächtige Schlachtflotte dem Monarchen bei seinen Familienbesuchen folgen könnte! Die Neunmalweisen haben zwar gesagt, mit dem Charakter eines familiären Besuches sei die Anwesenheit des Staatssekretärs Grafen Bülow nicht zu vereinen; um seine Großmutter zu umarmen, brauche der Kaiser doch nicht den Leiter des Auswärtigen Amtes als Zeugen mitzunehmen. Es erübrigt sich, auf dieses Gerede des Näheren einzugehen. Gewiß haben auch wir kürzlich ausgeführt, schon die Anwesenheit des Grafen Murawiew drücke dem Zarenbesuch den Stempel eines politischen Ereignisses auf. Diesmal aber liegen die Dinge anders. Nicht zu verkennen ist doch die Absicht einzelner englischen Kreise, den Kaiserbesuch politisch auszunützen, ihn als ein Zeichen der Parteinahme im südafrikanischen Krieg zu verwerthen und Europa glauben zu machen, es handle sich gewissermaßen um einen Besuch, den ein Volk in schwerer Stunde dem anderen abstatte. Wir haben gegen derartige Entstellungen eines ganz privaten Vorganges von Anfang an mit aller Entschiedenheit Front gemacht. Eben deshalb freuen wir uns, daß der erfahrene Leiter unserer auswärtigen Politik mit dem Monarchen in Windsor weilt. Er wird seinen Samoatriumph dort in vollen Zügen genießen, aber auch verhindern können, daß unpassende Zumuthungen irgend welcher Art an Wilhelm den Zweiten herantreten. Wohl wird er so wenig wie der Kaiser selbst die Gelegenheit versäumen, mit den englischen Staatsmännern, den Salisbury,

Balfour und Chamberlain, Zwiesprache zu halten; und die Thatsache, daß auch der britische Botschafter Sir Frank Lascelles aus Berlin in die Heimath geeilt ist, bürgt schon allein dafür, daß politische Unterhandlungen nicht ausgeschlossen sein werden. So lange aber Fürst Hohenlohe, den Agrariern und anderen Hetzern zum Leidwesen, die Geschäfte des Reiches leitet, brauchen wir wahrlich nicht zu fürchten, unsere Politik könne je anderen als deutschen Interessen nachstreben. Giebt es zwischen Deutschland und Großbritannien denn auf der Welt keinen anderen Berathungsgegenstand als den Transvaalkrieg, der, so weit nicht ernste Geldrücksichten in Frage kommen, für uns nicht die Knochen eines pommerschen Grenadiers werth ist? Und seit wann gilt es denn als das Zeichen einer Parteinahme, wenn ein Monarch dem anderen, unter Aufbietung des üblichen Hofprunkes, in Kriegszeiten einen Besuch abstattet? Deutschland hat seine Neutralität bereits bewiesen, als den Offizieren der Armee die Theilnahme am Burenkrieg verboten wurde; dieses Verbot galt für beide kämpfenden Theile, denn sicherlich waren auch viele deutsche Offiziere bereit, im Lager der White und Buller zu fechten. Ein neuer Beweis dieser ehrlichen Neutralität ist der familiäre Besuch des Kaisers bei seiner greisen Großmutter, dem nur die kleinliche Bosheit und Verdrehungskunst der Teutschesten aller Teutschen den Stempel eines politischen Ereignisses aufzuprägen vermag. Dem ruhigen Beobachter genügt schon der Umstand, daß der, wie Jeder hinlänglich weiß, in wichtigen Fragen unbeugsame Wille des Reichskanzlers dem Reiseplan keinen Widerstand entgegengesetzt hat, um alle sonst etwa möglichen Besorgnisse zu verscheuchen. Es handelt sich eben um einen Akt familiärer Pietät, den wir freudig begrüßen, weil er geeignet erscheint, unsere Weltmacht zu mehren und gerade jetzt im Zeichen des Flottenkampfes, dem Weltfrieden neue, feste Stützen zu schaffen."

# Notizblätter eines Bühnenleiters.

Ich finde es selbstverständlich, daß sich jedes Theaterpublikum aus Leuten zusammensetzt, die ein Urtheil besitzen, und aus Anderen, die keins haben. Bedauernswerth ist es nur, daß die Anderen so oft die Kritiken schreiben.

* * *

Wenn eine alte Kunst im Sterben liegt, so sammeln sich alle literarischen Erbschleicher um ihr Totenlager.

* * *

Zu allen Zeiten hat das Theater sichtbarer am Leben abgefärbt, als das Leben jemals am Theater abfärben wird.

* * *

Die guten Kollegen verzeihen uns viel leichter zehn große Mißerfolge als einen kleinen Erfolg.

* * *

Wenn ein Kritiker sich eines Tages zum Mißbrauch der Amtsgewalt entschließt, so schreibt er Theaterstücke.

* * *

Jede Hauptstadt hat neben einem Theater der Lebenden auch ein Theater der Ueberlebten ... Es wird gewöhnlich vom Hof subventionirt.

* * *

Seltsam, daß die Zeitungen immer den toten Bühnendichtern so viel herzliches Lob spenden —: sie hätten doch auch von den lebendigen keine Berichtigung zu befürchten!

* * *

Die Stücke von Hermann Bahr muß man unbedingt einmal gesehen haben, — schon, damit man sie sich nicht ein zweites Mal anzusehen braucht.

* * *

Die patriotischen Bühnenwerke werden von unseren Kritikern mit dem nämlichen Hintergedanken gelobt wie Michael Beer von Heinrich Heine: „Diesen Dichter kann man ruhig loben — es glaubt ja doch Keiner!"

* * *

Es giebt Poeten, denen die Muse schon bei ihrer Geburt den rothen Adlerorden vierter Klasse in die Wiege gelegt hat.

* * *

Mancher unglückliche Autor beklagt sich, daß er von der Bühne nicht leben kann. Aber er vergißt, daß die Bühne auch von ihm nicht leben könnte.

* * *

Es schadet einem Stücke nichts, daß es die Zuhörer langweilt, —

wenn sie nur am anderen Tag in den Zeitungen lesen, wie ausgezeichnet sie sich unterhalten haben.

* * *

Welche Bühnenstücke gewöhnlich Machwerke genannt werden? ... Die Werke, die viel machen.

* * *

Ein Abend, der sich aus lauter Einaktern zusammensetzt, kommt mir und Vielen so vor wie eine Eisenbahnfahrt, bei der man nach jeder halben Stunde umsteigen muß.

* * *

Schaden kann einem Theater jeder Kritiker; nützen nur derjenige, der im Recht ist.

* * *

Bisweilen wurde uns ein Stück versprochen, das den Abend füllen sollte, — und es hat gleichwohl den Abend leer gelassen.

* * *

Auch der Vorrath an fremden Melodien nimmt schließlich ein Ende und so giebt es bereits Komponisten, die sich aus= abgeschrieben haben.

* * *

Die französischen Schwankdichter erreichen ihre Erfolge fast immer durch die saubere Behandlung des Unsauberen.

* * *

Wenn das Aufrichten von Marterln auch auf literarischen Unglücksstätten üblich wäre, so müßte auf dem Grabe manches Theaterstückes eine Tafel künden: „Hier ist ein guter Gedanke verunglückt."

* * *

Es giebt zweifellos manche Theater, die auch ein gutes Stück ablehnen, — aber es giebt auch manches gute Stück, das die Theater ablehnt, weil es mit leidigem Trotz an allem Bühnenmöglichen vorübergeht.

* * *

Ich kenne manchen Bühnenleiter von Ansehen und Erfolg, dessen persönliche Thätigkeit sich immer nur darauf beschränkt hat, die nothwendigsten Ausgaben zu verweigern.

* * *

Wir haben auch Dramatiker der Verdrießlichkeit, die von ihren Hörern nur beseufzt werden wollen und nach einem durchschlagenden Ach=Erfolg streben.

* * *

Der englische Philosoph Hobbes hat den Ausspruch gethan: „Das Lachen ist ein arges Gebreste der menschlichen Natur, das jeder denkende Mensch zu überwinden bestrebt sein wird." ... Das scheint der Wahlspruch

der mürrischen Herren zu sein, die in Deutschland über lustige Bühnenstücke berichten.

* * *

Wie sparsame Gastgeber uns die jungen Früchte erst als Primeurs vorsetzen, wenn sie schon in jeder Markthalle feil geboten werden, so bringt uns auch mancher Bühnenschriftsteller die neuen Stoffe erst dann, wenn sie längst billige Gemeinplätze geworden sind.

* * *

Es giebt auch allzu milde Kritiker, die im Gegensatze zu dem französischen Weisheitwort Alles verzeihen, weil sie nichts verstehen.

* * *

Bearbeiter nennen sich oft die merkwürdigen Leute, die gern am Mißerfolg eines Anderen theilnehmen wollen.

* * *

Das Schlagwort „modern" scheint sich ausschließlich an jenes Gigerl-Publikum zu wenden, das auch Geschmack und Urtheil nur nach dem neuesten Schnittmuster formt.

* * *

Ich habe manches Stück nur deshalb abgelehnt, weil man von seinen Mitmenschen nie das Schlechteste annehmen soll.

* * *

Wer aus dem Lob keine Freude und aus dem Tadel keine Lehre mehr schöpfen kann, soll seine Feder zerbrechen.

Oskar Blumenthal.

# Bosisio.

Das größte Unglück, das Italien treffen kann, ist die allmählich eintretende Verwischung und die vorauszusehende gänzliche Zerstörung der regionalen Unterschiede zwischen den einzelnen Landestheilen. Im Mittelalter lag die Kraft des Landes in den selbständigen Stadtrepubliken mit hoch entwickeltem Bürgersinn; die landsmannschaftliche und mundartliche Zusammengehörigkeit in den Provinzen mit ihren großen Centren hat sich im Wesentlichen bis auf die neueste Zeit behauptet, fängt aber jetzt an, dem Alles gleich machenden und verflachenden Zuge der Zeit zu weichen, der die geschäftigen und Geschäfte machenden Parlamentarier aus allen Winkeln Italiens nach Rom treibt, sie aus der gewohnten heimathlichen Verbindung reißt und der vaterstädtischen, für den Staat eben so nützlichen wie nur in kleinnachbarlichen Verhältnissen möglichen Kontrole entzieht.

Vor der staatlichen Einigung Italiens war naturgemäß die päpstliche Kurie der Mittelpunkt, dem die verhältnißmäßig kleine Zahl der Ehrgeizigen zueilte, die der Enge provinziellen Lebens entfliehen wollten; aber ob sie nun lediglich nach Macht und Einfluß strebten oder die im Innersten so vieler Italiener schlummernde Herzensneigung für Geldgeschäfte befriedigen wollten, — sie konnten ihr Streben nur in geistlichem Gewande befriedigen. Nichts fällt Dem, der Mailand und mailänder Leben kennt, im Verhältniß zu der Namengebung großer deutschen Städte mehr auf als die Häufigkeit von Namen, die mailänder Familien und Ortsnamen in der Brianza und dem sonstigen Hinterlande der wahren Hauptstadt Italiens gemeinsam sind. Namen wie Becker, Meier, Müller, Krüger bezeichnen die ursprüngliche Beschäftigung der zugewanderten, ursprünglich ländlichen Bevölkerung: Belgiojoso, Belinzago, Cantù und Pérego — um nur diese zu nennen — sind zugleich Namen von mailänder Familien und von Ortschaften im mailänder Gebiet; so ist auch Bossio zugleich der Name eines Dorfes an dem reizenden See von Pusiano in der Brianza und der eines Franziskanermönches, der im Jahre 1742 in Como, der Stadt der Kirchen und Klöster, geboren und schon im sechzehnten Lebensjahr in den Orden eingetreten war. Durch natürliche Begabung und praktische Geschicklichkeit erwarb er sich so großes Ansehen, daß ihn der Ordensgeneral in das Franziskanerkloster auf Araceli in Rom berief. Der Ordensregel gemäß, benutzte er auf seiner Reise weder einen Wagen noch ein Pferd, fühlte sich aber, fast schon im Anblick der Peterskirche, zuletzt so ermüdet, daß er das Anerbieten eines ebenfalls die Via Flaminia entlang ziehenden Müllers annahm und sich auf einen von des Müllers Eseln setzte. Kurz vor der Porta del Popolo kam ihm die goldstrotzende Karrosse entgegen, in der der Kardinal Corsini seine Nachmittagsspazirfahrt machte. „Der Heilige Franziskus ritt auf keinem Esel", rief ihm der Kardinal zu. „Und der Heilige Petrus fuhr in keinem Wagen", erwiderte der Mönch der Eminenz. Der Kardinal war viel zu klug, um die Antwort übelzunehmen, erzählte sie vielmehr dem Papst; und Pius VI, der Männer von der geschäftlichen Begabung Bossios bei seinen gewagten finanziellen Unternehmungen sehr wohl brauchen konnte, zog den Franziskaner in seinen Dienst.

Alle Eigenschaften, die man an alternden Priestern beobachtet hat, zeigte der regirende Papst im höchsten Grade. Als er, der im Jahre 1717 in Cesena als Sohn des Grafen Marco Aurelio Braschi geboren war, zum Papst erwählt wurde, nahm er am fünften November 1775 vom Palast des Lateran in einer Weise Besitz, die allein schon die unersättliche Eitelkeit deutlich zeigte, die dann später seine ganze Regirung charakterisirt hat: statt, der Sitte gemäß, zu reiten, ließ er sich in einem prachtvoll geschmückten und

von vier Schimmeln gezogenen Wagen wie ein Triumphator in den Palast fahren. Die Priesterlichkeit hat an sich schon etwas Weibisches und dieser Mangel an Männlichkeit äußert sich eben so in weibischer Eitelkeit wie in den Umarmungen und Küssen, die zum Beispiel Pius IX. seiner nächsten Umgebung — geistlicher sowohl wie weltlicher — freigebig zu spenden pflegte. Jedes Alter hat seine eigenen Leidenschaften und Selbsttäuschungen. Je früher der Mann zum Greise wird, desto eifriger beginnt er, an Aufgaben zu arbeiten, deren Vollendung er niemals erleben kann. In einfachen Verhältnissen pflanzt er Bäume, in deren Schatten erst die späteren Enkel sitzen können, auf Petri Stuhle unternimmt er ungeheure Bauten, deren Vollendung er — wenn sie überhaupt möglich ist — selbst niemals fördern kann. Wie viele Päpste haben am Bau der Peterskirche nur geplant, geschaffen und verschwendet, um ihrem Nachfolger Aenderungen im Bauplan und die Möglichkeit eines kleines Fortschrittes zu hinterlassen!

Fast eben so stark äußert sich in den Päpsten die Leidenschaft, durch die Gründung einer Familie fortzuleben, und gerade um so stärker, je weiter sie von der Möglichkeit entfernt sind, ihr Blut zugleich mit ihrem Namen zu vererben. Pius VI. ließ die Söhne seiner Schwester Giulia und des Grafen Girolamo Onesti aus Cesena nach Rom kommen, gab ihnen Wappen und Familiennamen der Braschi, baute ihnen den schönen, noch heute stehenden Palast an der Piazza Navona und suchte für sie ein großes Familiengut zusammenzubringen. Der erste in dieser Richtung unternommene Versuch freilich schlug fehl. Don Amanzio Lepri hinterließ unter Enterbung der eigenen Familie dem Papst ein mehrere Millionen betragendes Vermögen. Aber die Leibeserben prozessirten und die ganze Sache war so skandalös, daß sich der Papst auf einen Vergleich einlassen mußte: das für die Nepotenfamilie erhoffte Erbglück zeigte sich als zu gering und der Papst mußte seinen Sinn auf andere Pläne lenken. Zum Glück für die Braschi gaben erstens der Papst und seine Rathgeber mehr auf Plinius als auf Tacitus; und zweitens lebte der Begründer der kritischen modernen Geschichtforschung, Barthold Georg Niebuhr, noch nicht: sonst wären schwerlich die ungeheuren Summen verschwendet worden, die der Papst auf ein Unternehmen verwandte, das seiner Natur nach niemals auch nur bis zu einem erheblichen Grade oder gar ganz gelingen kann. Ja, jene gigantische Vergeudung hatte eine erhebliche politische Bedeutung: sie bereitete die Anschauungen vor, die schließlich dazu führten, das päpstliche Regiment für unmöglich zu erklären, und die früher zu praktischer Herrschaft gekommen wären, wenn nicht der Wahnsinn napoleonischer Herrschgier eine europäische Reaktion hervorgerufen hätte, die auch die schlechtesten Elemente älteren politischen Lebens, so weit es überhaupt möglich war, wiederherzustellen unternahm.

Marcus Licinius Crassus Mucianus gehörte zu jenen vollendeten diplomatischen Gaunern, die jeden Genuß der Welt und als den höchsten von allen die Befriedigung ihrer unersättlichen Herrschsucht genießen wollen und wirklich ihren Zweck erreichen, selbst wenn sich Der, den sie betrügen, scheinbar so wenig wie der erste Napoleon zu der Rolle eignet, die ihn Talleyrand spielen ließ. Mucianus hielt an seinen Fäden, wenn auch manchmal noch so widerwillig, die Kaiser Claudius, Otho und Vespasian nebst seinem Sohn Domitian, trieb Vitellius in den Tod und brachte es fertig, daß ihm Vespasian selbst die freche Ruhmredigkeit verzeihen mußte, mit der er in einem offiziellen Schreiben geprahlt hatte, er habe ihm, seinem Nebenbuhler, die Caesarenherrschaft geschenkt. Ihm so wenig wie seinem Ebenbilde Talleyrand hat jemals ein Zeitgenosse ein Wort der Wahrheit oder eine Handlung der Uneigennützigkeit zugetraut. Auch sonst aber haben sie ähnliche Schicksale gehabt. Wie Talleyrand eine deutsche Biographin gefunden hat, die ihre tiefe Kenntniß der französischen Geschichte dadurch beweist, daß sie den von ihrem Helden gebrauchten technischen Ausdruck für die dreiprozentige Steuer auf aus Amerika eingeführte Waaren (le domaine d'occident) mit Dominium des Occidents übersetzt, und die schließlich von ihm sagt, „daß er eine unvergleichliche Gewandtheit in den Dienst eines hohen patriotischen Ideals stellte", so fand Mucianus in seinem vielschreibenden und unkritischen Zeitgenossen Plinius einen Mann, der die historischen Faseleien des Konsulars mit dem selben Entzücken weiterverbreitete, mit der die pariser Académie des sciences morales et politiques der unvergleichlichen Frechheit zujubelte, mit der Talleyrand an seinem Lebensabend unter den Eigenschaften des Diplomaten vor Allem die bonne foi pries. Plinius nämlich allein hat uns die Behauptung des Mucianus überliefert: wo sich heute die pontinischen Sümpfe ausdehnen, hätten einst vierundzwanzig Städte gelegen, — eine Fiktion, die Niebuhr kurz mit der unwiderleglichen Erwägung abfertigt, es sei physisch unmöglich, daß die pontinischen Sümpfe jemals etwas Anderes gewesen seien als ein Haff hinter den Dünen an der See und, als dieses von den einfließenden Strömen mit Schlamm gefüllt wurde, ein Sumpf, der sich langsam, aber allmählich erhöht habe. Es ist also auch ganz überflüssig, den armen Papst zu tadeln, weil er seinen Ingenieuren einen falsch gezogenen Abzugskanal aufgezwungen habe: sein Unternehmen war eben von vorn herein unmöglich.

Fristen die blühenden Volskerstädte auch heute noch wenigstens im Konversationlexikon ein unschädliches Dasein: wer will es dem Papste verdenken, daß er den angeblichen vorhistorischen Reichthum volskischen Erdbodens zu Gunsten der geliebten Nepotenfamilie wieder herzustellen unternahm? Aber zur Austrocknung auch nur eines kleines Theiles der pontinischen Sümpfe

gehören ungeheure Kapitalien. Um sie sich zu verschaffen, versuchte man es zuerst mit dem alten Mittel der apostolischen Kammer: es wurden verschiedene Arten von Leibrenten ausgegeben, die wie unsere heutigen Staatspapiere gehandelt zu werden pflegten. Diesmal mißglückte die Operation jedoch, da der Markt mit derartigen hohen Werthen bereits überschwemmt war und die neuen Titel nicht mehr aufnahm. Da ersann ein priesterlicher Finanzkünstler ein anderes Mittel. Die Bank von Santo Spirito und das päpstliche Leihhaus gaben für etwa vierzehn Millionen Scudi (70 Millionen Francs) Papiergeld aus, sogenannte cedolas. Nachdem der Werth lange geschwankt hatte, setzte sie General Macdonald als Gouverneur des Kirchenstaates am sechsten September 1798 unter der Erklärung außer Kurs, sie würden zu fünfzehn Prozent ihres Nennwerthes gegen Assignate der französischen Republik eingetauscht werden. Was sollten die unglücklichen Besitzer thun? Die französischen Assignate waren so im Werth gesunken, daß, sie überhaupt anzubieten, eigentlich nur ein Hohn war. Dagegen prangte auf dem päpstlichen Papiergeld Name und Wappen Pius' des Sechsten. Sollten seine Nachfolger in besseren Tagen das Versprechen ihres Vorgängers nicht einlösen? Sahen doch die Römer im Oratorium des päpstlichen Leihhauses (des Sagro monte della Pietà) auf dem allegorischen Relief des Bildhauers Legros den Tobias dargestellt, wie er seine „zehn Pfund Silber dem Gabel" lieh, „damit ihn der König begnadet hatte", und die Welt wußte ja, daß ihm Gabel das Geld treulich wieder gegeben hat. So sagt Gioachino Belli noch im Jahre 1831 von den Cedolas:

„Vom Vater erbt' ich einen großen Haufen,
sie liegen alle ruhig mir im Kasten
und kämen mir als einem armen Teufel
— Du glaubst mirs schon — auch heut' recht sehr zu Statten."

Denn als der Kamaldulensermönch Bartolommeo Alberto Capellari in jenem Jahre den päpstlichen Stuhl unter dem Namen Gregors des Sechzehnten bestieg, waren die Hoffnungen der römischen Staatsgläubiger, aber freilich wiederum vergeblich, erwacht.

Bossio soll von Pius dem Sechsten in vielen Geschäften verwandt worden und sogar zum Kardinal designirt gewesen sein. Aber beim Ausbruch der französischen Revolution sah er eine allgemeine Umwälzung der europäischen Verhältnisse voraus, gab jeden Gedanken an eine weitere Laufbahn bei der Kurie auf, trat im Jahre 1790 aus seinem Orden und ging nach Paris, wo er in Baillys Dienste trat. Zwei Jahre später wandte er sich nach London und wurde schließlich als Fondsmakler ein reicher Mann.

Hamburg. Professor Dr. Franz Eyssenhardt.

# Der Kampf um die Flotte.*)

Sehr geehrter Herr Jentsch,

Die eben wieder auf die Tagesordnung gesetzte Flottenfrage veranlaßt mich, Sie um eine gefällige Aeußerung zu bitten, und zwar mit Bezug auf Ihre Ausführungen über die künftigen Wege der Großmacht Deutschland, wie Sie sie in Ihrem Artikel „Großdeutschland und Oesterreich" in No. 49 der „Zukunft" so außerordentlich anregend niedergelegt haben. Ich glaube, daß unsere politischen Anschauungen sich in vielen Punkten nah berühren; so hatten Sie vor einigen Monaten ja auch die Güte, meinen Aufruf zur Gründung eines Vereins für deutsche Wanderungpolitik mitzuunterzeichnen und den darin entwickelten Ansichten über wichtige Aufgaben der deutschen Politik beizupflichten. Um so werthvoller wäre es mir, auch in der erwähnten Frage eine Ansicht von Ihnen zu hören, die jedenfalls auch die Oeffentlichkeit interessiren wird.

Das größere Deutschland der Zukunft suchen Sie nicht jenseits der Meere, sondern auf den geographisch durch den Donauweg vorgezeichneten Bahnen. Nicht zerstreute, überseeische Kolonien, sondern ein großer, fest gefügter, dem alten Reich eng angegliederter Landkomplex, ein über Oesterreich, die Balkanhalbinsel und Kleinasien sich ausdehnendes Großdeutschland ist es, was Ihnen als alleiniges Ziel der größeren deutschen Zukunft klar vorgezeichnet erscheint. Das erste Erforderniß für den deutschen Kräfteüberschuß und für die Sicherung der deutschen Volkswirthschaft erblicken Sie in Ackerbaukolonien. Und nicht nur unter Ihren deutschen Zeitgenossen werden Sie damit sicherlich vielfach lebhafte Zustimmung finden: auch große Geister aus früheren Tagen haben uns auf diese Bahnen gewiesen, auch unter den Männern, denen wir in erster Linie des jetzigen Deutschen Reiches Gründung verdanken, hat ein Großer schon frühzeitig seine Stimme für solche Ideen erhoben und auch im Auslande wird, wie Sie selbst anführten, der Werth gewürdigt, den kleinasiatische Ackerbau-Kolonien für Deutschland haben würden.

Setzen wir uns einmal, in eine fernere Zukunft schauend, über die mannichfachen gegenwärtigen Schwierigkeiten hinweg und nehmen wir an, daß Deutschland das von Ihnen gezeigte große Ziel erreichte. Ich glaube nicht, daß unsere — oder unserer Enkel — Aufgabe dann völlig gelöst wäre! Zweifellos wäre mit der Gewinnung reichlicher Ackerbaukolonien ein unvergleichlicher Fortschritt gemacht. Der Bedarf für ein Land wie das heutige Deutsche Reich ist jedoch ein doppelter. Ein Land der gemäßigten Zone mit dichter Bevölkerung, starker Volksvermehrung, hohen und beständig steigenden Kulturbedürfnissen braucht zum Unterhalt seines ganzen Volkes nicht nur einen weiten Boden, der das nöthige Getreide liefert: ein solches Land ist doch auch auf große Mengen tropischer Erzeugnisse angewiesen. Auch die Deckung dieses Bedarfes muß meiner Ansicht nach gesichert sein; und so kann Deutschland, kann auch Großdeutschland sich nicht der Aufgabe verschließen, entweder Tropenkolonien zu erwerben oder doch einen großen Seehandel zu unterhalten und zu sichern. Gelingt es uns einst, jenen geographisch vorgezeichneten Donauweg zu gehen, gelingt es, uns Kleinasien an-

*) Der Briefwechsel zweier volkswirthschaftlichen Schriftsteller, der, weil er zwei gut begründeten Anschauungen Ausdruck giebt, hier veröffentlicht wird.

zugliedern, so ist abermals ein Zeigefinger ausgestreckt, ein natürlicher Weg zur weiteren Entwickelung geographisch vorgezeichnet: Euphrat und Tigris verweisen uns auf das Persische Meer, auf die Verbindung mit den Ländern der Tropen. Diesen Weg dürfen wir uns dann nicht versperren lassen und deutlich genug wird sich dort das Bedürfniß nach einer hinlänglich starken Flotte geltend machen. Von Kleinasien aus, das uns die nothwendigen Ackerbaukolonien liefern würde, führt der Wasserweg weiter nach den tropischen Produktionländern und tropischen Kolonien. Das ist, wie mir scheinen will, lediglich eine logische Weiterentwickelung Dessen, was Sie selbst bereits ausgeführt haben. Sie haben vor dem Meere Halt gemacht und nur die Ackerbaukolonien berücksichtigt; ich glaube aber, annehmen zu dürfen, daß Sie sich auch der Fortführung des Gedankens nicht verschließen werden, wenn Sie auch den tropischen Kolonien nur eine untergeordnete Bedeutung beimessen mögen.

Vielleicht werden Sie einwenden, die Fortsetzung des vorgezeichneten Weges über das Meer in die tropischen Länder hinein sei eine cura posterior, und so weit wir für jene späteren Aufgaben eine Flotte brauchen, könnten wir sie uns immer noch schaffen. Gestatten Sie mir einige Einwände:

Erstens schreitet die Theilung der tropischen Länder so schnell vorwärts, daß wir unseren Antheil bei Zeiten sichern und festhalten müssen. Dazu bedarf es der Flotte, und zwar neben der durch das Flottengesetz von 1898 geschaffenen Küstenvertheidigungflotte auch weiterer Linienschiffe, die, ohne etwa Händel zu suchen, gegenüber den kleineren Staaten jenseits der Meere Achtung gebietend auftreten und die deutschen Rechte wahren können, aber auch den europäischen Seemächten gegenüber unseren begründeten Ansprüchen insofern Nachdruck verleihen, als das Vorhandensein der Flotte uns unter Umständen zu einem begehrenswerthen Freund und Bundesgenossen für dritte Mächte macht.

Zweitens aber bin ich der Ansicht, daß Sie Ihrer Rechnung nicht unbedingt die Annahme zu Grunde legen dürfen, eine Ausdehnung Großdeutschlands über Land erfordere nur die nöthige Landmacht und kollidire nicht mit den Seeinteressen anderer Großmächte. Sollte der von Ihnen gezeichnete Weg möglichst bald beschritten werden, so dürfte nicht die Abrechnung mit Oesterreich abgewartet, dürfte nicht nur von der einen Seite aus schrittweise vorgegangen werden. Sicherer wäre der Erfolg, den Sie wünschen, wenn auch vom Süden, vom Persischen Meer her, vorgearbeitet werden könnte. Und um uns dort die Bahn frei zu halten und uns nicht in den Rücken fallen zu lassen, dazu bedarf es wiederum der Flotte. Denn wir dürfen nicht übersehen, daß uns Kleinasien und Mesopotamien nicht konkurrenzlos überlassen werden würden. England, Rußland und Frankreich haben seit langer Zeit ein Auge auf jene Gebiete geworfen; ihnen kommt es auf die Schaffung eines Reserveweges neben dem Suez-Kanal an, um im Falle ernster Verwickelungen größere Bewegungfreiheit zu haben, Munition, Proviant und Streitkräfte möglichst schnell aus dem Mittelmeer nach dem Indischen Meer werfen zu können, auch wenn der direkte Schiffsverkehr unterbrochen ist. Nicht ohne Grund wachen die Mächte eifersüchtig über jeden Vortheil, der etwa den Deutschen beim Bahnbau in Aussicht steht, nicht ohne Grund wird bei der Pforte so heftig gegen Deutschland intriguirt. Besonders deutlich haben die letzten Monate das Ringen um das Persische Meer gezeigt: auf der einen Seite ist Rußland

im Begriff, seinen Einfluß über Persien bis an die Küste zu erstrecken, auf der anderen ist sofort England vorgedrungen. Als es bei Maskat Frankreich schlug, galt der Schlag Deutschland vielleicht nicht weniger als Frankreich, da England durchaus nicht gewillt ist, Deutschland den vorhin angedeuteten Weg freizulassen. Behaupten würde Großdeutschland seine Stellung nur dann können, wenn es sie durch eine hinlänglich starke Flotte stützt, den Weg durch das Persische Meer offen hält und durch seine Bündnißfähigkeit mit anderen Seemächten England veranlaßt, die deutschen Ansprüche zu respektiren. Und Das ist die Vorbedingung auch schon für die Gewinnung einer solchen Stellung.

Was die Nothwendigkeit von Ackerbaukolonien betrifft, so bin ich mit Ihnen durchaus einer Meinung; auch den speziellen Hinweis auf den Donauweg und Kleinasien weiß ich, trotz allen im Wege stehenden Schwierigkeiten, sehr wohl zu schätzen. Zugleich aber meine ich, daß die Nothwendigkeit von Tropenkolonien und des Schutzes der unentbehrlichen Handelsbeziehungen mit den Tropen darüber nicht vergessen werden darf. Darum bleibt die Nothwendigkeit der Flotte bestehen, um so mehr, als die Vollendung des Weges durch Kleinasien und das Vorschreiten auf diesem Wege vom Süden aus nicht ohne jeden Interessenwiderstreit gegenüber anderen Seemächten möglich wäre.

Neben dem nun gesicherten Küstenschutz bleibt nach Alledem die Aufgabe für Deutschland bestehen, auch jenseits der Meere einige Linienschiffe verwenden zu können, um sich seine Expansion über Ackerbau- und Tropenkolonien, seinen nothwendigen Handelsverkehr und seine Rechte gegenüber untergeordneten Staaten jenseits der Meere zu sichern. Mit aufrichtiger Hochschätzung Ihr sehr ergebener

Arthur Dix.

Sehr geehrter Herr,

Sie irren, wenn Sie argwöhnen, ich mißbilligte die Erwerbung tropischer Kolonien und die Unterhaltung einer unserer Weltstellung angemessenen Flotte. Was ich mißbillige, Das ist die Anpreisung der Seeherrschaft als höchsten Staatsideales und die Verbreitung der Ansicht, das deutsche Volk sei berufen, die Engländer in der Verwirklichung dieses Ideales abzulösen. Ich bin überzeugt, daß nur die Landmacht auf sicherer Grundlage ruht und Aussicht auf Jahrhunderte lange Dauer hat und daß es thöricht wäre, wenn wir Deutschen, die wir durch unsere Eigenart, durch unsere geographische Lage und durch unsere geschichtliche Entwickelung auf die Ausdehnung zu Lande angewiesen sind, ungezwungen den Weg beschreiten wollten, der für die inselbewohnenden Engländer der allein gangbare gewesen ist. Daß ich in den Streit um Schiffe weder zu Gunsten der Vermehrung noch überhaupt eingreife, hat zwei gute Gründe. Der erste ist, daß ich von Marinesachen absolut nichts verstehe, so wenig wie vom Kriegswesen, und daß ich über Dinge, von denen ich nichts verstehe, nicht reden mag. Als historisch gebildeter Mann glaube ich, ein Urtheil über die allgemeinen Lebensbedingungen der Völker und Staaten zu haben, aber als Laie in Marinesachen kann ich unmöglich ein Urtheil darüber haben, welche Zahl und Art von Kriegsschiffen man für einen bestimmten Zweck braucht (abgesehen davon, daß ich die Zwecke, Absichten und Pläne unserer Regirung gar nicht kenne); und wenn ich in dem Streit darüber das Wort ergreifen wollte, so wäre Das eine eben so

lächerliche Anmaßung, wie wenn ich über Gewehrtypen, Griffe und Felddienstübungen ein Urtheil abgeben wollte. Der zweite Grund ist der, daß die Männer, die heute die Flottenvermehrung für nothwendig erklären, auch die Macht haben, ihren Willen durchzusetzen. Der König von Preußen hat noch stets die Soldaten gehabt, die er haben wollte; er wird auch als Deutscher Kaiser stets die Schiffe haben, die er haben will. Die Sorge, daß das Vaterland durch Nichterfüllung kaiserlicher Wünsche im Kriegs- und Flottendepartement zu Schaden kommen könnte, wäre auch dann das Ueberflüssigste von der Welt, wenn der Kaiser nicht einen so stattlichen Chor eben so begeisterter wie einflußreicher Gesinnungsgenossen zur Seite hätte; was hätte es für einen Zweck, wenn ich diesen gewaltigen Chor mit meinem schwachen Stimmlein verstärken wollte? Dagegen erfüllt auch die schwächste Stimme einen Zweck, wenn sie Etwas ausspricht, das nothwendig ist und das sonst Niemand sagt. An eine bessere Fundamentirung unserer kontinentalen Stellung in der von Ihnen skizzirten Weise zu erinnern, halte ich für nothwendig; und da Das, so viel ich sehen kann, im Augenblick sonst Niemand thut, so thue ichs eben. Man hat Das für gefährlich erklärt, weil es uns in Verwickelungen stürzen könnte, wenn solchen Preßäußerungen — wie dem von Ihnen angeführten Zukunft-Artikel — im Auslande Bedeutung beigelegt würde. Das gebe ich zu; aber die von der ganzen offiziellen und offiziösen Presse feierlich verkündeten Weltmachtpläne sind doch weit eher geeignet, Verwickelungen mit dem Auslande herbeizuführen, als die Aeußerungen eines mit seinen Ansichten allein stehenden einflußlosen Privatmannes; und wenn sich in der That nach einigen Jahren die Nothwendigkeit ergeben sollte, den Weg der Expansion in südöstlicher Richtung einzuschlagen, so würde der Umstand, daß diese Nothwendigkeit das deutsche Volk ganz unvorbereitet träfe, den Erfolg nicht wenig beeinträchtigen.

Die Frage, ob eine Position Deutschlands an der Euphratmündung eine Vermehrung der Flotte fordern würde und welche, ist wieder eine marinetechnische und geht mich nichts an. Dagegen glaube ich, die Ansicht bestreiten zu dürfen, es sei in jedem Falle eine Kriegsflotte dazu nöthig, uns die Zufuhr tropischer Erzeugnisse zu sichern. Befinden sich die Plantagen in fremdem Besitz, so bauen doch auch die fremden Besitzer Cacao, Kaffee und Baumwolle nur zu dem Zweck, um diese Produkte abzusetzen, und wenn überhaupt noch einmal Kriegsschiffe im Dienste des Plantagenhandels verwendet werden sollten, so glaube ich eher, man werde sie gegen uns gebrauchen, um uns jene Produkte aufzuzwingen, als um sie uns abzuschneiden. Daß wir beim Besitz eigener Plantagen zu deren Schutz Kriegsschiffe brauchen, ist selbstverständlich; eben deshalb hebe ich immer hervor, daß überseeischer Besitz nicht eine Stärkung, sondern eine Schwächung der Macht des Staates bedeutet; wie viele Kriegsschiffe in jedem Fall nöthig sind: Das ist wieder eine marinetechnische Frage. Und ob es vortheilhafter sei, die Kolonialwaaren aus eigenen Pflanzungen oder durch Vermittelung des Handels von ausländischen Kolonien zu beziehen: Das ist eine Frage, für die wieder andere Personen kompetent sind: die hamburgischen und bremischen Großhändler. Die möge man darüber befragen; auch werden diese Herren am Zuverlässigsten Auskunft darüber geben können, ob und in welchem Umfange unser Seehandel des Schutzes durch Kriegsschiffe bedarf. In aufrichtigster Hochachtung Ihr ergebenster

Neisse. Karl Jentsch.

# Maxim Gorkij.

Der jüngste „Stern“ der neuen russischen Literatur ist der sechsundzwanzigjährige Bossják Maxim Gorkij.*) Unter Bossják ist ein Barfüßler zu verstehen, ein Mensch, der sich im ungeheuren russischen Heimathreich die Sohlen abgelaufen hat, — nicht etwa als Pilger, wie es Tausende seiner Landsleute beiderlei Geschlechtes, dem Wandertrieb ihres Wesens folgend, alljährlich thun, nein, einfach als Herumläufer „Brodjag“, Vagabundus, der durch die Steppe läuft, um weiter draußen, an einem entfernten Ende des Mütterchens Rußland, etwas Anderes zu probiren, als er schon gethan und erfahren hat. Am Meer ist er Fischer, an der Wolga Flößer, in den Hafenstädten Dammarbeiter, im Binnenland Zimmermann, Schreiner, Schuster u. s. w., — alles Dies aber nur, so lange es ihm gefällt. Dann zieht er, die paar erworbenen Rubel in der Tasche — wenn er sie nicht schon an Ort und Stelle vertrunken hat —, seines Weges und sammelt so, im gemächlichen Dauerlauf durch das Achtzigmillionenreich, seinen Vorrath heiter verwegener und ungehemmter Lebensphilosophie, die den Starken seiner Art zum Raubthier, den Weichen zum Melancholiker und Selbstmörder, den Humoristen zum bezahlten Hanswurst, den Psychologen zum Lästerer macht. Diesem Milieu ist Rußlands jüngster Dichter entwachsen, ein Bäckerlehrling, von dem wir nichts weiter wissen als, daß er zwei Bände Skizzen und Erzählungen herausgegeben hat, schon auf ein Jahr administrativ verschickt worden ist und — wenn er sich hohe Ziele setzen wird — im Besitz einer außerordentlichen künstlerischen Kraft eine ruhmvolle Zukunft vor sich hat.

Die „Skizzen und Erzählungen“ führen uns Bilder aus diesem Vagabunden-Milieu vor Augen.

Ehe ich jedoch auf die Würdigung dieser Arbeiter und die künstlerische Individualität des Autors näher eingehe, sind einige Worte über die neueren Richtungen und ihre inneren Zusammenhänge zu sagen. Vor Allem muß betont werden, daß die russische Literatur nur im Zusammenhang mit dem ganzen nationalen Werden und den Aufgaben, die es an die führenden Geister stellt, betrachtet werden darf. Der Russe verlangt von seiner Literatur, daß sie ihm die Wege für das Leben als Mensch und als Staatsbürger weist, und nur wer Dies im Auge behält, findet sich in den einander kreuzenden Strömungen und Absichten zurecht. Das ewige Grübeln, das Aufstellen von Prinzipien, die er übrigens, seiner wandelbaren Natur nach, selbst nie befolgt, hat dem Russen eine Literatur der Lebensfragen gezeitigt, die um so intensiver ist,

*) In der „Zukunft“ vom 14. Oktober 1899 ist eine Skizze Gorkijs („Emeljan Piljai“) erschienen.

als ihm ein heißer Wunsch nach dem modernen Staat, nach Freiheit und Recht alle ethischen und praktischen Fragen durchzieht.

In den vierziger Jahren kam die russische Literatur in Männern wie Lermontow, Gogol, Puschkin, Schtschedrin, Njekrassow, Belinskij zum Bewußtsein ihrer Kraft, in den sechziger Jahren durch Gontscharow, Dostojewskij, Tolstoi, Turgenjew und Andere zur Blüthe und Spaltung.*) Die Slavophilen beharrten auf der nationalen Grundlage, die Westler verlachten diese Richtung (verlachen sie noch heute, auch da, wo sie ehrlich ist) und fanden und finden in Rußland nichts, aber auch gar nichts, was der Westen nicht weit vollkommener besäße. Sie warfen alles Russische hinter sich, Sitten, Anschauungen, bis auf die Sprache und deren Natur athmende Kunstformen, und steuerten dem Westen zu, wie Belinskij, Herzen, Turgenjew und Andere. Auch Tolstoi begann in gewissem Sinne als Westler, — wenn man einem so universalen Künstlergenius überhaupt eine Parteistellung zuweisen darf. Seine ersten großen Werke wurzeln in westlichen Kunstanschauungen und sind scheinbar Produkte eines an westlicher Kultur genährten Geistes. Aber nur scheinbar. Denn daß Tolstoi in „Anna Karenina" und in „Krieg und Frieden" nicht nur dort den Ehebruch in seinen zerstörenden Folgen, hier den napoleonischen Feldzug beschreiben wollte, sondern in Levin und im Grafen Peter sich selbst, den russischen Menschen, gesucht und gefunden hat, der auf der Suche nach Wahrheit durchs Leben wandelt: Das wird unwiderleglich durch die „schrullige" Thatsache bewiesen, daß der große Künstler später der reinen Kunst entsagt und seine Feder fast ganz in den Dienst des Lebens gestellt hat.

Dostojewskijs schriftstellerische Thätigkeit fällt in die Zeit, da es noch ehrliche Slavophilen gab. Er erlebte Tolstois Wandlung nicht mehr; und deshalb ist eine Bemerkung, die er in einem Brief an einen Freund macht, sehr bedeutsam. „L. T.", sagte er da, „wird nichts mehr schreiben." In einem tieferen Sinne hatte er prophetisch gesprochen, denn Graf Tolstoi verzichtete wirklich auf das Kunstwerk um der Kunst willen. Dostojewskij war es, der auf die Nothwendigkeit hinwies, die russische Natur mit der westlichen Kultur zu verschmelzen, und der in Puschkin diese Synthese sah. Ich glaube, nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß die großartige Puschkinfeier, die jüngst in Rußland begangen wurde, auf den Einfluß der oft ausgesprochenen Gedanken Dostojewskijs zurückzuführen ist.

Seitdem haben die Westler in der Literatur bedeutend an Boden gewonnen; nicht etwa, weil ihre Anschauungen sie auf dem Wege des Heils schon sehr weit geführt hätten, sondern, weil das Slavophilenthum der Ortho-

*) Theoretisch hatte diese Spaltung schon unter Katharina der Zweiten begonnen.

doxie mit allem damit zusammenhängenden Unwesen verfallen ist. Von reinem, ehrlichem Altrussenthum ist heute in der Schriftwelt nicht mehr viel zu spüren. Es wird in Moskau wie eine Oriflamme im heiligen Schrein gehütet, aber es zeitigt keine Talente mehr. In Petersburg, der Metropole der modernen Literatur, findet man wohl einige echte Künstler, die über den Zinnen der Partei stehen, so vor Allen den vornehmen und kraftvollen Wladimir Galaktionowitsch Korolenko; die meisten Vertreter der jungen Generation aber sind reine Westler, bilden jedoch seit neuester Zeit zwei Heerlager. Die Einen, wie Anton Tschechow (der übrigens in einer Wendung zum Tolstoismus begriffen scheint), Gleb Uspenskij und Andere, wirken in reformatorischem Sinne mit großem Können, lassen nur die Absicht leider zu deutlich merken. Die Anderen sind und nennen sich mit Vorliebe Dekadenten. Dieser Gruppe gehören in erster Reihe Sologub, die hochbegabten Frauen Gurewitsch und Mereschkowsky, die Herausgeberinnen des eingegangenen Severnij Wjestnik, und als kritische Schriftstellerin Zinaida Wengerow, die Schwester des hochverdienten Herausgebers des literarisch-kritischen Lexikons an.

Maxim Gorkij ist in keine Partei einzureihen, er nimmt eine Sonderstellung ein. Er gleicht darin dem Grafen Tolstoi. Ein ganz eigenartiger Wesenszug geht durch seine Schöpfungen. Während aber bei Tolstoi unendliche Liebe das Leitmotiv ist, ist es ihm der Haß: kein gesunder Haß gegen die Lügen der Gesellschaft, gegen die Sünden der Kultur, nein, ein Haß gegen das Prinzip der Kultur selbst, ein Liebkosen des Häßlichen, das sich im Lasterpfuhl der Gesellschaft ablagert. Es ist sehr bezeichnend für diesen Grundzug Gorkijs, daß in seinen Erzählungen überall der Sieg des Bösen verherrlicht wird, das in seiner Kraft stets schöner dasteht, als Das, was bei ihm Unschuld heißt. Auch seine Personen sprechen als Resultat ihres Vagirens die bitterkecke (Gorkij = der Bittere) Lebensphilosophie aus, die sich geschädigte Eigensucht schließlich immer zurecht legt, gelangen jedoch niemals zu der Lebensweisheit und Selbstentäußerung tolstoijscher Gestalten. Tolstoi hat, seit er das „Gutsbesitzerwort" aufgegeben, die Sprache des Volkes gefunden, er behandelt diese Sprache mit einer Vollendung, wie sie in der Weltliteratur kaum anderswo vorkommt; Gorkij beherrscht dagegen mit unnachahmlicher Kunst die Sprache des Gesindels. Seine Meisterschaft darin ist, wenn möglich, noch größer: so ursinnlich, so kraftvoll unbewußt ist sie in jedem Detail.

Ein Beispiel davon geben seine unter dem Gesammttitel: „Gewesene Leute" zusammengefaßten Skizzen aus dem Leben des Auswurfes verschiedener Städte, in den Ruinen einer Baracke, am Gossenweg einer Provinzstadt. Diese Leute leben im „Nachtquartier eines gewesenen Rittmeisters", erzählen einander ihre Erlebnisse, schimpfen, fluchen in ihrer Gaunersprache, werden vom Schankwirth betrogen und betrügen ihn, haben jedoch einen gewissen

gesellschaftlichen Kodex, verschwinden zuweilen, kommen ohne Kopeke, zerlumpt, aus der Welt der Sitte, Reinheit und Strenge wieder zurück, bis die Obrigkeit endlich, da man nicht mehr zahlen kann, das Nest aushebt, der „Rittmeister" gefesselt in Arrest geführt und sein „einziger Ebenbürtiger," ein ehemaliger Lehrer, den man aus der „reinen" Welt zum Sterben wieder hierhergeschleppt hat, als Leiche irgendwo verscharrt wird. Mit wahrer Wollust wühlt hier der Dichter im Gemeinen. Aber wie wahr, wie einheitlich ist doch Alles in diesem Bilde. Und welcher tiefe Hintergrund hassenden Schmerzes! Der Eindruck ist der selbe, wie wenn Zola im Ventre de Paris das Würstemachen, das Plätten u. s. w. so beschreibt, daß man es — wie aus einer Berufsanleitung — lernen könnte. Allein Gorkij beschreibt nichts; er streift nur mit dem Aermel an irgend Etwas, wie zufällig, in beliebigen Zeit- und Ortintervallen, — und es steht in Leibhaftigkeit vor uns: nichts gelernt, nichts „beobachtet", Alles selbst erlebt. Wenn er in der Skizze „Konowalow" erzählt, wie er, der Lehrbursche Maxim, in der unterirdischen Backstube bei schwälender Lampe wacht, während der Obergehilfe Konowalow schläft, wie da der Ofenverschluß mit der zunehmenden Hitze kracht und die erkaltende Rinde der schon herausgenommenen Brote knistert, oder wenn er irgend einen Theil der Fischerarbeiten am Meeresstrand oder das stille Rudern des diebischen Tschelkasch zwischen den großen Dampfern und Barkassen in der Erzählung gleichen Namens mit einigen Strichen hervorzaubert, so ist unser Eindruck weit stärker, als ihn die genaueste Schilderung hervorzubringen vermöchte, und wir haben immer das ganze Bild vor uns, — ein tönendes Bild, denn Gorkij ist ein echtes Kind seines Volkes und, wie dieses Volk, halb unbewußt musikalisch. Wenn er nach äußeren Mitteln sucht, um seine Vorstellungen auszudrücken, so greift er nach Formen, Farben und Tönen zugleich. Wie das Volk, das sonst so still einhergeht (wenn es nicht etwa berauscht ist), sein monotones Lied zu jedem Bewegungrhythmus seiner Arbeit findet, so klingt auch für Gorkij die Arbeit, das Leben; es klingt und dröhnt der harte Tag an ihm vorüber, es singt und tönt ihm die träumende Nacht. Ein packendes Beispiel für diese plastisch-musikalische Darstellung einer Szene ist gleich die Einführung in die Erzählung „Tschelkasch". Tschelkasch ist ein bei harter Diebs- und Schmuggelarbeit ergrauter Bursche, der einen „lieben Jungen" zum Helfer an einem nächtlichen Unternehmen dingt und dem Gehilfen zuletzt nahezu den ganzen Gewinn der Arbeit hinwirft, nachdem der Junge, vom Anblick des Geldes verwirrt, ihn darum angefleht hat. Tschelkasch zerbläut ihn, Jener wirft ihm meuchlings einen Stein an den Kopf, jammert dann kläglich und will das Geld nicht nehmen, ehe ihm der Dienstherr verziehen hat. Eine Geißelung des echt russischen Versöhnungbedürfnisses nach einem Meuchelmordversuch. Doch hören wir ihn, wie er zu erzählen beginnt, wie das Einzelne der Szene sich vom allgemeinen

Hintergrunde des Lebens abhebt und wie die Schilderung schon in der Wahl der Verbaladjektiva — man möchte beinahe sagen: eben so vieler Verbalinjurien — wie mit Sklavenhaß durchtränkt ist:

„Der vom aufgewirbelten Staub des Hafens verdunkelte blaue Himmel des Südens ist trüb. Die glühende Sonne schaut blind, wie durch einen feinen grauen Schleier, herab auf das grünliche Meer. Sie kann sich nicht in der Wasserfläche spiegeln, die von Ruderschlägen, von Dampferschrauben, von den tiefen, scharfen Kielen der türkischen Feluken und anderer Dampfer gebrochen wird. Sie durchfurchen den engen Hafen nach allen Richtungen, wo die freien Meereswellen, in den Granit gezwängt, von ungeheuren Lasten erdrückt werden, die über ihren Rücken schleifen. Sie schlagen an die Schiffsborde, an die Hafenwände, klatschen und murren, unter den Schlägen aufkochend und beschmutzt von allerlei Kehricht.

Das Klingen der Ankerketten, das Gerassel der Waggon-Verkettungen, der metallische Aufschrei der Eisenplatten, die irgendwoher auf das Steinpflaster des Hafens fallen, das dumpfe Poltern des Holzes, das Dröhnen der Miethwägelchen, die Pfiffe der Dampfer, bald durchdringend schrill, bald hohl klagend, die Rufe der Packträger, der Matrosen und Zollaufseher: alle diese Laute fließen in die betäubende Symphonie eines Arbeitstages zusammen und lagern sich, gleichsam unschlüssig, schwebend, am Himmelsgewölbe über den Hafen, als fürchteten sie, in den Himmel hineinzufließen und dort zu vergehen. Ihnen nach aber erheben sich von der Erde neue und immer neue Lautwellen; bald dumpf polternd und Alles ringsumher erschütternd, bald schrill, klirrend, ohrenzerreißend und die dunstige, staubige Atmosphäre durchschneidend. Granit, Eisen, Holz, das Steinpflaster des Hafens, die Schiffe und die Menschen, Allem entströmt der Gluthhauch eines rasenden Hymnus an Merkur . . ."

Doch auch andere Töne weiß Gorkij anzuschlagen, poetische, verliebte: so in der schönen Erzählung von der Zigeunerin Radda. Aber auch hier ist nicht Liebe zu finden, sondern nur Leidenschaft, die das geliebte Wesen zerstört, weil das Weib den unbesiegten Helden gedemüthigt hat.

Das selbe, immer wiederkehrende Thema der siegenden Kraft wird meisterhaft in der Erzählung: „Auf den Flößen" behandelt. Der gesunde, von Lebenskraft strotzende Alte fährt auf dem Schlepper mit der drallen Schwiegertochter, küßt und kost vor den Augen des lungenkranken Sohnes, der auf dem zweiten Floß steht und in mondbeglänzter Nacht, im feuchten Nebel, das Liebesleben der Beiden halb sieht, halb ahnt.

Erschütternd und dabei höchst gemein ist das Thema der Skizze „Aus Langeweile." Doch meisterhaft ist auch hier die Darstellung. Es handelt sich um fünf Personen auf einer einsamen Eisenbahnhaltestelle, die nur zweimal täglich

andere Menſchen zu Geſicht bekommen. Der Stationchef und ſeine Ehehälfte langweilen ſich. Da erſinnt der „gebildete“ Gehilfe einen Spaß. Er hat entdeckt, daß der Bahnwärter, ein geſetzter, älterer Mann, zur blatternarbigen, armſäligen, alternden Köchin in heimlichen Beziehungen ſteht. Die Magd ſchläft in einem Keller. Dahin ſchleicht ſich nun zuweilen der Liebhaber, der ihr geſtattet, ſeine Wäſche in Ordnung zu halten. Wehe aber, wenn ſie den Bund je verriethe! Das Weib hat niemals Liebe genoſſen und empfängt demüthig und ſchweigend die zweifelhafte Ehrung. Da, als ſie einmal wieder beiſammen ſind, hört ſie, die vor Angſt und Sorge niemals einzuſchlafen vermag, wie Jemand draußen den Riegel vor die Kellerthür ſchiebt. Sie ſind gefangen, der Schmach preisgegeben! Das Weib weckt den Schläfer, der mit harten Scheltworten über ſie herfällt. Als es Tag wird, empfängt man die Verſtörten vor der Thür mit einem Katzen-Hochzeitmarſch, — und lacht und lacht. Der Mann ſchiebt nach Memmenart alle Schuld auf die Frau. Sie aber läuft ins Kornfeld und liegt da, betäubt, ſtarr, den welken Buſen entblößt der ſengenden Sonnengluth preisgegeben.

Alle rufen nach ihr, denn das Eſſen muß ja bereitet werden. Sie hört die Stimmen, ſie lauſcht nach der ſeinigen, — nur dieſe hört ſie nicht. Da bleibt ſie liegen, bis es Abend wird. Dann geht ſie auf den Dachboden und erhenkt ſich. Die Herrſchaft aber hatte ihren Spaß, der noch lange über die Monotonie des Stationlebens hinweghalf ... Wir ſehen auch hier das Grauſame in Gorkijs Talent; nirgends auch nur als Epiſode Liebe, nur Leidenſchaft oder des heißen Lebens menſchlichſte Noth. Die einzige ſchwache Erzählung Gorkijs iſt nach meiner Meinung „Das Ehepaar Orlow.“ Sie beginnt kräftig und einfach wie die anderen, doch überwuchert ſchließlich die Tendenz: Volksbildung, Frauenrecht und Frauenvorrecht. In einigen anderen Skizzen wird das ewige Thema des Suchens nach dem Lebensweg variirt, immer mit dem Sieg Deſſen, der nicht grübelt und ſichs leicht macht. Ueberall ſind Schönheiten ausgeſtreut, die das Herz erbeben machen: eine Fülle von Gedanken, ein ſeltener Glanz der Bilder und eine durch keine eitlen Kunſtſtückchen zerriſſene Geſchloſſenheit des Aufbaues, die Staunen erregen.

Aber wer mit Bedacht in dem ungeheuren Buch der Weltliteratur ein Blatt nach dem anderen umwendet, wird finden, daß der Haß ſich kein Denkmal errichtet hat und daß die bleibenden Wirkungen im Schriftthum wie im Leben von der Liebe ausgehen. Die großen Haſſer verſchwinden, ihre Stimme reicht nicht über die Gegenwart hinaus. Möge den jungen Dichter ſein kühnes Talent auf den rechten Weg weiſen, — auf den Weg, der von klügelnder Abſichtlichkeit und von dreiſtem Vagabundenthum gleich weit abführt.

Wien. Nina Hoffmann.

# Die Chemie am Ende des Jahrhunderts.

Das neunzehnte Jahrhundert wird einst das Jahrhundert des naturwissenschaftlichen Fortschrittes genannt werden. Der Laie denkt vorzugsweise an die technisch-praktischen Fortschritte: Eisenbahnen, Telegraphen, Telephone, an Photographie und Kinematograph, rauchloses Pulver und Dynamit, das elektrische Licht, Auerlicht, Acetylen und zahllose andere praktische Errungenschaften. Der Fachmann faßt den Stand der Erkenntniß in seinem Gebiet am Anfang und am Ende des Jahrhundertes vergleichend ins Auge.

Der Abschluß des achtzehnten Jahrhundertes — damit meine ich die ganze Zeit seines letzten Viertels — spielt eine epochemachende Rolle in der Geschichte der Chemie. Die neue Epoche ist unlösbar mit dem Namen Lavoisiers verknüpft, dem die Wissenschaft die noch heute herrschenden, zweifellos richtigen Vorstellungen über die allgemeinste Erscheinung im ganzen Gebiet der Chemie — die Verbrennung oder Oxydation — verdankt. Bis auf ihn herrschte die Phlogistontheorie, die die alchemistischen Bestrebungen abgelöst hatte und davon ausging, daß alle brennbaren Substanzen aus wenigstens zwei Bestandtheilen zusammengesetzt seien: der eine, der Träger der Brennbarkeit, das Phlogiston, sollte während der Verbrennung entweichen, der andere als unverbrennlicher Bestandtheil zurückbleiben. Das Phlogiston aller brennbaren Körper galt für identisch. Wenn irgend ein Metall verbrennt, so entsteht — nach unseren heutigen, von Lavoisier begründeten Anschauungen — ein Metalloxyd (Verbindung des Metalles mit Sauerstoff). Die Phlogistiker dagegen hielten das Metall für eine Verbindung von Metallkalk (womit sie Das bezeichneten, was wir Oxyd nennen) und Phlogiston. Bei der Verbrennung des Metalles ging nach ihrer Meinung das Phlogiston davon und der Metallkalk blieb zurück. Die Menge von Phlogiston, die ein Körper enthielt, war nach Stahl, dem Hauptbegründer dieser Theorie, gering; am Reichsten daran sollte der beim Verbrennen von Oel entstehende Ruß sein. Die Pflanzen sollten das Phlogiston wiederaufnehmen und verbrauchen.

Die Phlogistontheorie war in durchaus folgerichtiger Weise für Alles, was wir heute Oxydationerscheinungen nennen, durchgeführt. Immerhin ist es merkwürdig, daß ein ganz nahe liegendes Argument gegen die Theorie dabei übersehen wurde, nämlich, daß die Körper bei der Verbrennung — Verkalkung im Sinne der Phlogistiker, Oxydation in unserem Sinne — an Gewicht nicht ab-, sondern zunehmen. Wenn ein Stück Eisen oxydirt wird, so wiegt der entstehende Eisenrost mehr, als das Eisen vorher wog; wenn eine Kerze oder irgend ein anderes Leuchtmaterial verbrannt wird, so läßt sich feststellen, daß die entstehenden gasförmigen Verbrennungprodukte zusammen mit dem Rückstand mehr wiegen, als das Gewicht des unverbrannten Materiales war. Das konnten auch die Phlogistiker wissen, denn schon der Chemiker Boyle, der im siebenzehnten Jahrhundert lebte, hatte die Gewichtszunahme bei der „Verkalkung" der Metalle konstatirt und gefunden, daß Verbrennung nur bei Vorhandensein von Luft erfolgt und daß dabei ein Theil der Luft verschwindet. Aber die ganze Zeit, während deren die Lehre vom Phlogiston herrschte, behandelte die quanti-

tativen Verhältnisse bei den Reaktionen der Körper als nebensächlich. Im Uebrigen half man sich mit Redensarten wie: das Phlogiston sei etwas absolut Leichtes, durch seinen Austritt würden die Körper nicht leichter, sondern schwerer u. s. w. Indessen war Das nicht die allgemeine Ansicht der Phlogistiker.

Lavoisiers Verdienst ist es gerade, daß er die quantitativen Verhältnisse in der Chemie auf das Ausgiebigste berücksichtigte, und deshalb bezeichnet Kopp in seiner ausführlichen Geschichte der Chemie die mit Lavoisier beginnende Zeit mit Recht als das „Zeitalter der quantitativen Untersuchungen". Der Sturz der Phlogistontheorie war durch mehrere verdiente Chemiker vor Lavoisier vorbereitet worden. Der Schotte Black, einer der Lehrer Lavoisiers, hatte sich mit dem Unterschied der ätzenden und kohlensauren Alkalien eingehend beschäftigt und die Thatsache festgestellt, daß die kohlensauren Alkalien Verbindungen der Aetzalkalien mit fixer Luft sind. Der Ausdruck „fixe Luft" für das heute Kohlensäure oder Kohlendioxyd genannte Gas gründete sich eben darauf, daß diese Gasart in den kohlensauren Alkalien, wie Soda, Pottasche, Marmor, in festem Zustande gebunden ist. Es wurde somit von Black überzeugend nachgewiesen, was schon früher behauptet worden war, daß es mehr als eine Luftart gäbe. Auch den Arbeiten von Joseph Priestley ist viel zu danken, u. A. die Entdeckung des Sauerstoffes. Charakteristisch für den damaligen Stand chemischer Kenntnisse war das Thema seiner ersten wissenschaftlichen Arbeit, „Die Einwirkung brennender Kerzen und thierischer Respiration auf eine abgeschlossene Luftmenge", — ein Thema, dessen Beantwortung am Ende des neunzehnten Jahrhunderts zu den Elementen der allgemeinen Schulbildung gehört oder wenigstens gehören könnte. Durch Erhitzen von rothem Quecksilberkalk erhielt er Sauerstoff. In den phlogistischen Anschauungen befangen, konstatirte er, daß diese Luftart ganz rein und frei von Phlogiston sei, und nannte sie deshalb „dephlogistisirte Luft".

Unabhängig von Priestley entdeckte den Sauerstoff auch der schwedisch-pommersche Apotheker Scheele, der noch ganz besonders erwähnt zu werden verdient, weil er eine Reihe von organischen Substanzen in Naturprodukten, wie die Weinsäure, Citronensäure, Aepfelsäure und Harnsäure, entdeckte und genauer untersuchte. Er wurde dadurch einer der Begründer der organischen Chemie.

Endlich trug, obgleich in phlogistischen Anschauungen befangen, der in Nizza geborene Engländer Cavendish viel zum Sturz der Phlogistontheorie bei. Seine Arbeiten zeichnen sich durch peinlichste Genauigkeit und Schärfe der Beobachtungen aus. Er entdeckte den Wasserstoff, die „brennbare Luft", die beim Auflösen gewisser Metalle, wie Zink und Eisen, in Säuren entsteht. Diese „brennbare Luft" galt nun als das eigentliche Phlogiston.

Cavendish ist auch die Ermittelung der Zusammensetzung der atmosphärischen Luft zu verdanken. Man hatte aus weniger genauen Beobachtungen gegeschlossen, daß das Mengenverhältniß der Bestandtheile der Luft nach Ort und Jahreszeit in hohem Grade schwankend sei; Cavendish stellte fest, daß die Luft überall in hundert Raumtheilen 20,8 Raumtheile dephlogistisirter Luft (Sauerstoff) und 79,2 Raumtheile phlogistisirter Luft (Stickstoff) enthält. Auch für die Zusammensetzung des Wassers hat er entscheidende Versuche gemacht; er ermittelte, daß, wenn ein Gemisch aus Luft und brennbarer Luft (Wasserstoff) in einem geschlossenen Gefäß zur Explosion gebracht wird, Wasser entsteht und kein Gewichtsverlust ein-

tritt. Weiter zu gehen, hinderten ihn seine phlogistischen Anschauungen. Gerade Cavendishs Entdeckung, daß bei der Verbrennung von Wasserstoffgas Wasser entsteht, wurde für Lavoisier, dem jede Verbrennung Vereinigung mit Sauerstoff war, der Schlüssel zur Erklärung der Zusammensetzung des Wassers. Uebrigens hatte auch der berühmte James Watt im Jahre 1783 aus Cavendishs Versuchen den Schluß gezogen, daß Wasser aus dephlogistisirter Luft und Phlogiston zusammengesetzt sei, Das heißt — aus der damaligen Nomenklatur und Anschauungform in die heutige übertragen —: aus Wasserstoff und Sauerstoff.

Das neue Zeitalter, das mit Lavoisier für die Chemie anbricht, beruht also vor Allem auf der Erkenntniß, daß die Verbrennung nicht eine Zerstörung oder Zerlegung ist, sondern durch die Vereinigung brennbarer Körper mit einem anderen Körper, dem Sauerstoff, verursacht wird. Die falsche Theorie vom Phlogiston wurde nicht nur gestürzt, sondern sofort die richtige an ihre Stelle gesetzt. Lavoisiers erste größere Arbeit behandelte das Problem, ob sich Wasser beim Kochen in Erde verwandeln könne. Er erhitzte Wasser in einem verschlossenen und gewogenen Glasgefäß hundertundeinen Tag lang und konstatirte nach Ablauf des Experimentes, daß Gefäß und Wasser zusammen noch genau so viel wogen wie am Anfang. Dann wog er das Wasser und das Gefäß einzeln und stellte fest, daß das Wasser an Gewicht zugenommen, das Gefäß an Gewicht abgenommen hatte. Er fand, daß die vom Wasser aufgenommenen erdigen Bestandtheile aus dem Gefäß stammten und daß eine Umwandlung von Wasser in Erde nicht stattgefunden hatte. Diese Arbeit hat mit der Widerlegung der Phlogistontheorie noch nichts zu thun, zeigt aber die sorgfältige Berücksichtigung der quantitativen Verhältnisse in Lavoisiers Untersuchungen, in denen die Benutzung der Wage eine wichtige Rolle spielte. Seine Arbeiten über Verbrennung begannen im Jahr 1772. Die Gewichtszunahme bei der Verbrennung von Schwefel und Phosphor und bei der Verkalkung von Metallen erklärte er daraus, daß bei der Verbrennung eine große Menge von Luft gebunden werde, die bei der Rückverwandlung des Metallkalkes in Metall wieder frei würde. Die Natur des Sauerstoffes war ihm bei diesen Versuchen noch unbekannt. Erst im Jahr 1774 wurde er auf das von Priestley entdeckte Sauerstoffgas aufmerksam und setzte Priestleys Resultate sofort in einer originellen und fruchtbaren Weise um.

Im Jahre 1775 veröffentlichte er dann eine Arbeit über den Stoff, der sich mit den Metallen bei deren Verkalkung vereinigt: L'air éminemment respirable. Er zeigte, daß das Sauerstoffgas die Verbrennung in einem Grade begünstige, die es als eine unerläßliche Bedingung für jede Verbrennung erscheinen läßt. Er stellte das Gas, eben so wie vor ihm Priestley, durch Erhitzen von rothem Quecksilberoxyd her und wies nach, daß dieser „Metallkalk" aus Metall und Sauerstoff besteht. Priestley erwähnte er bei seinen Veröffentlichungen nicht und wollte auch später Dessen Priorität nicht anerkennen; es steht aber fest, daß er vor der persönlichen Mittheilung Priestleys nichts vom Sauerstoff wußte. Es ist nicht das einzige Mal, daß er Vorarbeiter oder Mitarbeiter totzuschweigen versucht hat.

Weitere Untersuchungen über Verbrennung und Alles, was damit zusammenhängt, enthielten die 1783 veröffentlichten „Betrachtungen über die Phlogistontheorie". Hier rechnet er endgiltig mit dieser Theorie ab. Er leugnet die Existenz

eines Prinzips der Verbrennung und behauptet, daß Kohle, Schwefel, Phosphor und die Metalle einfache Körper seien; die Veränderung, die sie bei der Verbrennung oder Verkalkung erführen, beruhten nur auf der Aufnahme von Sauerstoff. Im Jahre 1783 erfuhr er von Cavendishs Versuch der Verbrennung von Wasserstoff und schloß daraus in Verbindung mit seinen eigenen Erfahrungen, daß Wasser eine Verbindung von Wasserstoff und Sauerstoff sein müsse. Er wiederholte den Versuch in größerem Maßstab, bestimmte die quantitative Zusammensetzung des Wassers aus der Menge der verwendeten Gase und stellte auch sogleich die Gegenprobe an, indem er Wasserdampf über glühendes Eisen leitete, mit dem sich nun der Sauerstoff verband, so daß der Wasserstoff als die „brennbare Luft" nachgewiesen war. So war ihm neben der Synthese auch die Zerlegung des Wassers gelungen.

Seine Theorie der Oxydation wurde nun in immer weiteren Kreisen anerkannt und war im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts bereits allgemein herrschend. Auch die physiologische Bedeutung des Oxydationvorganges wurde in Lavoisiers Arbeiten gewürdigt. In seiner Untersuchung über den Athmungprozeß vom Jahre 1777 zeigte er, daß der Sauerstoff der einzige Bestandtheil der Atmosphäre ist, der das Athmen unterhält, und daß er sich hierbei in Kohlensäure verwandelt, daß also der Athmungprozeß der Verbrennung organischer Substanzen vollkommen analog ist und folglich auch als Wärmequelle angesehen werden kann Neben ihm machte sich um die Erforschung der quantitativen Beziehungen bei der Bildung von Verbindungen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts noch der Chemiker Richter verdient. Er zeigte, daß die unter einander verschiedenen Gewichtsmengen verschiedener Basen, die ein bestimmtes Gewicht einer Säure sättigen, zur Neutralisation einer anderen Säure ein anderes, aber konstantes Gewicht brauchen. Grundlegende Arbeiten, wie die von Lavoisier, mußten nothwendig von Einfluß auf den gesammten Kulturzustand des französischen Volkes und schließlich aller civilisirten Nationen werden; hierzu trug nicht wenig aber auch die bewegte Zeit bei, während deren sich die neue Richtung chemischer Auffassung einbürgerte. Lavoisier selbst wurde bekanntlich im Jahre 1794 ein Opfer des Fallbeiles.

Den Einfluß der neuen Ideen auf den gesammten Kulturzustand schildert Kopp in seiner klassischen „Geschichte der Chemie" etwa folgendermaßen: Der Aufschwung der Chemie wurde für die Bildungmethode ganzer Völker von Wichtigkeit. Die realistischen Kenntnisse wurden, weit mehr als früher, ein allgemeines Unterrichtsmittel, unter ihnen aber besonders die Chemie. Neben der rein humanistischen Bildungweise eroberte sich die naturwissenschaftlich-realistische ihren Platz und die politischen Begebenheiten, die von Frankreich ausgingen, trugen dazu bei, daß die Naturwissenschaften und die Mathematik als bevorzugtes Mittel der geistigen Bildung sich in allen europäischen Kulturländern ausbreiteten.

Der Einfluß, den die neuen chemischen Anschauungen auf die Medizin ausübten, kennzeichnete sich durch eine hervorragende Einseitigkeit: der Dünkel, der jede Periode einer wissenschaftlichen Entwickelung auszeichnet, in der eben erst große Irrthümer der Vorgänger berichtigt worden sind, verführte dazu, die wichtigsten physiologischen Vorgänge rein chemisch zu erklären. Ganz besonders war für diese Richtung die Erkenntniß grundlegend, daß die Prozesse der Athmung und der Verbrennung vollkommen analoge Erscheinungen sind. Die Wichtigkeit, die

der erste für die gesammten Lebenserscheinungen hat, die Veränderungen, die er in krankhaften Zuständen erleidet, regten dazu an, die Auffassung der analogen chemischen Vorgänge zu der Erklärung der Lebenserscheinungen überhaupt und gewisser krankhafter Zustände im Besonderen heranzuziehen. Der Sauerstoff war als die nothwendige Bedingung alles Lebens erkannt; Ursache der Krankheiten sollten nur regelwidriger Gehalt, Ueberfluß oder Mangel an Sauerstoff, Wasserstoff u. s. w. in den verschiedenen Körpertheilen sein. Andere erklärten den Sauerstoff für das Prinzip der Lebenskraft selbst und die Krankheiten für Folgen übermäßiger oder unzureichender Sauerstoffaufnahme. Gegen Krankheiten, die man auf solche Ursachen zurückführte, verfuhr man nach chemischen Grundsätzen. Bei vermeintlich allzu großer Sauerstoffabsorption setzte man der zum Athmen bestimmten Luft irrespirable Gasarten zu; die pneumatische Heilkunst bildete sich als direkte Folge der neuen chemischen Ansichten heraus und Systeme entstanden, die die dynamischen Aeußerungen des Organismus lediglich aus der chemischen Zusammensetzung seiner Gebilde ableiteten, die Gesetze der chemischen Affinität auch für die Ausbildung des Organismus als maßgebend erklärten und in der Assimilation nur eine eigenthümliche Art der Kristallisation sehen wollten. Hervorragende Aerzte und ausgezeichnete Chemiker vereinigten aber bald ihre Proteste gegen diese mechanische Anwendung chemischer Theorien auf den viel komplizirteren menschlichen Organismus, — und damit fand diese Art von angewandter Chemie schnell wieder ihr Ende.

Die hohen Verdienste französischer Forscher — namentlich Lavoisiers — konnten am Ende des vorigen Jahrhunderts der Bezeichnung „Chimie française“ für die neue Lehre eine gewisse Berechtigung geben. Es hieße, Eulen nach Athen tragen, wollte man näher begründen, weshalb heute eine „patriotisch“ so seltsam begrenzte Bezeichnung ihre Berechtigung verloren hat.

* * *

Den Stand der Chemie in Theorie und Praxis am Ende des neunzehnten Jahrhundertes in ähnlicher Weise zu würdigen, wie es bei den im letzten Viertel des vorigen Jahrhundertes errungenen Wahrheiten möglich war, hieße, eine Geschichte der modernen Chemie schreiben. Die Menge des chemischen Wissens um das Jahr 1800 verhält sich zu dem jetzigen wie ein kleiner Quell zu der Ausmündung eines gewaltigen Stromes. Eben so versteht sich von selbst, daß Alles, was bis heute erreicht worden ist, sich allmählich und organisch aus dem Früheren entwickelt hat. Die in den Grenzen dieses Aufsatzes mögliche kurze Würdigung des heutigen Standes der Chemie muß also nothwendig etwas Abgerissenes, Unvollständiges und Kursorisches haben.

Was hauptsächlich ins Auge fällt, ist, daß im Gegensatz zur vorigen Jahrhundertwende jetzt die Chemie der Kohlenstoffverbindungen oder, wie man sagt, die „organische Chemie“ bei Weitem den breitesten Raum einnimmt. Dieser Zweig der Chemie war in seiner Entwickelung gehemmt, so lange man der Meinung war, daß die im thierischen oder pflanzlichen Organismus vorhandenen Körper nach anderen Gesetzen entstanden seien als die Körper des Mineralreiches. Man glaubte an eine „Lebenskraft“, die zu ihrem Aufbau noth-

wendig sei. Ich erwähnte zwar schon, daß Scheele im vorigen Jahrhundert die Weinsäure, Aepfelsäure, Harnsäure u. s. w. kannte; er baute aber diese Substanzen nicht aus ihren Elementen auf, sondern gewann sie aus ihren natürlichen Quellen und isolirte sie nur daraus. Die Geburtstunde der organischen (Kohlenstoff-)Chemie schlug erst, als vor fünfundsiebenzig Jahren Wöhler den Harnstoff, also ein physiologisches Produkt, aus einem anorganischen Präparat darstellte. Die Synthese eines, wie man bis dahin gemeint hatte, nur durch die Lebenskraft zu erzeugenden Körpers bewies, daß chemische Individuen eben so gut im Laboratorium wie im Organismus hergestellt werden können und daß es nur darauf ankommt, den richtigen Weg dazu zu finden. Viele Chemiker sehen darin sogar den Beweis, daß eine „Lebenskraft" überhaupt nicht existire. Das folgt an sich aber aus den Thatsachen nicht; denn organisirte Substanz herzustellen, ist noch nicht gelungen, nicht die einfachste Zelle ist bisher künstlich dargestellt worden und erst, wenn Das geschehen sein wird, wird man sicher wissen, daß ausschließlich mechanische und chemische Kräfte die Erscheinungen des organisirten Lebens beherrschen. Der Gegensatz, der mit den Worten „organisch", d. h. im Sinne der Chemie: kohlenstoffhaltig, und „organisirt" ausgedrückt wird, bezeichnet zugleich den hohen Grenzwall, den die Chemie auch am Ende des neunzehnten Jahrhunderts noch nicht überschritten hat. Wir können — wie in der Einleitung zu dem ausgezeichneten Lehrbuch der organischen Chemie von Victor Meyer und Paul Jacobson gesagt wird — mit Zuversicht an die Aufgabe gehen, die kompliziertesten organischen Moleküle aufzubauen; aber die Erzeugung auch nur der einfachsten Zelle, in der diese Moleküle sich an jener wunderbaren, des Zweckes bewußten Thätigkeit betheiligen, die wir Leben nennen, ist ein Problem, dessen Lösbarkeit zu behaupten, wir nicht wagen dürfen.

Wenn ich mich weiter der Methode bediene, den gegenwärtigen Stand der Chemie durch Das zu bestimmen, was sie noch nicht erreicht hat, so ist zu konstatiren, daß es ihr bisher nicht gelungen ist, die allerwichtigsten physiologischen Körper — nämlich die Eiweißstoffe — synthetisch darzustellen. Dagegen sind diese Stoffe aus ihren thierischen und pflanzlichen Materialien sehr wohl darstellbar und in ihren einzelnen Abweichungen, je nachdem sie aus der Milch, aus dem Fleisch oder aus der Pflanze stammen, genau charakterisirt; ja, auf diese Abscheidungskunst gründet sich eine regelrechte und bedeutende chemische Industrie, der eine gewisse sozialpolitische Färbung nicht fehlt. Sie geht von der Thatsache aus, daß die besonders eiweißreichen Nahrungmittel — also hauptsächlich das Fleisch — theuer und den ärmeren Klassen schwer zugänglich sind. Es gilt daher, das Eiweiß aus billigen Materialien, wie Blut, Pflanzen verschiedener Art u. s. w., zu gewinnen und in den Zustand absoluter Reinheit zu bringen. Dieses reine Eiweiß soll dann als Zusatz zu verschiedenen Nahrungmitteln dienen. Dahin gehört das „Tropon" des Professors Finkler in Bonn.

Anders liegen die Verhältnisse bei einer zweiten Klasse physiologisch wichtiger Körper, den Zuckerarten. Hier ist die chemische Synthese bereits erfolgreich thätig gewesen. Professor Fischer in Berlin hat in den letzten Jahren zahlreiche Zuckerarten synthetisch aufgebaut. Die bedeutende Industrie des gewöhnlichen Rohrzuckers dagegen ist bekanntlich nicht auf Synthese gegründet, sondern auf die Gewinnung aus natürlichen Quellen, aus der Zuckerrübe. Auch

diese Technik ist eine Errungenschaft des neunzehnten Jahrhunderts; allerdings stammt sie schon aus seinen Anfängen.

Im Uebrigen hat die synthetische (aufbauende) organische Chemie Verbindungen, zahlreich wie die Sterne am Himmelszelt, hergestellt, zum Theil aus rein wissenschaftlichem Interesse und systematisch wohlgeordnet, zum Theil in rein kaufmännischer Absicht. Hier kommen vor Allem die Theerfarbstoffe, Sprengstoffe und pharmazeutischen Produkte in Betracht, die Deutschland in großartigem Umfang herstellt. Die Benutzung der künstlichen Theerfarbstoffe statt der natürlichen Farben hat geradezu umwälzend auf einen großen Theil der Industrie gewirkt. Die Einführung des rauchschwachen Schießpulvers war sicher ein politisch viel wichtigerer Akt als die Friedenskonferenz im Haag. Ich erinnere da an ein Wort Bismarcks aus dem Jahre 1894: „Ich glaube zur Zeit nicht an nahe äußere Verwickelungen, und zwar nicht wegen der Friedensliebe der Regirungen, sondern wegen der wissenschaftlichen Leistungfähigkeit der Chemiker, die immer neue und immer vollkommenere Pulverarten erfinden, so daß kein Staat anfangen möchte, bevor er nicht im Besitz des allerneuesten und besten Sprengmittels ist. Es klingt wie eine Satire, ist aber die Wahrheit, daß der Chemiker heute das Schwert in der Scheide hält." Die pharmazeutischen Produkte beeinflussen jetzt die Medizin praktisch, während am Ende des achtzehnten Jahrhunderts die chemischen Theorien auf die Heilkunde eingewirkt hatten. Wichtige Heilmittel, wie das Antipyrin, Phenacetin und viele andere, sind rein chemischer Arbeit zu danken. Auch die antiseptische Praxis entnimmt aus der Chemie ihre Waffen im Kampf gegen die Mikroben. Ferner bedient sich selbstverständlich die Physiologie der Chemie als einer ihrer wichtigsten Hilfswissenschaften.

Für Diabetiker hat die Chemie einen Ersatz des Zuckers im Saccharin geschaffen. Leider dient es auch der Verfälschung von Nahrung- und Genußmitteln, besonders in der „Fabrikation" des Bieres. Auch den Weinpanschern verräth die heutige Chemie manches ihnen nützliche, dem Wein konsumirenden Publikum dagegen nachtheilige Geheimniß und in mancher Gegend bedeutet „junger Chemiker" ungefähr schon so viel wie „zukünftiger Weinhändler". Auch der Parfumerie hat sich die synthetische Chemie zum Theil bemächtigt; Vanillin, der Riechstoff der Vanille, und andere künstliche Riechstoffe werden fabrikmäßig nach chemisch-synthetischen Methoden hergestellt.

Natürlich waren so gewaltige praktische Fortschritte der organischen Chemie nicht möglich ohne entsprechende Fortschritte der Theorie; ja, ein großer Theil davon entsprang unmittelbar gewissen theoretischen Entwickelungen. Die atomistische Lehre, auf die die neuen Theorien sich sämmtlich aufbauen, ist am Anfang des Jahrhunderts durch Dalton begründet worden. Mit ihr war eine Grundlage gegeben, von der aus die Thatsache, daß sich alle Elemente in einfachen und in multiplen Proportionen verbinden, am Besten erklärt werden konnte und durch die unsere heutige klare und prägnante Zeichensprache der Chemiker möglich wurde. Diese Lehre bedurfte aber — namentlich für die organische Chemie — nothwendig des weiteren Ausbaues; und so folgten einander im Laufe dieses Jahrhunderts die Radikaltheorie, die gewisse, wie Elemente in Verbindungen eintretende Atomkomplexe als wesentlich und konstant in den organischen Verbindungen ansieht, und die Typentheorie, die alle noch so komplizirten organischen

Körper in ihrem inneren Bau auf gewisse einfache Typen, zu denen z. B. Wasser, Ammoniak, Methan gehören, zurückführt. Die Radikal- und die Typentheorie sind pädagogisch und zum Zweck einer gewissen Systematik auch heute sehr gut anwendbar, können aber als prinzipiell grundlegend nicht gelten. Das Ziel, die Konstitution der chemischen Verbindungen durch ein Zurückgehen bis auf die einzelnen Elementar-Atome zu erkennen, wird in der seit etwa dreißig Jahren geltenden Atomverkettung- oder Strukturtheorie angestrebt. Diese Lehre, die die Bauart der Moleküle erkennen lassen will, geht von dem Grundsatz aus, daß jedes Elementar-Atom nur mit einer kleinen Anzahl anderer Atome in unmittelbare Beziehungen treten kann. Für jedes Element ist diese Fähigkeit, eine bestimmte Anzahl von Atomen zu binden, eine feststehende Eigenschaft, die die Bezeichnung „Werthigkeit" oder „Valenz" trägt. So gilt der Kohlenstoff als vierwerthig: er kann vier einwerthige Atome, z. B. vier Wasserstoffatome, binden. Die Benzoltheorie von Kékulé, die in dem Rahmen dieser Strukturtheorie liegt, hat wesentlich die eminenten Fortschritte in der Chemie der sogenannten aromatischen Körper und damit die Industrie der Theerfarbstoffe und vieler künstlichen Arzneimittel ermöglicht.

Diese wichtigen theoretischen Errungenschaften, die im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts gemacht wurden, mußten erwähnt werden, wenn der Standpunkt der chemischen Theorie am Ende des Jahrhunderts richtig gewürdigt werden soll.

* * *

In das letzte Viertel unseres Jahrhunderts fällt ein wichtiger Fortschritt: die Stereochemie. Bei der Erforschung der Konstitution organischer Verbindungen wurde allmählich eine Reihe von Fällen bekannt, in denen zwei oder mehrere Verbindungen nach ihrem ganzen chemischen Verhalten die selbe Konstitutionformel zweifellos forderten, aber dennoch in gewissen Punkten von einander abwichen. Solche Beobachtungen häuften sich und führten schließlich zu einer Erweiterung der Atomverkettungtheorie in dem Sinne, daß man eine räumliche Anordnung der Atome innerhalb der Moleküle annahm. Diese Erklärung a posteriori hat aber auch a priori sehr viel für sich, denn das Molekül ist ein Körper und man muß daher einer Vorstellung von seinem wirklichen Bau sehr viel näher kommen, wenn man sich ein Bild davon in Gestalt eines Körpers, nicht in Gestalt einer Ebene, macht. Diese Theorie wurde von Le Bel und van't-Hoff begründet. Man stellt sich danach die Moleküle z. B. als Tetraeder, mit einander an einer Ecke oder an einer Kante verbundene Tetraeder u. s. w. vor. Hier dürfte in der Zukunft noch eine große Bereicherung der chemischen Kenntnisse zu erwarten sein. Die preußische Regirung hat es sich bekanntlich denn auch angelegen sein lassen, Herrn Professor van't-Hoff zur Fortsetzung seiner Untersuchungen an die Universität Berlin zu berufen.

Die herrschenden Anschauungen in Beziehung auf den Begriff der „Elemente", deren man zur Zeit etwas über siebenzig zählt, gehen dahin, daß man eine wirklich elementare Natur bei ihnen eigentlich nicht mehr annimmt, sondern vielmehr eine verschiedenartige Weise der Zusammensetzung aus einer einzigen Urmaterie; man behandelt sie aber so lange als Elemente und rechnet mit ihnen als solchen,

bis das Gegentheil bewiesen ist, d. h. bis es gelungen sein wird, sie in einfachere Materien zu zerlegen. Diese Anschauung wird dadurch zur höchsten Wahrscheinlichkeit erhoben, daß ganz bestimmte gesetzmäßige Beziehungen zwischen den Atomgewichten der „Elemente" bestehen, Beziehungen, die geradezu auf Zufall zurückgeführt werden müßten, wenn die einzelnen Elemente einander ganz fremde Urmaterien wären. In geistvoller Weise hat der Russe Mendelejew diese Beziehungen bereits in ein System gebracht. Er ordnete die Elemente nach der Größe ihrer Atomgewichte in der Weise, daß in einer fortlaufenden Reihe Elemente, die einander nah verwandt sind oder der selben Familie angehören, in regelmäßiger Periode auf einander folgen. Seine Reihe läßt sich in Bruchstücke zerlegen; vertikal unter einander gesetzt, bilden sie dann Horizontalreihen, die aus natürlichen Familien bestehen. Die glänzendste Bestätigung für dieses „natürliche System" der Elemente wurde durch die Ausfüllung darin vorhandener Lücken erbracht. War das System richtig, so mußten diese Lücken mit bisher noch nicht bekannt gewordenen Elementen besetzt werden könnenund thatsächlich wurden mit Hilfe der mendelejewschen Reihe Elemente von dem im Voraus präsumirten, bisher noch nicht vertretenen Atomgewicht entdeckt: so das Gallium von Lecocq de Boisbaudran und das Germanium von Cl. Winkler. Auch die spektralanalytische Methode von Kirchhoff und Bunsen führte zur Auffindung neuer Elemente; ferner ergab sie, daß einige auf der Erde vorhandene Elemente auch in der Sonne anzutreffen sind. Die letzten Jahre zeichneten sich dann durch die Auffindung von neuen Gasen in der Luft aus, besonders des Argons, das sich noch reaktionunlustiger zeigte als der Stickstoff. Aus Amerika kam kürzlich die Kunde von einem Gase, das ungezählte Male leichter sei als der Wasserstoff, der bekanntlich als das leichteste aller Gase angesehen wird. Da es im Weltraum etwa die Rolle spielen sollte, die die Physiker dem hypothetischen Aether zuschreiben, wurde es „Aetherium" getauft. Indessen die Nachricht ist nicht bestätigt worden, — und sie kam aus Amerika. Mit dem Irrthum, daß es sogenannte „permanente Gase" gebe, d. h. solche, die sich unter keinen Umständen in Flüssigkeiten und feste Körper überführen lassen — Das glaubte man vom Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff und einigen anderen Gasen —, ist durch die Arbeiten von Pictet und Cailletet vor etwa zwanzig Jahren gebrochen worden. Flüssige Luft wird heute bereits im Großen dargestellt und scheint als Sprengstoff praktische Verwendung zu finden.

Das Gaslicht hat sich mit Hilfe gewisser, früher für sehr selten gehaltener Metalloxyde, Cer- und Thoroxyd, im Auerschen Glühlicht ganz neue Anwendungsformen geschaffen. Auch das Acetylen, ein schon lange bekanntes Gas, das jetzt durch Einwirkung von Wasser auf das elektrisch erzeugte Kalciumkarbid dargestellt wird, findet bereits vielfach Verwendung als Beleuchtungstoff. So sehen wir auf allen Gebieten Wechselbeziehungen zwischen Theorie und Praxis, besonders im Erwerbsleben, die am Ende des achtzehnten Jahrhundertes erst im Keim vorhanden, am Ausgang des neunzehnten Jahrhundertes zu ungeheurer Fülle entwickelt sind. Wie wirds wohl um das Jahr 2000 aussehen?

Mühlheim a. Main. Dr. Julius Thilo.

# Der Redaktion-Europäer.

## Ein südamerikanisches Erlebniß.

Man läuft sich so leicht müde in einer fremden Stadt. Die fremden Häuser und Ladenschilder, die fremden Menschen, die ihre Sprache so wahnsinnig leicht verstehen, die vielen Monumente von Herren, deren Namen man nie gehört hat, können einem schließlich in jeder südamerikanischen Stadt das Spazirengehen verleiden. Ich betrachtete es als glückliche Schickung, daß mir an diesem Tage das Portemonnaie noch nicht gestohlen war, und schlüpfte schüchtern in ein unansehnliches Café, wobei ich mir von vorn herein das Versprechen abnahm, die mir bestimmten Genüsse unberührt zu lassen. Gerade zog ich mein Taschenwörterbuch heraus und trieb eifrige Forschungen, um mir die für den Rückweg ins Hotel wichtigsten Fragen einzuprägen, als mir ein Herr freundlich auf die Schulter klopfte und mich in deutscher Sprache fragte: „Nicht wahr, Südamerika ist eine schöne Gegend?"

Sowohl die familiäre Form der Annäherung wie der Inhalt der Frage versetzten mich in ein gewiß berechtigtes Erstaunen. Dann ließ ich ein feines Lächeln auf meinen Lippen erscheinen, dem ich in den entscheidenden Augenblicken meines Lebens schon viele schöne Mißerfolge zu verdanken hatte, und sagte: „Es lassen sich in der That diesem Landstrich gewisse Reize nicht absprechen."

Der Eindruck, den diese Worte auf den Unbekannten machten, war ein ganz außerordentlicher. Er klopfte mir ein zweites Mal auf die Schulter, nahm meinen Sprachführer vom Tisch und steckte ihn in die rechte Brusttasche meines Rockes, die sofort zerriß. Dann nahm er einem vorüberhuschenden Kellner einen Stuhl aus der Hand und setzte sich neben mich.

„Sie sind ein ganz ungewöhnlicher Mann", sagte er.

Es lag im Ton seiner Worte eine so rührende Schlichtheit, daß er mich sofort überzeugte. Doch trotz seiner Anerkennung quälten mich Zweifel. Ich begann, meinen Tischnachbarn für verrückt zu halten. Er sah mich einige Sekunden so durchbohrend an, daß es mir kalt über den Rücken lief. Dann bemerkte er: „Sie sind der Mann, den ich brauche."

Ich fragte schüchtern: „Wozu?"

Er wurde streng. „Das werde ich Ihnen sofort erklären. Versuchen Sie aber nicht, zu entfliehen. Ich bedauere, Ihnen sagen zu müssen, daß es ganz aussichtlos wäre."

Ich erinnerte mich mit Befriedigung, daß ich Uhr und Kette im Hotel gelassen hatte. Er begann nun, wie ein Untersuchungrichter, mich auszufragen.

„Sie sind Deutscher?"

„Oesterreicher."

„Können Sie schreiben?"

„Gewiß."

„Mehr brauche ich nicht."

„Ich wohl", bemerkte ich vorwitzig.

Er wurde sehr ernst. „Sind Sie Humorist?"

Ich verneinte, entsetzt über den düsteren Ausdruck seines Gesichtes.

„Es stimmt Alles. Morgen kommen Sie zu mir ins Bureau."

„Ich brauche keine Stelle."

„Sie werden folgen müssen."

„Und warum?"

„Weil ich Sie sonst erschießen müßte", sagte er mit sanfter Stimme.

„Das könnte ein Jeder sagen", entgegnete ich und schob vorsichtig meinen Sessel zurück.

„O, ich habe schon zwei Ihrer Herren Vorgänger erschossen, die auskneifen wollten. Das kostet mich nur zehn Pesos."

„Ich hätte mich immerhin höher taxirt."

„Das ist überaus einfach", bemerkte er erklärend. „Wenn ich einen der Herren erschossen habe, drücke ich ihm eine geladene Pistole in die Hand, schieße damit einmal und behaupte, mich in Nothwehr befunden zu haben. Der Freispruch ist sicher. Ich habe von einem Waffenhändler ein großes Lager alter Revolver, zehn Pesos das Stück, gekauft, das sich schon stark gelichtet hat."

„Und wozu wollen Sie mich verwenden?" fragte ich kleinlaut.

„Als Redaktion-Europäer."

„Wie?"

„Als Redaktion-Europäer. Das ist doch sehr einfach. Ich gebe hier ein spanisches Blatt heraus und habe Niemand als Kabel. Das werden jetzt Sie sein. Sie werden über alle europäischen Angelegenheiten Briefe und Telegramme machen .... drei Wochen lang. Dann weiß das Publikum bereits, daß wir dafür einen eigenen Redakteur haben, und ich habe Ihnen inzwischen das Nöthige abgelernt. Sie erhalten hundert Pesos die Woche."

„Woraus schließen Sie aber, daß ich geeignet bin ...?"

„O, Sie haben Geistesgegenwart und lassen sich nicht verblüffen."

„Aber zum Teufel, woraus ..."

„Was, fluchen können Sie auch?" jauchzte er. „Ich habe ein sehr einfaches Mittel. Ich frage jeden Fremden: ‚Nicht wahr, Südamerika ist eine schöne Gegend?' Fast Alle antworten mir: ‚Sind Sie verrückt?' oder: ‚Was erlauben Sie sich?' Sie sind einer der Wenigen, die bisher darauf eingegangen sind ... Das beweist mir genug."

Ich erhob mich abgespannt. Er griff rasch in meine innere Rocktasche, nahm meinen Paß und überflog ihn. Dann gab er ihn mir mit freundlichem „Dank" zurück. Ich starrte ihn an und stotterte:

„Ich komme morgen um zwei Uhr."

* * *

Er empfing mich am nächsten Tage sehr freundschaftlich. Ich bekam von ihm eine Cigarre, die mich nach fünf Minuten völlig denkunfähig machte, so daß ich willenlos den Befehlen des merkwürdigen Mannes folgte.

„Worüber soll ich schreiben?"

„Ueber Hofnachrichten und Gerichtssaal, religiöse und andere Geschäftsmittheilungen, Parteiwesen und Viehzucht, Parlamentarisches und Cirkus, bildende Kunst und Medizin, Justiz und Theater ... kurz, über Alles, was Sie wollen. Das Einzige, was die Leser verlangen, ist das Unerwartete. Sie müssen die Mäuler und Taschen öffnen ..."

Ich nickte ergeben. Nach mehreren Anspornungen meines Chefs kamen

einige Kabeldepeschen zu Stande, in denen der Zar einer Nihilistenversammlung beiwohnte, der Oberrabbiner von Wien zum Bürgermeister gewählt wurde und die Bank von England in ernstliche Zahlungschwierigkeiten gerieth. Trotzdem war der Prinzipal am nächsten Tage mit dem Erfolg nicht zufrieden. „Alles wäre gut gegangen", meinte er. „Aber ein Konkurrenzblatt brachte in einer Extraausgabe einen bekannten europäischen Monarchen als Ballettänzer abgebildet und leitete aus der Thatsache, daß seine Tricots die Farben der Trikolore gehabt hätten, einen europäischen Weltkrieg ab."

Diese Nachricht stimmte mich wehmüthig; ich sah mich um meinen Ruhm betrogen. Bald aber erwachte mein Ehrgeiz, — und nun begann eine wilde Hetzjagd von Neuigkeiten. Ich ermordete nach einer vereinbarten Reihenfolge alle Herrscher, entvölkerte durch Epidemien und Erdbeben die Länder, ließ Städte in Flammen aufgehen. Parteiführer, die von ihren Gegnern in Butter gebacken wurden, Dramatiker, die vom tobsüchtig gewordenen Publikum gelyncht wurden, waren noch die harmlosesten meiner Erfindungen. Dennoch gelang es mir nur ein einziges Mal, einen vollen Erfolg zu erzielen.

Ich hatte die Meldung gebracht, daß der kleine König von Spanien durchgebrannt sei und sich nach Südamerika gewendet habe, wo er gegenwärtig Zeitungausrufer sei. Zweifellos — fügte ich scharfsinnig hinzu — verbindet er damit die Absicht, sich für den Verlust der Kolonien zu entschädigen und Südamerika wieder unter das spanische Joch zu bringen. Vorsichtig bemerkte ich noch, daß die Nachricht selbstverständlich in Madrid geheim gehalten werde. Am nächsten Tage aber verkündeten Riesenplakate, daß sämmtliche Zeitungjungen der „Wahrheit von Buenos-Ayres" ihre Papiere hatten abgeben müssen und Keiner von ihnen der entlaufene Alfonso sei.

Der Eindruck dieser Publikationen war ein geradezu beispielloser. Man ahnt gar nicht, welchen naiven Republikanismus das Volk in diesen südamerikanischen Staaten hat. Jeder wollte nur unser Blatt kaufen; die Buben der anderen Zeitungen wurden halbtot geprügelt.

Damals geschah es, daß ich zur späten Abendstunde von einer ungeheuren Schaar der erbitterten Jungen überfallen wurde. Ich zog mich in die Redaktion zurück, wo ich, aus vierundzwanzig Wunden blutend und mit einigen Löchern bekleidet, anlangte. Auf den Redaktiontisch legte ich ein fettig graues, formloses Stück Filz, von dem auch Eingeweihte nicht hätten behaupten können, daß es ein vor drei Tagen gekaufter, also neuer Cylinder sei.

„Ich verstehe", sagte mein Chef innig, ging an die Kasse und gab mir zweihundert Pesos. „Das überseeische Kabel ist leichter, als ich gedacht habe. Ich danke Ihnen für Ihre mir so freundlich geleisteten Dienste." Er umarmte mich, daß meine Rippen knackten, und wir schieden.

Als ich am nächsten Morgen das Geld umwechseln wollte, sagte man mir, daß es die Scheine einer längst verkrachten Zettelbank und völlig werthlos seien. Ich eilte in die Redaktion. Als ich wüthend die Thür öffnete, sah ich auf dem Tische einen Revolver, der wunderschön im Sonnenschein blitzte.

„Was wünschen Sie?" fragte mich mein früherer Chef, gütig lächelnd.

„Ich wollte Ihnen nur noch einmal die biedere Mannesrechte schütteln!" ...

Er reichte mir die Hand und ich ging.

Wien. Ludwig Bauer.

# Böse Vorbedeutungen.

Der vorläufig höchste Rekord ist erreicht! Am fünfzehnten November war der Privatdiskont auf sechs Prozent gestiegen, der Wechselzinsfuß der Reichsbank betrug sechs und der Lombardzinsfuß sieben Prozent. Wechsel einheimischer Banken wurden von den Diskonteuren am offenen Markt zurückgewiesen. Was bedeutet dagegen die viel besprochene Strenge der Reichsbank, als sie Finanzwechsel ablehnte, und was die Weigerung Londons, deutsche Wechsel zu diskontiren? Es verräth thatsächlich ungesunde Zustände, wenn gute Wechsel unserer Banken mit Mißtrauen behandelt werden. Aengstliche Gemüther gingen denn auch sofort daran, einen neuen Modus der Wechselnotirung an den deutschen Börsen vorzuschlagen. Selbstverständlich würde jede solche Aenderung aber rein äußerlich sein und das Wesen des Geldmarktes in keiner Weise affiziren. Nachdem einzelne Acceptanten in dieser Weise zurückgewiesen worden waren, mußte das Angebot von Wechseln geringer werden und sich besonders die Zahl der Provinzwechsel verringern. Bei gleichem Zinssatz bietet die Reichsbank den Vortheil, daß keine Provision zu entrichten ist; der Privatsatz konnte sich also selbstverständlich nicht lange auf der Höhe der Reichsbankrate halten. Immerhin ist eine solche Versteifung doch noch niemals dagewesen, nicht einmal im Jahre 1890, dem Jahre der Baringkrisis, als der Privatdiskont im November mit fünfeinviertel Prozent seinen höchsten Stand erreichte. Was wird die Reichsbank unter so außergewöhnlichen Verhältnissen thun? Wird sie den Diskont jetzt schon weiter erhöhen? Die darauf gerichteten Besorgnisse werden vergeblich damit bekämpft, daß die Geldvertheuerung eine Folge der Vorkehrungen selbst sei, die gegen den am Ende des Jahres zu erwartenden Geldbedarf getroffen werden, also sogar ein erfreuliches Zeugniß von der Vorsicht unserer Bankkreise ablege. In Wahrheit liegt der Hauptgrund der jetzigen abnormen Geldverhältnisse in der übermäßigen Anspannung der Kredite auf den verschiedensten Gebieten. An das unsagbar kurzsichtige Verhalten der königlich preußischen Seehandlung, die nach wie vor Geld zu niedrigeren Sätzen als die Reichsbank ausleiht, haben wir uns schon beinahe gewöhnt. Die Schuldner der Seehandlung werden aber gegen Schluß des Jahres gezwungen sein, die Reichsbank in Anspruch zu nehmen, um ihren Verpflichtungen nachzukommen, und werden dadurch das Institut, das um die selbe Zeit den stärksten Anprall zu bestehen hat, in nachtheiliger Weise schwächen. Eigenthümlich ist es jedenfalls, daß ein staatliches Institut fiskalische Gelder zu unverhältnißmäßig niedrigen Zinsen ausleiht, — Gelder, mit denen frisch und fromm eine Spekulation in Szene geht, die sonst gar nicht möglich wäre, und daß dieses ganze Unwesen dem thörichten Bestreben entspringt, einige zehntausend Mark Zinsen für den Staat herauszuschlagen. Leider kommt dieser Gewinn den Staat um das Hundertfache theurer zu stehen.

Frankreich sucht, unter allen Umständen eine Erhöhung seines Diskontes zu vermeiden, während man in England, wo alle Fäden zusammenlaufen, weniger konservativ ist. Unsere Blicke sind immer auf die Gestaltung der Geldverhältnisse in London gerichtet und wir nehmen dort Unsicherheit und Kälte unter dem Einfluß der Zutheilungen auf die drei Millionen Pfund Sterling Treasury-Bills und der kritischen finanziellen Lage New-Yorks wahr. Mit großer Emphase erklärt in diesem Augen-

blick der Schatzsekretär Gage, daß er keinen Schritt unternommen habe, um eine Erleichterung des new-yorker Geldmarktes herbeizuführen. Das darf man ihm schon glauben; denn er hat genug mit sich selbst zu thun. Alle Welt erwartete, daß in den ersten Wochen des November Geld aus der Cirkulation des Inlandes in die Bank von England zurückströmen werde. Das ist bis jetzt aber nicht geschehen. Europa ist den Vereinigten Staaten durch Waarenbezüge viel schuldig geworden, der new-yorker Sterlingkurs muß weiter zurückgehen: und damit werden auch Goldabflüsse nach New-York unvermeidlich. Eine neue Erscheinung auf dem englischen Geldmarkt ist das Bemühen der indischen Regirung, Rücklagen bei der Bank von England anzusammeln. In wenigen Tagen hat sie dort eine halbe Million Pfund Sterling aufgehäuft und wird, wie es scheint, fortfahren, größere Posten Goldes an sich zu ziehen.

Es ist doch etwas Schönes um eine recht unerschütterliche Zuversicht. Der Krieg scheint die englische Spekulation förmlich enthusiasmirt zu haben und nach Kräften werden gerade die Werthe, die unter den Feindsäligkeiten am Meisten zu leiden haben, in die Höhe getrieben. Wer an den erklecklichen Gewinnen Antheil genommen hat, kann sich wohl eine Sprache gestatten, wie die „Financial News", die in den Liquidationsätzen des November die Anschauungen widergespiegelt finden, „die von den besten Kennern des Marktes getheilt werden, — und zwar nicht nur über die Rand-Industrie, nachdem der endgiltige Erfolg der britischen Waffen die Fesseln dieser Industrie gesprengt haben wird, sondern auch über die allgemeine wirthschaftliche Entwickelung Südafrikas, nachdem einmal der schädliche Einfluß der Burenherrschaft zum Gerümpel alter Zeit geworfen sein wird." Allerdings werden die Besitzer des Witwaterrandes einen großen Theil der Kriegskosten tragen müssen. Daher ist es von der Verwaltung der Consolidated Goldfields klug gehandelt, daß sie trotz 1 006 000 Pfund Sterling Gewinn des letzten Jahres von einer Dividendenvertheilung absieht; sie rechnet eben mit der Eventualität, ganz erhebliche Summen für die Wiederherstellung des Betriebes aufwenden zu müssen. Aber bei der Dividendenlosigkeit wird es nicht bewenden, sondern die Gesellschaften werden sich gezwungen sehen, nachdem sie den gesetzlich zulässigen Höchstbetrag von Aktien ausgegeben haben werden — was bei einigen schon in nächster Zeit der Fall ist — sich mit Debentures zu behelfen, um die für die Erhaltung der Bergwerke die nöthigen Mittel flüssig zu machen.

Von allen Seiten erschallt der Ruf nach Geld und nur gegen hohe Zinsversprechungen ist es erhältlich. Nicht darin liegt aber das Bedenkliche, sondern daß bei der Ausgabe von neuen Papieren so häufig die Lage des Marktes gänzlich vernachlässigt wird. So hausirt jetzt die Landesbank der Rheinprovinz mit ihren neuen zehn Millionen Mark dreieinhalbprozentiger Obligationen und verspricht Denen, die ihr das Papier abnehmen wollen, die höchsten Provisionen. Wäre es aber nicht einfacher gewesen, von vorn herein einen den heutigen Verhältnissen angemesseneren Zinsfuß zu wählen? Wenn private Hypothekenbanken Denen, die ihre Papiere verkaufen, hohe Vergütungen zusichern, wird jedesmal ein großes Lamento erhoben; und wenn die landschaftlichen Institute das Selbe thun, wird, wenn auch nicht so laut, über Unbilligkeit geklagt. Man sollte aber jedem Institut überlassen, wie es seine Geschäfte machen will, wenn es nur dem Zweck, für den es nun einmal da ist, gerecht wird. Da lobe ich mir den russischen Finanz-

minister von Witte. Der greift, um der Geldnoth abzuhelfen, einfach in den Staatssäckel und gewährt den großen Banken des Landes die Mittel, den Ansprüchen der Industrie — der jähe Gründungeifer hat diese Ansprüche außerordentlich schnell erhöht — gerecht zu werden. Anfangs entnahm er neun Millionen Rubel aus dem Fonds zur Realisirung der vierprozentigen Prioritäten größerer Eisenbahngesellschaften. Bald wird er, wie ich höre, eine weitere Summe von fünfzehn Millionen Rubel zu Darlehnszwecken für die Kreditbanken dem selben Fonds entziehen, und wenn auch Das nicht genügt, nun, so stehen dem Staat noch andere Hilfsquellen zu Gebote: „Nach uns die Sintfluth!" Alle Verschleierungen können nicht darüber hinwegtäuschen, wie sehr Rußland an der Sucht nach Bereicherung krankt, die alle Kreise wie ein Fieber erfaßt hat und die in dem persönlich zwar ehrenwerthen, aber leider durch und durch optimistischen Finanzminister ihre beste Stütze findet. Zwar sehr vorsichtig, aber doch deutlich genug werden Fühler ausgestreckt, um neue Anleiheversuche im Ausland zu machen, und wagen sich nur deshalb noch nicht recht hervor, weil nirgend Mittel vorhanden sind, um das Verlangen zu befriedigen, — am Wenigsten in Deutschland. Dagegen will uns Rumänien, das Schatzbonds in Höhe von hundert Millionen Lei auszugeben gezwungen ist, neben Frankreich beehren. Zwar können wir unsere besten einheimischen Anlagepapiere schon nicht mehr in größeren Posten unterbringen; aber doch werden sich gewisse Bankiers von weiter Moral und gewisse Kapitalisten von engem Verstande, wie immer, zusammenfinden, — wenn nur die Zinsverlockung hoch genug ist. Nachher kann man ja nach berühmten Mustern eine Schutzvereinigung bilden, von der sich dann nur die Banken ausschließen, die die Verhältnisse am Besten kennen, so wie jetzt die Rothschilds der in Deutschland gebildeten spanischen Schutzvereinigung ferngeblieben sind. Sollten sie es mit ihren londoner und pariser Vettern, die doch gewiß ein warmes Interesse an den spanischen Finanzverhältnissen nehmen, nicht verderben wollen? Oder soll von vorn herein den deutschen Gläubigern klar gemacht werden, daß sie die ausländischen Schutzkomitees als ihre Gegner anzusehen haben?

Auch die Türkei hat einen Vorschuß — von hunderttausend Pfund — nöthig. Die Dette publique sträubt sich einstweilen, die Summe zu gewähren, und daher scheint die Gesellschaft der Anatolischen Bahnen auf die Konzession der Bagdadlinie warten zu müssen, bis die Deutsche Bank sich bereit finden läßt, das neue Anlehen anzunehmen. Ein geschickter Konkurrent, der frühere Generaldirektor Herr Spruyt, hat sich übrigens eben von Brüssel nach Konstantinopel aufgemacht, um gegen den Preis der vom Padischah benöthigten hunterttausend Pfund die Konzession für eine Bahnverbindung Samsun-Bagdad zu erhandeln; und wenn nicht alle Zeichen trügen, werden wir bald einen ergötzlichen Kampf der verschiedenen Finanzgruppen um die Gunst des Sultans — die ach so theure! — entbrennen sehen. Unseren Eisenbahnschwärmern, die dem schweizer Bundesrath noch immer grollen, erblüht aber ein unerwarteter Trost: Die Northern-Pacific-Bahn wird den im Umlauf befindlichen Restbetrag der sechsprozentigen First Mortgage-Gold-Bonds der alten Gesellschaft, etwa vierundeinehalb Millionen Dollars, am ersten Januar 1900 zurückbezahlen. Damit erlangen denn endlich die Besitzer der vierprozentigen Prioritäten-Bonds die erste Hypothek auf das Stammnetz der Gesellschaft; die anderen Gläubiger, deren es hierzulande Schaaren giebt, werden allerdings noch bis zum Jahre 1923 warten müssen, ehe sie die wünschenswerthe Sicherheit erhalten. Lynkeus.

# Das Oberhofmeisterstück.

Die berliner Stadtverordneten haben der Kaiserin zum Geburtstage gratulirt, wahrscheinlich in dem besonders seit der Aera Zelle bei solchen Anlässen üblichen Schwulststil. Die Kaiserin hat persönlich den Glückwunsch nicht beantwortet. Der Oberhofmeister Freiherr von Mirbach aber hat im Auftrag seiner Herrin an die Stadtverordnetenversammlung einen Brief geschrieben, der, nach dem Dank für die Gratulation, über Vorgänge, für die unsere braven Stadtverordneten nur zum Theil die Verantwortung tragen, einen recht scharfen Tadel ausspricht. Erstens werden, wie es scheint, in Berlin nach der Ansicht der Kaiserin noch immer nicht genug Kirchen gebaut. Zweitens hat ein Herr Preuß, Privatdozent, Stadtverordneter und politische Leuchte der Freisinnigen Vereinigung, in einer Rede evangelische Bibelworte trivialisirt und damit als Jude bei manchen empfindsamen Christenseelen Anstoß erregt. Und Drittens seien in der Reichshauptstadt „viele tiefe innere Schäden" vorhanden. Alle diese Dinge geben der Frau des Kaisers Aergerniß und sie knüpft ihre rügenden Vorhaltungen an den Dank für einen Glückwunsch, wie ja auch ihr Gatte im Oktober 1888 an den Dank für das städtische Geschenk des Neptunbrunnens einen sehr bitteren Tadel über den durch eine Abordnung vertretenen Kommunalliberalismus geknüpft hatte. Bis hierher ist die Sache für den Kenner unserer Zustände eigentlich nicht überraschend. Und auch die Form kann heutzutage kaum noch Erstaunen erregen. Der Brief des Oberhofmeisters beginnt mit dem Satz: „Ihre Majestät die Kaiserin und Königin hat zu Allerhöchstihrem Geburtstage die Glückwünsche der Stadtverordneten erhalten und mich Allergnädigst beauftragt, Euer Hochwohlgeboren "— Das ist Herr Dr. Langerhans, der Vorsteher und Neffe einer in Paris noch lebenden oder schon verstorbenen hochpolitischen Tante — „zu ersuchen, Allerhöchstihren Dank zu übermitteln." Tonart und Stil führen uns sofort in eine fremde, dem schlichten Menschenverstand unzugängliche Welt. Solche Tonart und solcher Stil ist am Ende des neunzehnten Jahrhunderts im Deutschen Reich aber gebräuchlich; und da die mannhaften Demokraten des Rothen Hauses diesen Gebrauch submissest mitmachen, so ist darüber nichts zu sagen. Nett ist aber, was nun kommt. Zuerst hatte Herr Preuß sich zu entschuldigen versucht. Er sagte nicht etwa, er sei Atheist, bekenne sich zur naturwissenschaftlichen Weltanschauung und fordere für sich das Recht, nach seinem Belieben mit mythologischen Ueberlieferungen umzuspringen, an denen, sehr lange vor Darwin, schon der große Preußenfritz einen sakrilegisch groben Witz geübt habe. Nein: er erschöpfte sich in Betheuerungen, wie fern es ihm gelegen habe, heilige Gefühle zu verletzen, und wie wenig es ihm eingefallen sei, eine solche Wirkung seines harmlosen Scherzes vorauszusehen. Darauf wäre zu erwidern, daß Leute, die nicht im Stande sind, die Wirkung ihrer Worte richtig zu wägen, weder zu Stadtverordneten noch zu Universitätlehrern taugen. Doch der de- und wehmüthige Rückzug half nicht: der Jude wurde auf Allerhöchsten Befehl abgekanzelt und mag nun sehen, wie er, als ein öffentlich Ausgezankter und der Unbedachtsamkeit Ueberführter, vor etwa in seinem Kolleg vorhandenen Hörern die Autorität eines Jugendbildners bewahren will. Dann aber kam ein allerliebstes Spektakel. Die Verfassung, der es seit Jahren im Reich und in Preußen so jämmerlich ergeht, sollte, so hieß es, bedroht sein, — wie es scheint, zum ersten Male. Daß Staatsse-

kretäre, die Obercommis oder allenfalls Bureauchefs des Kanzlers ſind, auf eigene Fauſt Politik treiben und daß Landtagsabgeordnete, weil ſie nicht nach Kommando, ſondern nach ihrer Ueberzeugung ſtimmen, aus dem Amt gejagt werden: darüber kommen die Verfaſſungwächter hinweg. Daß aber ein Oberhofmeiſter die berliner Stadtverordneten katechiſirt: kann nicht geduldet werden, darf nicht geduldet werden, brüllen die Bürger auf dem Kapitol. Denn natürlich handelt es ſich nur um den Oberhofmeiſter; „die Perſon der Kaiſerin muß gänzlich aus der Erörterung ausſcheiden." Warum denn? Warum ſoll die Frau des Kaiſers nicht frei von der Leber weg ſagen, was ihr der Rede werth ſcheint? Man kann ihr ja eben ſo freimüthig antworten; und mit dem läppiſchen Parlamentarierbrauch, die „Perſon des Allerhöchſten Herrn" — der „höchſte Herr" iſt in dem ſelben Jargon bekanntlich der liebe Gott — „nicht in die Debatte zu ziehen," hat man nachgerade doch genug üble, betrübende und beſchämende Erfahrungen gemacht. Ganz kluge Leute haben gemeint, der Freiherr von Mirbach hätte den Brief nicht ſchreiben, hätte, ehe er ſich dazu hergab, lieber ſeinen Abſchied erbitten müſſen: Ein verdammt geſcheiter Gedanke. Der Oberhofmeiſter iſt eine Oberhofcharge, alſo ein livrirter Hofdiener, und hat ſich ehrerbietigſt zu verneigen, wenn er der Gnade gewürdigt wird, auf Befehl ſeiner Herrin, die ihn bezahlt, nährt, beherbergt und kleidet, einen wichtigen Brief ſchreiben zu dürfen. Was geht ihn die Verfaſſung an? Um die kümmern ſich noch ganz andere Leute nicht als der Freiherr von Mirbach, der in ſeiner unvergänglichen Schilderung der Kaiſerreiſe nach Jeruſalem einen beinahe hymniſchen Ton anſchlug, als er die „fröhlichen, jubelnden Menſchenmaſſen" am Jaffathor beſchrieb und das „ununterbrochen lang anhaltende Lülülü" der Dachgaſſer den Volksgenoſſen zur prompten Nachahmung empfahl. Dieſer treffliche Mann, der neben den Redakteuren des Kleinen Journals heutzutage faſt allein noch den rechten altpreußiſchen Royalismus verkörpert, ſollte über die Zwirnsfäden konſtitutioneller Bedenken ſtolpern? Er weiß ganz genau: wenn er im Auftrag der Kaiſerin die Roheit des Antiſemitismus oder die wüſte Gewinnſucht der Agrarier in den Abgrund verdammt hätte, — keine liberale Mannesſeele hätte an die Verfaſſung und ähnliches Rumpelkammerinventar gedacht, alle wahrhaft Freiſinnigen hätten vielmehr in „ununterbrochen lang anhaltendem" Chorus gerufen: Lülülü! Wozu alſo die alberne Heuchelei? Die Stadttribunen ſind wüthend, weil ſie von der Kaiſerin ausgeſcholten worden ſind; einen von der ſelben Stelle ſtammenden Lobſpruch hätten ſie mit wonnigem Schmatzen geſchlürft. Sie werden ſich auch alle Mühe geben, künftig eine beſſere Cenſur zu bekommen; denn ihr demokratiſcher Geiſt kann ohne die Sonne der Hofgunſt nicht gedeihen . . . Als die hochſelige fromme Frau von Maintenon ſich wunderte, weil ihre Karpfen in einem ſtagnirenden Sumpfwaſſer eingingen, ſagte ihr ein aufrechter Mann, Karpfen ſeien eben nicht wie Höflinge, die nach ihres Herrn Willen denken, fühlen, leben und ſterben. Die Anekdote iſt recht veraltet. Heutzutage unterſcheiden die Höflinge ſich kaum noch von den bewährteſten Demokraten, die ohne die von den Allerhöchſten Herrſchaften ihnen geſpendete Anerkennung nicht athmen können. Das iſt, wenn man die Sache bei Licht beſieht, die Moral des Oberhofmeiſterſtückes.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

# Die Zukunft.

**Berlin, den 2. Dezember 1899.**


## Zwei deutsche Fragen.

Man hat mir einmal gesagt, die Leser seien meiner politischen Artikel überdrüssig, weil ich darin immer das Selbe wiederholte. Daß ich mich wiederhole, ist richtig; daß es aber die Wiederholung ist, was mich den Lesern unangenehm macht, glaube ich nicht. Denn ich bin, wie ich zu meiner Unehre gestehen muß, seit vielen Jahren ein fleißiger Zeitungleser — hervorragende Geister meiden die Zeitunglecture als Zeitverlust — und ich finde, daß alle Zeitungen ohne Ausnahme jahraus, jahrein das selbe Lied singen, mag es nun das Lied von den Junkern und Pfaffen oder das vom gottlosen Umsturz und von der Begehrlichkeit des verrohten Arbeiterstandes oder das von der einen reaktionären Masse der bürgerlichen Welt sein. Und ich finde, daß die Leser nicht durch das ewige Einerlei, wohl aber durch jeden Ton verstimmt werden, der nicht zu der altgewohnten Melodie paßt. Also nicht die Wiederholung meiner Ansichten dürften den Lesern mißfallen, sondern diese Ansicht selbst. Es giebt aber gar kein sichereres Kennzeichen für die Wahrheit einer politischen Ansicht und für die Nothwendigkeit ihrer Aussprache als dieses: daß sie allgemeinen Unwillen oder Widerwillen erregt.

Der Kern meiner lästigen Ansicht ist der Satz, daß zur Zeit die Arbeiterfrage in ihren beiden Verzweigungen die wichtigste Frage der inneren Politik ist und daß im Vergleich damit Kanal- und Flottenfragen gleichgiltige Kleinigkeiten sind. Voraussichtlich wird sich der jetzige Reichstag auch nach der Ablehnung der Zuchthausvorlage noch mehrfach mit den verfassungsgemäßen Rechten der gewerblichen Lohnarbeiter und auch mit dem Schwund der Landarbeiterschaft zu befassen haben, obgleich er vielleicht nicht einsehen wird, daß in diesen Problemen seine wichtigsten Aufgaben liegen. Was nun die gesetzliche Stellung der gewerblichen Lohnarbeiter betrifft, so würde es nach Allem, was darüber ge-

ſchrieben worden iſt, und namentlich nach den klaſſiſchen Ausführungen Brentanos in der „Sozialen Praxis“ und in ſeiner göttinger Rede, Holz in den Wald tragen heißen, wollte ich noch einmal ausführlich beweiſen, daß mit dem Zuchthausgeſetz die Koalitionfreiheit aufgehoben und die Hörigkeit mittelbar wiederhergeſtellt worden wäre, ohne die Herren mit den der Hörigkeit entſprechenden Pflichten zu belaſten. Dagegen halte ich die Freiheit und Gleichberechtigung der Lohnarbeiter keineswegs für etwas Selbſtverſtändliches. Falls man ſich nicht zu einer Verfaſſungänderung verſtehen mag, fordere auch ich dieſe Freiheit und Gleichberechtigung, eben, weil ſie in der Verfaſſung ausgeſprochen iſt, und fordere, daß man mit der einzigen Form, in der dieſe Freiheit und Gleichberechtigung für die beſitzloſen Lohnarbeiter verwirklicht werden kann, mit der unbeſchränkten Koalitionfreiheit, Ernſt mache, bin auch überzeugt, daß ſich dieſe Freiheit bei uns eben ſo unſchädlich und ungefährlich erweiſen wird wie in England. Aber ich halte weder den freien Arbeitvertrag und den ungezügelten Lohnkampf für einen Idealzuſtand noch für die definitive Zukunftgeſtalt unſerer Geſellſchaftordnung. Seit beinahe zwanzig Jahren predige ich, daß allgemeine gleiche Freiheit gleichbedeutend ſei mit allgemeiner gleicher Beſchränkung und nur in der Form des Kommunismus gedacht werden könne; daß die Freiheit der Einen die Knechtſchaft der Anderen vorausſetze; daß es ſich in der Politik niemals um die Alternative: Freiheit oder Unfreiheit handle, ſondern immer nur um die Entſcheidung darüber, welches Maß von Freiheit und welches Maß und welche Art von Bindung für die verſchiedenen Stände im Augenblick angezeigt ſei; daß die Aufhebung der Standesunterſchiede eine Illuſion ſei und daß wahrſcheinlich nichts Anderes übrig bleiben werde, als die thatſächlich vorhandenen Standesunterſchiede aufs Neue zu legaliſiren. Ich verkenne nicht die Uebereinſtimmung der liberalen Grundſätze mit den Forderungen der philoſophiſchen Ethik und des Chriſtenthumes, nicht den Segen, den die Befreiung der Hörigen durch die Entfaltung von Millionen achtungwürdiger kleiner Perſönlichkeiten und Familien gebracht hat; verkenne nicht, daß die ungeheure Volkskraft, die Deutſchland in den letzten Jahrzehnten entwickelt hat, und der verhältnißmäßig hohe Grad von Wohlſtand, deſſen wir uns zur Zeit erfreuen, der grundſätzlich anerkannten, wenn auch thatſächlich vielfach beſchränkten Freiheit aller Landeskinder zu danken iſt, und ich verhehle mir nicht die ungeheuren Schwierigkeiten, in die uns jeder Verſuch, den Ständeſtaat geſetzlich wieder aufzurichten, verwickeln würde. Aber ich ſage mir auch, daß die verfaſſungsgemäße Freiheit der Beſitzloſen keine Ausſicht auf thatſächliche Verwirklichung hat, daß das freie England ſeinem Lumpenproletariat heute noch gerade ſo rathlos gegenüberſteht wie vor fünfzig Jahren und daß die Anſicht der Alten, wonach die Götter die Einen zum Herrſchen und die Anderen zur Knechtſchaft geſchaffen haben, heut noch ſo richtig iſt wie vor

dreitausend Jahren. Es giebt unzählige Menschen, die fleißig, gehorsam, treu wie Hunde, zu jeder ihre Kräfte nicht übersteigenden Arbeit willig, genügsam und mit ihrer Sklavenstellung zufrieden sind, die aber untergehen, wenn man sie auf ihre eigenen Füße stellt, weil ihnen die zum freien Kampf ums Dasein erforderlichen Eigenschaften fehlen: Energie, Spontaneität, Umsicht, Wirthschaftlichkeit, Findigkeit, die Fähigkeit, sich neuen Lagen rasch anzupassen. Für Solche ist ein Herr, natürlich ein vernünftiger und humaner, die größte Wohlthat, der Zwang zur Freiheit nur Grausamkeit; und es ist nicht einzusehen, worin der Fortschritt bestehen soll, wenn ein für beide Theile wohlthätiges Verhältniß aufgehoben wird und durch die Befreiung des Knechtes Herr und Diener gleichmäßig zu Grunde gerichtet werden. Ueberdies werden die günstigen sittlichen Wirkungen der Freiheit durch die ungünstigen aufgewogen. Alle die schönen sittlichen Verhältnisse, die der Patriarchalismus und das Patronat zwischen Herren und Dienern stiftet, werden vernichtet und an ihre Stelle tritt das Schachern um Vortheile zwischen zwei Kontrahenten, die, stets darauf bedacht, einander zu übervortheilen, und vor Uebervortheilung auf der Hut, einander mit Argwohn, Neid, Verachtung und Haß gegenüberstehen.

So halte ich denn die Freiheit und Gleichberechtigung des Arbeiterstandes für den Gegenstand eines ungelösten, offenen Problemes und bin weit entfernt davon, den Unternehmern es übel zu nehmen, daß sie nach Wiederherstellung der Hörigkeit trachten. Was ich verwerfe und verabscheue, ist die heuchlerische Verleugnung dieses Strebens und der Versuch, die Hörigkeit auf Schleichwegen wiederherzustellen, durch den Mißbrauch der Justiz und, wie gesagt, ohne daß man sich die der Hörigkeit der Arbeiter entsprechenden Herrenpflichten auferlegt, deren Wichtigste doch ist, den Hörigen auch dann zu herbergen, zu nähren und zu kleiden, wenn man keine Arbeit für ihn hat. Was den Mißbrauch der Justiz anlangt, so will ich ihn durch ein Beispiel erläutern, — eins von hunderten, die ich gesammelt habe. Der „Vorwärts“ vom siebenzehnten September d. J. erzählt: Während des dresdener Maurerstrikes revidirt Genosse Fallenbeck Strikeposten, trifft den polnischen Maurer Sassin, wie er die Arbeit unter den alten Bedingungen aufnehmen will, und redet ihm ab. Da Sassin höhnisch antwortet, soll ihm Fallenbeck auf den Fuß getreten und einen leichten Stoß vor die Brust versetzt haben. Fallenbeck leugnet Beides; einziger Zeuge ist Sassin, der gesteht, daß er keinen Schmerz empfunden und die Sache nicht ernst genommen habe. Fallenbeck wird zu fünf Monaten Gefängniß verurtheilt; zwei Monate hat er in Untersuchungshaft gesessen, einer davon wird ihm angerechnet. Dagegen halte man folgende drei Bestrafungen von Brutalitätverbrechen. In der selben Nummer des „Vorwärts“ wird gemeldet: Ein Techniker schlägt einen Anderen ohne jede

Veranlassung mit seinem Spazirstock und bringt ihm eine klaffende Wunde am Kopfe bei. Strafe: vierzig Mark. In der Nummer vom neunundzwanzigsten September: Einen Herrn G. hat seine Gattin mit dem Hausfreund, einem Dr. Cohn, betrogen. G. begiebt sich mit der Hundepeitsche zu einer Aussprache in Cohns Wohnung. Cohn ist stärker als er, zertrümmert ihm mit einem Faustschlag das Nasenbein, wirft ihn zu Boden, kniet auf ihm und bearbeitet seinen Kopf mit Faustschlägen, während auf sein Geheiß seine Wirthschafterin auf den Unterkörper mit einem Stock losschlägt; zuletzt haut Cohn den G. noch mit dem Hausschlüssel auf den Kopf; blutüberströmt und schwer verletzt verläßt der Rächer seiner Ehre die Wohnung des Ehrenräubers. Strafe für diesen: 500 Mark; im Nichtbeitreibungfalle hundert Tage Gefängniß; der Staatsanwalt hatte — was sehr charakteristisch ist — nur 300 Mark beantragt. Endlich in der Nummer vom zehnten Oktober: Lehrer Käser in Kochalle, wegen „Ueberschreitung des Züchtigungrechtes" vorbestraft, ist der unmenschlichen Mißhandlungen von vierzehn Schulkindern angeklagt; er hat zum Beispiel ein Mädchen an den Haaren in die Höhe gehoben und dann auf den Boden fallen lassen; einem anderen Mädchen hat er eine unheilbare Verletzung des Hüftgelenkes beigebracht. Strafe: fünfzehn Tage Gefängniß und für die Eltern des zum Krüppel gemachten Mädchens eine Entschädigung von fünfhundert Mark. Freilich, ein Unterschied muß bei Roheitverbrechen gemacht werden: aber natürlich zu Gunsten der Angehörigen der niederen Stände. Für ungebildete Leute, die sich mit groben Arbeiten plagen müssen und sich dabei oft genug Verletzungen und Wunden zuziehen, hat ein Stoß, ein Schlag, eine Hautschürfung, auch ein grobes Schimpfwort natürlich nicht die selbe Bedeutung wie für den höher Gebildeten, der geistig arbeitet, oder für eine Dame, die einen groben Gegenstand nur mit Handschuhen anfassen würde. Dieser Unterschied ist denn auch stets beachtet worden und wird unter Umständen noch heute beachtet; bei einer vornehmen Frau gilt schon eine Ohrfeige als Scheidungsgrund, bei einer Tagelöhnerfrau eine Tracht Prügel noch nicht. Bei Fallenbeck, der wunderbarer Weise „wegen einfacher Körperverletzung" verurtheilt worden ist, lag gar kein Roheitdelikt vor. Die beiden körperlichen Berührungen des Anderen, wenn sie überhaupt stattgefunden haben, sind nicht der Rede werth. Er ist also blos verurtheilt worden, weil er den Sassin von der Arbeit abzuhalten gesucht, also, weil er Etwas gethan hat, das schlechterdings gethan werden muß, wenn das den Arbeitern gesetzlich zustehende Koalitionrecht einen Sinn haben soll. Wenn er dabei etwas heftig geworden ist, so war es nicht schlimmer, als wenn ein Unternehmer dem anderen, den er für ein Kartell gewinnen will, etwa auf die Schulter klopfte und sagte: „Seien Sie doch nicht so halsstarrig!" Wie kleinere Unternehmer, die ihre Unabhängigkeit den Unternehmerverbänden

gegenüber zu wahren suchen, zu Dutzenden ruinirt, wie durch die Schwarzen Listen arbeitwillige Arbeiter zu Hunderten um Arbeit und Brot gebracht werden, ist bekannt genug. Hat sich aber in solchen Fällen der Staatsanwalt je verpflichtet gefühlt, zum Schutz der Arbeitwilligen einzuschreiten? Und glaubt man wirklich, bei solcher Rechtspflege die Rechtsordnung im Staate aufrecht erhalten zu können? Zweierlei Maß, wenn es Gesetz und Verfassung vorschreiben: meinetwegen; aber zweierlei Maß, wenn Gesetz und Verfassung Gleichheit vorschreiben: Das geht nicht, ohne daß bei den herrschenden Klassen Rechtsgefühl und Wahrheitsinn vernichtet werden und ohne daß die beherrschten Klassen das Vertrauen zum Staat und zur Rechtspflege gänzlich verlieren. Will man bei der bisherigen Praxis verharren, so muß man für die Lohnarbeiter ein besonderes Standesrecht schaffen, das ihnen ausdrücklich alle zur Besserung ihrer Lage dienlichen Mittel, die den Unternehmern erlaubt sind, verbietet.

Die zweite große Frage, der Schwund der Landarbeiterschaft, bildet sozusagen den Kern der Agrarfrage. Abweichend vom Herausgeber der „Zukunft," vermag ich eine Agrarkrisis im Sinne des Bundes der Landwirthe nicht anzuerkennen. Ich beklage nicht die Landwirthe, denen es im Großen und Ganzen gar nicht übel geht, sondern die von der Landwirthschaft Ausgesperrten: die fünf- bis sechshunderttausend Kinder, die alljährlich im Reiche überschüssig geboren werden und die niemals einen Quadratfuß vaterländischen Bodens ihr Eigen nennen werden, — ausgenommen die paar Jahre, wo ihr Leichnam in einem Grabe modert. Dagegen erkenne ich an, daß der erst in den letzten Jahren unerträglich gewordene Mangel an ländlichem Gesinde und seßhaften Tagelöhnern eine ernstliche Krisis erzeugen kann und bei längerer Fortdauer erzeugen muß. Die Ursachen dieses Uebels habe ich wiederholt, am Ausführlichsten in meiner Schrift „Weder Kommunismus noch Kapitalismus", erörtert. Mit dem Freiherrn von der Goltz und der Mehrzahl der Sachverständigen stimme ich darin überein, daß die innere Kolonisation das einzige Heilmittel ist, das vorläufig angewandt werden kann und angewandt werden sollte: aber ich verspreche mir keinen durchschlagenden Erfolg davon. Um einen vollkommen gesunden Zustand herbeizuführen, müßte man in den Gegenden, wo die Latifundien vorherrschen, Tausende von Bauerndörfern gründen und in allen schon jetzt bestehenden und neu zu gründenden Bauerndörfern Hunderttausende, vielleicht ein paar Millionen von Arbeitern mit Rentengütchen ausstatten. Dazu würden Milliarden gehören, die wir im heutigen Militär- und Marinestaat nicht erübrigen können, und die, selbst wenn sie erübrigt werden könnten, von der industriell gesinnten Mehrheit der Volksvertretungen wahrscheinlich nicht bewilligt werden würden. Also wird es bei einer zwar unumgänglichen, aber durchaus unzulänglichen Flick-

arbeit bleiben. In dicht bevölkerten Ländern mit hoher Kultur und hohen Bodenpreisen sind bisher Bauernansiedelungen großen Stiles niemals vorgekommen. Italien war in der Zeit der sullanischen und julianischen Kolonisationen durch innere Kriege stellenweise entvölkert; solche Kolonisationen erfordern freien Boden, für den höchstens eine Rekognitiongebühr zu zahlen ist. Daher ist — jetzt kommt die berüchtigtste meiner „Schrullen" — die Agrarkrisis, wie ich sie verstehe, nur durch einen Zuwachs an freiem oder wenigstens ganz wohlfeilem Boden zum Staatsgebiet zu heben. Für die Bauern, wenn ihre Güter nicht zu groß sind, ergiebt sich dann folgende Lage. Sie arbeiten mit ihren Kindern und mit den als Gesinde bei ihnen dienenden heranwachsenden Kindern der Bauern, die entweder überschüssige Kinder oder ganz kleine Ackerstellen haben. Die mündig gewordenen überzähligen Kinder werden ohne erhebliche Belastung des Anerben im Kolonialgebiete versorgt; auf diese Weise läßt sich für Staat und Bauernstand ein Gleichgewichtszustand herstellen. Den Rittergütern aber ist, wenn sie erhalten bleiben sollen, schlechterdings nicht anders zu helfen als durch Wiederherstellung der Hörigkeit. Das Großgut ohne robotpflichtige Bauern ist eine in früherer Zeit nie dagewesene Bildung und besteht jetzt erst achtzig Jahre; ja, seit der Beseitigung der letzten Reste von Hörigkeit sind noch nicht fünfzig Jahre verflossen. Es hat ein paar Jahrzehnte hindurch bestehen und bei hohen Getreide-, Raps-, Woll- und Viehpreisen hohen Ertrag abwerfen können, weil ihm die Bauernbefreiung der Stein und Hardenberg landlose Arbeiter geschaffen hatte, denen vorläufig nichts übrig blieb, als auf den Rittergütern zu tagelöhnern, wenn sie nicht verhungern wollten. Von der Zeit ab, wo ihnen die Industrie eine Zuflucht darbot und die Vervollkommenung der Verkehrsmittel die Ab- und Auswanderung erleichterte, war es damit vorbei, — und ist es für immer! Arbeiterrentengüter kann man schaffen, wenn auch nicht in einem dem Bedürfniß entsprechenden Umfang. Aber wenn den Inhabern dieser Güter und ihren Nachkommen die Pflicht, auf dem Rittergute zu arbeiten, nicht gesetzlich auferlegt, Das heißt also: wenn die Robot nicht wieder hergestellt wird, so kann die Strebsamen unter diesen Ackerhäuslern Niemand hindern, sich durch Zukaufen oder Pachten von Ackerparzellen vom Zwange zum Tagelöhnern zu befreien, und dem Rest kann Niemand verwehren, in die Fabrik zu gehen, statt zu Hofe; Fabriken aber und Hausindustrien, die die Leute im Sommer und im Winter gleichmäßig beschäftigen, stellen sich bekanntlich überall ein, wo es „billige Arbeitkräfte" giebt. Es fehlt nicht an guten Menschen, die meinen, die Sache werde ohne Hörigkeit schon gehen, wenn die Gutsbesitzer ihre Christenpflicht gegen die Arbeiter besser erfüllten und sie durch ein wohlwollendes patriarchalisches Regiment an sich fesselten. Aber was die Kirche in achtzehnhundertsiebenzig Jahren nicht fertig gebracht hat: die

Selbstsucht durch Pflichtgefühl und Nächstenliebe zu überwinden, Das wird sie jetzt nicht plötzlich fertig bringen, blos zu dem Zweck, die preußische Agrarkrisis zu beseitigen. Mit dem patriarchalischen Verhältniß aber ist es so wie mit dem Bauernstande: sie zu zerstören war leicht; sie wiederherzustellen, wo sie zerstört sind, ist schwer, wenn nicht unmöglich. Uebrigens ist Patriarchalismus ohne Hörigkeit eine contradictio in adjecto. Wo sie besteht, da kann auch die patriarchalische Gesinnung im guten Sinne des Wortes entstehen: beim Herrn das väterliche Wohlwollen und das Gefühl der Verantwortlichkeit für das Wohl des Hörigen; beim Hörigen die Gefühle der Dankbarkeit, Anhänglichkeit und Treue. Und das Hörigkeitverhältniß ist der einzige Boden, worin diese Empfindungen wurzeln und gedeihen können. Wo nicht bei beiden Theilen die Ueberzeugung festsitzt, daß die Herrschaft der Einen und die Knechtschaft der Anderen ein unabänderlicher Bestandtheil der göttlichen Weltordnung ist, da stellen sich jene Empfindungen nicht ein. Gewiß: es giebt unter unsern Gutsbesitzern noch patriarchalisch Gesinnte; aber so weit dürfte das Wohlwollen nicht leicht bei Einem — geschweige denn bei der Mehrzahl — gehen, daß er seine Tagelöhner den Winter hindurch fütterte, wo er nichts für sie zu thun hat, und gerade darin steckt das Wesentlichste des patriarchalischen Verhältnisses. Der gewöhnliche Gutsbesitzer, auch schon der Bauer, denkt und handelt ganz modern und liberal kapitalistisch; er sieht in seinen Arbeitern nur „Hände" und nicht als Personen, sondern als Produktionwerkzeuge kommen sie für ihn in Betracht. Er will den freien Arbeitvertrag so entschieden wie der Fabrikant. Das heißt: er will unbeschränkt die Freiheit haben, die Arbeitkraft, die er braucht, auf dem wohlfeilsten Markt einzukaufen und keinen Tag über die bedungene Zeit zu bezahlen. Natürlich hält ihn Das so wenig wie den Fabrikanten ab, zu fordern, daß die Freiheit des anderen Kontrahenten überall da eingeschränkt oder aufgehoben werde, wo sie ihm unbequem ist. Selbstverständlich entspricht dieser Gesinnung des Herrn die des Knechtes, und selbst wenn sich der Herr Anhänglichkeit verdient haben sollte, läuft ihm der Arbeiter mitten in der Ernte fort, wenn irgendwo ein Groschen mehr Lohn winkt. Die grundsätzlich anerkannte Freiheit Aller führt eben unausbleiblich zur Aufhebung jeder Rücksichtnahme. Eben so wenig läßt sich die Verstädterung rückgängig machen, der unsere ländliche Bevölkerung durch die Leichtigkeit des Verkehrs mit der Stadt verfallen ist und die dem männlichen Theil durch den Militärdienst sogar aufgezwungen wird. Beim weiblichen Theile wirkt die Eitelkeit unwiderstehlich. Gebt einer Viehmagd die Aussicht, wie ein Fräulein gekleidet zu gehen — und der heutige Verkehr eröffnet diese Aussicht eben überall — und kein Strick und keine Kette wird stark genug sein, sie auf dem Dorfe zurückzuhalten. Beim dienenden Theil der ländlichen Bevölkerung ist die Anhänglichkeit an

Acker, Wiese, Vieh und landwirthschaftliche Beschäftigungen vollständig geschwunden. Beim Bauern ist sie noch vorhanden, aber sie wird natürlich in dem Grade schwächer, als er selbst ein Stadtherr wird, seine Kinder städtisch erzieht, nicht mehr mit Pflug und Dreschflegel, sondern nur noch mit der Schreibfeder arbeitet und die Landwirthschaft nicht mehr mit Liebe und als seine Lebensarbeit betreibt, sondern sie nur noch als die Rentenquelle auffaßt, die ihm die Mittel zu einem städtischen Leben liefert. Unsere Soziologen mögen darin einen Fortschritt der Menschheit sehen. Ich sehe darin etwas Anderes. Möglich, daß die Abneigung gegen das Dorfleben und die landwirthschaftlichen Arbeiten heute schon so stark ist, daß, wenn wir ein ausreichend großes Kolonisationgebiet hätten, uns die Kolonisten fehlen würden. Jedenfalls würde ein solcher Gebietszuwachs aber durch Entwerthung des heimischen Grundbesitzes die innere Kolonisation erleichtern und befördern und uns davor behüten, ein reiner Industrie- und Handelsstaat nach englischem Muster zu werden. Von dem Zeitpunkt ab, wo der Grund und Boden eines Landes vollständig vertheilt, in Privatbesitz übergegangen und angebaut ist, kann bei fortdauernd wachsender Bevölkerung das Gleichgewicht zwischen Industrie und Landwirthschaft nur durch stetige, dem Bevölkerungzuwachs entsprechende Vergrößerung des Staatsgebietes erhalten werden. Unterbleibt diese, so muß der alljährliche Bevölkerungzuwachs in der Industrie untergebracht werden, die ländliche Bevölkerung macht einen immer kleineren Prozentsatz der Gesammtbevölkerung aus und schrumpft zuletzt zu einer quantité négligeable zusammen. Die Berechnung der Zeit, da wir Deutsche den reinen Industrie- und Handelsstaat haben werden, ist eine ganz leichte arithmetische Aufgabe. Sollte also der politische Zustand der Welt die Erweiterung unseres Staatsgebietes in dem angegebenen Sinne unmöglich machen, dann hätten wir uns eben auf den reinen Industrie- und Handelsstaat einzurichten. In diesem Falle würde dann allerdings auch die Flottenfrage auftauchen; daß, diese Frage stellen, sie etwa auch beantworten hieße, dürften die hamburger Kaufherren kaum zugeben.

Werden diese Zeilen Beachtung finden? Ich hoffe, wenigstens die auf das Koalitionrecht bezüglichen. Denn hier hat ein geschlossener, mäßig zahlreicher Stand zu entscheiden, dessen Mitglieder von gleichartiger Bildung sind: der Richterstand. Die deutschen Richter — daran ist nicht zu zweifeln — wollen die Stützen und nicht die Verderber des Rechtes sein. Was dagegen die zweite Frage anbetrifft, so wird wohl erst die nächste Handelskrisis die prekäre Lage des Industrie- und Handelsstaates Allen fühlbar machen müssen, ehe man sich allgemein entschließen wird, ihr ins Gesicht zu sehen.

Neisse. Karl Jentsch.

# Das große Haus.

In einer großen Stadt — wie andere Häuser auch, von Nachbarn umschlossen, viele Treppen hoch, mit Schaufenstern und einer schlechten, modernisirten Fassade — steht ein Gebäude, das sich früher einbildete, etwas Besonderes zu sein. Jetzt ist es von dem Wahn vollständig abgekommen und seine Besitzerin, eine ehemalige große Dame, wohnt in einer Dachkammer und hat schwere Arbeit, die Zinsen aller Hypotheken zu schaffen, mit denen das Haus über und über belastet ist. Die Dame heißt „Poesie". Und in der Straße würde wohl Niemand auf das große, altmodische Thor aufmerksam werden, wenn der Staat nicht von Alters her eine merkwürdige Patrouille dort aufgestellt hätte.

Tag für Tag geht nämlich in dieser Straße die öffentliche Sittlichkeit offiziell spaziren, die aus einem katholischen und einem protestantischen Geistlichen und aus einer dienstthuenden Hofdame zusammengesetzt ist. Diese drei würdigen Personen haben den staatlichen Auftrag, sich moralisch zu entrüsten, und, als eine Folge dieses Auftrages, eine recht verdorbene Phantasie, mit der sie die Leute auf harmlose Dinge aufmerksam machen, die sich unter Umständen — natürlich werden auch diese Umstände erwähnt — unsittlich entwickeln könnten. Die Ablösung der Patrouille wird von einem alten Schulmeister angeführt, der eine große Brille trägt und immer mit dem Kopf wackelt, als ob er Versfüße abzählen wollte.

Also diese Patrouille geht vor dem Hause auf und ab. Sie wirft manchmal einen scheuen Blick auf eine versteckte Thür, die in das Souterrain führt und deren kleine, ausgetretene Treppe am Abend von einer rothen Laterne beleuchtet ist. Den Theil des Hauses, zu dem dieser Eingang führt, hat die Biermuse gemiethet, die mehr üppig als schön ist und voll Verachtung mit dem dicken Bauche wackelt, wenn ein Neuling zufällig einmal in ihrem Lokal nach der Poesie fragt. Sumpfnymphen mit gemeinen Gesichtern und watschelndem Gang — sie sind alle schon mehrfach in den Kunstausstellungen als Eva zu sehen gewesen — kredenzen das begeisternde Bier und die Gäste, aus allerlei Volk bestehend, das sich mangels anderer Beschäftigung auf irgend eine unglückliche Kunst geworfen hat, schreien und lärmen und liebkosen mit klatschendem Schlag die gewaltigen Rückseiten der Nymphen. Die Patrouille aber merkt nichts von Alledem, denn ihr suchender Blick darf von Amtes wegen die Hinterzimmer mit separatem Eingang nicht beachten: haben sie doch mit der öffentlichen Sittlichkeit nichts zu schaffen.

Wenn in dunkler Nacht die Biergeister ihre Pflichten erfüllt haben, dann tanzen Nymphen und Künstler ein grausiges Bacchanal, in dem eine ungraziöse Bewegung die andere ablöst und das aussieht, als ob Ochsen

und Kühe sich zu fröhlichem Reigen vereinten. Die gemeinen Verrenkungen der Glieder werden dann besungen und gemalt. Dabei bilden sich die jungen Leute ein, etwas Neues gefunden zu haben, und wissen nicht, daß großartige Kerle zu anderen Zeiten die selben Dinge großartig gemacht haben. Das Beste am ganzen Vergnügen ist der große Rausch, den die Meisten davontragen und der ihnen am anderen Morgen nach mühsäligem Erwachen die wehleidigen Worte in den Mund legt: „Was könnt' ich jetzt arbeiten, wenn ich nicht so einen verdammten Kater hätte!" Dann kommt die schmutzige Phantasie — eine Halbschwester der reinen — und wichst ihnen die Stiefel, damit sie, durch den schwarzen Glanz angelockt, recht bemüht sind, nach unten zu sehen.

Im Parterre, gerade über den Hinterzimmern der Biermuse, hat sich die Redaktion eines Familienblattes eingemiethet. Es sind gewaltige Herrn, die sich dort hinter den Manuskriptstößen versammeln, lange Bärte und ablehnende Blicke haben und außer dem Konversationlexikon als wichtigstes Handwerkszeug der Redaktion einen engen, glatt polirten Rahmen besitzen, in den Alles, was aufgenommen wird, unter allen Umständen passen muß. Es ist ganz einerlei, ob gute Gedanken, feine Charakterzüge, schlagende Witze oder gar der ganze Schluß einer Geschichte abgeschnitten wird, denn das Kunstwerk ist ohne Werth: wichtig ist nur der Rahmen. Was hineinpaßt, wird gemessen und per halben Meter mit einer Briefmarke bezahlt, „damit der Dichter ein fröhliches Leben führe."

Nach der Straße hinaus hat rechts vom Thor eine Buchhandlung und links ein Kunsthändler sein Zelt aufgeschlagen und Beide wachsen sichtlich an Umfang und Gewicht; führt der Eine doch Uebersetzungen und Ansichtpostkarten, während der Andere manchmal das Werk eines berühmten Mannes im Halbdunkel gegen Entree zeigt und immer kleine, geschmacklose Waare für Hochzeitgeschenke und andere Gelegenheiten auf Lager hat.

Eine breite Treppe, deren hohes Fenster mit einer dichten Diaphanie geschmückt ist, führt zum ersten Stock. Alles ist Stil und Alles läßt ahnen, daß der Weg zu einem großen Mäcen führt. Er hat auch die höchste Hypothek auf dem Hause der Poesie. Die Diaphanie zeigt ein süß lächelndes Dornröschen mit großen, dicken Händen und stilisirten Füßen, die gleich den Wurstbeinen des Prinzen in das Ornament des Treppengeländers verlaufen. Der Herr Kommerzienrath — durch seine Hoheit den Herzog von Neu-Ehrenburg wegen Ueberlassung einer größeren Hausanleihe baronisirt — hat ein Engrosgeschäft mit Schinken, um seine Zugehörigkeit zur Staatsreligion zu beweisen, und schützt mit seiner breiten, mit Ringen geschmückten Hand die Künste. Das heißt: er verlangt, daß die Musensöhne im Salon seiner Gattin herumlungern, hat ihre Werke in Goldschnitt auf den Tischen liegen und einige Bilder in goldenen Rahmen an den Wänden. Und wenn eine

Premiere ist und etwas recht Gemeines wüthend beklatscht wird, dann schlägt die Frau Baronin die Augen nieder und sagt gerührt: „Gott! Diese Szene hat unser Freund in meinem Hause gedichtet!“ Dabei kommt sie sich und ihrer Umgebung sehr groß vor.

Die Treppe zum zweiten Stock hat noch einen Läufer und ein stilvolles Geländer, aber keine Diaphanie mehr, denn die Firma Lilienthal & Main, die dort eingezogen ist, liebt mehr „reelle Geschäfte“ als glänzenden Prunk. Sie hat die meisten Hoftheater in Deutschland gepachtet und macht aus den „Fliegenden Blättern“, dem „Ulk“ und der „Gartenlaube“ Stücke, die neben französischen Uebersetzungen das Repertoire beherrschen. Namentlich ist sie groß in der Verwendung vorhandener Maschinerien und hat jetzt ein Preisausschreiben erlassen, mit Benutzung des eisernen Vorhanges ein den Abend füllendes Kassenstück zu liefern.

Weiter hinauf werden die Treppen enger und steiler, allerhand Leute ohne Bedeutung haben sich eingemiethet, die sich vorstellen, recht viel für die Dichtkunst zu thun, wenn sie ein billiges Unterkommen in ihrem Hause gefunden haben. Ganz oben, wenn man sich einbildet, nun könne gar nichts mehr kommen, und vom vielen Steigen ganz außer Athem ist, hängt neben einem leiterartigen Aufgang ein kleiner Zettel mit den Worten: „Weg für Talente“ und oben in einer luftigen Dachkammer wohnt die verarmte große Dame: die Poesie. Sie hat nur eine Begleiterin behalten, die ein Mittelding zwischen Freundin und Bedienung ist und mit Namen „der gute Geschmack“ heißt. Aber die beiden einsamen Frauen sind fröhlich und guter Dinge, denn manchmal kommt die Phantasie auf ein Plauderstündchen und dann sprechen sie davon, welch schöner Palast wieder aus dem alten Hause wird, wenn die Hypotheken abgezahlt sind, die Gemeinheit, Geschmacklosigkeit, Einbildung und Faulheit auf dem Hause haben, und wenn alle jetzigen Bewohner in einem lustigen, übermüthigen Kehraus aus dem Gebäude getanzt werden. Aber diese Zeiten sind noch fern und die Poesie öffnet dann ihr Fensterchen, auszuschauen, ob nicht wieder einmal ein schöner, junger Prinz den Pegasus besteigt, sich bis zu ihr hinauf zu schwingen. Denn während die Talente mühsam die Treppe hinaufsteigen, fliegt das Genie achtlos zum Fenster herein. Dann nimmt die Poesie eine Harfe und singt ein Lied, aber Niemand hört es, weil es schön und rein ist. Der gute Geschmack, der ganz einfache Sachen trägt und trotzdem wie eine vornehme Dame aussieht, bedauert dann seine Herrin, die ganz umsonst so schöne Sachen singt, setzt den Hut auf, steigt die Treppe hinunter und geht unter die Leute. Da habe ich die Dame ab und zu in einer Ausstellung oder in einem Theater gesehen. Aber es waren jedesmal nur wenige Menschen in ihrem Gefolge; und ohne viel ausgerichtet zu haben, mußte sie wieder die steilen Treppen hinauf, nachdem

sie vor der Diaphanie einen leichten Schwindelanfall bekommen und auf der Straße einem der hochwürdigen Mitglieder der Patrouille auf den Fuß getreten hatte. Sie konnte nichts dafür, denn der gute Geschmack bemerkt manchmal die Auswüchse der Sittenkommission nicht.

Kam die Freundin nach Hause, dann sang die Poesie noch immer am offenen Fenster und einmal sagte sie ganz glücklich: „Hörst Du: er kommt. Es rauscht in den Lüften." Da sah der gute Geschmack zum Fenster hinaus und lächelte: „Du täuschest Dich, Kind. Es ist ein Ballon von der Luftschifferabtheilung." Die Poesie schloß erschreckt das Fenster und sprang mitten ins Zimmer: „Wenn mir nur kein Lieutenant hereinkommt! Dichten auf Befehl ist das Aergste!"

Salzburg. Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm.

# Die Trusts in den Vereinigten Staaten.

Vor mehr als fünfzehn Jahren machte Professor Ely durch einen kleinen Band Vorlesungen über den modernen Sozialismus in Frankreich und Deutschland das große Lesepublikum in Nordamerika zuerst mit dem Inhalt der sozialistischen Programme bekannt. Was das Publikum bis dahin gewußt hatte, war kaum mehr als der Schatten des Namens. Dann folgten die Kritiken von Emile de Laveleye und John Rae, ferner die Uebersetzungen der Werke Schaeffles, von Grönlunds „Kooperativem Gemeinwesen" und eine Menge anderer populärer Abhandlungen, die sich den sozialistischen Theorien gegenüber meist ablehnend verhielten. Eine gedrängte Analyse des Sozialismus im Gegensatz zu der bestehenden sozialen Ordnung gab Thomas Kirkup in seiner „Inquiry into Socialism" im Jahre 1887. Er verfaßte auch den Artikel „Socialism" in der letzten Ausgabe der Encyclopaedia Britannica. In seiner „Inquiry" erklärte er die Aussichten des Sozialismus für vielversprechend. Ich gebe seine Worte wieder:

„Die bemerkenswerthesten Beispiele für das ungeheure Anschwellen einzelner Betriebe findet man in den großen industriellen Vereinigungen. Sie kontroliren die Produktion und den Umsatz eines ganzen Kontinentes und zeigen eine Fähigkeit, die Interessen zusammenzufassen und die Gegner zu bekämpfen, die sonst nirgends erreicht ist. Vernichtung der Konkurrenz und Monopolisirung des Marktes: Das ist die Richtung und das Endziel eines Kampfes, der mit beispielloser Energie und im größten Umfange geführt wird. Da die wirthschaftliche Macht in den Ringen konzentrirt und die Subsistenz des ganzen Volkes ihnen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert wird, entsteht die Gefahr einer industriellen Feudalherrschaft, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat. Bisher kämpfte überall die Demokratie gegen den grundsässigen Adel; in Amerika, wie anderswo, sehen wir jetzt die ersten Vorbereitungen zu einem größeren Kampf, dem Entscheidungskampf der Demokratie gegen die industriellen Korporationen,

gegen die industrielle Feudalherrschaft, gegen den ausgebildeten Hochkapitalismus. Dieser Kampf kann thatsächlich nur mit der Aufrichtung einer industriellen Feudalherrschaft über die Lohnarbeiter oder mit der Unterwerfung der Industrie unter eine Kontrole des Volkes endigen. Jedenfalls sehen die Sozialisten in diesen riesenhaften Vereinigungen und in den reichen Industriekapitänen, die an der Spitze der Vereinigungen stehen, nützliche Pioniere ihrer Sache. Dadurch, daß sie die wirthschaftlichen Berufe ihres Landes zu großen Organisationen zusammenfassen, befördern sie in gewissem Sinne die sozialistische Bewegung. Ihre Mission ist, die kleinen Kapitalisten auszurotten; dabei werden sie wahrscheinlich aber den ganzen Kapitalismus unterminiren. Je mehr die Centralisation der Industrie fortschreitet, desto leichter wird es einem demokratisch gesinnten Volk werden, die Kapitalistenhäuptlinge bei Seite zu schieben und die Kontrole der nationalen Produktion im allgemeinen Interesse selbst zu übernehmen. Diese Vereinigungen beschleunigen also den Augenblick, wo eine ungeheure, gebildete und organisirte Demokratie, die für ihren Unterhalt auf kärgliche Lohnarbeit angewiesen ist, sich einer kleinen Zahl von Mammuth-Kapitalisten gegenüber sehen wird. Der Ausgang einer solchen Krisis kann nicht zweifelhaft sein. Je schneller, je vollständiger der Erfolg der mächtigen Industriekapitäne ist, desto schneller wird eine demokratische Gesellschaft sie über Bord werfen. Das ist die Ansicht der Sozialisten." *)

Ob Kirkup noch lebt, weiß ich nicht; jedenfalls würde er mit gespanntem Interesse verfolgen, wie schnell die Bewegung, deren Grundzüge er so klar dargelegt hat, fortschreitet. Am Ende des Jahres 1898 berechneten die Zeitungen die Höhe des Kapitales, das sich während des Jahres zu Trusts konsolidirt hatte, auf ungefähr einundeinviertel Milliarden Dollars. Das war gewiß schon erstaunlich viel. Jetzt lesen wir aber, daß das Kapital, das sich allein in den ersten beiden Monaten des Jahres 1899 in der selben Weise konsolidirte, noch größer ist. In New-Jersey haben sich während der einunddreißig Tage des März Gesellschaften von zusammen 1 111 000 000 Dollars gebildet. Wir wundern uns beinahe schon, wenn uns ein Tag nichts von einem neuen Ringe meldet; und jeder dieser Ringe giebt Aktien von einer bis zu zweihundert Millionen Dollars aus. Die Betriebe, die noch nicht kartellirt sind, beginnen, selten zu werden.

Das sind Erscheinungen, die es zur Pflicht machen, sich ein vernünftiges, nüchternes Urtheil zu bilden. Es wäre absurd, zu glauben, daß eine so allgemeine und unwiderstehliche Tendenz völlig unvernünftig oder völlig antisozial sein kann. Sie muß auf ökonomischen und moralischen Nothwendigkeiten beruhen. Ohne allen Zweifel beweist sie, daß die Konkurrenz als regulirendes Prinzip des industriellen Erwerbslebens gründlich Fiasko gemacht hat; diese wie Pilze aus dem Boden schießenden Trusts verkünden, daß ihr das Todesurtheil gesprochen ist. Die anarchische Konkurrenz, Das lehren sie Alle, die es nicht bereits wissen, demoralisirt die Volkswirthschaft und lähmt die Industrie völlig. Unehrlichkeit und Unmenschlichkeit ziehen aus ihr die größten Vortheile. Die Sweater und Blutsauger, die kein menschliches Gefühl für ihre Angestellten haben, unterbieten den Unternehmer, der willig ist, einen gerechteren Lohn zu

*) Kirkup, „Inquiry into Socialism" S. 168 bis 170.

zahlen. Der Kaufmann, der seinen Verpflichtungen pünktlich nachkommt, kann mit einem Rivalen nicht konkurriren, der alle vier oder fünf Jahre Bankerott macht. Der freie Wettbewerb endet damit, daß nur die gewissenlosesten Menschen bestehen können. Außerdem bewirken die ungeheuren Ausgaben für Reklame und alle die anderen Praktiken, die dazu bestimmt sind, die Kundschaft heranzuziehen, daß die Waare für den Konsumenten unnöthig vertheuert wird, während die moralischen Versuchungen, die mit vielen dieser fast allgemein geübten Praktiken verbunden sind, den Charakter nothwendig schädigen. So sprechen die Männer, die die großen Trusts schaffen. „Warum sollen wir einander die Kehle abschneiden?" fragen sie. „Einigkeit ist besser als Zwietracht. Die Konkurrenz vernichtet uns. Laßt uns zusammenhalten!"

In dieser Rechtfertigung der neuen industriellen Bewegung liegt eine tiefe sittliche Bedeutung. Sie enthält zwar nicht die ganze Wahrheit, aber was sie behauptet, ist wahr. Der freie Wettbewerb als regulirendes Prinzip für Industrie und Handel soll beseitigt werden. Man kann Zweifel hegen, ob ein so gewaltiger Umschwung der bestehenden Wirthschaftordnung durchführbar ist; aber der Strom fließt nun einmal in dieser Richtung, und zwar mit immer zunehmender Gewalt. Auch läßt sich nicht leugnen, daß wenigstens eine der mitwirkenden Kräfte, die die Geschäftswelt in diese Richtung zwingen, die sittliche Empörung gegen den Druck und die Unmenschlichkeit der Konkurrenz ist und daß ein Ekel vor dem widerwärtigen täglichen Kampf um die Beute nachgerade weite Kreise erfaßt hat.

Daß diese Bestrebungen ihre gute Seite haben und daß Vieles von Dem, was darin seinen Ausdruck findet, der Menschheit zur Ehre gereicht, ist also unbestreitbar. Und Jeder, der einmal einer Fachversammlung beizuwohnen Gelegenheit gehabt hat, weiß, wie sehr der Geist der Solidarität in diesen Vereinigungen von Geschäftsleuten wächst. Ohne Zweifel herrscht zwischen den Theilnehmern unter einander an sich noch der schärfste Wettbewerb, aber sie empfinden die Nothwendigkeit der Kooperation und ihr Zusammenhalten ist das Prognostikon einer besseren Zukunft. Noch wichtiger aber als die ethischen sind die gewaltigen ökonomischen Triebfedern, die in dieser Bewegung thätig sind. Die Produktion im größten Maaßstab sichert beträchtliche Ersparnisse; Theilung und Organisation der Arbeit können am Wirksamsten durchgeführt werden. Die Kosten der Aufsicht, des Rohmateriales und des Verkaufes der fertigen Produkte lassen sich nicht unbeträchtlich vermindern; die Nutzbarmachung der Abfälle und Nebenprodukte ergiebt enorme Vortheile. Daher kann von einer so systematischen Anwendung der besten Methoden in Produktion und Gütervertheilung die Allgemeinheit eine Verbilligung aller ihrer Bedürfnisse erwarten.

So plaidiren die Verfechter der Trusts; und wirklich ist für einige Bedürfnisse eine bemerkenswerthe Verbilligung eingetreten. Ob aber diese Verbilligung auch in dem Maaß, wie es hätte sein können, eingetreten ist: Das ist eine andere Frage. Und gerade hier berühren wir den wunden Punkt.

Wenn die Befürworter der großen Vereinigungen sich gegen die unwirthschaftlichen Kriegskosten des industriellen Kampfes wenden und verkünden, daß es besser sei, mit einander zu arbeiten als gegen einander zu kämpfen, so finden sie auf ihrer Seite Alle, die seit Jahren gegen die fortschreitende Entsittlichung des Erwerbslebens streiten, Alle, die da glauben, daß Christi Gebot den rechten Weg

zeigt und daß sein Gesetz der Liebe alle Angelegenheiten des Lebens beherrschen sollte. Wenn die Gründer der Trusts und Kartelle uns sagen: „Wir haben ein Recht, der unsinnigen Verschwendung des industriellen Krieges ein Ende zu machen", so antworten wir: „Ja, wahrhaftig!" Und wenn sie sagen: „Wir müssen uns der vollkommensten technischen Methoden bedienen, um die Kosten der Produktion zu verringern und die Nebenprodukte der Industrie auszunutzen", so antworten wir: „Sicherlich". Wenn sie sagen: „Wir müssen unser Kapital vor unlauterem Wettbewerb schützen", stimmen wir gern zu. Und wenn sie endlich sagen: „Uns gebührt eine angemessene Entschädigung", antworten wir auch noch: „Ganz gewiß!" Aber wie steht es mit der Angemessenheit? Es mag ja sein, daß es Ausnahmen giebt, aber ich habe leider das Glück nicht gehabt, eine einzige kennen zu lernen. So weit mein Wissen reicht, sind alle diese Fabrikationzweige und Geschäfte, die vereinigt wurden, um ein gut Theil mehr als um den wirklichen Werth kapitalisirt worden, — meist um das Doppelte und mehr. Die Absicht ist klar. Man will Dividenden auf das doppelte Kapital herausschlagen und jede dieser neuen Gesellschaften erwartet, daß ihr Eigenthum durch die Veränderung um hundert Prozent oder mehr werthvoller werden kann. Für diesen ungeheuren Zuwachs wird kein Aequivalent gegeben; die höhere Bewerthung beruht einfach auf der Erwartung stärkerer Tributleistungen der Verbraucher. In allen diesen Fällen sucht man sich möglichst das Monopol zu sichern, denn sonst wäre eine solche Ueberschwemmung mit Kapital einfach unsinnig. Ohne thatsächliches Monopol kann kein Konsortium daran denken, angemessene Dividenden auf ein Kapital zu zahlen, das doppelt so groß ist, als es das Geschäft braucht; die anderen Geschäfte, die Dividenden nur für das halbe Kapital zu erarbeiten hätten, würden es unterbieten und ihm den Markt verschließen. Die ungeheuren Monopolpreise sind also einfach eine neue Methode der Brandschatzung. Die Milliarden an Kapital, die sich in den großen Gesellschaften anhäufen, sollen nur die Gründer mühelos auf Kosten der Konsumenten bereichern.

Eine andere Seite dieser Operationen birgt außerdem noch eine besondere Gefahr. Das fingirte Kapital aller dieser Ringe wird auf den Markt geworfen und findet willige Abnehmer, die selbstverständlich auf eine ansehnliche Verzinsung ihrer Einschüsse rechnen. Hunderttausende in allen Schichten der Bevölkerung werden Aktionäre; und Viele, die ihre kleinen Ersparnisse darin angelegt haben, hängen mit ihrem ganzen Unterhalt von den versprochenen Dividenden ab. Die Gründer der Trusts erhalten meist Vorzugsaktien; nur die gewöhnlichen Aktien werden emittirt. Alle Warnungen sind vergeblich. Ein hervorragender Bankier in Indianapolis sagte kürzlich einem meiner Freunde, was heutzutage vor sich gehe, sei eine Neuvertheilung des Reichthumes. „Die Ersparnisse der Menge", sagte er, „gehen rapid in die Hände von Minderheiten über." Vielleicht wäre es richtiger, nicht von Neuvertheilung, sondern von Wiederkonzentrirung zu sprechen. Aber die Aktienkäufer ahnen nicht, daß sie nur zur Bereicherung der Gründer beitragen; sie glauben, Antheil an produktiv thätigem Kapital erlangt zu haben, und werden energisch darauf dringen, ihren Besitz produktiv zu erhalten. Da Das nur durch Aufrechterhaltung von Monopolen möglich ist, werden also die Direktoren der großen Gesellschaften mit dem Heer ihrer Aktionäre hinter sich Alles aufbieten, um die Monopole nicht einzubüßen und das Publikum kräftigst auszupressen. Wird Das auf die Dauer glücken? Jede Prophezeiung wäre voreilig; aber die

Erfahrung lehrt, daß gesetzliche Maßnahmen gegen Kapitalsmächte von vielen hundert Millionen Dollars wirkunglos sind und daß einzelne Konkurrenten gegen den Kriegsschatz, den jeder große Ring sich anlegt, nicht kämpfen können. Wenn also auch manche der jetzt in Bildung begriffenen Trusts ohne Zweifel wieder zerfallen werden, so werden doch die ökonomischen Gründe, die sie entstehen ließen, weiter wirken; und neue und stärkere Ringe in den selben Geschäftszweigen werden an ihre Stelle treten. Kommt es inzwischen zu Mißerfolgen in großem Umfang, so sind die Milliarden Dollars, die jetzt in die Geldschränke der Trustgründer strömen, verloren. Und wer kann auch nur annähernd die Verluste schätzen, die ein großer Krach nach sich ziehen würde? Gelingt es aber, die Monopole aufrecht zu erhalten und Dividenden an die Aktionäre zu bezahlen, so werden Diese ja zufrieden sein, — dafür aber die Konsumenten, die den ungeheuren Tribut aufzubringen haben, um so weniger. Die Amerikaner sind keine Sklaven. Wenn die Gesetze dann gegen die Trusts ohnmächtig sein sollten oder sie gar beschützen würden, so wird man auch mit den Gesetzen fertig werden.

Nur wird der Kampf nicht von der Art sein, wie ihn Mr. Kirkup an der von mir angeführten Stelle voraussetzt. Die gebildete und demokratisch organisirte Mehrheit, die für ihren Unterhalt auf Lohnarbeit von kärglichem Ertrag angewiesen ist, wird sich nicht „einer kleinen Zahl von Mammuth Kapitalisten gegenüber befinden." Da wäre die Lösung gar nicht so schwer. Aber diese Mammuth-Kapitalisten haben sich durch eine große Zahl von Aktionären den Rücken gedeckt, deren Interessen denen der Masse der Konsumenten feindlich gegenüber stehen und die genug sozialen Einfluß besitzen, um den Kampf zu einem äußerst harten zu machen. Und sie werden sich mit einem gewissen Recht darauf berufen, daß der Staat, der ihren Besitz für legitim erklärte und sie ermuthigt hat, ihr Geld in diesem Besitz anzulegen, ihre Interessen schützen muß.

Albion W. Small, Professor der Sozialwissenschaften an der Universität Chicago, ein Mann, der keiner Voreingenommenheit gegen das Kapital verdächtigt werden kann, erklärte kürzlich: „In unserem Zeitalter der sogenannten Demokratie gerathen wir in die Krallen eines Systemes der ökonomischen Oligarchie, wie es unbarmherziger die Geschichte bisher nicht gekannt hat. Das Kapital, das uns Allen direkt oder indirekt das tägliche Brot giebt, wird allmählich zur undemokratischsten, gottlosesten Einrichtung ... Die selben Männer, die die Ringe gegründet haben, fangen an, vor ihren eigenen Schatten zu zittern. Diese gewiegten Geschäftsleute, die das ausgedehnteste Monopolrecht in Anspruch nehmen, verwickeln sich und uns Alle in eine furchtbare Tragoedie. Ob sie es sich klar machen oder nicht: das Licht der Freiheit droht im Dunkel des allgemeinen Frohndienstes für das Kapital zu verschwinden. Statt daß wir im Heerbann des Fortschrittes einherschreiten, werden wir bald mit gefesselten Füßen als Sträflinge in der Tretmühle des Kapitales seufzen. Für das Wohl der Menschheit wäre es besser, jeder Dollar dieser Vermögen verschwände vom Erdboden und wir hätten statt Dessen Gewerbefleiß, ein eigenes Heim, Gerechtigkeit, Liebe und Treue, als daß wir uns weiter an diesem Hexensabbath der Kapitalskumulirung betheiligen." Ich führe Professor Small nicht an, um alle seine Worte zu unterschreiben; ich will versuchen, kühler als er zu bleiben; aber Das halte auch ich für sicher, daß er mit seiner Prophezeiung einer unausbleiblichen Katastrophe Recht hat.

Gegen eine besondere Art kapitalistischer Monopolwirthschaft wird der Unwille des Volkes wahrscheinlich noch früher ausbrechen als gegen die sogenannten Trusts. Die meisten Gesellschaften, denen von den Munizipien große städtische Betriebe überlassen sind, haben Aktien weit über den thatsächlichen Werth ihres Besitzes hinaus ausgegeben und Dem entspricht die Kontribution, die sie dem Publikum auferlegen. Eine Expropriirung in Höhe der ursprünglichen Kosten der von ihnen geschaffenen Anlagen würde natürlich den Entgelt für ihre Dienstleistungen sehr ermäßigen. Wenn der Tag der Abrechnung kommt, wird man nur verbrieftes Recht, nicht verbrieftes Unrecht zu schonen geneigt sein. Wahrscheinlich wird man die Gesetze grundsätzlich verändern und die Justiz durch Einführung ethischer Lehren erweitern und kräftigen müssen. Ob man privaten Korporationen in irgend einer Form dann noch erlauben wird, öffentliche Dienstleistungen zu verwalten? Wenn es der Fall sein sollte, wird man von ihnen jedenfalls sehr weitgehende Rücksichten auf das öffentliche Wohl verlangen.

Aber bis jetzt sind noch viele unserer sogenannten besten Bürger an der Fortdauer der bestehenden Ungerechtigkeiten interessirt; und die Uebrigen rühren sich noch nicht: sie dulden das auferlegte Joch. Und doch heißt es: Wer Wind sät, wird Sturm ernten! Eine „allgemeine gemeinschaftliche Zwangsarbeit für das Kapital" ist das Zuchthaus, in das nach Professor Small unsere ökonomischen Verhältnisse hineinführen. Natürlich werden wir uns nicht häuslich in diesem Zuchthaus einzurichten geneigt sein; wahrscheinlicher ist, daß es überhaupt nicht vollständig ausgebaut werden wird. Je bedrohlicher die Mauern in die Höhe steigen, desto wirksamer und entschlossener wird der Widerstand sein.

Die industriellen Fortschritte, die durch die Trusts gemacht worden sind, brauchen wir darum nicht aufzugeben. Konzentrirung und Organisirung ist das Schlagwort für alle großen Industrien. Wir können zu dem alten ökonomischen Regime eben so wenig zurück wie zur Postkutsche oder zum Handwebestuhl. Die Frage ist nur: Wer soll diese ungeheuren Unternehmungen kontroliren? Soll eine Handvoll Menschen über alles Kapital eines Landes nach Belieben schalten? Ja, wenn wir sicher wären, daß die Leiter aller dieser riesenhaften Industrien weise und selbstlos sind! Aber wir wissen das Gegentheil. Der einzige Ausweg scheint danach in der Besitzergreifung und Verwaltung der Produktion- und Tauschmittel durch das Volk zu liegen. Aber dazu ist das Volk noch nicht erzogen. Es empfängt diese Erziehung erst jetzt; die Fortentwickelung der letzten fünfundzwanzig Jahre ist ungeheuer, aber es ist nicht leicht, alle früheren Ansichten zu verlernen und die Einrichtungen des alten Individualismus zu entwurzeln. Die Trusts haben Recht, wenn sie uns den Weg der kooperativen Arbeit zeigen; sie sind aber ganz im Unrecht, wenn sie ihn nur für die Kapitalisten in Anspruch nehmen.

Also nicht die Konzentration der Industrie, sondern die Ueberkapitalisation ist der Feind. Alle Anstrengungen, die Kooperation zu verhindern, sind Versuche, den Strom des menschlichen Fortschrittes rückwärts zu stauen. Aber Das darf kein Vorwand sein, um uns auszuplündern. Und wenn wir einen sicher nahenden finanziellen Zusammenbruch und eine wahrscheinlich nahende soziale Revolution vermeiden wollen, müssen wir unser Verhalten nach der Einsicht bestimmen, daß es noch nie eine Zeit gegeben hat, wo das ethische Fühlen des Volkes so schnell und so sicher die Vergeltung für soziales Unrecht herbeiführte wie heute.

New-York. Dr. Washington Gladden.

# Das Milizsystem der Zukunft.

Der sozialdemokratische Parteitag hat sich kürzlich mit der Milizfrage befaßt und die Herren Schippel und Kautsky haben weidlich gegen einander getobt, ohne daß aus ihrem Für und Wider zu entnehmen war, ob sie auch über sachliche Kenntnisse verfügten. Aber auch militärische Kreise sehnen sich heute nach Rückwärts-Reformen: nach Herabminderung der Lasten durch Rückschritt zum kleineren Berufsheer der alten Schule. Nur erweist sich, wenn wir dieses seltsame Ideal zergliedern, die Aufhebung der allgemeinen Wehrpflicht — sogar rein militärisch — als Unding; und die innere Entwickelung treibt naturgemäß entgegengesetzt zur Vermehrung der gesammten Abwehrfähigkeit, zur Einführung der Miliz mit einigen festen Cadres (Instruktionoffizieren und Generalstab), wodurch zugleich das alle Welt in fieberhafte Unsicherheit bannende Kriegsgespenst verscheucht würde. Denn eine Miliz wird für dynastische oder chauvinistische Scheininteressen niemals zu haben sein.

Die Meinung von Boguslawskis, daß die alten stehenden Heere, wie das friderizianische, von den modernen Heeren, was Ausdauer in Kampf und Strapazen betrifft, lange nicht erreicht würden, wird schon durch die viel kürzere Kampfdauer der Schlachten Friedrichs widerlegt (höchstens sechs Stunden), während Moltkes und Napoleons Schlachten oft bis zu zehn Stunden dauerten. Moderne Gewaltmärsche aber — auch die im amerikanischen Bürgerkriege — konnte Friedrich nicht einmal ahnen, wie er denn auch keine Verfolgung kannte. Sogar schon die ersten Revolutionaufgebote unter Custine und Dumouriez stellten an sich viel größere Marschanforderungen. Ich bestreite, daß Friedrichs Heer irgendwie den Maßstab für ein stehendes Berufsheer abgeben kann: in begeistertem Kampfe für ein Ideal fand es sein eigenartiges Gepräge und später glich es obendrein mehr einem Volksaufgebot, das verzweifelt für die Heimath im eigenen Lande ficht. Dennoch vermochten selbst dieser große Mann und diese große Sache so wenig die inneren Schäden des Berufsheeres auszumerzen, daß sofort nach dem Krieg die Maschine zu verrosten anfing. Hatte man doch nicht einmal im Krieg den Krebsschaden jedes Werbeheeres, das nicht für eigene Interessen kämpft, aufheben können: die Massenhaftigkeit der Desertionen, die auch Wellington bekannt war. Als mit Friedrichs Tode die Seele floh, ging der zurückgebliebene Körper sofort in Fäulniß über. Den Kadaver fortzuschleudern genügte ein Fußtritt jenes Volksheeres, aus demokratischer levée en masse herausgebildet, an dessen Spitze der „korsische Parvenu“ als oberster Kriegsherr und frühere Maler, Ingenieure, Buchdrucker, Bäckerjungen, Färberlehrlinge, Kellner, Commis, Landstreicher und Bauernsöhne als Marschälle standen. Beim stehenden Heer denkt der Militarist immer an König und Adel. Aber die republikanischen Freiwilligen des Bierbrauers Cromwell haben denn doch noch Größeres geleistet, besonders kavalleristisch, als Seydlitzens Geschwader; und ihr ursprünglich in minderem Sinne gemeinter Titel „Model-Army“ ist im ehrendsten Sinne ein Beiwort für alle Zeiten geworden. Ein militärisches „Muster“ und „Vorbild“ wurden diese Milizen, die in einem berühmten Manifest erklärten: „Weil wir in der Noth der Zeit das Schwert führen, hören wir nicht auf, Bürger zu sein.“ Daher konnte der heutige englische Generalissimus Wolseley von ihnen schreiben: „Dies war das beste, bestgeübte (most highly-trained) Heer, das wir je hatten.“

Auch war sein civilistisch-plebejischer Herrscherfeldherr in jeder Hinsicht einem König Friedrich ebenbürtig.

Mit der besonderen Kriegsherrlichkeit „stehender" monarchischer Soldateska ist es also nichts. Fochten solche Truppen sehr tapfer bei Blenheim und Malplaquet, in Spanien unter Wellington, bei Solferino und Inkerman für die bloße gloire, so wird doch nur Voreingenommenheit behaupten können, daß nicht alle Volksheere sich eben so tapfer gehalten hätten. Die Wallensteiner sollen bei Lützen mit wilder Wuth gekämpft haben, aber nach Breitenfeld und Nördlingen gaben sie sich massenhaft gefangen und liefen über. Und ist es denn ein Zufall, daß die allgemeine Leistungfähigkeit in Beweglichkeit, Verpflegung, Marschanforderung sich erst im Volksheer so ungeheuer steigerte? Daß das alte stehende Heer nicht einmal die moderne Verfolgung kannte — nur nach Ramillies und Leuthen gab es schwache Ansätze dazu — und überhaupt die moderne Entscheidungschnelligkeit jenen Zeiten unmöglich war? Wellingtons Briefe aus Spanien stellen seinen Söldnern, Offizieren wie Gemeinen, das miserabelste Zeugniß aus und rühmen im Gegensatz hierzu die französischen Konskribirten. Lord Mohun sprach im Parlament das verrufene Wort aus: „Die schlechtesten Menschen sind die besten Soldaten." Wellingtons Historiograph, Oberst Napier, hat sich darüber mit Recht entrüstet, denn alle Thatsachen strafen den edlen Lord Lügen. Trotz aller Bravour der englischen Veteranen zeigte sich bei jedem Rückzug die Kriegszucht verhängnißvoll gelockert und in Folge der Unmäßigkeit grassirten Krankheiten.

Lasse die Militärlegende doch endlich davon ab, mit der geschichtlichen Erfahrung zu spielen! Colonel Rousset verweilt in seinem neuesten Buche „Le 4ième corps" ausdrücklich bei den „zu jungen" Truppen der Deutschen; und thatsächlich bestand das schon bei Wörth und Sedan entscheidende elfte Corps aus lauter neuen Formationen; eben so das bei Amanvillers und an der Loire so tapfere neunte Corps. Hat Das den Ausgang des Krieges ungünstig beeinflußt? Sind ihnen die „alten" kriegsgewohnten Troupiers nicht überall unterlegen? Giebt es einen schlagenderen Beweis, daß die bessere „Ausbildung" an sich noch gar nichts bedeutet? Die Routine verknöcherten Gamaschendienstes schadet nur, höfische Intriguenwirthschaft und Streberthum der Friedensprätorianer zerfressen die seelische Gesundheit, während Manöverspäße und Paraden potemkinsche Dörfer einer „archiprêt" dastehenden Kriegsbereitschaft malen. Ob aber alle Gamaschenknöpfe sauber sitzen, ob die schneidigsten „Griffe" klappen, bleibt unsäglich gleichgiltig für den Ernstfall: da entscheidet einzig der Geist dieser Uniformpuppe. Auch erfuhr man gerade 1870, daß die Völker im Zeichen der Demokratie genug ökonomische und moralische Selbständigkeit besitzen, um auch nach Vernichtung des ganzen stehenden Heeres den Kampf fortsetzen zu können. Will man sich nicht in einem circulus vitiosissimus bewegen, so sollte man, statt über die „rage du nombre" zu spotten, im Gegentheil auf möglichste Erhöhung der Gewehrziffer bedacht sein. Denn bei der heutigen Feuertechnik gilt es, möglichst viele Gewehre in die Feuerfront zu bringen, und man rechnet in Fachabhandlungen bezeichnender Weise nicht mehr nach so und so viel „Mann", sondern nach „Gewehren".

Schon Napoleon gab der Quantität ihr Recht, setzte sie über die Qualität und operirte nur mit „Massen". Die Massenstrategie wird aber ganz von selbst zur Vernichtungstrategie, zum schnellen Entscheidungdrang. Nur mit

Massen lassen sich baldige Entscheidungen erzwingen, wie sie heute aus wirthschaftlichen Gründen allein noch möglich sind, und es bedarf keiner Erörterung, daß die jetzt schon vorhandenen Millionenheere durch das Milizsystem noch eine bedeutende Vermehrung erhalten würden. Man sagt nun wohl, bewaffnete Menschen seien noch keine Soldaten. Doch man vergißt, daß die ungeheuren Fortschritte der Technik den früheren relativen Werth der soldatischen Qualität noch ganz erheblich heruntergedrückt haben. Gerade im Besitz eines nach Distanzwirkung und Schnellfeuerfähigkeit furchtbaren Gewehres, das eine Macht an sich bedeutet — unabhängig vom Werth des Mannes —, und bei der hierdurch bedingten Kampfart des völlig aufgelösten Gefechtes schwindet der frühere Einfluß gut geschlossener taktischer Formationen, worin doch allein das Uebergewicht längerer Ausbildung bisher beruhte. Zumal in der Vertheidigung wird daher der Milizmann dem Drillsoldaten ebenbürtig werden, um so mehr, als selbst eine bessere Schießausbildung heute bei der unübersichtlich weiten Feuerzone fast unnütz und das Zielen illusorisch erscheint. Es kommt wirklich nur noch darauf an, auf weitere oder nähere Entfernung einen breiten Raum in kurzer Zeit mit einer möglichst großen Zahl von Geschossen zu überschütten: das ziellose Feuer der Franzosen 1870, wo die Distanzen doch im Vergleich zu heute noch unerheblich waren, riß nicht weniger Lücken als das besser gezielte der deutschen Schützen. Es liegt also auf der Hand, daß Milizmassen bei guter Bewaffnung den stehenden Heeren prinzipiell gewachsen wären; da sie aber mit Uebermacht auftreten können, verbürgt ihre größere Gewehrzahl den Erfolg. Natürlich hülfe Das nichts, falls die Volksaufgebote davonliefen, wie die Militaristen behaupten; doch da Milizen des Volkes eigenstes Wohl verfechten, sind gerade sie im Vollbesitz des moralischen Faktors, den Napoleon mit 3 : 1 gegen die Materie berechnete und den die Sklavendisziplin niemals ersetzen kann.

Zum Ueberfluß widerlegt die gesammte Weltgeschichte das Militär-Märchen von den schlappen Bürgerwehren. Ich darf hier improvisirte Revolutionheere außer Acht lassen: man muß bedenken, daß ein vorbereitetes Milizsystem, wie das schweizerische oder amerikanische, doch unter wesentlich günstigeren Bedingungen arbeitet, und nur ein solches schwebt auch den Miliztheoretikern vor. Aber selbst die improvisirten Landwehren haben stets ihren Mann gestanden. Auf das Beispiel der „tapferen österreichischen Milizen“ von 1809 wies schon Gneisenau in seiner Denkschrift von 1811 hin. Dieses k. k. Heer bestand zu erheblichem Theil aus sogenannter „Reservemannschaft“, die alle im Frieden nicht einberufenen, jedoch zu einer kleinen jährlichen Uebung verpflichteten Leute umfaßte. Außerdem waren gleich anfangs 30 000 Landwehren dem Heere zugetheilt, im Juni traten zahlreiche mährisch-böhmische Landwehrmassen hinzu und schließlich eine Menge Freiwilliger, von denen die wiener sich bei Ebelsberg auszeichneten. Die Landwehr focht heroisch bei Aspern und die Steiermärker bei Raab hielt der Gegner sogar für „les meilleures troupes de l'ennemi!“

In Bülows Corps befanden sich 1813 sechzehn Bataillone Landwehr, zwölf Linie, zwölf „Reserve“, d. h. Leute, die meist gar nicht oder nur durchschnittlich einen Monat „gedient“ hatten. Das heldenhafte Corps Tauentzien und die Sieger von Hagelsberg bestanden durchweg aus Landwehr. Doch dieses ruhmreiche Corps wurde in schmählichster Weise zurückgesetzt. Die Erstürmer des grimmaschen Thores (Bataillon Friccius verlor vierzig Prozent) erhielten nur zehn Eiserne Kreuze,

die pommersche Linie sechsundsechzig, obschon sie viel weniger litt und stritt. „Daß Jemand Civilist und Soldat in gleicher Tüchtigkeit sein könnte, hielt man nicht für möglich.“ (Beitzke, „Hinterlassene Schriften von Friccius, Generalauditeur der Armee.“) Friccius erzählt in seinem eigenen Werke, daß er von Offizieren die gröbsten Schmähungen gegen die Landwehr hörte. „War etwas Rühmliches von der Landwehr zu sagen, so wurde es gern mit Stillschweigen übergangen .. Die geheimen Bemühungen gingen dahin, die Landwehr .. von Ehrenrechten auszuschließen .. Manche Unordnung, die bei der Landwehr vorfiel, wurde durch jene zurücksetzende Behandlung veranlaßt.“ Das Heer von 1813 hatte nur 55000 Mann Linie, 140000 Mann Landwehr, 17000 Freiwillige und Freischaaren. Noch zuletzt bei Belle-Alliance that Landwehr die Hauptsache: sie trug vier Fünftel des Verlustes, sie erschlug die Alte Garde. Die amerikanische Milizreiterei im Bürgerkrieg blieb bisher ein unerreichtes kavalleristisches Ideal; die ganze moderne Taktik stammt von Washingtons Milizen und die französische Revolution warf jene oft sogar numerisch (Novi, Stockach, Würzburg) überlegenen und von Männern wie dem Erzherzog Karl und Suworow geführten „alten“ Heere in den Staub. Sind Napoleons wie Caesars Legionen aus Kasernendrill hervorgegangen? Nein, sondern aus bürgerlicher Konskription. Die Alte Garde murrte und meuterte 1808 in Spanien beim Marsch über die vereiste Guadarama, aber diese Grognards hatten als blutjunge, eben ausgehobene Rekruten freudig am Gotthard geklettert, die Via Mala überschritten, unter lautem Jubel den St. Bernhard oder Mont Cenis erklommen. Die historiques mancher Regimenter sind voll davon und in Tagesbefehlen heißt es bezeichnend: „Die Krieger des Volkes, nicht zufrieden, den Tyrannen zu trotzen, besiegen auch die Natur.“ Sind Bonapartes unerhörte Gewaltmärsche 1796 nicht hauptsächlich von unausgebildeten Rekruten bewältigt worden? Fällt nicht auf, daß die Schweizer in französischem Sold als „stehende“ Soldateska nicht entfernt jene Kraft entwickelten wie als Milizen bei Vertheidigung ihrer Heimath? Die berühmten tiroler Kaiserjäger schrieben nie Siege auf ihre Fahnen, wie der Landsturm Hofers. Das preußische Berufsheer fiel 1792 auseinander, ohne geschlagen zu sein, die Revolutionmiliz ertrug heroisch die Winterstrapazen 1793/94 am Rhein und in Holland.

Doch wozu in die Ferne schweifen, da das Gute von 1870 ja so nah liegt? Da beschämten ja Paris und Gambettas Mobilgarden sogar Carnots levée en masse; dagegen nahm das hochmüthigste und berühmteste Berufsheer ein trauriges Ende. Bei der an sich trefflichen Artillerie und Kavallerie zeigten sich die schwersten Mängel und die unleugbar gewandtere Fechtweise der Infanterie vermochte nichts wider den Kampfzorn deutscher Rekruten: auch sie erlag bei jedem Zusammenstoß, obwohl die Franzosen durchweg so tapfer fochten wie an ihren allerbesten Ruhmestagen. Das innere Gefüge dieses alten Heeres zeigte sich morsch und angefressen vom Schlendrian, die hochmüthige Generalität taugte nichts. Wer denkt da nicht an 1806? Nun könnte man freilich einwerfen, daß schließlich doch die deutsche Ueberzahl den Ausschlag gab. Diese Ueberzahl ergab sich aber nur aus dem Volksheer; und man gesteht ja hiermit zu, daß die relativ bessere taktische Qualität der Truppen weniger bedeutet als die größere Quantität. Allerdings spricht auch der moralische Faktor mit, der 1870 für die Deutschen wirkte und ihre Energie verstärkte. Da Quantität und mo-

ralischer Faktor durch die Massenaufgebote der Gambetta-Republik besser verbürgt waren, sah man die berühmte Kaiserarmee binnen vier Wochen verschwinden und in zwei unerhörten Kapitulationen die Waffen strecken, während die völlig von Waffen entblößte Republik fünf Monate lang in der ungünstigsten Lage den Siegern von Metz und Sedan die Spitze bot.

Zuerst hieß es damals, die Mobilgarden hätten nur durch ihre Uebermacht imponirt, sonst seien sie — und vollends Nationalgarden und Francstireurs — werthlose Spreu gewesen. Als dann aber zugegeben werden mußte, daß die Moblots bei Beaune und Loigny heldenmüthig fochten, eben so bei Champigny, Loiret, Côte d'Or, Ille et Vilaine, daß die Vogesen-Francstireurs des Hauptmannes Bernard Beispiellosen in Marschenergie leisteten und daß auch die Nationalgarde in Chateaudun, am Plateau d'Auvours (Le Mans) und zum Theil am Mont Valerien und bei St. Quentin (Brigade Pauly) sich sehr brav hielt, ließ man diese Version fallen. Dafür ging man zu der anderen über: trotz ihrer großen Bravour hätten die Volksaufgebote doch Ausdauer gegenüber der deutschen Manneszucht vermissen lassen und seien zuletzt stets in wilder Unordnung zurückgegangen. Das ist die zweite Fälschung. Bei Beaune war die todesmuthige Energie so unerschöpflich, daß man nach furchtbarsten Verlusten noch in tiefer Dunkelheit drei letzte Stürme versuchte, immer bis dicht an die deutschen Gewehrläufe heran. Bei Loigny flohen nur die von der Brigade Kottwitz überraschend in der Flanke gepackten Theile. Floh aber unsere achtunddreißigste Brigade nicht in ähnlicher Lage bei Mars la Tour? Ein Regiment hielt immerhin bis zum Aeußersten Stand und auf allen anderen Punkten behauptete man das Schlachtfeld; eben so wars an den beiden Tagen von Champigny, wo am ersten z. B. die Mobilgardenbrigade Miribel nach den opferreichen, gescheiterten Stürmen des Vormittages noch am Nachmittag focht, während die beiden Linienregimenter der Division Faron nach ihrer Niederlage am Mittag sich nicht mehr blicken ließen. Und am zweiten Tage hielt die Mobilgardenbrigade Martenot nach anfänglicher Panik den ganzen Tag trotz herbster Einbuße die Kalkbrüche fest, während die Linien-Division Faron in Champigny zum größten Theil ausriß.

Jetzt kommt die dritte Fälschung: die traurige Ungewandtheit der improvisirten „dilettantischen" Aufgebote ergebe sich gerade aus ihren übergroßen Verlusten, nachdem man sie früher — siehe Generalstabswerk — als recht mäßig angenommen hatte. So rechnete noch 1897 der österreichische Hauptmann Berndt in seinem überall anfechtbaren Buche mit nur drei Prozent Verlustdurchschnitt der republikanischen gegenüber neun Prozent der Kaiserarmee und folgerte daraus geringere Ausdauer und Feuerfähigkeit. Nachdem diese Unwahrheit durch die Gewalt der Thatsachen widerlegt ist, soll es umgekehrt gegen die Moblots zeugen, daß sie z. B. bei Beaune, Loigny und Champigny je zwölftausend Tote und Verwundete verloren hätten. Auch Das ist willkürliche Auslegung, denn die afrikanischen Elitetroupiers bei Wörth, obschon in der Defensive, verloren ja gleichfalls zwölftausend Tote und Verwundete und ihre Einzelverluste bei Sedan waren erheblich größer; eben so die der Deutschen am sechzehnten und achtzehnten August. Vierte Fälschung: die Deutschen hätten viel größere Verluste durch die Kaiserarmee erlitten. Aber ganz abgesehen davon, daß sie angriffen, haben sie doch nur bei Gravelotte größere Verluste gehabt, bei Wörth und Vionville etwas geringere und bei

Sedan kaum die Hälfte der französischen. Und den Moblots gegenüber befanden sie sich fast durchweg (mit Ausnahme von Le Mans) in der Defensive, haben aber dem Angreifer höchstens um zwei Fünftel mehr Leute außer Gefecht gesetzt, mit alleiniger Ausnahme von „Beaune la Rolande", wo ganz abnorme Umstände walteten und eine abnorme Waffenthat der achtunddreißigsten Brigade vorliegt. Der deutsche Gesammtverlust bei Champigny und Loigny war bedeutend größer als bei Spichern und Beaumont, größer sogar als bei Colombey. Der Einzelverlust stieg bis zu 35 Prozent, war also größer als bei der Garde vor St. Privat, die übrigens bei Le Bourget gegen die ganz grünen Moblots des Fabrikanten Baroche relativ noch mehr Offiziere verlor. Das bayerische Corps hat bei Loigny und Beaugency sicher fünfundzwanzig Prozent seiner Gewehrstärke eingebüßt. Und wo die Deutschen zur Offensive übergingen, litten sie gerade so bitter wie früher gegen die Kaiserarmee und wie umgekehrt die Moblots bei ihren Stürmen. Also auch hiermit ist es nichts. Fünfte Fälschung: als Kämpfer waren die Moblots gefährlich, aber sie konnten nicht wie Reguläre Strapazen ertragen und lösten sich bei Rückzügen auf. Nun wäre es zunächst falsch, die Moblots für die Papiersohlen verantwortlich zu machen, die ihnen englische Lieferanten lieferten, oder für die dem Südländer ungewohnte Kälte von achtzehn Grad, wobei sie im Schnee biwakiren mußten. Haben aber die deutschen Veteranen, besser bekleidet und verpflegt, die Unbilden des Loirefeldzuges besser ertragen? Man lese doch in deutschen Schilderungen, wie es dort aussah und wie die Compagnien schmolzen! Was endlich die „dilettantische" Organisation Gambettas und der pariser Vertheidigung betrifft, so hat sie noch jeder Vernünftige bewundert; und den Nörglern rathe ich, erst einmal sechsunddreißig vorhandene Geschütze binnen zwei Monaten in vierzehnhundert zu verwandeln und eine Million Menschen aus dem Stegreif zu bewaffnen: dann wollen wir weiter reden.

Das Geschwätz von der Uebermacht ist also grundlos und auch die übergroßen Verluste sind Fabel.

Mit welchen Mitteln man übrigens im militärischen Lager arbeitet, um das gehaßte Milizsystem zu verdächtigen, zeigt der wiederholte Versuch, den schweizer Obersten Wille dagegen auszuspielen. Sollte den Herren unbekannt sein, daß Oberst Wille in eine Fronde gegen das herrschende System gedrängt wurde, weil seine Neigung zu konservativen und preußischen Allüren — er hat eine Bismarck geheirathet — mißfiel? Doch selbst, als er seiner vorragenden Stellung entsetzt und daher zu mißmuthiger Kritik geneigt war, blieb Wille noch im Herzen ein treuer Anhänger des Milizsystemes. Ich kann aus bester Quelle versichern, daß er sich wenig erbaut davon fühlt, als Anfeinder der heimischen Wehrverhältnisse hingestellt zu werden. Seiner klaren und durchdachten „Skizze" einer schweizer Heerverfassung (1898) entnehme ich nur, daß er berechtigte Ausstellungen gegen Einzelheiten erhebt und davor warnt, das Milizsystem gleichsam als den unfehlbaren Stein der Weisen gegenüber stehenden Heeren anzusehen. Da stimmen wir völlig überein. Es handelt sich eben darum, Mängel im Kleinen auszumerzen, um im Großen das durchaus praktische und doch so ideale System zu retten.

Karl Bleibtreu.

# Reform der Frauenkleidung.

Reformvereine für Frauenkleidung giebt es genug. Giebt es auch eine wirkliche Reform? Diese Frage ist nicht ganz einfach zu beantworten. Die Existenz der Vereine ist kein unzweifelhafter Beweis dafür. Man kann nicht sagen, daß sich die Frauen heute wesentlich anders kleiden als vor zwanzig Jahren. Die Kleidungstücke, die Art ihrer Befestigung am Körper, sind unverändert geblieben. Die Korsetindustrie blüht wie nie zuvor. Und doch haben wir gewisse Ansätze zu einer Reform der Frauenkleidung. Wer scharf zusieht, Der kann überall das Bestreben der Frau wahrnehmen, die Fesseln, in denen sie die hergebrachte Kleidung festhält, zu sprengen, die Lasten, die diese ihr auferlegt, abzuwerfen.

Bewegungfreiheit sucht die moderne Frau im Wirthschaft- und Geistesleben, — Bewegungfreiheit sucht sie auch in ihrer Kleidung.

Charakteristisch ist dieses Zusammentreffen, keineswegs zufällig: Ursache und Wirkung liegen hier bei einander. Die Lösung des ganzen Problemes steckt darin.

Nur wenn es den Frauen gelingt, ihre Emanzipation siegreich zu erkämpfen, werden sie zu einer durchgreifender Reform der Kleidung gelangen.

Man ist zu dieser Prophezeiung auf Grund der Lehren berechtigt, die uns die Geschichte ertheilt. Stets war die Kleidung, als ein Produkt der Kultur, in ihren Aenderungen an die Bewegungen der Kultur gebunden. Jakob von Falke schreibt in der Einleitung in seine Kostümgeschichte der Kulturvölker mit Recht: „Auch in diesem anscheinend so unbedeutenden, anscheinend so losgelösten Zweig der Kulturgeschichte herrscht das Gesetz von Ursache und Wirkung, von Werden und Vergehen. Eins entsteht aus dem Anderen, des Einen Leben ist des Anderen Tod. Was dem Zufall, was der Laune angehört, Das sind nur Nebendinge, die die Trachtenformen umspielen. Diese aber, die großen Formen, sind das Geschöpf der Nationen, abhängig von Geistescharakter, Sitte und Landesprodukten, sie sind in ihrer Veränderung das Geschöpf der wechselnden Zeiten, der steigenden oder fallenden Kultur, deren Wandel sie in enger Verkettung begleiten."

Wenige Stichproben mögen genügen, um die unabänderliche Regelmäßigkeit dieses Gesetzes zu zeigen. Im Naturzustand ändert sich die Kleidung, wenn aus dem Jägerstamm ein Nomadenstamm wird, wenn der Nomadenstamm zum Ackerbau übergeht. Die selbe Erscheinung wiederholt sich im Leben der Kulturvölker; charakteristisch ist die Kleidung des Alterthumes, charakteristisch die des Mittelalters, charakteristisch die der Neuzeit. Die Uniform des Soldaten, anscheinend ein Produkt königlicher Laune und Liebhaberei, ist das nothwendige Ergebniß der Bewaffnung des Soldaten. Anders war die Kleidung des römischen Kriegers, anders die des Reisigen im Mittelalter, anders ist die Kleidung des modernen Soldaten. Eines Jeden Kleid aber paßt zu seiner Waffe. Was im Leben der Völker gilt, gilt auch für die Einzelnen. Die Kleidung des Kindes ist so lange die selbe für Knaben und Mädchen, bis das verschiedene Geschlecht verschiedene Lebensanforderungen, verschiedene Gefühle und Liebhabereien erzeugt. Der Knabe, der mit Bleisoldaten spielt, fängt an, sich nach männlicher Tracht zu sehnen. Anders trägt sich der Reisende im Seebad, anders im Hochgebirge, die Dame anders in dem Ballsaal, anders auf dem Sportplatz. Kurz: immer und überall paßt sich die Kleidung den Verhältnissen an und folgt ihren Veränderungen mit Natur-

nothwendigkeit. Deshalb kann man mit Sicherheit behaupten, daß sich wichtige Aenderungen in der Frauenkleidung ergeben werden, wenn wichtige Veränderungen in der Lebensführung der Frau eintreten. Wir können weiter voraussagen, daß beide Veränderungen stets in der selben Richtung erfolgen und in ihre Fortentwickelung gleichen Schritt halten werden. Wir können aber auch prophezeien, daß alle Bemühungen, Ursache und Wirkung von einander zu trennen, erfolglos sein werden. Es wird vor Allem unmöglich sein, Veränderungen der Kleider früher durchzusetzen, als bis die sie erzwingenden Ursachen dafür vorhanden sind. Ja, solche Versuche können sogar kleine Störungen hervorbringen; denn wir vermögen kaum jemals sicher vorauszusagen, welche Richtung die Verhältnisse, die eine Aenderung der Kleidung bedingen, nehmen werden. Wer konnte bei der Einführung der Feuerwaffe den ungeheuren Einfluß ganz voraussehen, den diese neue Bewaffnung auf die Kleidung des Soldaten haben mußte?

„So soll es unzulässig sein, einzugreifen, trotzdem wir schwere Schäden gewahren? So sollen wir unthätig mitansehen, wie die Gesundheit unseres Volkes durch eine unzweckmäßige Kleidung gefährdet wird? Wir sollen warten, ob die Zeit Heilung bringt oder nicht?" So höre ich unsere Kleiderreformer reden. Halt! So kurzsichtig wie Eure Reform sind auch Eure Schlüsse!

Wer meine Ausführungen so versteht, als ob wir unfähig seien, gegen eine schädliche Kleidung zu wirken, hat mich mißverstanden und aus der Geschichte nichts gelernt. Am rechten Ende muß die Sache angegriffen werden, — darum handelt es sich.

Die Kleidung eines Volkes entspricht seinem Volksleben. Krankes Volksleben: kranke Kleider; gesundes Volksleben: gesunde Kleider! Das ist die Erfahrung, von der ich ausgehe, und Das ist auch der Schlüssel zur Reform. Hier ist den Aerzten eine große Aufgabe gestellt. An ihnen ist es, als Erste Kleiderschäden zu erkennen, an ihnen ist es, aus den Kleiderschäden die Diagnose auf die Krankheiten des Volksleben zu stellen, deren Symptom die kranke Kleidung ist. An ihnen ist es aber auch, zu untersuchen, wie diese Krankheiten zu heilen sind. Das ist eine große Aufgabe, fast zu groß für den Einzelnen, fast zu groß auch für einen Stand. Dem aber, der sie richtig angreift, entstehen tausend Helfer und die verschiedenen Quellen vereinigen sich dann zu einem Strom von unwiderstehlicher Gewalt, der leicht Jedermanns Mühle treibt. Ein unmögliches Beginnen aber, ein Kampf, dem der Sieg versagt bleiben muß, würde es sein, eine Kleiderreform als Selbstzweck zu unternehmen, losgelöst von einer Reform des Volkslebens. Oft genug sind solche Versuche gemacht worden und noch immer sind sie mißlungen.

Ein Ausfluß des zerrütteten, verlotterten Volkslebens vor der Reformation war die Kleidernarretei jener Zeit. Kaiser und Papst waren nicht stark genug, Wandel zu schaffen. Dem schlichten wittenberger Mönch gelang es, ohne daß er sich dieses Ziel je gesetzt hatte.

Weit über hundert Jahre alt ist der Kampf gegen das Schnüren der Frauen, gegen das Korset. Er blieb resultatlos, weil er an falscher Stelle einsetzte. Das hohe Schnürkorset war für die Frau, die steif im Salon saß, die sich nicht anlehnen durfte, der jede freie Bewegung als unweiblich verboten war, ein vortrefflicher Stützapparat. Als die Frau begann, sich freier zu bewegen,

als sie auf dem Turnplatz erschien, als sie sich an Bewegungspielen betheiligte, als sie auf das Fahrrad stieg, wurde es ihr unerträglich. Sie schuf sich das moderne, niedrige, bequeme Korset. Nicht Sömmering, nicht Rousseau, auch nicht Brosin haben die Schnürtaille beseitigt; die Thürschwelle des Sportplatzes und der Radfahrhalle sind die Grabsteine der Schnürbrust.

Das bekannte Korsetverbot des russischen Kultusministers blieb eben so unwirksam, wie es viel bewundert wurde. Hätte er Bewegungspiele und Sport in die Mädchenschulen eingeführt, so hätte er für Bekämpfung des Korsets mehr gethan als alle Korsetgegner zusammen. Lehrreich ist die kurze Geschichte des Vereins zur Verbesserung der Frauenkleidung. Vor ungefähr drei Jahren wurde er ins Leben gerufen. Sein nächstes Ziel war, den Korsetdrachen zu töten, und heute ist man schon wieder bei einem — allerdings möglichst stäbchenlosen — Korset angelangt. Es lebe der Kampf gegen das Korset! Das Schicksal der Frauenkleidungreform liegt zum Glück in besseren Händen. Wenn das neue Jahrhundert hält, was es verspricht, wenn es uns ein neues Frauenleben bringt, dann schenkt es uns auch eine neue Frauenkleidung. Gesund wird diese sein, wenn die Reform des Frauenlebens zugleich dessen Gesundung bedeutet. Neue Zeiten, — neue Menschen, — neue Kleider.

Dresden. Dr. med. A. Schanz.

# O Ihr Rechtgläubigen!

**(Ja Mu menin).**

Wie lebt' so froh das Volk in Ispahan
Im Perserland, so glücklich und zufrieden,
Als noch die Sucht, die Menschen zu bekehren,
In jeden Erdtheil nicht gedrungen war!
Hier lebt das Volk nach des Propheten Lehre,
Kennt keinen Wein und liebt den Duft der Rosen,
Der aus den Gärten in die Straßen strömt,
Und fastet streng im Ramasan und eilet
Fünfmal zum Minaret und zur Moschee,
Sobald Muezzin zum Gebete ruft,
Wie es der Koran und die Sunna will.
Da kam nach Ispahan ein Europäer,
Der wohl den Wein, nicht Schiras Rosen liebte,
Und trat zum Perser Mirza Mehmed hin:
„Du bist mein Freund! Wenn Du ein Christ willst werden,
Entsagst Du Allah jetzt und dem Propheten,
So gebe ich Dir zwanzig Golddukaten
Und Du kannst trinken Wein, so viel Du willst!"
Das ließ sich Mehmed wohl nicht zweimal sagen
Und warf die Lammfellmütze auf den Boden,
Hing an den Nagel auch den bunten Kaftan

Und setzt' aufs Haupt sich einen runden Hut,
Trug Rock und Hosen nach pariser Mode:
Er war, mit einem Wort, nach außen Christ.
Und ging zur Schänke, statt in die Moschee,
Wo er in philosophischen Gesprächen
Bei Fatima vertrank die Golddukaten.
Der saure Wein hat ihm doch nicht gemundet.
Kaum hatt' der Stadt den Rücken zugewendet,
Der Europäer, als auch schon der Perser
Den Hut mit seinem Lammfez bald vertauschte
Und Rock und Hosen mit dem Kaftan, hinging
Gewohnten Schrittes wieder zur Moschee.
Als Das erfuhr darauf der Europäer,
Hat er den Mehmed beim Gericht verklagt.
Die Richter waren keineswegs verlegen
Und schlugen nicht einmal den Koran auf.
Sie kamen alsobald zu diesem Spruch:
„Du gabst dem Mehmed zwanzig Golddukaten,
Dafür ist er drei Monat Christ gewesen.
Sei Du die selbe Zeit Mohammedaner,
So schuldet Mehmed Dir die Golddukaten!"
Der Europäer machte gute Miene
Zum bösen Spiel und beugte sich dem Spruch,
Wie ihn gefällt das persische Gericht.
Er fastet' streng im Ramasan und eilte
Fünfmal zum Minaret und zur Moschee,
Sobald Muezzin zum Gebete rief,
Wie es der Koran und die Sunna will.
Drei Monat' hat ers doch nicht ausgehalten,
Zu leben nach der Lehre des Propheten,
Zu fasten und fünfmal am Tag zu beten
Und zu enthalten sich dabei des Weines.
Drum warf er bald die Lammfellmütze weg,
Hing auch den bunten Kaftan an den Nagel
Und zog zur Schänke, statt in die Moschee,
Um abzuschwören des Propheten Lehren
Und sich zum alten Glauben zu bekehren:
„Was nützen mir die zwanzig Golddukaten,
Wenn ich dabei soll keinen Wein mehr trinken!?
Mögt Ihr den Koran und die Sunna lieben:
Ich bleibe, was ich war, ein braver Christ,
Und darf die Frauen lieben und den Wein!"
Als ihn der Perser so hat angetroffen,
Sagt' Mirza Mehmed drauf: „Ja Mu menin,
Trink' Deinen Wein, sei treu der Bibellehre,
Ich bleib' dem Koran treu. Was recht dem Christen,

Ist auch dem Perser hier zu Lande billig.
Sei glücklich bei der Bibel und dem Wein,
Laß michs beim Koran und den Rosen sein!"

Hans von Wlndeck.

# Selbstanzeigen.

**Der dumme Teufel.** Ein satirisches Epos. Zweite, vermehrte Auflage. Mit 45 Karikaturen von dem Kladderadatsch-Zeichner G. Brandt. Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig. Broch. 3 Mark, geb. 4 Mark.

Dies Buch ist, wie mein Freund Ferdinand Avenarius es beim Erscheinen der ersten Auflage nannte, wesentlich ein „Bekennerbuch". Bereits im Jahre 1892, durch die Bismarckhetze, in meinen bis dahin ziemlich radikalen Anschauungen wankend geworden, dann während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Frankfurt a. M. geradezu auf den entschieden nationalen Standpunkt gedrängt, entschloß ich mich im Jahre 1895, das heutige Deutschland in einem satirisch-komischen Gedichte „widerzuspiegeln" und meinen Ansichten de omnibus rebus et quibusdam aliis ungescheut freien Lauf zu lassen. Der dumme Teufel der Schwänke des Reformation-Zeitalters, gewissermaßen auch ein „Vertreter" des deutschen Volkes, hatte meine Phantasie vielfach beschäftigt und ich beschloß, ihn nun auf die Heimsuche zu senden; dabei mußte sich ein allseitiges Bild der deutschen Verhältnisse, und zwar in festem Rahmen, ohne Weiteres ergeben. Die Lecture der griesschen Uebersetzung des „Rasenden Roland" hatte mir, statt der anfänglich geplanten Knittelverse, die Stanze nahe gelegt; und so entstand das Werk in wenigen Monaten. Ich halte es nicht für ein geniales, aber für ein amusantes Produkt. Die erste Auflage wurde von der Mehrzahl der führenden Zeitungen ignorirt, durch Empfehlung von Mund zu Mund doch aber allmählich bekannt. In der neuen Auflage sind die Karikaturen Brandts jedenfalls eine Verbesserung. Prolog und Epilog, namentlich der Epilog, bilden eine nothwendige Vermehrung.

Weimar. Adolf Bartels.

**Bacon-Shakespeares „Venus und Adonis"**, (Lexikonformat, starkes Kupferdruckpapier, 160 Seiten Text, 140 Seiten Bildertafeln, Edwin Bormanns Selbstverlag, Leipzig). Preis karkonnirt 20 Mark, eleg. Halbfranz. 22,50 Mark

Mag auch die gelehrte Welt der Behauptung, Francis Bacon habe die Shakespeare-Dichtungen geschrieben, noch immer überwiegend ablehnen, folgende Kardinalpunkte müssen jedem Freund der Dichtung ein lebhaftes Interesse an dem vorliegenden Werk einflößen: 1. Keine Einzige der großen Bibliotheken Deutschlands besitzt einen Originaldruck von „Venus und Adonis", fast keine auch nur ein Faksimile der Originalausgabe; das vorliegende Werk aber bringt den buch-

stäblich genauen Wiederabdruck nebst photographischer Wiedergabe der interessantesten Seiten der ersten Ausgabe vom Jahre 1593. 2. Aus der dem Originalwortlaut beigefügten wortgetreuen Uebersetzung geht hervor, daß man ohne genaue Kenntniß aller Schriften Francis Bacons keine Shakespeare-Dichtung richtig übersetzen kann. 3. Mag nun der Leser in Bacon Shakespeare sehen oder nicht, interessant muß es ihm sein, daß es zum ersten Male gelungen ist, einen vollständigen Illustrationencyklus zu einem bekannten Buch von Francis Bacon De Sapientia Veterum aufzufinden. Diese Illustrationen (dreißig an der Zahl) werden in exakter Nachbildung geboten. 4. Fast keine einzige Bibliothek in Deutschland (zum Beispiel auch die leipziger Universität-Bibliothek nicht) besitzt Originale oder Faksimiles der Shakespeare-Dramen; das vorliegende Buch bringt eine Reihe photographisch getreuer Nachbildungen von Originaltitelblättern der Dramen. 5. Das Buch veröffentlicht zum ersten Male in Deutschland das ums Jahr 1600 geschriebene sogenannte Northumberland-Manuskript und weist Dinge darin nach, die bisher in England übersehen worden sind. An der Stelle nämlich, wo die Dramentitel „Richard der Zweite" und „Richard der Dritte" geschrieben stehen, sind die Worte „By Francis Bacon" ausgestrichen und statt ihrer die Worte „William Shakespeare" geschrieben worden. Ueberdies bietet das Werk zahlreiche Erläuterungen, Vergleiche mit früheren Uebersetzungen, eine Reihe interessanter Portraits (darunter Southampton, Burleigh und Salisbury), die erste Originalaufnahme von Bacons Grabdenkmal in St. Albans, Schriftfaksimiles, Wappendarstellungen, Pläne und Ansichten von London, kulturhistorische Darstellungen, eine Seite aus dem berühmten Notizbuch „Promus" und manches Andere, darunter noch nie Veröffentlichtes.

Leipzig. Edwin Bormann.

**Die menschliche Sittlichkeit als soziales Ergebniß der monistischen Weltanschauung.** X. u. 106 Seiten Oktav. Bonn, Karl Georgi.

Es gilt heute nicht, den Menschen psychologisch, sondern physiologisch zu begreifen. Den katholischen Staaten gelingt es nicht, die Volksmassen mit sittlichen Ueberzeugungen zu erfüllen. Die biologischen Wissenschaften müssen diese Aufgabe lösen. Diese beruhen aber auf der Universalität der Naturgesetze. Und dieser Lege-Monismus zeigt den Menschen nicht als ein von einem Unbewegten — einer „causa" — Bewegtes, sondern als eine Form der kosmischen Bewegung selbst. Ueber diesen seinen eigenen Schatten kann er nicht springen.

Bonn. Dr. Leopold Besser.

**Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen unter besonderer Berücksichtigung der Homosexualität.** Herausgegeben unter Mitwirkung namhafter Autoren vom Wissenschaftlich-humanitären Komitee. Verlag von A. Spohr, Leipzig 1899.

Jede körperliche und geistige Eigenschaft, die man als dem männlichen Geschlecht zukömmlich ansieht, kann ausnahmeweise bei Frauen und jede gemeinhin

für weiblich gehaltene Eigenthümlichkeit kann vereinzelt bei Männern auftreten. So entstehen eine ganze Reihe besonders gearteter Individualitäten, die theils körperliche, theils seelische, zum Theil körperliche und seelische Merkmale des anderen Geschlechtes aufweisen. Der Erforschung und Erkenntniß dieser Zwischenstufen ist das Jahrbuch in erster Linie gewidmet.

Wie man früher in gewissen krankhaften Abweichungen, zum Beispiel im Buckel, etwas Verächtliches sah, so tragen die hier in Rede stehenden regelwidrigen Bildungen noch heute vielfach den Stempel der Monstrosität. Dieses Vorurtheil zu bekämpfen, wird eine weitere Aufgabe des Jahrbuches sein. Damit hängt der Kampf gegen Strafbestimmungen zusammen, die absichtlos ein in seiner Art ganz einzig dastehendes Erpresserthum gezüchtet haben.

Aus der ihnen eingeborenen Natur entspringen für die Konträrsexualen Rechte, Pflichten und Sonderinteressen, die sorgfältigste Prüfung und thunlichste Berücksichtigung erfahren sollen. Mit diesen Absichten wendet sich das Werk nicht nur an die Mediziner und Juristen, sondern an Alle, denen das goethische Wort: „Das höchste Studium der Menschheit ist der Mensch" ein Wahrwort ist.

Der erste Band enthält eine Abhandlung über die Objektivdiagnose der Homosexualität, vier nachgelassene Briefe von Karl H. Ulrichs, einen Artikel über das Erpresserthum, eine Zusammenstellung der einschlägigen Gesetzesbestimmungen vom Alterthum bis auf unsere Zeit, Auszüge aus Platens Tagebüchern und Anderes. Das Jahrbuch erscheint auf Veranlassung des Wissenschaftlich humanitären Komitees, das sich im Mai 1897 in Berlin und Leipzig konstituirte, um Sorge tragen zu helfen, daß aus den Ergebnissen der Forschung endlich auch die nöthigen praktischen Konsequenzen gezogen werden.

Charlottenburg. Dr. M. Hirschfeld.

**Lyrik.** Verlag: Berlin N.W. Spenerstraße 6. Vierteljährlicher Preis 1 Mark, die einzelne Nummer 40 Pfennige.

Unter diesem einfachen, aber kühnen Titel geben wir seit dem ersten Juli eine Monatsschrift für Lyrik und Kritik im Eigenverlag und unter eigener Redaktion heraus, so daß zur Zeit das erste Quartal mit den Heften vom Juli, August und September abgeschlossen vorliegt.

Nr. 3 bringt eine knappe Darstellung von dem Werdegang des Dichters Benzmann, Bildniß, Namenszug und eine sorgfältig ausgewählte Kollektion von Gedichten, die seine Entwickelung zeigen. In ähnlicher Weise beabsichtigen wir, in jedem weiteren Quartal eine Nummer mehr oder weniger ganz einem der „jüngeren" modernen Lyriker zu widmen. Wir glauben, damit nicht nur der modernen Lyrik zu nützen, sondern auch die Achtung der Besten uns zu gewinnen. Mit diesem Plan verbinden wir einen anderen: jeder Abonnent der „Lyrik" soll sich unaufgefordert mit freiwilligen Einsendungen an unserer Arbeit betheiligen können. Jedes einzelne Gedicht wird von uns kritisch geprüft und, wenn es unseren künstlerischen Anforderungen entspricht, veröffentlicht werden. So will unser Blatt auch ein Publikationorgan der „Jüngsten" sein, die vor Allem auch unter der aufblühenden Generation der Akademiker zu finden sind.

Karl Fessel.

**Der Reichskanzler in Kissingen.** Roman in drei Büchern. Berlin, Alfred Schall (Verein der Bücherfreunde).

Der vorliegende Bismarck-Roman ward nicht geschaffen, um einem Sensationbedürfniß entgegenzukommen; im Gegentheil: er ist einem redlichen künstlerischen Streben entsprossen, das sich als Ziel setzte, den größten deutschen Staatsmann in dem Moment zu zeigen, wo der Fanatismus des Kulturkampfes sich in einem feigen Mordanfall entlud. Den Standpunkt innigster Verehrung, den ich Bismarck gegenüber einnehme, habe ich in der „Zueignung" überschriebenen Vorrede präzisirt und möchte dem darin Ausgesprochenen nur noch Folgendes hinzufügen:

Zur unbefangenen Schilderung eines geschichtlichen Ereignisses aus bewegter Zeit ist nöthig, daß eine gewisse Zeitdauer darüber verflossen sei; erst dadurch wird dem Schilderer Objektivität möglich. Wohlan, ein Vierteljahrhundert ist seit den Ereignissen verstrichen, die den politischen Hintergrund des vorliegenden Romanes bilden, die Leidenschaften haben sich beruhigt; und jede Partei mag zum Worte kommen. Ich habe mich bemüht, den religiösen und politischen Parteien gegenüber völlig unbefangen zu sein. Daß ich in meinen jungen Jahren aufmerksamer Beobachter des Kulturkampfes gewesen bin, dürfte der Zeitschilderung nur zum Vortheil gereichen.

Will der Maler ein lebenswahres Bildniß schaffen, so muß er den Menschen gesehen haben; wer die Gestalt eines Bismarck lebendig hinstellen will, muß sein Charakterbild treu in sich aufgenommen haben. Das habe ich gethan. Ob es mir gelungen ist, ein Werk von künstlerischem Gepräge zu schaffen: Das zu entscheiden, sei Anderen überlassen.

Dessau. Ferdinand Neubürger.

**Wandlungen im Kunstleben Japans.** B. Behrs Verlag (E. Bloch), Berlin 1899.

Wiederholt und ausgezeichnet ist der Einfluß der japanischen Kunst auf das europäische Kunstleben geschildert worden. Hier wird der Umschwung geschildert, der sich in den Kunstanschauungen der Japaner unter dem Einfluß der westlichen Kultur vollzogen hat. Eine Reihe von Abbildungen unterstützt die Ausführungen des Textes illustrativ.

**Streifzüge durch Formosa.** B. Behrs Verlag (E. Bloch), Berlin 1899.

Obgleich vereinzelt Aufsätze über die Geschichte und die botanischen und geographischen Verhältnisse Formosas in wissenschaftlichen Zeitschriften erschienen sind, fehlte bisher in Deutschland eine wirkliche Reisebeschreibung Formosas, die alle Gebiete und Verhältnisse umfaßt und sich nicht nur an einen eng begrenzten Gelehrtenkreis wendet. Diese Lücke hofft der Verfasser auszufüllen und vor allen Dingen den Leser durch den reichen, an Ort und Stelle gesammelten Bilderschatz zu belehren und zu erfreuen.

Adolf Fischer.

# Yankee und Dutchman.

Den Lesern der „Zukunft," die sich lebhafter für amerikanische Verhältnisse interessiren, dürfte der beachtenswerthe Artikel von Hugo Münsterberg in dem Septemberheft des Atlantic Monthly gewiß nicht entgangen sein. Es liegt mir fern, die Gedanken jenes vorzüglichen Aufsatzes hier zu wiederholen; aber die gerechte, feine und vom Urtheil der Menge stark abweichende Charakterisirung des Verfassers reizt mich, aus dem Ergebniß zwanzigjähriger Erfahrung hüben wie drüben einige Beobachtungen hinzuzufügen.

Es ist eine durchaus richtige Behauptung, daß Deutsche und Amerikaner instinktiv eine Art Aversion gegen einander empfinden, die man nicht Feindseligkeit, sondern tiefwurzelnde Geringschätzung nennen sollte. Das ist um so bedauerlicher, als beide Völker germanischer Rasse entstammen und einen tiefen Unterstrom von gemeinsam Ererbtem, trotz allen hinzugekommenen Verschiedenheiten, in sich tragen. Dafür, daß politische und ökonomische Reibereien der letzten Jahre das schlechte Einvernehmen immer mehr zuspitzen, wie die Protestversammlungen der Deutsch-Amerikaner in Folge des anglo-amerikanischen Bündnisses von Neuem gezeigt haben, sucht Herr Münsterberg die Begründung weit weniger in kollidirenden Interessen als eben in diesem Mißtrauen, das auf einer mehr gefühlten als bewußten Antipathie beruht und das seinen bezeichnendsten und lebhaftesten Ausdruck in der karikaturartigen Auffassung beider Volkstypen findet. Das Urtheil, das man heute noch in Berlin in sogenannten gebildeten Kreisen über den „Yankee" mit seiner tabakspuckenden Unverschämtheit und seiner geldgierigen Reklamesucht ausspricht, ist nicht verständiger als das vernichtende Urtheil über deutsche Bildung, das ich vor Jahren einen jungen Amerikaner nach seiner Rückkehr von einer deutschen Studienreise abgeben hörte; der bedeutendste Konsumartikel in Deutschland, meinte er, sei doch bekanntlich das Lagerbier; und — man höre und staune — nicht einmal dieses Lieblingswort könne der Deutsche orthographisch richtig schreiben; bei seinen Fußwanderungen durch das deutsche, wegen hoher Bildung fälschlich gerühmte Land habe der Amerikaner dies einfache Wort in folgender Schreibweise über ländlichen Schänkenthüren gelesen: L-o-h-g-e-r b-e-r-e-i!

Man giebt sich in Deutschland vielfach mit Genugthuung dem Bewußtsein hin, daß das Deutschthum in Amerika hoch geschätzt werde. Das Deutschthum in Amerika ist aber eine Sache für sich, die sich zum Deutschthum, wie wir es fassen, verhält wie etwa ein Stand zu einer Nation. Dies beschränkte Deutschthum zeichnet sich durch Utilitariertugenden aus, die es im großen Haushalt des Adoptivlandes als gut verwendbaren Bestandtheil erscheinen lassen; dabei ist es aber weit davon entfernt, etwa als geistige Energie, wie man in Deutschland gern glaubt, die Blicke auf sich zu ziehen. Es ist ein biederes, stabiles Element, das nirgends über den Strang haut und auf dessen Durchschnittseigenschaften sich Häuser bauen lassen. Das allein aber entspricht doch wohl nicht der Schätzung, die wir von einem Kulturstaat erstreben. Im Ganzen

erscheint dem Amerikaner entschieden der typisch Deutsche als schwungloser, sparsamer Spiesbürger, mit all den spaßigen Nebenattributen, die solchen Personen anhaften. Die edleren Eigenschaften und kulturellen Ideen der Nation bleiben ihm verborgen; oder, wo sie ihm in unserer großen Literatur entgegentreten, da scheinen sie ihm so im Widerspruch zum zeitgenössischen Wesen zu stehen, daß sie ihn wie ein Kopfschütteln erregender Anachronismus anmuthen.

Daß der Amerikaner die Deutschen schlecht kennt, kann trotz der alljährlichen Ueberfluthung des Kontinentes bei Dem nicht Staunen erregen, der die Eigenthümlichkeiten der Reisemethoden in Betracht zieht. Es giebt eine — und Das ist naturgemäß die größte — Klasse von transatlantischen Touristen, die sich den Globus zu ihrem Sportplatz aussucht, weil Das viel Geld kostet und Mode ist; es sind die sogenannten Globetrotters. Daß ihre mitgebrachten Erfahrungen keine Bereicherung der heimathlichen Kenntnisse über ferne Länder bedeuten, bedarf keines Wortes. Eine andere Klasse, die wohl aus einer geistigen Elite besteht, treibt meist ein ästhetisches oder historisches Interesse übers Wasser. Diese Leute gehen nach Europa, wie man ins Museum geht, bereichern sich da auf ihre Weise und kümmern sich nicht um die Dinge, die nicht in ihren Spezialkram passen; im besten Fall besuchen sie die deutschen Universitäten, staunen dann mit einer vagen Bewunderung über den Umfang deutscher Wissenschaft und Gelehrsamkeit, führen aber im Uebrigen ein privates Sonderleben. Eine dritte Klasse, die mit psychologischem Interesse nach Deutschland käme, um Land und Leute kennen zu lernen, giebt es nicht; die Individuen, die so handeln, sind zu selten, als daß man sie zu einer Klasse zusammenfassen könnte. Die meisten reisenden Amerikaner lernen nicht einmal die deutsche Sprache, — oder doch nur so weit, wie es die Nothdurft des Geschäftslebens oder ihrer Privatinteressen erheischt; sie fraternisiren nur mit ihrer „Kolonie," sie besuchen den amerikanischen Gottesdienst, bethätigen sich an luxuriösen, Zeit und Mühe raubenden Bazaren, Zusammenkünften und Bestrebungen aller Art, um amerikanische Kirchen auf deutschem Boden zu errichten; und wenn die Neugier, die sie in ein paar deutsche Familien geführt hat, befriedigt ist, ziehen sie sich, in allen alten Vorurtheilen gekräftigt und gestärkt, in ihre künstlich geschaffene amerikanische Umgebung zurück. Wohl Keiner, höchstens neben ihm noch der Engländer, hat so gelernt, sein angestammtes Muschelhaus bis in die fernsten Länder mit sich zu tragen. Diese gänzlich falsche Methode des Reisens erschwert dem Amerikaner das Verständniß des Deutschen ungemein.

Anders steht es mit den Deutschen auf amerikanischem Boden. Erstens ist ihre Zahl — ich spreche hier nicht von Einwanderern, sondern nur von Menschen, die zu Bildungzwecken das fremde Land besuchen — im Vergleich zu der eben betrachteten Erscheinung sehr gering und zweitens ist bei ihnen das psychologische Interesse stärker vertreten. Man reist nach Amerika, um Menschen und Institutionen näher zu betrachten. Um so mehr überrascht es auf den ersten Blick, daß man in Deutschland so falsche Ansichten über amerikanische Verhältnisse findet. Das amerikanische Deutschthum wirkt hier störend; es hemmt den Blick des Reisenden. Die warme Gastfreundschaft, die dem Deutschen von seinen ausgewanderten Landsleuten entgegengebracht wird, ihre Neigung, als „Amerikaner" vor dem Gast zu posiren, die Eigenthümlichkeit

deutschen Sprachgebrauches, der alles Hinzugezogene auch schlechtweg als Amerikaner zu bezeichnen sich gewöhnt hat, die Schwierigkeit, dem Anglo-Amerikaner in seinem exklusiveren Privatleben überhaupt näher zu treten —: all Das wirkt zusammen, eine Verwirrung der Vorstellungen zu erzeugen, unter deren Einfluß der Gast allerdings ein neues, aber doch wieder grundfalsches Typenbild amerikanischen Individuallebens mit nach Hause bringt. War es zuerst der auffällige amerikanische Tourist, aus dessen Unarten sich ein Bild genereller Charaktereigenschaften eines Volkes zusammensetzte, so ist es jetzt der mit schlechter Tertianerbildung ausgewanderte Deutsche, der sich drüben über Erwarten schnell ins praktische Leben eingefügt hat und als wohlbestallter Familienvater in allen Tonarten demokratische Regirungformen rühmt, dessen Generalisirung als Typus des echten Amerikaners neu entdeckt und importirt wird. Und wie himmelweit sind beide Bilder von der Wirklichkeit entfernt! Herr Münsterberg sagt mit Recht, der Amerikaner spreche dem Deutschen Initiative und Individualenergie, der Deutsche dem Amerikaner dagegen jeglichen Idealismus ab. Ich möchte sagen: bei dem Amerikaner ist es Sache des guten Tones, die ethischen Eigenschaften als selbstverständlich vorauszusetzen. So z. B. in Bezug auf Wahrheitliebe, wo Betheuerungen, wie sie in Deutschland sprachgebräuchlich sind, oder gar Antworten, in denen die Möglichkeit des Zweifels zugestanden wird, als Beleidigungen jedes feinen Gefühles empfunden werden. Deshalb fühlt sich auch der Amerikaner abgestoßen durch die Betonung des eigenen Idealismus, die in Deutschland leider so üblich ist, und durch die selbstverständliche Annahme der Abwesenheit dieser Eigenschaft bei anderen Leuten. Er fragt, nicht ohne Berechtigung: Wie kommt ein Volk, das so gern seinen Idealismus rühmt, dazu, bei jeder unserer öffentlichen Handlungen die Selbstsucht als leitendes Prinzip von vorn herein anzunehmen? Keiner vermuthet den Anderen hinter der Thür, hinter der er nicht selbst schon gesteckt hat.

Der Amerikaner ist in seinen Gefühlsäußerungen zurückhaltend; er hat einen wahren Abscheu vor dem Ueberschwang. So sehr ihm die Reklamesucht nachgesagt wird: gegen Reklame für ideelle Güter empfindet er einen ästhetischen Widerwillen. So unsympathisch wie die Schwüre der Liebe sind ihm auch die Berufungen auf eigene Seeleneigenschaften. Mir will scheinen, gerade hierauf beruhe am Meisten das Mißverstehen und Mißtrauen der beiden Völker. Spricht der Deutsche noch so warm von seinen heiligsten Gütern, so sieht ihn der Amerikaner als Sentimentalisten und Phrasenhelden scheel an; schweigt der Amerikaner beharrlich über die seinen, in einer Art ethischer Keuschheit, so schilt ihn der Deutsche einen groben Materialisten. Der Eine liebt es, bis an die äußersten Grenzen des Ausdruckes zu gehen, der Andere meidet sorgfältig die Grenzen des Ausdruckes und läßt mehr vermuthen, als er sagt. Es ist ein fühlbarer Unterschied. Und dennoch: enthält nicht gerade dieser amerikanische Zug etwas Urgermanisches?

Hans Müller-Casenov.

# Elektra.

Gen Samothrake pilgerten einst die Griechen zu dem Tempelbilde Elektras, der Strahlenden, die am Sternenhimmel als eine der Plejaden glänzt. Seit jener Zeit haben viele Götter und Göttinen ihr Ansehen unter den Menschen verloren und auch das alte Heiligthum in Samothrake ist längst in Staub zerfallen; aber Elektra herrscht heute noch, mehr denn je. Gewaltige Summen werden ihr täglich dargebracht und reich sind ihre Gunstspenden, aber nicht immer sind die Opfer der Gottheit wohlgefällig.

So jung die Geschichte unserer Elektrizitägesellschaften ist, so bewegt und interessant sind ihre Daten; und noch ist ein Ende dieser Sturm- und Drang-Periode nicht abzusehen. Was gilt eigentlich heute nicht mehr als Zweck einer Elektrizitätgesellschaft? Sie errichtet, betreibt und finanzirt Unternehmungen im Gebiet der angewandten Elektrotechnik, Das heißt: der Beleuchtung, Kraftübertragung, Beförderung und Elektrochemie. Sie erwirbt Konzessionen zu gewerblicher Ausnutzung der Elektrizität, betheiligt sich bei staatlichen, kommunalen oder privaten Unternehmungen, die ähnliche Zwecke verfolgen, gründet, baut, übernimmt, pachtet, bewilligt Vorschüsse oder Darlehen, erwirbt, beleiht und verwerthet Aktien, Obligationen und sonstige Titel u. s. w. Man sieht: es handelt sich um recht Vieles in den Prospekten und Gesellschaftstatuten der Elektrizitätunternehmungen; und mehr wie einer Zulassungstelle ist ein solcher ununterschiedlicher Geschäftsappetit schon bedenklich erschienen. Mußte vor zwei Jahren doch eine Gesellschaft von dreißig Millionen Mark sogar, um ihre Aktien an die Börse zu bringen, sich bequemen, neben den üblichen Allgemeinheiten den besonderen Verwendungzweck der Emission bekannt zu geben. Die Neigung unserer Zulassungstellen, den Elektrizität-Gesellschaften den Puls etwas sorgfältiger zu fühlen, ist sehr wohl zu verstehen, aber sie hat auch ihre Nachtheile. Oft läßt sich erst im Laufe der Zeit übersehen, wie die Gesellschaft ihre Mittel am Besten verwenden wird, tausend Zufälligkeiten müßten in Rücksicht gezogen werden, — und die Folge zu rigoroser Ansprüche würde sein, daß Unternehmen, die genügendes Vertrauen genießen, um ihre Aktien auch ohne die Vermittelung der Börse abzusetzen, auf die Zulassung ihrer Werthe zum Börsenhandel verzichten oder doch so lange warten, bis die gewünschten Angaben sich machen lassen, ohne daß die Interessen der Gesellschaft gefährdet würden. Damit wäre aber den Zwecken der Aktien-Gesellschaft keineswegs gedient.

Ohnehin ist es heute nicht leicht, den enormen Kapitalbedarf zu decken. Zwar haben sich verschiedene Elektrizitätgesellschaften früher die Ausgabe von Obligationen bewilligen lassen. So weit solche bisher aber noch nicht in den Verkehr gelangt sind, ist unter den jetzigen gespannten Geldverhältnissen auf eine Unterbringung ohne Verluste nicht zu rechnen. Wenn also gelegentlich ein Geschäftsbericht mit Genugthuung konstatirt, daß die Gesellschaft noch über so und so viele Millionen Obligationen verfügen könne, da sie die zur Ausgabe nöthige

Genehmigung der Generalversammlung besitze, so können wir darauf kein großes Gewicht legen. Thatsächlich verzichtet man mit Vergnügen auf solche Genehmigungen, wenn man dagegen die Neuausgabe von Aktien bewilligt erhält. Wie das Kapital elektrischer Unternehmen anschwillt, zeigt deutlich die „Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft".

In den letzten zehn Jahren betrug ihr

| | an dem Reingewinn voll theilnehmendes Kapital | | der vertheilte Reingewinn | |
|---|---|---|---|---|
| 1889/90 | 16 000 000 | Mark | 1 600 000 | Mark |
| 1890/91 | 20 000 000 | „ | 1 800 000 | „ |
| 1891/92 | 20 000 000 | „ | 1 500 000 | „ |
| 1892/93 | 20 000 000 | „ | 1 650 000 | „ |
| 1893/94 | 20 000 000 | „ | 1 800 000 | „ |
| 1894/95 | 20 000 000 | „ | 2 200 000 | „ |
| 1895/96 | 22 000 000 | „ | 2 860 000 | „ |
| 1896/97 | 25 000 000 | „ | 3 750 000 | „ |
| 1897/98 | 30 000 000 | „ | 4 500 000 | „ |
| 1898/99 | 47 000 000 | „ | 7 050 000 | „ |

und heute beziffert sich ihr Aktienkapital auf sechzig Millionen Mark. Aber trotz der in den angeführten Ziffern widergespiegelten außergewöhnlichen Rentabilität des Unternehmens blickt die Verwaltung nicht ganz sorgenlos in die Zukunft. Zwar befähigen sie die Flüssigkeit ihrer Mittel und der Umfang der vorliegenden Aufträge, auch minder günstigen Zeitverhältnissen die Stirn zu bieten; aber der gesammten elektrischen Industrie droht das Gespenst der Ueberproduktion.

Vor Jahresfrist schon begann sich ein ungesunder Wettbewerb fühlbar zu machen und wohlmeinende Verwaltungen fingen schon damals an, bei der Prüfung der an sie herantretenden Geschäftsanträge mit besonderer Vorsicht zu verfahren: zu einer Zeit, da das Publikum elektrische Werthe ohne jede Kritik gierig aufnahm. Elektro-technische Fabrikationstätten wuchsen aus dem Boden und die Summe der Jahresleistungen stieg gewaltig. Jetzt ist es schwer, Gebiete ausfindig zu machen, auf denen sich alle die Unternehmungen in lohnender Weise bethätigen könnten. Die Finanzirung derartiger Geschäfte ist schwieriger geworden; und eine größere Verwaltung sprach sich kürzlich auf Grund kostspieliger Erfahrungen, die sie in der letzten Zeit hat machen müssen, dahin aus, daß eine Gesundung des elektrischen Straßenbahnwesens heute nur von einer Einschränkung des übertriebenen Wettbewerbes zu erwarten sei. Im ganzen Gebiet der elektrischen Industrie sind nur noch die Großen im Stande, ansehnlich zu verdienen, die Kleinen werden von der Konkurrenz einfach erdrückt. Daß auch das Publikum allmählich hinter diese Wahrheit gekommen ist, beweisen die zahlreichen Verkaufaufträge auf Aktien geringerer Unternehmungen. Ein Kurssturz von dreißig bis fünfzig Prozent innerhalb eines oder gar eines halben Jahres ist da nichts Außergewöhnliches mehr und man braucht nicht prophetisch beanlagt zu sein, um ein rasches Fortschreiten dieser Entwerthung vorauszusehen. Auch hat sich die herrschende Schwärmerei für Kartellirungen und Trusts der Rentabilität der einzelnen elektrischen Werke nicht günstig erwiesen. Es hat sich die ganz ungesunde Anschauung eingenistet, als ob man überhaupt

nicht bestehen könne, wenn man sich nicht mit Konkurrenz-Unternehmen verbrüdere oder über eine eigene Gesellschaft verfüge, die lediglich den Zweck hat, dem eigentlichen Unternehmen Kunden zuzuführen und seinen Geschäften die rechte Form zu geben. Die Konkurrenz hat zuerst die Preise allgemein gedrückt und nun sucht man in den einzelnen Verzweigungen doch wieder Fühlung unter einander. Vieles, was früher verpönt war, weil man sich vor Hochmuth blähte, geschieht heute ohne Widerstreben, und wo früher ein Werk dem andern einen Auftrag zu entreißen suchte, verhilft es ihm heute dazu, um am Gewinn zu partizipiren und sich womöglich für lohnendere Arbeit frei zu halten. Unter diesen Umständen ist, zumal auch die Finanzkräfte der einzelnen Gesellschaften einander in die Hände arbeiten, eine gewisse Verworrenheit in die Lage gekommen, unter der die Verbraucher, besonders die großen Kommunen, stark leiden. Am Buntesten sieht es im Straßenbahnwesen aus. Die Kontrahenten verrechnen sich da zu leicht und es ist vorgekommen, daß Gesellschaften ein mit Pferdekraft oder mit Dampf betriebenes Unternehmen erwarben oder pachteten und nachher auf Umgestaltung zum elektrischen Betrieb, ja, auf die Pacht selbst verzichteten, weil sich kein genügender Nutzen herausstellte. Am Bedauerlichsten ist ein solcher Ausgang bei überseeischen Geschäften, an denen die deutschen Werke in enormem Umfang betheiligt sind. Hier werden unter Umständen große Kosten auf Vorarbeiten verwandt, Bureaus werden eingerichtet, Beamte und Arbeiter angeworben und angelernt, — und schließlich erweist sich nicht selten alle Mühe als umsonst.

Während bei der Herstellung von Beleuchtunganlagen solche Mißlichkeiten weniger vorkommen, weil gewöhnlich ein dringendes Bedürfniß zur Eile treibt, stellen sie sich sonst hauptsächlich da ein, wo es gilt, eine Bevölkerung überhaupt erst für die Elektrizität oder die spezielle Art ihrer Anwendung zu gewinnen, so besonders bei der Ausnutzung und Uebertragung von Wasserkräften. Auf diesem Gebiet wird die rheinfelder Anlage für Kraftübertragung, ein Meisterstück deutscher Ingenieurkunst in wasserbaulicher und elektro-technischer Beziehung, vorbildlich wirken. Glücklicher Weise haben auch die ersten Versuche mit Akkumulatorwagen auf Vollbahnen so günstige Resultate gehabt, daß die Direktion der pfälzischen Eisenbahnen in nächster Zeit zwischen Ludwigshafen-Neustadt und Ludwigshafen-Worms einen regelmäßigen elektrischen Betrieb einrichten kann. Norddeutschland wird voraussichtlich, nachdem die außerpreußischen Verwaltungen die Versuchskosten getragen haben werden, nachfolgen. Jedenfalls ist heute schon der vollgiltige Beweis dafür erbracht, daß auf verkehrsreichen Straßen, die einen Vollbahnbetrieb erfordern, die Dampfkraft durch Elektrizität mit Vortheil ersetzt wird. Auch im Beleuchtungwesen hat, trotz mancher Enttäuschungen und trotz rückläufiger Konjunktur, die Industrie noch ein weites Feld vor sich. Die Steigerung der Materialien-Preise, besonders durch die Kupferhausse, hat in der laufenden Arbeitperiode vielfach dazu geführt, daß die Kosten-Voranschläge sich als zu niedrig erwiesen, und dadurch sind den Gesellschaften Verluste erwachsen, die sich auch dem spekulirenden Publikum fühlbar gemacht haben.

Lynkeus.

# Wirthschaftnotizbuch.

In den „Preußischen Jahrbüchern" bekannte vor einigen Monaten Jemand, er verstehe nicht, was die Sozialisten mit der Redensart meinten, daß in der kapitalistischen Wirthschaftordnung nicht Güter für den Gebrauch, sondern nur Waaren für den Markt produzirt würden; Alles, was produzirt werde, werde doch auch verbraucht. Nun, wenn der Herr die Reichstagsverhandlung vom fünfzehnten November über das neue Postgesetz gelesen hat, so wird ihm vielleicht ein Licht aufgegangen sein. Die Post fordert zehn Pfennige Entschädigung für jedes Kilogramm bedruckten Zeitungpapieres, das sie befördern soll, der Abgeordnete Horn aber wollte höchstens fünf Pfennige bewilligen, weil der höhere Preis einen Minderverbrauch von Zeitungpapier zur Folge haben würde und dadurch die Papier-, Cellulose- und Holzindustrie geschädigt werden könnte. Sind Zeitungen ein Gebrauchsgut? An sich: gewiß. Ja, sie sind im heutigen Leben sogar unentbehrlich; die Masse von Zeitungpapier aber, mit der wir überschwemmt werden, ist kein Gebrauchsgut, sondern eine Last. Womit ist der größte Theil dieses Papieres bedruckt? Mit endlosen Wiederholungen der selben hohlen Phrasen, mit Lügen im Interesse der Parteien oder der Erwerbscliquen, mit jämmerlichem Klatsch und albernem Anekdotenkram, — endlich mit Annoncen, von denen ein Drittel schwindelhaft und ein zweites Drittel überflüssig ist. Daß Meyer Kaffee und Cohn Hosen verkauft, brauche ich nicht in der Zeitung zu lesen, da ich es im Schaufenster sehe; daß aber Meyer den besten Kaffee und Cohn die besten Hosen führe, glaubt der Annonce doch höchstens ein Esel; wissen kann mans nicht eher, als bis man die Waare probirt hat. Nicht genug aber daran, daß man den überflüssigen Kram in einem Blatte aufgetischt bekommt, man wird mit Konkurrenzblättern überschüttet: erhält sie Monate lang gratis zugeschickt; und dabei enthalten alle den selben Kohl, da eine Zeitung die andere ausschreibt und Hunderte die selbe Korrespondenz abdrucken. Früher konnte die Frau oder Wirthschafterin den Inhalt des Papierkorbes wenigstens als Makulatur verkaufen. Das hat jetzt auch aufgehört, seitdem die Verwendung bedruckten Papieres zum Einpacken gesetzlich beschränkt und die Dütenfabrikation ein eigener Industriezweig geworden ist. Der größere Theil des Zeitungpapieres wird also nicht hergestellt, weil irgend Jemand das Zeug braucht, sondern, weil die Zeitungverleger und Papierfabrikanten so viel verkaufen müssen, daß sie und ihre Arbeiter davon leben können. Aus eben diesem Grunde werden hunderterlei andere, eben so überflüssige Gegenstände fabrizirt; und es giebt böse Menschen, die argwöhnen, auch die Kriegsschiffe — nicht nur die zukünftigen deutschen Septemdezennatsschiffe, sondern die Kriegsschiffe der ganzen Welt — seien gar keine Gebrauchsgüter, sondern würden einzig und allein der Dividenden der Eisenaktionäre wegen gebaut. Dagegen hat man weder Geld für den Bau von Arbeiterwohnungen noch für die Besoldung von Bahnbeamten, die mehr angestellt werden müßten, wenn der Ueberbürdung, unter der die Angestellten seufzen, ein Ende gemacht werden soll. Zieht man den verhüllenden Geldschleier von den volkswirthschaftlichen Vorgängen hinweg, so bedeutet Das: die nothwendigen Güter können nicht in der erforderlichen Menge erzeugt und die mit nothwendigen Diensten beschäftigten Personen müssen über ihre Kräfte angestrengt werden, weil zu viele Hände und Beine dazu verwendet werden, Ueberflüssiges herzustellen und den widerstrebenden Käufern aufzudrängen. Wie da von Grund aus Wandel geschaffen werden könnte, weiß vorläufig Niemand;

denn daß die Sache nach den Vorschlägen der Sozialdemokratie ginge, glaube ich ja auch nicht. Immerhin kann im Einzelnen doch Manches geschehen, um die Produktion dem Bedarf besser anzupassen. Das wichtigste dieser kleinen Mittel scheint mir die Erhöhung der Arbeitereinkommen, da sie die Nachfrage nach nothwendigen Gütern vermehren und deren Produktion fördern würde. Darum wollen sich die Arbeiter — schon aus Rücksicht auf die Nationalproduktion — mit Recht nicht gefallen lassen, daß man den heutigen verrückten Zustand mit allen Gewalt- und Zwangsmitteln des Staates aufrecht zu erhalten sucht. Und auch mir scheint: es ist heilige Pflicht jedes Vernünftigen, auf die Aenderung dieses Zustandes hinzuwirken. β

* * *

Unter den vielen Widersinnigkeiten des heutigen Wirthschaftlebens ist die allertollste, daß die Zunahme des Reichthumes Elend erzeugt. Und zwar geschieht Das auf verschiedenen Wegen. Der sichtbarste ist der, daß die Konkurrenz die Waaren vermehrt und verbilligt, also Jedem die Anschaffung erleichtert und die Menge der Verbrauchs- und Genußgüter, Das heißt eben: den Reichthum steigert, diese Reichthumssteigerung aber durch einen Lohndruck bewirkt, der die Produzirenden zwingt, nicht allein sich selbst zu überarbeiten, sondern, wenn sie nur eben das nackte Leben fristen wollen, Weib, Kind und greise Eltern über ihre Kräfte anzustrengen. Ueber die Hausindustrie liegen mehrere neue Publikationen vor. Man erfährt daraus unter Anderem, daß eine Puppe, die vor zwanzig Jahren drei Mark kostete, heute nur zwei Mark bringt, obgleich das Material theurer geworden ist; daß die Einmarkpuppe von zweiunddreißig Centimeter Länge auf achtundvierzig Centimeter gewachsen ist; und daß ein Arbeiter, der sich vor zwanzig Jahren weigerte, das Dutzend silberner Christbaumkugeln für sechzig Pfennige zu liefern, sich heute mit dreiunddreißig Pfennigen begnügen muß. Man erfährt ferner, daß in der thüringer Spielwaarenindustrie die Kinder bis zu den dreijährigen hinunter herangezogen werden und daß die Schulkinder nach Unterrichtsschluß nicht selten noch bis nachts um zehn oder zwölf Uhr arbeiten. Man erfährt endlich, daß ein solches Kind bei gewissen Arbeiten zwar sechzig bis achtzig Pfennige, bei den meisten aber nur fünfzig, vierzig, dreißig und zwanzig verdient, ja, daß Tagesverdienste von vier Pfennigen vorkommen. Der bethlehemitische Kindermord im vergrößerten Maßstab, um Familien einen Einkommenszuwachs von durchschnittlich dreißig Pfennigen für den Tag zu verschaffen und die Kinder der anderen Familien mit Spielzeug zu überschütten! Seit dreißig Jahren können wir von allen verständigen Pädagogen hören, daß die Ueberhäufung mit Spielzeug die Kinder nicht glücklicher macht, sondern nur langweilt und verdirbt. Die Sozialreformer wollen dem Uebelstand durch die Ausdehnung des Arbeiterschutzes auf die Hausindustrie abhelfen; und so widerwärtig dieses Eindringen der Polizei in die Familienstuben ist: es wird wohl nichts Anderes übrig bleiben. Der Stadtschulrath Bertram hatte leider Recht, als er in der berliner Stadtverordnetenversammlung vom einundzwanzigsten September des Jahres den Sozialdemokraten entgegenhielt: „Halten Sie es für möglich, zu verbieten, daß die Tochter einer Wittwe vor oder nach der Schule ihrer Mutter bei der Konfektionarbeit hilft? Und was für Kaffeeriecher wollen Sie denn in die Familien schicken, um die Durchführung des Verbotes zu kontroliren?“ Aber sind Das denn noch Familien, wo das Familienoberhaupt — gezwungen oder nicht, Das bleibt sich gleich — die Kinder ausbeutet, statt sie zu schützen und zu ernähren? Nein: Das sind keine Familien mehr. Das sind nur noch

Produktionwerkstätten so schlechter Verfassung, daß sich der Staat über kurz oder lang genöthigt sehen wird, sie zu kontroliren oder zu schließen. Ob freilich dadurch dem Elend der Kinder gesteuert werden wird, bleibt zweifelhaft; die von der hausindustriellen Arbeit befreiten Kinder werden wahrscheinlich hungern oder auf eine andere, neue Art ausgebeutet werden. Gründliche Abhilfe wäre innerhalb der heutigen Wirthschaftordnung nur möglich, wenn Jedermann den ernstlichen Willen hätte, Waaren und Leistungen nach ihrem wirklichen Arbeitwerth zu bezahlen. Ein Subalternbeamter, den ich kenne, bemüht sich, Das zu thun. Er kauft grundsätzlich niemals im billigen Laden, tadelt Näherinnen und Waschfrauen, wenn sie zu wenig fordern, und zahlt, anstatt zu feilschen, oft noch mehr, als verlangt wird. Aber was kann Das nützen, da er ein Einzelner ist und nur über ein kleines Einkommen verfügt? Selbst tausend Ideologen dieses Schlages würden noch keinen Einfluß auf das Ganze ausüben; eine solche Praxis müßte erst allgemein werden. Die Annahme, daß Vernunft und Gerechtigkeit einmal die Welt beherrschen werden, ist eine Utopie. Aber welcher Mensch, der ein ganzer Mensch ist, möchte ohne Utopien dieser Art noch leben?

* * *

β.

In Oesterreich wendet man in neuester Zeit den Uebelständen in der Hausindustrie gesteigerte Aufmerksamkeit zu. Die Rückbildung der Fabrik zum Verlagsbetrieb vollzieht sich besonders da, wo der Absatz unsicher ist und genügende Arbeiter vorhanden sind, die um kärglichen Lohn mit der Maschine wetteifern; aber auch das Streben, durch Verwendung von Heimarbeitern den Unternehmerlasten (Unfall-, Kranken-, Invaliden- und Altersversicherung) zu entgehen, spielt eine große Rolle. Nun hat sich kürzlich das k. k. Handelsministerium vom Herrn Dr. Schwiedland ein Gutachten erstatten lassen, das deutlich erkennen läßt, wie wenig bisher auf dem Gebiet der Heimarbeitergesetzgebung — England, einige australische Kolonien und einige Staaten Nord-Amerikas ausgenommen — erreicht worden ist. Freilich: an Rath- und Vorschlägen fehlt es nicht, von der Empfehlung der Selbhilfe — Bildung von Rohstoffeinkaufs- und Verkaufsgenossenschaften — bis zur Empfehlung von gesetzlichen Minimallöhnen und bis zum vollständigen Verbot der Heimarbeit in allen Industrien. Da ist es denn lehrreich, daß die Länder, die relativ auf diesem Gebiet am Weitesten fortgeschritten sind, die selben sind, in denen die gewerkschaftliche Organisation der Arbeiter in höchster Blüthe steht: England, Nordamerika und die australischen Kolonien. In Würdigung dieser Thatsache gelangt das Gutachten zu dem Schluß, daß eine Verbesserung ihrer Lage für die Heimarbeiter nicht möglich ist, wenn sie nicht in Gewerkvereinen organisirt und zugleich die Organisationbestrebungen der Fabrikarbeiter kräftig gefördert werden. „Angesichts der für die gesammte Verlagsindustrie geradezu charakteristischen ungünstigen Lage der hausindustriellen Erzeuger", schreibt Dr. Schwiedland, „erscheint die Arbeiterschaft mit ihrer lebendigen beruflichen Organisation und Propaganda als der berufene Faktor, die enorme Aufgabe der Hebung ihres Standes selbst zu bewältigen. Die leicht organisirte großindustrielle und die der Organisation fähige kleingewerbliche Arbeiterschaft können die Verlagsarbeiter ins Schlepptau nehmen. Durch ihre Agitation werden sie das herkömmliche Verhältniß zum Verleger zersetzen, zum Lohnkampf aneifern, ihn leiten und unterstützen."

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 9. Dezember 1899.

# Als ich wiederkam ...

Sechs Monate und einen halben war ich fort gewesen, verschickt, in die feuchte Kaserne 11 der königlich preußischen Festung Weichselmünde eingesperrt. Die Zeit war mir recht lang geworden. Und als ich nun, zu Fuß, um mich des Abendlebens zu freuen, vom Bahnhof Friedrichstraße kam, da blickte ich neugierig nach rechts und nach links, ob sich nicht Vieles verändert habe. Ganz frei, ohne die Pflicht, sich beim wachthabenden Unteroffizier ab- und anzumelden, sogar mit dem Menschenrecht, bis in die späte Nacht hinein außerhalb der vier Wände zu bleiben: Herrgott, da ließ sich ja das Abenteuerlichste unternehmen! Aber was?... Essen, — essen, was man will, nicht, was gerade in der Kantine zu haben ist, und münchener Bier vom Faß trinken. Dann durch die Straßen schlendern, ohne ängstlich alle zehn Minuten nach der Uhr sehen zu müssen; ins Hotel kam ich früh genug und der Portier konnte mich nicht wegen Urlaubsüberschreitung der Kommandantur melden. Seit Jahren war ich im Weichbilde der Reichshauptstadt nicht eine solche Strecke gelaufen. Friedrich-, Leipziger-, Potsdamerstraße. Nicht viel Neues. In den Schaufenstern der Buchhandlungen lag nicht mehr der Fuhrmann Henschel, sondern ein Prunkfoliant von Melchior Lechter und Stefan George, dem neuesten Evangelisten der Ganzmodernen. Die wippenden einsamen Mädchen trugen jetzt etwas engere Röcke als einst im Mai. Die üblichen Weihnachtausverkäufe zu bedeutend herabgesetzten Preisen, bei Wertheim der alte schlimme Parvenupomp, der Potsdamer Platz noch unpassirbarer als früher. Das ganze Straßenbild wirrer, mehr an London erinnernd. Und die alte Lustlosigkeit in den Mienen; kein sichtbares, fühlbares Volkstemperament, das einheitlich wirkt und der Stadt eine per-

sönliche Stimmung giebt. Ach... Berlin war noch immer die „schönste Stadt der Welt", die Stadt des fürchterlichen Stuckes, der Puppenallee und der „monumentalen Fassaden". Alles muß schreien, nichts darf den Eindruck des still organisch Gewordenen machen. Vor eine Riesenschänke stellt man das Steinbild des Kaisers in Admiralsuniform, Wurstfabrikanten verpacken ihre fettige Waare in bewimpelte Panzerkreuzer und hinter den Fenstern der Schneidergeschäfte sieht man auf ausgestopften Rossen wächserne Reitdamen die Kunden herbeiwinken. Alles, Alles wie einst. Sogar die Potsdamer Brücke steht noch in ihrer abscheulichen Pracht, die Saharet tanzt im Wintergarten und im Opernhaus wird die Fledermaus aufgeführt. Die Ueberraschungen kamen erst später, in der Gegend des Savignyplatzes. Dort, wo Herr von Podbielski, der Bringer des Kartenbriefes, als Organisator von Volksbelustigungen den ersten Lorber gepflückt hatte, ist eine neue Stadt entstanden. Straßen und Plätze mit Prunkpaläſten im modernsten, schrecklichsten Stil, ein neues, vorgeschobenes Centrum des berlinischen Westens. Woher kommen nur all die Miether für diese „hochherrschaftlichen Wohnungen mit elektrischem Licht, Centralheizung, Balkon und Loggia"? Die Geschäfte gehen eben, der Wohlstand steigt, die reich gewordenen Bewohner der Provinzstädte rücken im Geschwindmarsch an die Spree. Daher auch die Zufriedenheit mit den politischen Zuständen, die Angst vor einem Industriekrach, der Alles ins Wanken brächte, die kaum noch der professoralen Nachhilfe bedürfende Marinebegeisterung. Die neue Flotte soll die errafften Profite in den sicheren Hafen bringen. Haben nicht schon die Verfasser des Kommunistischen Manifestes vorausgesagt, die bourgeoise Gesellschaft werde zu in sich selbst zwecklosen Aufwendungen gezwungen sein, um ihre Gewinnrate vor dem Sinken zu schützen? Jetzt ist es so weit. Die Aufschwungsperiode muß uns um jeden Preis noch eine Weile erhalten bleiben. Die Regirung mag ruhig sein. Mit dem Strikebrecherschutz war es nichts, aber den Kanal und die Flotte wird sie bekommen; denn an Kanal und Flotte wird auf Jahre hinaus in großem Stil verdient und die Zahl der Leute, die verdienen wollen, verdienen müssen, bürgt für eine zu patriotischen Opfern bereite Mehrheit. Es ist doch eine gute Sache um den Anschauungunterricht. Die neue hochherrschaftliche Palaststadt lehrte mich schnell die Wurzel der politischen Zufriedenheit erkennen, die mir in meiner Weichselmisere schwer verständlich erschienen war. Der Wohlstand wächst in dem Wunderbau, dem der Kaiser neulich das Reich verglich; wozu sich den Kopf über Dinge zerbrechen, die doch nicht zu ändern sind?

Mit solchen Gedanken trat ich in ein Kaffeehaus. Die lieben alten

berliner Zeitungen, zehn, zwölf, ein ganzer Stoß! Und frisch aus der Maschine, nicht erst mit vierundzwanzigstündiger Verspätung, die den feinsten Reiz sensationeller Erfinderkünste verblassen läßt. Welche Fülle nach langem Darben! Da mußte es ja in klaren Lettern zu lesen sein, wie gut es uns geht, wie weise wir regirt werden und wie herrlich weit wir es gebracht haben. Als ich Abschied nahm, war der Haupttheil der Blätter mit dem Dreyfuslärm gefüllt; jetzt liefert der südafrikanische Krieg die Tagessensation. Merciers Sünderrolle ist auf Chamberlain übergegangen. Eine schöne sittliche Empörung über ein Volk, das die Schmach auf sich lädt, um des Vortheiles willen Politik zu treiben. Aber platonisch; wir wollen mit England, dem Hort des Liberalismus, gute Beziehungen unterhalten. Hat es uns nicht eben erst das Samoagrüppchen überlassen? Gefühle dürfen die sorgsam ersonnenen Kreise staatsmännischer Weisheit nicht stören. Weiter... Staunend las ich die Leitartikel. Ein ganz fremder, seit Bismarcks Entlassung, so schien mirs, nie vernommener Ton. Da wurde von dem Chaos gesprochen, zu dem die deutsche Politik geworden sei, und gesagt, wir ständen im Zeichen einer Kabinetsregirung; sogar Etwas von verhülltem Absolutismus wurde gewispert. Es sei gefährlich, die Person des Monarchen immer in den Vordergrund zu zerren. Der Kanzler sei zu alt, nicht mehr thatkräftig genug, die Ressorts arbeiteten gegen einander und so sei eine unerträgliche Anarchie entstanden, bei deren Anblick dem Bürger angst und bang werde. Der schärfste Tadel, der schonungloseste Hohn. Staunend las ichs. Wie war mir denn? Vor den Gefahren, die hier verkündet wurden, hatte ich ja seit Jahren gewarnt und war deshalb der Entstellung, der Schmähsucht und aller erdenklichen üblen Eigenschaften geziehen worden. Nun sollte plötzlich Alles anders sein; selbst der würdige Kanzler, der sonst als vornehmer, nur von bösen Buben bekrittelter Patriot vorgeführt wurde, trug jetzt die Züge eines unzuverlässigen Herrn. Ueberhaupt: kein Vertrauen, zunehmende „Reichsverdrossenheit," Furcht vor übereilten Entschlüssen, Jammer und Noth. Das stand in liberalen Zeitungen. Ich träumte wohl und würde erwachen, wenn um halb sieben Uhr früh die flinke Kantinenwirthin mit dem Kaffee kam.

Ein Kellner kam und bat um das Berliner Tageblatt, das verlangt werde. Am Nebentisch kicherte eine dicke Blondine, deren Begleiter sich die Annoncenseite der Kreuzzeitung vors Gesicht hielt, einem unter bläulichen Stirnschmissen hervoräugelnden Couleurstudenten zu. Ich träumte also nicht, war wirklich in Berlin. Was war denn geschehen, daß die zweimal täglich frei ins Haus gelieferte öffentliche Meinung sich so merkwürdig verändert hatte?

Eigentlich gar nichts. Der Respekt vor einer Regirung, die alle Niederlagen gelassen hinnahm und immer wieder auf Autorität Anspruch machte, konnte ja nicht gerade wachsen. Das aber war doch nichts Neues; und früher hatte man solche Schlappen verschwiegen oder in moralische Siege bescheidener Selbstüberwinder umgefälscht. Das Bischen Oberhofmeisterei konnte es auch nicht sein; schon wurde ja abgewiegelt: der berliner Kommunalverwaltung drohe keine Gefahr und eines wundervollen Tages werde vielleicht sogar Herr Kirschner, wenn er fein fromm sei und sich nicht eigensinnig gegen das Kirchhofsgitter stemme, bestätigt werden. Die kameruner Spekulationen der Herren Scharlach und Sholto Douglas hatte im Juni schon Graf Arnim im Reichstag zur Sprache gebracht und Niemand hatte dem Oberlandesgerichtsrath, der unsere Kolonialgeschäfte besorgt und West- bald von Ostafrika unterscheiden wird, darob das Leben erschwert. Und Herr Schweinburg, der Prügelknabe von heute? Du lieber Gott: Herr Schweinburg gehört seit manchem Jahr zu den Reichsinstitutionen; und wenn er morgen geschlachtet wird, dann wird übermorgen ein neuer Schweinburg an seine Stelle treten, den Hintertreppendienst und den Enthusiasmus etwas ungeschickter besorgen und vorläufig nicht achtzigtausend Mark netto im Jahr verdienen. Und doch: führt am Ende nicht dieser Name auf eine Spur? Herr Schweinburg, der Alles macht, gilt als ein verwendbares Werkzeug des Finanzministers. Der Finanzminister gilt als der Mann, der den Bruch mit den Konservativen gemildert und den Siegeszug des Centrums gehemmt hat; auch fürchten die Exportpolitiker, er werde auf die künftigen Handelsverträge einen nach ihrer Ansicht unheilvollen Einfluß üben. Er muß verdächtigt, unmöglich gemacht, beseitigt werden. Das geht nicht so leicht, denn der Schlaue hat allerlei Eisen im Feuer. Deshalb muß man sich mit dem Versuch begnügen, ihn nach und nach zu entwurzeln. Vorgestern mußte der Freiherr von Zedlitz dran glauben, übermorgen wird die Reihe an Herrn Schweinburg sein und schließlich wird Herr von Miquel einsam in den dunklen Winterhimmel ragen, ein schmählich entlaubter Stamm. Diese langwierige, langweilige Arbeit hat die Stimmung verdorben, — nicht nur in den Fraktionen und Redaktionen, nein: auch in Ministerien und Reichsämtern. Der Kundige merkt den gedruckten Wehrufen an, daß mitunter ein Geheimrath oder ein noch höherer Mandarin recht offenherzig mit einem Zeitungschreiber geplaudert hat. Also der alte Kampf der Blauen und der Rothen, der alte Bruderzwist im Hause der mehr oder minder freiwillig offiziösen Presse. Nichts weiter. Wenn morgen Herr von Miquel weggejagt würde, wäre am nächsten Tage Alles wieder in schönster

Ordnung; kein Wort mehr von Reaktion, Kabinetsregirung und mangelndem Vertrauen. Die anderen Würdenträger sind ja sämmtlich so tüchtig, so tapfer und tugendsam. Besonders die auswärtige Politik: diese Erfolge! Noch jetzt wieder, mit England. Wie gräßlich wäre es gewesen, wenn sich gegen Großbritannien eine europäische Koalition gebildet hätte! Das hat Deutschlands Weisheit verhindert. Ja, wenn im Innern so klug und muthig regirt würde, dann ließe sichs leben... Mir wurde ganz wirblig. War ich etwa sechs Jahre fort gewesen? Diese Töne hatte ich ja um die Sterbestunde des Caprivismus gehört. Oder wars damals gewesen, als Herr Stoecker seine Scheiterhaufentaktik gegen den von allen Seiten umzingelten Bismarck empfahl? Damals wars Ernst gewesen; aber heute? Wo ist der regirende Mann, dem beim Scheiden verständige Deutsche eine Thräne nachweinen müßten?

Auch die Excellenzen brauchen sich nicht zu beunruhigen: sunt verba et voces. Wir leben nun einmal im Zeitalter der großen Grimasse. So lange viel Geld verdient wird, geht Alles seinen ruhigen Gang; die schmerzliche Abrechnung kommt erst später. Einstweilen werden die scheinbar so wilden politischen Kämpfe nur gespielt, wird nur zum Spaß Vaterland und Verfassung gerettet; und wenn irgendwo ein Löwe über Reaktion, Kryptoabsolutismus und Verfassungbruch brüllt, soll man immer erst nachsehen, ob nicht Zettel dahintersteckt, der Weber, der auf Verlangen auch den Leun mimen kann. Die Geschäfte gehen ja, die Regirung sorgt für gute Bilanzen, — und alles Andere ist wirklich nicht wichtig. Um Kanal und Flotte wird noch ein Bischen gebalgt werden, zum Schein, damit die Sache ein Ansehen hat und die Leser sich nicht gar zu sehr langweilen. Im Grunde aber ist Alles längst abgemacht. Denn an dem Kulturwerk und an der Seerüstung wird riesig verdient; und der bejubelte Held der Dioskurenfirma Blumenthal & Kadelburg spricht auf deutschen Bühnen allabendlich über diese Politik das erlösende Wort: „Das Jeschäft is richtig."

Mit der Stadtbahn zurück. Noch immer werden erwachsene Leute verhindert, nach dem Abfahrtzeichen in den Zug zu springen. Noch immer sind an den Fensterwänden allerlei Vorschriften und Warnungen plakatirt. Die treffliche Regirung sorgt nicht nur für gute Bilanzen, sondern auch für die Sicherheit des gehorsamen Bürgers. Was will man mehr? Nein: im preußischen Deutschen Reich hat sich nichts verändert.

# Soziologische Geschichtauffassung.

Bald heftiger, bald schwächer tobt der Kampf um die „Geschichtauffassung". Ein Ende ist noch lange nicht abzusehen. Wird ein neues Schlagwort ausgegeben, das auf einer Seite den Muth der Angreifer hebt, so richten sich die giftigen Pfeile der Vertheidiger der alten Festung so lange auf sie, bis ihre Reihen gelichtet sind. Alle Angriffe auf die alte feste Burg heroistischer Geschichtauffassung nützen wenig. Denn sie hat einen mächtigen Verbündeten. Er haust tief in der Seele des Durchschnittsmenschen, des Herrn Omnes: es ist der alte Hang zum Götzendienst. Der Mensch ist nämlich ein Thier, das Götzen anbetet, — gleichviel, unter welcher Gestalt. Ist gar dieser Götze mit Purpur behangen und mit Krone und Szepter geziert, ach! — dann ist es die höchste Wonne dieses Herrn Omnes, auf die Knie zu fallen und anzubeten. Es macht ihm Vergnügen; und weil es ihm Vergnügen macht, wird es immer Historiker-Bonzen geben, die ihm dieses Vergnügen bereiten wollen, zu eigenem Nutz und Frommen.

Leider waren die Bilderstürmer, die solches Gebahren abschaffen wollten, bisher in ihren Angriffen nicht glücklich. Die Angriffe wurden meist abgeschlagen. Marxens „materialistische Geschichtauffassung" war ein solcher Angriff. Danach sollte nicht der Wille der Herren, sondern der Hunger der Massen die Triebfeder der Geschichte sein. Engels mußte seinem hart ins Gedränge gerathenen Freund zu Hilfe kommen. „Unsinn!" meinte er: „die materialistische Geschichtauffassung ist keineswegs eine lediglich die wirthschaftlichen Triebfedern berücksichtigende, denn sie berücksichtigt eben so alle geographischen, ethnischen, ja sogar ideologischen Faktoren; auch der Einfluß der Ideen läßt sich ja nicht leugnen und spielt im Geschichtprozeß eine Rolle. Und die Berücksichtigung all dieser Faktoren beeinträchtigt durchaus nicht die materialistische Geschichtauffassung." Ob Marx die Sache nun so auffaßte oder nicht: seine Anhänger vervollkommneten jedenfalls die ihm zugeschriebene „materialistische Geschichtauffassung" und machten sie nun gegen die Pfeile der Gegner etwas fester. Sie zögerten nicht, die „materialistische" Triebfeder aller geschichtlichen Entwickelung als nicht blos „wirthschaftliche" zu erklären, sondern den Begriff materialistisch in diesem Fall auf alle thatsächlich und real wirkende Ursachen auszudehnen. Daher auch allerhand Ideen, wie z. B. Glaube, Nationalität, Freiheitbedürfniß als in der Geschichte konkret wirksam anzuerkennen und diese Anerkennung als mit der materia-

listischen Geschichtauffassung keineswegs unvereinbar, ja, nothwendig zu ihr gehörend darzustellen.

Aber diese neueste — allerdings sehr vervollkommnete und verfeinerte — materialistische Geschichtauffassung übersieht die allermächtigste Triebfeder alles historischen Geschehens, die immer und überall den historischen Prozeß in Bewegung setzt und die sehr wohl als die Haupttriebfeder bezeichnet werden könnte, neben der alle vorhin genannten Verursachungen nur als von untergeordneter Bedeutung erscheinen. Ich meine die Triebfeder des sozialen Antagonismus.

Mag es der Hunger sein, die wirthschaftliche Noth, die eine Volksmasse antreibt, sich günstigere Subsistenzbedingungen zu erkämpfen; mag es religiöser Fanatismus oder nationaler Chauvinismus sein, der die Massen bewegt und sie zu politischen Unternehmungen aufstachelt: jedenfalls und immer sind solche Unternehmungen und Aktionen gerichtet von den einen Massen gegen andere, seien es nun Nationen, Völker, Stämme oder soziale Gruppen. Es giebt keine anderen politischen Aktionen, es giebt kein historisches Geschehen, das nicht einen sozialen Antagonismus zum Inhalt hätte, das nicht einen solchen zum Ausdruck brächte.

Die Historiker können ewig darüber streiten, ob die Bauernaufstände Folge wirthschaftlicher Noth oder politischen Druckes waren, ob sie geschürt wurden durch evangelische Aufwiegler oder, wie in den österreichischen Alpenländern, von nationalem Haß angefacht wurden: nur Eins unterliegt keinem Zweifel und darüber wird unter Historikern nie Streit bestehen, daß es Bauern waren, die gegen „Pfaffen und Adel" sich erhoben. Und eben so verhält es sich bei jedem historischen Ereigniß. Ob die französische Revolution ein Werk der Encyklopädisten, eine Folge der aufwiegelnden Schriften Voltaires und Rousseaus war, wie man uns im Gymnasium lehrte, ob sie durch Noth und Hunger verursacht wurde, wie es Hippolyte Taine beweist: darüber mag es unter Historikern immer Streit geben. Aber über die Thatsache kann es keinen Streit geben, daß der „Dritte Stand" über die zwei höheren Stände, über Adel und Klerus, herfiel. Meinetwegen mag darüber gestritten werden, was die Ursache war, daß die Amerikaner den Spaniern Kuba und die Philippinen entrissen. Mögen die Einen Handelsinteressen, die Anderen Freiheitinteressen, die Dritten schmutzige amerikanische Parteiinteressen als die Ursachen bezeichnen: nur darüber kann nicht gestritten werden, daß es eine angelsächsische Kulturgruppe war, die über eine romanische Nation herfiel, daß Yankees sich auf Spanier stürzten, um ihnen eine von ihnen besessene gute Beute abzujagen.

Welcher Meinung also immer man bezüglich der Triebfedern geschichtlicher Handlungen und Ereignisse huldigen mag: nie und nimmer kann die Thatsache bestritten werden, daß alles geschichtliche Geschehen immer ein Kampf

heterogener Gruppen, sei es nationaler oder sozialer, gegen einander ist. Wenn wir unter diesem Gesichtspunkt die geschichtlichen Ereignisse betrachten, so gelangen wir zu einer Auffassung, die nicht materialistisch und nicht idealistisch, sondern soziologisch ist. Es ist einfach die Auffassung alles geschichtlichen Geschehens als eines Kampfes von Gruppen gegen Gruppen. Und wenn die induktive Methode die einzige echt wissenschaftliche ist, so kann eine solche nur dann auf die Geschichte Anwendung finden, wenn man die Geschichte soziologisch auffaßt.

Denn die erste in die Augen fallende Thatsache, die sich bei jedem geschichtlichen Ereigniß zunächst konstatiren läßt, ist der Kampf von mindestens zwei Gruppen gegen einander. Die Ursachen eines solchen Kampfes sind nicht mehr so klar; sie können verschieden sein und sind nicht so leicht zu konstatiren; als feste Grundlagen einer induktiven Forschungmethode können sie nicht dienen. Denn weder individuell-psychologische noch auch wirthschaftliche oder gar andere allgemeine ideelle Antriebe zu historischen Handlungen lassen sich unzweifelhaft feststellen: sie beruhen immer nur auf mehr oder minder sicherer Annahme und stoßen immer bei anderer subjektiver Stimmung und Auffassung auf entgegengesetzte Annahmen. So gelangt man mit diesen — sei es materialistischen oder idealistischen — Methoden nie zu sicheren, überall anerkannten Erkenntnissen. Freilich mag es ja eine Aufgabe der Geschichtforschung bleiben, all jenen individuell-psychologischen und sozialpsychischen Ursachen geschichtlicher Ereignisse nachzugehen und, so weit es möglich ist, die Mannichfaltigkeit solcher Ursachen in gewisse allgemeine Formeln zu bringen, das gesetzmäßige Walten solcher Ursachen festzustellen. Doch ist es klar, daß all diese — auch noch so verfeinerte — „materialistische" Geschichtauffassung an Sicherheit der Feststellungen und zugleich an Weite des Horizontes und daher auch an der Möglichkeit der Aufstellung umfassender allgemeiner Gesetze sich mit der soziologischen Auffassung nicht messen kann. Denn diese umfaßt ja alle die Gesichtspunkte der materialistischen und idealistischen Geschichtauffassung, nur nimmt sie einen viel höheren, allgemeineren Standpunkt ein, ihr Horizont ist ein weltumspannender und die Gesetze der Geschichte, die die soziologische Auffassung aufstellt, gelten immer und überall, für vorhistorische Zeiten wie für unsere Tage, für alle Rassen der Welt, für gelbe, rothe, schwarze und weiße Menschenwelten.

Denn die soziologische Auffassung dringt, ausgehend von der konkreten und unbestreitbaren Thatsache des ewigen Gruppenkampfes, von diesem Punkt allmählich zur Erforschung der Ursachen dieser ewigen Kämpfe vor, um auf diesem Wege zur Aufstellung eines allgemeinen Gesetzes, das alle diese Kämpfe beherrscht, zu gelangen. Die allgemeine Formel, durch die ein solches Gesetz ausgedrückt werden soll, wird dann vollkommen und er-

schöpfend sein, wenn in ihr alle Ursachen, die bisher von der materialistischen Geschichtauffassung als bei allen Geschichtprozessen real und wirksam erwiesen worden sind, ihren genügenden Ausdruck finden. Die allgemeine Formel, die von der soziologischen Geschichtauffassung aufgestellt wird, muß nicht nur alle jene Triebfedern der historischen Aktionen umfassen, die von der materialistischen Auffassung bisher konstatirt wurden, sondern auch alle übrigen, deren Unkenntniß es verschuldet, daß die materialistische Auffassung zur Erklärung des Verlaufes der gesammten historischen Entwickelung aller Zeiten und aller Welttheile sich als ungenügend erweist.

Bevor wir uns aber auf die Suche begeben nach einer solchen Formel, wollen wir zuerst noch unseren Ausgangspunkt prüfen, um zu sehen, ob er denn auch der richtige ist, ob es denn auch wahr ist, daß es kein geschichtliches Geschehen ohne Gruppenkampf giebt.

Ich kann hier unmöglich alle die Begründungen und Nachweise der Richtigkeit dieser übrigens augenfälligen Thatsache wiederholen, die ich seit einem Vierteljahrhundert in vielen Schriften vorgebracht habe. Allerdings trugen mir diese Nachweise und Ausführungen allerhand Kosenamen ein. Aber Keiner der vielen Kritiker und Tadler konnte mir auch nur eine gegentheilige Thatsache anführen, zum Beweise, daß dort und damals ohne Zusammenstoß heterogener Gruppen eine generatio aequivoca historischen Geschehens erfolgte, daß irgendwo der Strom der Geschichte aus einheitlicher Quelle entsprang. Diesen Beweis blieben alle Tadler und Kritiker schuldig; und sie mußten ihn schuldig bleiben. Denn mag man auch noch so weit und breit all die Gebiete historischer Thatsachen überschauen, von bekannten Welttheilen in die entlegensten Winkel der Oekumene mit Entdeckern und Forschern vordringen; mag man die herkömmliche und überkommene „Weltgeschichte" von den ältesten Zeiten oder die Staaten und Reiche, die die neuesten Papyrus-Entzifferer und Keilinschriftenleser vor unserem staunenden Geist aus Verschollenheit und Vergessenheit zu neuem Leben zu erwecken wußten, betrachten: überall bietet sich uns das selbe Schauspiel dar. Nur aus dem Zusammenstoß heterogener ethnischer Elemente entstehen die Staaten und alle Geschichte ist nur ein Kampf solcher gegnerischen Elemente. Und mag dieser Kampf auch die ganze Stufenleiter von den rohesten bis zu den feinsten Formen durchlaufen, von primitivem Kanibalismus zu den verfeinertsten und raffinirtesten Formen der Ausbeutung der „Anderen", so ist doch diese Erscheinung eine so allgemeine, alle Zeiten und Länder umfassende, daß man nach aller menschlichen Logik hier getrost von einem allgemeinen Gesetz sprechen kann, das alle menschliche Geschichte beherrscht.

Wenn nun aber dieses Gesetz so klar und unwiderleglich ist, dann darf auch gefragt werden: Wird es von der heutigen Wissenschaft anerkannt?

Stimmen die heutigen Gelehrten einem so formulirten soziologischen Gesetz der Geschichte zu? Nun: es giebt Gegner und Anhänger. Die Gegner bilden die Mehrzahl. Es ist die ganze offizielle und zünftige Juristerei und die mit ihr verbündete Katheder-Staatsrechtlerei. Diese ganze mächtige Phalanx runzelt zornig die Stirn und wendet sich unwillig ab von dieser „jeden juristischen Sinnes baren" Lehre. Was soll sie auch mit einer Lehre anfangen, die Miene macht, alle die gestrengen Herren Rechtslehrer aus dem Tempel der Staatswissenschaft hinauszujagen? „J'y suis et j'y reste", sagt die Juristerei; „das Staatsrecht steht auf unserem Boden, wir lassen es uns nicht nehmen, — hinaus mit den Soziologen!"

Doch „drei Namen nenn' ich euch inhaltsschwer": Wundt, Ratzel und Ratzenhofer.

Wundt giebt zu, daß die Zukunft der Staatswissenschaft in der soziologischen Methode liegt. Ratzel hat in einer Reihe von Werken (zuletzt in der „Politischen Geographie") gezeigt, daß die wahre Erkenntniß des Staates ganz anderswo liegt als auf dem Gebiete des Rechtes; daß es Faktoren giebt, die gestaltend den Staat beeinflussen, seine Schicksale und Wandlungen bestimmen, seinen Bestand bedingen, seinen Zerfall beschleunigen, Faktoren, von denen die gesammte bisherige juristische Staatsrechtlerei sich nichts träumen ließ. Und der Dritte im Bunde, Ratzenhofer, hat einen kühnen systematischen Bau aufgeführt, in dem er uns die Geschichte als das Leben der Staaten und im Staat all die sozialen Triebfedern aufweist, die seinen Lebensprozeß unterhalten. Geschichte und Staat treten uns bei ihm entgegen als Makro- und Mikrokosmos, in denen die selben sozialen Kräfte wirken, die ihrer Natur nach sich austoben müssen und nur im ewigen Kampf sich austoben können.

Von zwei verschiedenen Seiten packen Ratzel und Ratzenhofer das Problem an, Jener vom Boden, Dieser von den sozialen Gruppen aus, doch ergänzen sie einander. Zusammen führen sie den Nachweis, daß, was den Staat belebt und die Geschichte in Bewegung setzt, alles Andere eher ist als der Mensch. „Der Boden ists, das geographische Milieu mit Allem, was drum und dran hängt", sagt Ratzel; „die heterogenen sozialen Gruppen sinds, in denen Kräfte sich geltend machen, die nicht individuelle Vernunft, nicht menschlicher Wille, menschliche Ueberlegung sind" sagt Ratzenhofer. Was fangen Juristen, was fängt der juristische Staatsrechtler mit solchen Lehren an, die ihre schönen Konstruktionen umstürzen? Sie treiben die Politik des Vogels Strauß und müssen sie treiben. Denn wenn an die Stelle des „sittlich freien" Menschen, der den Staat „gründet" und die Geschichte macht, „Kräfte" gesetzt werden, die keiner „Rechtskontrole" sich beugen und keine anerkennen, dann ist nach beschränktem Juristensinn das Ende der Welt nicht mehr weit.

Und auch die Historiker werden arg vor den Kopf gestoßen, wenn Ratzel den Satz aufstellt, daß „der Gegensatz von Herrschenden und Unterworfenen... auf den kriegerischen Ursprung der Staaten zurückführt" und daß es „auf einer falschen Auffassung von der Entwickelung der Staaten beruht, wenn man Einem vor dem Anderen die Fähigkeit zuspricht, sich aus sich selbst zu entwickeln". Was soll angesichts solcher allgemeine Giltigkeit beanspruchenden Sätze aus den schönen Schilderungen der Historiker werden, wie sich aus ursprünglicher germanischer oder slavischer „Gemeinfreiheit" durch „allmähliche" Entwickelung die germanischen oder auch slavischen Staaten bildeten? Geht nicht die ganze Idylle „nationaler Geschichtschreibung" in die Brüche, wenn Ratzel den Satz aufstellt, daß „diese Nothwendigkeit fremder Elemente in der Staatenbildung ein Licht wirft auf das Unvermeidliche der Völkermischungen?" Wenn in Folge dieser Anschauung Ratzel den Satz aufstellt, daß „die politische Entwickelung der Menschheit mindestens eben so ausgleichend auf die Völker- und endlich auf die Rassenunterschiede wirken mußte wie der Verkehr, auch wenn man die Kriege mit ihrem unvermeidlichen Menschenraub und -austausch bei Seite läßt": dann ist das alte Ammenmärchen von der allmähligen Differenzirung der ursprünglich einheitlichen Menschheit in verschiedene Rassen von autoritativster Seite bestritten und es bleibt kein anderer Ausweg als die Annahme eines ursprünglichen Polygenismus, der im Laufe geschichtlicher Entwickelung zu einer Anzahl Konglomeraten heterogener Elemente führt, die sich zu Nationen und Nationalitäten heranbilden. Damit ist den bisherigen entgegengesetzten Grundanschauungen der Geschichtschreibung, auf denen sie alle ihre geschichtphilosophischen Systeme aufbaut, jeder Boden entzogen. Dieser Geschichtschreibung und dieser Geschichtphilophie wirft Ratzel den Fehdehandschuh hin, wenn er aus allen vorhergehenden Ausführungen den nothwendigen Schluß zieht, daß „wir die Geschichte keines Volkes verstehen können, auch wenn es scheinbar einheitlich ist, ohne über seine Grenze hinaus den Blick auf die Herkunft und die Wiege des fremden Volkes oder der fremden Völker zu richten, die zu diesen gestoßen sind und ihre Einflüsse auf sein Wesen ausgeübt haben." Mit diesem Satz ist die vollkommene Unzulänglichkeit, ja Verkehrtheit aller üblichen „nationalen" Geschichtschreibung gekennzeichnet, die sich in naiven Schilderungen der Kindheit ihrer Nation gefällt, der sie allerhand liebenswürdige Eigenschaften andichtet, um sie am Liebsten sofort in Gegensatz zu unschönen Zügen anderer Nationen zu stellen, ohne zu bedenken, daß in jenem „Kindheitalter" es eine solche nationale Einheit als Trägerin solcher Charaktereigenschaften überhaupt nicht gab und daß jede Nation ein mixtum compositum ist aus allerhand heterogenen Elementen, es daher vollkommen unzulässig ist, jener erdichteten, in die Vergangenheit

projizirten Einheit ein Gepräge zu verleihen, das sie schon deshalb nicht besitzen konnte, weil sie als Einheit gar nicht bestanden hat.

Auch vom anthropogeographischen Standpunkt Ratzels aus muß solche — von den Historikern mit Vorliebe gepflegte — Charakteristik „unserer Vorvordern" schon aus dem Grunde abgelehnt werden, weil er jede Möglichkeit des Entstehens eines Staates und daher auch einer Nation ohne Zusammenstoß heterogener ethnischer Elemente ausschließt, mag nun dieser Zusammenstoß ein gewaltsamer (Landnahme) oder ein mehr friedlicher auf dem Wege der Kolonisation — die aber auch nie ganz friedlich vor sich gehen kann — gewesen sein. Jedenfalls aber ist die einheitliche Nation „in der Kindheit" oder im „Urzustande" ein Hirngespinnst „nationaler" Historiker.

Nachdem wir nun festgestellt haben, daß es ohne Kampf heterogener Elemente keine Geschichte giebt, eben so wenig, wie es ohne Aufeinanderwirken heterogener chemischer Elemente einen chemischen Prozeß geben kann, wollen wir die Frage untersuchen, welche Ursache oder Kraft es wohl ist, die diese heterogenen Elemente zum Kampf mit einander treibt. Sollte es vielleicht der Hunger sein, dem Schiller in seinem bekannten Wort eine solche Rolle zuweist? Ratzel scheint sich dieser Ansicht anzuschließen, wenn er den „Brotneid" als das mächtigste Agens aller sozialen Entwickelung hinstellt. Ich meine, es wäre mindestens nicht ganz genau, wenn wir dem Hunger diese Bedeutung beimessen würden. Sehen wir doch täglich soziale Gruppen im Kampf, die um ihr täglich Brot nicht besorgt zu sein brauchen, da sie es in Hülle und Fülle für sich und ihre Nachkommen besitzen. Wäre Hunger die einzige Triebfeder der Politik: was brauchten da die feudalen Herren aus ihren Palästen auf die Straße herabzusteigen und sich ins politische Getriebe zu mischen, Agitationen zu leiten, sich allerhand Unannehmlichkeiten und Gefahren auszusetzen? Oder betrachten wir die ecclesia militans, die politisirenden Prälaten, so manchen streitbaren Bischof: sie treibt doch gewiß der Hunger nicht und doch opfern sie in der „Vertheidigung der Kirche" oft ihr persönliches Wohl, ihre Ruhe und Sicherheit. Oder sollte es vielleicht Habgier sein, Gewinnsucht, die auri sacra fames? Auch Das nicht, — wenigstens nicht immer. Gewiß treiben Viele Politik aus Gewinnsucht, andere aber opfern der Politik ihr Vermögen, setzen ihr Hab und Gut aufs Spiel. Dann ist es vielleicht Ehrgeiz, Ruhmsucht, Herrschsucht, das Streben nach Einfluß, nach Titeln und Würden? Alle solche „Triebe" können bei Einzelnen eine gewisse Bedeutung haben, genügen aber nicht zur Erklärung sozialer Bewegungen und Kämpfe, schon deshalb nicht, weil solche Triebe stets nur individuell sind, zu sozialen Kämpfen aber immer Massen nöthig sind, denen man solche individuelle Absichten und egoistische Ziele keineswegs zumuthen kann.

Wenn Parteien und soziale Gruppen einen Kampf eröffnen, so wird

ihnen gewiß Niemand Ehrgeiz, Ruhmsucht, Streben nach Titeln oder sonstige kleinliche Motive unterschieben, die höchstens dem einen oder anderen Führer zugemuthet werden dürfen. Dagegen werden Parteien, Gruppen und auch die Mehrzahl Einzelner von einer ganz anderen Kraft zu sozialen Kämpfen gedrängt und getrieben, die ich einfach als den Selbstbehauptungtrieb bezeichnen möchte. Das ist der sowohl in jedem einzelnen Organismus, von der Pflanzenwelt an, wie auch in jeder Gruppe und Gattung als Gesammtheiten unwiderstehlich waltende Trieb, sich geltend zu machen und sein Eigenwesen zu behaupten. Und zwar ist Das nicht etwa „freier Wille" des Einzelnen oder gar der Gruppe und Gattung, sondern es ist überwältigendes, unwiderstehliches, allüberall herrschendes Naturgesetz, es ist die ewige „Urkraft," um mit Ratzenhofer zu sprechen. Wie jeder Organismus ein Inbegriff gewisser Kräfte zu sein scheint oder ist, die sich in der Außenwelt geltend zu machen, sich durchzusetzen streben, eben so strebt jede soziale Gruppe, sich zu behaupten und geltend zu machen, und zwar nicht nur durch ein bloßes Vegetiren, sondern dadurch, daß sie ihrem innersten Wesen, ihrem geistigen Kern sozusagen in der äußeren Welt Ausdruck zu schaffen bestrebt ist. Dieses Streben, sein innerstes geistiges Wesen nach außen hin geltend zu machen, möchte ich einfach als den Trieb der Selbstbehauptung bezeichnen, der sowohl den Individuen als auch den Gruppen angeboren ist. Dieser Selbstbehauptungtrieb ist schwächer oder stärker, je nach der größeren oder geringeren physischen und geistigen Kraft des Individuums und der Gruppe. Bei schwächeren Individuen und Gruppen äußert er sich nur in der Nahrungsuche, auch vielleicht noch in der Gründung einer Heimstätte und Siedelung, in deren Sicherung vor feindlichem Angriff, endlich auch in der Fortpflanzung. Bei kräftigeren Individuen und Gruppen wird dieser Selbstbehauptungtrieb sich in gewaltsamen Thaten äußern, in Ueberwältigung fremder Individuen und Gruppen, in ihrer Unterjochung, in Eroberung immer weiteren Gebietes, endlich in Unterwerfung immer zahlreicherer schwächeren Gruppen.

Aus der heute wohl nicht mehr angezweifelten Thatsache eines ursprünglichen Polygenismus, d. h. eines ursprünglichen Vorhandenseins heterogener Gruppen, die von den sie umgebenden verschiedenen Milieus mit verschiedenen Begabungen und Kräften ausgestattet sind, und aus der zweiten Thatsache, daß jede dieser Gruppen von einem Selbstbehauptungtrieb beseelt ist, ergeben sich unvermeidlich die feindsäligen Zusammenstöße der stärkeren und schwächeren Gruppen, Zusammenstöße, die den Entwickelungprozeß der Menschheit in Fluß bringen. Aus jener Urthatsache eines über den ganzen Erdball weithin verbreiteten Polygenismus und aus der Verschiedenheit der einzelnen Menschengruppen, welche die nothwendige Konsequenz der Mannich-

faltigkeit der Bodenbeschaffenheit, der Lage, des Klimas, der Fauna und Flora auf diese verschiedenen Menschengruppen ist, entspringt mit Nothwendigkeit der Strom der Geschichte oder, besser gesagt, die große Anzahl von Geschichtströmen auf allen bewohnten Punkten unseres Erdballes, die überall nach dem selben Gesetz die unzähligen Menschengruppen in ihre Wirbel fortreißen. Dieses Gesetz aber lautet: Die Stärkeren herrschen.

So haben wir es denn in der Geschichte der Menschheit mit einem Naturprozeß zu thun, der in der Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit wurzelt, die unsere Erdrinde darbietet. Denn diese erzeugt die ursprüngliche Heterogeneität der Gruppen, von denen jede sich in ihrer Eigenart behaupten und geltend machen will, was unvermeidlich zum Kampf und durch diesen Kampf zu den Zwangsorganisationen der Herrschaft der Einen über die Anderen führt, die wir Staaten nennen. Daraus geht aber auch hervor, daß es ohne solche Kämpfe, ohne diese unvermeidlichen Aeußerungen des Selbstbehauptungtriebes der Gruppen, nie eine Entwickelung der Menschheit, nie Staaten und nie eine Geschichte gegeben hätte.

Die Aufgabe einer wissenschaftlichen Geschichtschreibung kann daher keine andere sein als eben die Darstellung dieses überall im Bereich der Oekumene sich abspielenden Naturprozesses, der immer wieder vom Kampf zu Staatengründung führt und in fortgesetztem, ewigen Kampf der sozialen Gruppen im Staate dessen innere Struktur den stets sich ändernden Machtverhältnissen dieser sozialen Gruppen anpaßt. Dabei fällt dem Staat als solchem die Rolle zu, diese ungleichen sozialen Elemente durch eine ihnen aufgezwungene Rechtsordnung und deren Aufrechthaltung stets in einem allerdings labilen Gleichgewicht zu erhalten. Ich sage: in einem labilen Gleichgewicht; denn von einem stabilen Gleichgewicht kann nie und nimmer die Rede sein, ein solches kann nie erreicht werden. Denn in der Natur herrscht überall Bewegung, da Leben doch nichts Anderes ist als Bewegung. Daher ändert sich auch im Staat der Kräftezustand der einzelnen Gruppen stets und diese Aenderungen müssen, in Folge des Selbstbehauptungtriebes jeder Gruppe, gleich wieder eine entsprechende „Umwälzung" oder, wie man es auch zu nennen liebt, einen „Umsturz" der bisher bestandenen Rechtsordnung herbeiführen. Dieser fortwährende Anpassungprozeß der öffentlich rechtlichen Formen des Staates an die stets in Fluß begriffenen Machtverhältnisse der sozialen Gruppen bildet den Kern aller „politischen Geschichte" und ihre Darstellung die einzig wissenschaftliche Aufgabe der Geschichtschreibung.

Graz. Professor Ludwig Gumplowicz.

# Einiges über Totentänze.

Die größte Ironie des Lebens ist der Tod. Daß ein machtvoller Herrscher, vor dem die Welt erzittert, daß ein Kind, das erst zum Leben erwacht ist und das lachend in blumige Paradiese hineinschaut, daß ein dem besonderen Schutz Gottes befohlener Frommer in einem Augenblick durch ein giftiges Insekt, durch ein eingeathmetes Stäubchen, durch ein Nichts in ein Nichts verwandelt werden kann —: dieses Geschick, dem der Mensch verfallen ist, trägt den Ausdruck stummen Hohnes in seinem Sphinx-Antlitz. Und der Mensch vergißt seinen Kummer, überwindet seinen Schmerz und hebt sich zur Ironie empor, wenn er die Verwegenheit und gleichzeitig die Nichtigkeit seiner auf so schwankem Grunde aufgethürmten Anmaßungen ins Auge faßt. Seiner Anmaßungen: damit wird die Ironie zur Selbstironie und dem Element der Komik, das sich zur Selbstbelächelung entfaltet, gesellt sich ein anderes Element hinzu, jener gewisse grimmige Humor, für den wir den bezeichnenden Ausdruck „Galgen-Humor" besitzen.

Die sinnbildliche, künstlerische Verkörperung dieses auf den Todesgedanken in solcher Auffassung bezogenen Humors ist der „Totentanz," der seit dem vierzehnten Jahrhundert bis in unsere Zeit eine gewisse feste Stellung in den von diesem Gedankengehalt beseelten Kunstgebilden behauptet hat. Der antike Mensch war zu unbefangen, zu heiter und für die Spaltung des Eindruckes, die den Größenabstand berücksichtigt, ein zu ungetheilter Mensch. Daher lag ihm die Ironie überhaupt — nicht nur in ihrer Anwendung auf den Tod — fern. Anders das reflektirende Mittelalter. Die Nichtigkeit des Lebens war ihm ohnehin durch seinen religiösen Standpunkt nah gebracht. Die Ironie, die aus dem Abstande des äußeren Glanzes von der inneren Hohlheit herauswächst, fand leicht den Zugang zu seinem Empfinden und übertrug sich in seiner Auffassung ohne Schwierigkeit auf das Verhältniß des Todes zum Leben.

Ironischer kann aber der Tod dem Leben, das vor ihm zurückschaudert, nicht gegenüber gestellt werden, als wenn er sich ihm als Tänzer nähert oder als Spielmann, der zum Tanz auffordert oder den Reigen eröffnet. Welcher grimmige Humor liegt doch in dieser Vorstellung, die die lebendigste Sinnenfrische, die Fleisch und Blut gewordene Lust an der Bewegung, gerade mit dem Tod, in dessen fleisch- und blutlosen Armen das Leben erstarrt und der Herzschlag stockt, in Verbindung bringt! Es ist daher leicht zu verstehen, daß das Verlangen nach allegorischer Verkörperung hier anknüpfte, und eben so, daß das altfranzösische religiös-dramatische Motiv der „danse macabre" (chorea Machabaeorum) in diesem Sinne zunächst eine Erweiterung erfuhr. Gerade der französische Volksgeist mit seiner Neigung zu spöttischer

Ausgelassenheit, die das Frivole leicht streift, war für eine Ironisirung unseres Verhältnisses zum Tode, die den Ernst hinter einer heiteren Maske versteckt, vortrefflich geeignet.

Von Frankreich ging der „Totentanz" nach England, ganz besonders aber nach Deutschland über und wurde überall volksthümlich, so daß Kirchen, Kapellen und Kirchhofsmauern sich mit seinen Darstellungen bedeckten. Berühmt ist der Totentanz in der Marienkirche zu Lübeck, wo vierundzwanzig menschliche Gestalten in absteigender Ordnung, zwischen je zweien eine springende oder tanzende Todesgestalt im Grabtuch, einen einzigen Reigen darstellen. Im deutschen Geist erweiterte und vertiefte sich das Todesthema aber noch zu größerem Umfang; und wenn auch für alle diese dem Stoff nach verwandten Darstellungen die populäre Benennung „Totentanz" beibehalten wurde, so deckte sich doch der Inhalt später nicht mehr ganz mit der ursprünglichen Meinung. In Hans Holbeins für den Holzschnitt bestimmten imagines mortis ist das Tanzmotiv fallen gelassen. Der ernste Deutsche hatte das Bedürfniß, die ironische Maske zu lüften und dahinter blicken zu lassen, an Stelle des halb schreckhaften, halb heiteren Gaukelbildes den bitteren Ernst zu setzen und zu zeigen, wie heimtückisch, wie schleichend, wie hinterlistig, wie feindsälig der Tod — wenigstens in der Mehrzahl der Fälle — zu Werke geht. Er schmückt die Braut mit grauenhaften Totengebeinen, den Blinden geleitet er als verrätherischer Führer, dem König kredenzt er einen verderblichen Trank, heimlich beschleicht er den auf goldenem Sessel thronenden Papst, die Kaiserin lockt er ins offene Grab, des Kriegers Rüstung durchbohrt er. Und die Wahrnehmung bestätigend, daß das Lebensende gerade da häufig zu zögern scheint, wo es ersehnt wird, geht der Tod nur an dem aussätzigen Lazarus, der um Erlösung fleht, vorüber.

Wenn Holbein das allgemeine Menschenloos als Motiv seiner ergreifenden, vielseitigen und häufig nachgeahmten Darstellungen festhielt, so übertrug Alfred Rethels gewaltiger Griffel sie im Sturmjahre Achtundvierzig mit großem Geschick auf das politische Gebiet. Der Tod ist hier als Volksverführer gedacht. Lüstern nach Leichen, hetzt er die bethörten Volksmassen auf die Barrikaden, wo sie „Freiheit und Gleichheit" in der Auslöschung des Lebens finden. Der von R. Reinick gedichtete „erklärende Text" schließt mit den Verszeilen:

„Der sie geführt — es war der Tod!
Er hat gehalten, was er bot.
Die ihm gefolgt, sie liegen bleich,
Als Brüder Alle frei und gleich.

Seht hin: die Maske that er fort;
Als Sieger, hoch zu Rosse dort
Zieht, der Verwesung Hohn im Blick,
Der Held der rothen Republik."

Die Zeichnung des mit Hut, Hahnenfeder und Mantel drapirten Todes, seines schnaubenden Rosses, der Barrikadenkämpfe und der allgemeinen Verwüstung zeigt das höchste Maß kraftvoller Charakteristik in der dem Künstler eigenen Einfachheit. Alles athmet den Ernst des Todes. Die spottende Selbstironie, das eigentliche Element des Totentanzes, verschwindet hinter dem Grauen, das der Künstler über den geschichtlichen Vorgang ausgebreitet hat. Es liegt Etwas von dem zerschmetternden Gewicht eines Strafgerichtes für schwere Verirrungen in dem rethelschen „Totentanz." Auch von Kaulbach existiren vier Blätter, die ich leider nicht kenne. Von neueren Künstlern hat Lührig vor mehreren Jahren eine Reihe von Darstellungen veröffentlicht, die sich durch eine gewisse drastische Charakteristik hervorthaten.

Dagegen hat die Dichtkunst zu allen Zeiten wenig Vorliebe für den Totentanz gezeigt und sich meistens auf Begleitverse zu den bildlichen Darstellungen beschränkt. Eine Dichtung Bechsteins vom Jahre 1831 ist unbedeutend und verdient deshalb keine eingehende Würdigung. Und doch steckt in dem Stoff eine Fülle interessanter Beziehungen und Gesichtspunkte, die namentlich für einen Humoristen mit philosophischen Tiefsinn verlockend sein müßten. Wie sehr Das der Fall ist, hat besonders ein auswärtiger Dichter, der Däne Gjellerup, in seiner vor einigen Jahren erschienenen „sonderbaren Geschichte," dem „Pastor Mors", bewiesen. Gjellerup hat hier in der That alle die Töne angeschlagen, die, an Zweifel, Spott, Weltverachtung und tiefen Ernst anklingend, geeignet sind, in den entlegensten Tiefen menschlichen Empfindens nachzuzittern, ohne daß die aesthetische Wirkung darunter leidet. Da die kleine Geschichte, obgleich sie deutsch geschrieben und in Deutschland zuerst veröffentlicht worden ist, wenig bekannt geworden zu sein scheint, so darf ich hier auf ihren Inhalt etwas näher eingehen. Die Situation, die der Dichter ersonnen hat, ist eigentlich eine Umkehrung des alten Totentanzthemas und eben durch diese Umkehrung erinnert sie daran. Im „Pastor Mors" wird nicht der Mensch, sondern gewissermaßen der Tod selbst vor seine eigene Vernichtung gestellt. Ein gelehrter Professor, Theologe, glaubt, den unumstößlichen Beweis für die persönliche Fortdauer des Menschen nach seinem Tode gefunden zu haben, und schickt sich an, diesen Beweis urbi et orbi in einem gründlichen Werke zu verkünden. Eben hat er seine Arbeit beendet, als ihm ein „interessanter Fremder" gemeldet wird. Der Eintretende ist augenscheinlich Geistlicher, er trägt eine gewisse Amtswürde zur Schau, aber das Gesicht ist von einer entsetzlichen, „charaktervollen" Häßlichkeit. Es ist erdfahl, — „kaum daß es sich den ungeheuren, breiten Mund entlang ein Wenig röthete, denn von eigentlichen Lippen konnte man überhaupt nicht sprechen. Die Augen verschwanden hinter grauen Brillengläsern, die Backenknochen waren vorspringend, besonders aber war die Nase abscheulich; sie

war winzig klein und dabei so aufgestülpt, daß es schien, man könnte durch die Nasenlöcher geradewegs ins Innere des Kopfes hinein sehen."

Nachdem der Fremde sich eingeführt hat, läßt er durchblicken, daß er von dem unsterblichen Werk, das das Licht der Welt erblicken soll, gehört habe und daß er, da ihm diese Frage immer ganz besonders interessant gewesen sei, komme, um den Wunsch nach einer gelehrten Unterhaltung über dieses Lieblingsthema erfüllt zu sehen. Denn eigentlich, Das müsse er gestehen, hätten ihn weder die Scholastiker noch die Neueren ganz befriedigt. „Ganz mein Fall," ruft der Professor seelenvergnügt aus, „gerade von diesem Gesichtspunkt aus habe ich ja mein Buch geschrieben. Keine Unterhaltung könnte mir erwünschter sein als eben diese."

Die Unterhaltung beginnt; sie ist vom Verfasser mit leichten Strichen humoristisch skizzirt. Aber sonderbar: von dem Vergnügen, das der Professor sich versprochen hat, will sich gar nichts entwickeln. In unheimlich wachsendem Maße muß er erleben, daß Alles, was der Pastor Mors anrührt, womit er in Beziehung tritt, Reiz und Bedeutung verliert. Selbst seine eigenen Beweisgründe für die Unsterblichkeit erscheinen ihm nichtig und inhaltlos, sobald der Pastor sie zustimmend wiederholt. Mit heimlichem Grimm fragt er sich, warum sein Konfrater nicht darauf verfällt, diesen oder jenen Einwand zu erheben.

Auch die Natur entfärbt und entseelt sich, da er auf einem einsamen Spazirgang Jenen an seine Lieblingsplätze führt. Sie machen heute keinen Eindruck auf ihn, und als er gar in das ländliche Wirthshaus „Zur guten Stunde" einkehrt, begegnet es ihm, daß „Margretlein hold am Lindenthor", die ihm den „kühlen Schaum" einschänkt, — sonst sein Liebling — heute, als sie zufällig mit dem Arm seine Wange streift, kein elektrisches Fluidum auf ihn ausströmt, während sogar Pastor Mors, von ihrem Liebreiz bezwungen, einen Anlauf nimmt, sie in den Arm zu kneifen.

Ein Gemisch von leisem Geisterschauer und spielendem Tiefsinn entfaltet sich in den Gesprächen, die bald das Verhältniß des Geschlechtslebens, bald das der Ernährung zum Jenseits in barocker Metaphysik berühren, wobei dem Professor immer schlimmer zu Muthe wird. Endlich dämmert der Abend, die Landschaft hat sich verdüstert, am Himmel jagen Wolken, „oben noch im sterbenden Tageslicht leuchtend, unten traurig grau und zerfetzt, als ob die Baumwipfel, die sie zu streifen schienen, ihren Saum zerrissen hätten." Die Unterhaltung ist schon lange ins Stocken gerathen. Am Eingang des Kirchhofes macht der unheimliche Begleiter plötzlich Halt, um sich zu empfehlen. Den Professor, der sich seine Adresse ausbittet, um ihm einen Gegenbesuch machen zu können, wehrt er ab. „Ihre Zeit ist zu kostbar, außerdem würde ich wohl morgen schwerlich noch zu treffen sein.

Es ist diesmal leider nur ein kurzer Besuch gewesen, aber ich werde bestimmt wiederkehren.“ Eiskalt rieselt es dem Professor bei dieser Verheißung über den Rücken; und als Pastor Mors ihm gar zum Abschied seine Hand reicht, eine Hand, „die mager zu nennen, die Magerkeit beleidigen hieße“, da übermannt ihn ein Gefühl der vollständigen Auflösung des Ichs, schrecklich und unüberschaulich, „wie die bläulich zusammenfließende Tiefe für den schwindligen Bergsteiger.“ „Ja,“ ruft es jetzt wider Willen in ihm, „wärst Du ein Brahmine oder Buddhajünger, dann könntest Du jetzt rufen: ‚Nimmerwiederkehrer ist mein Name! Nicht soll ich wieder die freudlose Wüste Sansaras durchwandern, im kühlen Schatten bin ich gebettet; durchschwommen habe ich das Meer der Geburt und des Todes und das stille Ufer erreicht, — Nirwana ist mein Loos.‘“

„Also hättest Du dann selig psalmodirt. So aber — weil Dein ganzes Denken und Trachten auf ein „Sich-Anklammern an das Ich“ eingestellt ist — mußt Du jetzt das Furchtbarste erleben, was man ausdenken könnte, mußt eben Das erleben, was Du sonst nur erstorben hättest, und in das lebendige Bewußtsein die Bewußtlosigkeit des Todes aufnehmen.“

Die überwältigende Wirkung dieser Verabschiedung, wo alle bisher angeschlagenen Saiten noch einmal zu einem grellen Akkord zusammenklingen, ist besonders gelungen, eben so die Schilderung der Naturstimmung. Als Pastor Mors sich zum Gehen wendet und noch einmal seinen Totenschädel zum Gruß entblößt, heißt es: „Hastigen Schrittes eilte die hohe, schwarze Gestalt die Gräbergasse hinauf. Ein letzter greller Nachschein des gestorbenen Herbsttages zitterte gespensterhaft über den Grabkreuzen; der Wind wüthete in den Bäumen und trieb den langen Ueberrock des Pastors zwischen seine Stelzenbeine, dürres Laub tanzte wirbelnd in seinen Fußstapfen . . .“

Damit ist die „seltsame Geschichte“ eigentlich zu Ende. Einen humoristischen Schlußrefrain, in den sie ausklingt, übergehe ich. Fragen wir zum Schluß nach dem philosophischen Kern des Ganzen, so sind hier offenbar zwei Auslegungen möglich. Die personifizirt eingeführte Todesgewalt kann als eigentliche Vernichtung gedacht werden und der Tod, dem seine Wesenhaftigkeit, die Vernichtung, streitig gemacht werden soll, erlaubt sich, dem Professor eine gründliche Lektion zu ertheilen, — freilich, ohne ihn zu bekehren. Denn welcher Gelehrte wäre wohl je zu bekehren gewesen? Oder der Tod kann als der „große Unbekannte“ gedacht werden, der sein Geheimniß gewahrt wissen will und der die Vermessenheit des Erdenwurms mit souverainer Ironie erdrückt. In beiden Fällen tritt uns ein Tiefsinn von ergreifendem Gehalt entgegen, der kaum in einer anderen Form als der des Totentanzes so übermüthig und so ernsthaft wirken, eine so schaurige und zugleich so poetisch anmuthende Gestalt gewinnen konnte.

Plauen bei Dresden. Julius Duboc.

# Die Nothwendigkeit.

In dem Lande, wo der Lotos blüht und der heilige Fluß seine Gewässer rollt, waren keine weiseren Brahminen als Darnu und Purana. Niemand hatte die Heiligen Bücher besser erlernt und Niemand sich in die alte Weisheit tiefer versenkt. Als sie aber die Grenze des Lebenssommers erreicht hatten und das Schneegestöber des nahen Winters ihre Haare mit Flocken überstreute, waren die Beiden doch noch unzufrieden. Die Jahre gingen vorüber, das Grab kam immer näher, — und die Wahrheit schien ihnen immer entfernter zu sein.

Da sie nun wußten, daß das Grab nicht in die Ferne gerückt werden kann, beschlossen sie, der Wahrheit näher zu gehen. Zuerst legte Darnu Reisekleider an, befestigte eine Kürbisflasche mit Wasser an seinem Gürtel, ergriff den Pilgerstab und machte sich auf den Weg.

Zwei Jahre war er rastlos gewandert, da kam er an den Fuß eines gewaltigen Berges und bemerkte hoch oben auf einem Abhang, wo die Wolken nächtigen, die Trümmer eines Tempels. Nicht weit vom Weg auf einer Wiese hüteten Hirten ihre Heerden und Darnu wandte sich an sie mit der Frage: „Was ist das für ein Tempel? Welche Menschenart opferte dort? Und welchem Gott?"

Die Hirten blickten abwechselnd auf den Berg und auf den Frager und wußten nicht, was sie antworten sollten. Endlich sagten sie:

„Wir sind Thalbewohner und wissen nicht, was wir Dir antworten sollen. Unter uns lebt aber ein alter Hirt, Anurudscha, der seine Heerden einst auf diesen Höhen weidete. Vielleicht weiß er Dir zu antworten" ... Und sie riefen den Greis.

„Auch ich kann Dir nicht künden", sprach er, „welche Menschen dort opferten, welchem Gott und wann sie opferten. Aber mein Vater hörte von seinem Großvater, sein Urahne habe ihm erzählt, auf den Hängen dieser Berge habe einst ein Geschlecht von Weisen gewohnt, die alle umkamen, nachdem sie diesen Tempel erbaut hatten. Und ihre Gottheit hieß Nothwendigkeit."

„Nothwendigkeit?" rief Darnu lebhaft aus. „Aber weißt Du nicht, guter Vater, welches Aussehen diese Gottheit hatte und ob sie noch jetzt in dem Tempel wohnt?"

„Wir sind einfache Leute", antwortete der Alte, „und uns ist es nicht gegeben, solche schweren Fragen zu beantworten. In meiner Jugend aber — Das ist schon sehr lange her — weidete ich die Herden auf diesen Hängen. Damals stand dort noch ein Götze von schwarzem, glänzenden Stein. Bisweilen, wenn mich Gewitter in der Nähe überraschten — und die Gewitter sind in diesen Klüften fürchterlich —, trieb ich meine Heerde unter das schützende Dach des alten Tempels. Es geschah auch wohl, daß Anhapali, die Hirtin des benachbarten Hanges, erschreckt und zitternd sich dorthin flüchtete. Dann erwärmte ich sie in meinen Armen und der alte Götze sah uns seltsam lächelnd an. Doch that er uns niemals Etwas zu Leide. Vielleicht, weil Anhapali ihn jedesmal mit Blumen schmückte. Man sagt aber ..."

Der Hirt hielt inne und blickte unentschlossen auf Darnu, als ob er sich scheute, weiterzusprechen.

„Was sagt man? Erzähle zu Ende, guter Mensch", bat der Weise.

„Man sagt, nicht alle Anhänger des alten Gottes seien umgekommen, sondern Einige hätten sich durch die Welt zerstreut; und manchmal, wenn auch selten, komme Einer hierher, erkundige sich — wie Du — nach dem Wege zum Tempel und gehe dorthin, den alten Gott zu befragen. Solche verwandele der Gott dann in Steine. Kundige Leute haben Bildsäulen im Tempel gesehen, die von Winden und anderen Schlinggewächsen reichlich umrankt waren und eine gewisse Aehnlichkeit mit sitzenden Menschen hatten. Auf einigen nisteten die Vögel. Nachher zerfielen sie allmählich in Staub."

Darnu sann dieser Erzählung nach und dachte bei sich: „Sollte ich vielleicht meinem Ziele nah sein? Heißt es nicht: Wer wie ein Blinder nicht sieht, wie ein Tauber nicht hört, wie ein Baum gefühllos und unbewegt ist, Der hat Ruhe und Erkenntniß gefunden?" Und er wandte sich dem Hirten zu.

„Mein Freund, sei so gut, mir den Weg zum Tempel zu weisen."

Der Hirt war dazu bereit; und während Darnu schon auf dem von Unkraut überwucherten Pfad vorauseilte, wandte er sich zu seinen Genossen und sagte:

„Der alte Gott fordert ein neues Opfer; bald wird im Tempel eine Bildsäule mehr sein."

Dann dauerte es eine Weile — etwa einige Wochen oder noch länger —, da stand abermals ein Wanderer am Fuße des Berges und fragte nach dem Tempel. Auch er ließ sich von dem Alten den Weg weisen, stieg behend den Berg hinan und der Alte sagte kopfschüttelnd: „Die zweite Bildsäule!"

Das war Purana, der den Wegspuren Darnus gefolgt war, denn er dachte: „Findet Darnu die Wahrheit, so soll man von Purana nicht sagen, er habe sie nicht auch zu finden gewußt."

Immerhin hatte Darnu doch einen Vorsprung. Der Weg war beschwerlich. Man sah, daß schon lange keines Menschen Fuß den verwilderten Pfad mehr betreten hatte. Aber Darnu überwand alle Hindernisse und kam endlich an ein verfallenes Thor, das in alterthümlichen Zeichen die Inschrift trug: „Ich bin die Nothwendigkeit, die Beherrscherin aller Veränderungen." An den Außenwänden waren weder Bildwerke noch Zierrathe, sondern nur Ziffern und räthselhafte Berechnungen zu sehen.

Darnu schritt durch das Thor und betrat das Heiligthum. Hier war Alles Zerstörung. Aber selbst die Zerstörung war wie versteinert und es schien, daß die Trümmer schon Jahrhunderte lang so da lagen. In einer Wand befand sich eine breite Nische, dort führten einige Stufen zu einem Altar, auf dem ein schwarz glänzender, steinerner Götze stand; und das Bild lächelte seltsam über die Verödung hin. Unten hatte sich ein Bach seinen Weg gebahnt und füllte die lauschige Stille mit dem Murmeln seines Geplätschers. Einige Palmen netzten ihre Wurzeln in der feuchten Kühle und ihre Kronen ragten zum blauen Himmel empor, der durch das zerstörte Tempeldach frei hereinschaute.

Darnu fühlte sich von dem Zauber dieses Ortes eigenartig ergriffen und beschloß, die geheimnißvolle Gottheit, deren Hauch den zerstörten Tempel, wie es schien, immer noch erfüllte, zu befragen. Er schöpfte Wasser aus dem Bach, hob einige Früchte auf, die ein alter Feigenbaum von seinem Wipfel fallen ließ, und begann seine Vorbereitungen nach den Regeln, die in den Büchern der Anschauung verzeichnet sind. Er setzte sich vor den Götzen, einen Fuß unter den anderen schlagend,

und schaute ihn lange an, um das Bild seinem Geiste einzuprägen. Dann entblößte er seinen Leib und heftete seine Augen auf die Stelle, die ihn vor seiner Geburt mit dem Leben verbunden hatte. Denn es ist bekannt, daß zwischen Sein und Nichtsein das Erkennbare wohnt und daß die Offenbarung nur aus dem Anschauen kommen kann.

So überraschte ihn der Sonnenuntergang des ersten Tages und der Sonnenaufgang des zweiten. Dann wechselte noch einige Male die Mittagsschwüle mit der Kühle des Abends und die Schatten der Nacht räumten ihren Platz dem Lichte der Sonne, .... aber Darnu saß unbeweglich da. Nur selten reckte er den Kürbis nach Wasser aus oder hob in halbem Bewußtsein eine Frucht auf. Seine Augen wurden trüb und starr und seine Glieder schwollen an. Anfangs empfand er die Qual der Unbeweglichkeit unter starken Schmerzen. Dann aber verschwanden diese Schmerzen in der Tiefe der Unbewußtheit und vor dem Blick des Weisen stieg eine neue Welt in seltsamen Gesichten und Bildern auf. Sie hatten keine Beziehung mehr zu Dem, was er fühlte, sie waren beziehunglos und lebten für sich selbst. „Das kommt daher," dachte Darnu, „in ihnen offenbart sich die Wahrheit ....."

Wie viel Zeit ihm so verstrich, ist schwer zu sagen. Das Wasser im Kürbis trocknete ein und sanft bewegten die Palmen ihre Blätterwedel. Reife Früchte rissen sich los und rollten dem Weisen vor die Füße. Doch ließ er sie liegen. Denn er war schon beinahe frei von Durst und Hunger. Endlich hörte er auf, das Licht des Tages von der Finsterniß der Nächte zu unterscheiden. Er schaute im Geist die ersehnte Offenbarung. Aus seinem Nabel begann der grüne Stamm eines Bambus zu wachsen, der in einen Knoten auslief, wie gewöhnliches Rohr. Aus dem Knoten wuchs ein neuer Absatz in die Höhe und so gedieh der Stamm bis zu fünfzig Absätzen, der Zahl der Jahre des Weisen. Auf der Spitze ließ sich, statt eines Blattes oder einer Blüthe, ein Gebilde nieder, dem Götzen im Tempel gleich. Dieses Gebilde blickte auf Darnu mit einem bösen Lächeln.

„Armer Darnu," sagte es endlich, „wozu kommst Du hierher unter großer Mühe? Was willst Du, armer Darnu?"

„Ich suche die Wahrheit", antwortete der Weise.

„Dann schaue mich an: ich bin, was Du suchest. Aber ich sehe, daß ich Dir unangenehm und widrig bin."

„Deine Rede ist mir unverständlich", sagte Darnu.

„Höre darum! Du siehst die fünfzig Absätze des Rohres."

„Fünfzig Absätze des Rohres! Das sind meine Jahre", sagte der Weise.

„Und ich sitze auf ihrem Wipfel, weil ich die Nothwendigkeit bin, die Beherrscherin aller Bewegungen. Alle Geschöpfe, alles Athmende, alles Lebende ist ohnmächtig, kraftlos, machtlos. Unter dem Joch der Nothwendigkeit erreicht es das Ziel seines Seins, nämlich den Tod. Ich habe alle fünfzig Absätze Deines Lebens regirt von der Wiege bis zum jetzigen Augenblick. Du hast in Deinem Leben nichts vollbracht, keine gute und keine schlechte That. ... Nicht Du hast im Drange Deines Herzens dem Armen einen Almosen gegeben, nicht Du hast boshaft einen Feind geschlagen. Du hast keine einzige Rose in Deinem Klostergarten aufgezogen, keinen einzigen Baum im Walde gefällt, kein einziges Thier gefüttert, keine einzige Mücke getötet, die Dein Blut sog. Du hast keine einzige Bewegung in Deinem Leben vollbracht, die nicht vorher von mir berechnet war. Denn ich bin die Nothwendigkeit.

Du warst stolz auf Deine Thaten oder Du versankst in tiefe Reue über Deinen Fehl. Dein Herz zitterte in Liebe oder Bosheit, aber ich, ich lachte über Dich, weil ich die Nothwendigkeit bin und Alles von mir im Voraus berechnet war. Wenn Du auf den Marktplatz hinaus gingest, um Andere, Thoren, wie Du selbst Einer bist, zu lehren, da lachte ich und sprach zu mir: ‚Nicht lange wird es währen, bis Darnu seine Weisheit den gläubigen Thoren verkünden und seine Heiligkeit mit den Sündern theilen wird. Und das Alles, nicht, weil Darnu heilig und weise ist, sondern, weil ich, die Nothwendigkeit, einem Flusse gleich bin und Darnu einem Blatte, das vom Flusse fortgetragen wird.' Armer Darnu, Du dachtest, die Begier nach Wahrheit habe Dich hierher gebracht. . . . Aber auf diesen Wänden ist in meinen Berechnungen der Tag und die Stunde verzeichnet, da Du diese Schwelle überschreiten mußtest, weil ich die Nothwendigkeit bin . . . Armer Weiser!"

„Du bist mir widerwärtig", sagte der Weise mit Abscheu.

„Ich weiß es. Weil Du Dich für frei hieltest und ich die Nothwendigkeit bin, die Beherrscherin aller Deiner Bewegungen."

Da ergrimmte Darnu, ergriff alle fünfzig Absätze des Rohres und schleuderte sie weit von sich. „So", sagte er, „thue ich mit allen fünfzig Absätzen meines Lebens, weil ich alle diese fünfzig Jahre nur ein Spielzeug der Nothwendigkeit war. Jetzt bin ich frei, weil ich sie erkannte und ihr Joch abzuwerfen beschloß."

Aber die Nothwendigkeit lachte, ungesehen in der Finsterniß, die die trüben Augen des Weisen umgab, lachte und sagte abermals:

„Nein, armer Darnu, Du bist doch mein, weil ich die Nothwendigkeit bin."

Da öffnete Darnu mit Mühe seine Augen und gewahrte, daß seine Beine angeschwollen waren und schmerzten. Er wollte sich erheben, aber er sank kraftlos wieder zusammen. Da ward ihm der Sinn aller Inschriften und aller Berechnungen im Tempel klar. Und als er seine Glieder recken wollte, sah er, daß auch Das schon auf der Wand geschrieben stand. Und er hörte, wie aus einer anderen Welt, die Stimme der Nothwendigkeit:

„So erhebe Dich doch, armer Darnu, mit Deinen angeschwollenen Gliedern! Du siehst: 999 998 Deiner Brüder thun es ja. Daß Du es nicht kannst: Das ist Nothwendigkeit!"

Darnu blieb mit Verdruß in der vorigen Stellung, die ihm jetzt noch viel mehr Schmerzen verursachte. Aber er sagte zu sich: „Ich werde Einer unter dieser großen Menge sein, der sich der Nothwendigkeit nicht unterwirft, weil ich frei bin."

Unterdessen ging die Sonne durch den Zenith, schien durch die Oeffnung des Daches und begann, den dürftig bekleideten Körper des Weisen zu braten. Darnu streckte seine Hand nach dem Kürbis aus. Aber er merkte, daß auch Das auf der Wand in der Zahl 999 998 geschrieben stand, und die Nothwendigkeit sagte abermals: „Armer Weiser! Jetzt mußt Du trinken."

Da ließ Darnu den Kürbis auf seinem Platze liegen und sagte: „Ich werde nicht trinken, weil ich frei bin."

Abermals lachte Jemand in einer entlegenen Ecke des Tempels; und in diesem Augenblick reifte eine der Früchte auf dem Feigenbaum und fiel herab, dicht neben die Hand des Weisen. Und auf der Wand änderte sich sofort eine Ziffer. Darnu verstand, daß Das ein neuer Angriff der Nothwendigkeit auf seine innere Freiheit war. „Ich werde nicht essen", sprach er. „Ich bin frei!"

Und abermals lachte Jemand im Hintergrunde des Tempels und im Rauschen des Baches hörte er die Worte: „Armer Darnu!"

Da wurde der Weise zornig. Er blieb unbeweglich, schaute nicht auf die Früchte, die sich hie und da von den Zweigen losrissen, und hörte nicht auf das lockende Flüstern des Wassers, sondern wiederholte nur immer das einzige Wort: „Ich bin frei, frei, frei!" Und damit die Frucht trotz seiner Freiheit nicht in seinen Mund falle, preßte er die Lippen zusammen und biß die Zähne auf einander. So saß er lange, befreit von Hunger und Durst. Endlich schrumpfte er ein und ward hart wie Holz, selbst die Begriffe von Zeit und Raum verlor er und unterschied nicht mehr Tag und Nacht. . . . Unaufhörlich aber wiederholte er sich, daß er jetzt innerlich frei sei. Nach einiger Zeit flogen die Vögel, die sich an den Anblick seiner Erstarrung gewöhnt hatten, zu ihm und setzten sich auf seinen Kopf. Und ein Paar wilder Tauben baute sein Nest auf Darnus Turban und brütete in den Falten sorglos die Jungen aus. „O dumme Vögel!" dachte der Weise, als zuerst das Girren der Tauben und dann das Zwitschern der jungen Vögel durch den Vorhang der inneren Freiheit in sein Bewußtsein drangen. „Das Alles thun sie, weil sie nicht frei sind und sich den Gesetzen der Nothwendigkeit fügen." Und als seine Schultern sich mit dem Schmutz der Vögel bedeckten, sagte er zu sich: „Die Dummen! Auch Das thun sie nur, weil sie nicht frei sind." Sich selbst aber hielt er für ganz und gar frei und den Göttern verwandt . . . Dem Boden entsprossen biegsame Windenstengel und begannen, sich um seine starren Glieder zu ranken.

Noch einmal wurde der weise Darnu aus seinem bewußtlosen Zustand aufgerüttelt und hatte sogar in einem entfernten Winkel seiner Seele ein Gefühl leichten Staunens. Das geschah durch das Erscheinen des weisen Purana. Der weise Purana kam auf dem selben Wege wie Darnu zu dem Tempel, las die Inschrift über dem Eingang, trat in das Innere und erblickte die Zeichen an den Wänden.

Aber er war seinem trotzigen Freunde sehr wenig ähnlich. Sein gutmüthiges, rundes Gesicht und sein Körper waren von behaglicher Fülle. Die Augen leuchteten ihm und die Lippen lächelten. Seine Weisheit war nicht störrisch, wie Darnus, und was er suchte, war mehr die Ruhe als die Freiheit.

Er schritt durch den Tempel, näherte sich der Nische, neigte sich vor der Gottheit, und als er den Bach und den Feigenbaum sah, sagte er: „Hier ist eine Gottheit von angenehmem Lächeln, hier ist ein Fluß mit süßem Wasser und ein Feigenbaum. Was braucht ein Mensch mehr zum glückseligen Schauen? Und hier ist auch Darnu! Er ist schon so glücklich, daß ihm die Vögel auf dem Kopf nisten."

Der Anblick des weisen Freundes war keineswegs lieblich; und doch schaute ihn Purana voll Andacht an und sprach zu sich selbst: „Er ist unzweifelhaft glücklich; aber er brauchte immer zu gewaltsame Mittel, um zur Anschauung zu kommen. Ich werde mich der höchsten Grade der Glückseligkeit enthalten und hoffe, dann meinen Landsleuten erzählen zu können, was ich auf den niedrigeren gesehen habe."

Nachdem er sich durch Trank und saftige Früchte gelabt hatte, setzte er sich ganz bequem hin, nicht weit von Darnu, und begann mit der selben Art der Anschauung den Regeln gemäß, d. h. er entblößte den Leib und richtete seinen Blick auf den selben Ort wie der erste Weise. So verstrich auch ihm die Zeit, wenn auch langsamer, weil der gutmüthige Purana oft seine Anschauung unterbrach, um sich

an dem Wasser und den saftigen Früchten zu erfrischen. Aber endlich wuchs auch aus dem Leib des zweiten Weisen ein Bambusstamm und lief in fünfzig Absätze aus, die den Jahren seines Lebens entsprachen.

Auf den Wipfel setzte sich wiederum die Nothwendigkeit, aber in dem Nebel des Halbseins schien ihm, daß sie angenehm lächle, und er sprach zu ihr mit eben so angenehmem Lächeln: „Wer bist Du, holde Gottheit?"

„Ich bin die Nothwendigkeit, die alle fünfzig Absätze Deines Lebens beherrscht. Was Du gethan hast, hast Du nicht gethan, sondern ich. Denn Du bist nicht mehr als ein Blättchen, das vom Bache fortgerissen wird, und ich bin die Beherrscherin aller Bewegungen."

„Dann sei gesegnet! Ich sehe, daß ich zu Dir nicht vergeblich kam. Fahre fort, auch künftig Deine Arbeit für Dich und für mich zu verrichten, und ich werde Dich in angenehmem Anschauen beobachten." Und er versank in Schlummer mit einem glückseligem Lächeln auf seinen Lippen. So setzte er sein angenehmes Anschauen fort. Von Zeit zu Zeit streckte er den Kürbis zum Wasser hin und hob die Frucht auf, die vor seine Füße rollte. Aber sein Vergnügen daran schwand immer mehr, weil sein anschauender Schlummer ihn immer mehr überwältigte. Die Früchte, die zu seinen Füßen lagen, waren aufgezehrt. Um neue vom Baum zu bekommen, mußte man sich bewegen. Endlich sprach er bei sich selbst:

„Ich bin ein dummer Weiser, der sich von der Wahrheit entfernt hat und sich eitlen Sorgen hingiebt. Vielleicht beeilt sich deshalb die gute Gottheit nicht mit ihren Offenbarungen. Hier vor mir am Baum hängt eine reife Frucht und mein Magen ist leer. Muß ich, um die Frucht zu bekommen, zuerst meinen Willen anstrengen, dann meine Muskeln anspannen? Sagt das Gesetz der Nothwendigkeit nicht klar und deutlich, daß, wo ein hungriger Magen und eine Frucht ist, nothwendig die Frucht zum Magen hingezogen wird? Also, gute Nothwendigkeit, ich ergebe mich Deiner Macht. Liegt darin nicht die höchste Glückseligkeit?" Und er versank in vollständige Anschauung, wie Darnu, und wartete, daß die Nothwendigkeit sich selbst verwirklichen sollte. Und um ihr Das ein Wenig zu erleichtern, öffnete er den Mund in der Fallrichtung der Feigen; und er wartete den ersten Tag, den zweiten, den dritten. Allmählich erstarrte das Lächeln auf seinem Gesicht, der Körper magerte ab, die angenehme Rundung des Leibes verschwand, das Fettpolster seiner Haut schrumpfte ein und aus ihr heraus quollen die gedörrten Sehnen ... Als endlich die Zeit der Ueberreife gekommen war, fiel die Frucht herab und schlug ihm auf die Nase. Aber der Weise hörte weder den Fall, noch fühlte er den Schlag. Ein zweites Taubenpaar nistete in den Falten seines Turbanes, im Nest begannen bald die Vöglein zu zwitschern und die Schultern Puranas bedeckten sich reichlich mit dem Schmutz der Vögel. Als aber die Windenstengel auch ihn erfaßten, konnte man Purana bald von seinem Freunde nicht mehr unterscheiden, — den störrischen Weisen, der mit der Nothwendigkeit kämpfte, nicht mehr unterscheiden von dem gutmüthigen Weisen, der sich ihr gänzlich ergab.

Im Tempel lagerte tiefe Stille, das glänzende Götzenbild lächelte räthselhaft über die beiden Weisen hin, die Früchte rissen sich vom Baum los und fielen herab, der Bach flüsterte und die weißen Wolken flogen vorüber und schauten in das Innere des Tempels hinein. Die Weisen saßen da, ohne Lebenszeichen, Einer in der Glückseligkeit, frei zu sein, der Andere in der Glückseligkeit, sich der Nothwendigkeit ergeben

zu haben. Undurchdringliche Nacht breitete über Beider Bewußtsein ihre schwarzen Flügel und es schien, als sollte kein Sterblicher je erfahren, welche Wahrheit den beiden Weisen auf dem Wipfel der fünfzig Absätze des Schilfrohres erschienen war. Aber ehe das letzte Fünkchen erlosch, das in der Finsterniß von Darnus Bewußtsein glomm, hörte er noch einmal die frühere Stimme. Die Nothwendigkeit lachte in der Finsterniß und bei dem Lachen erbebte Darnu, wie in Vorahnung des Todes.

„Armer Darnu," sagte die unerbittliche Gottheit, „elender Weiser! Du dachtest, Dich von mir zu entfernen, Du hofftest, mein Joch abzuwerfen und dadurch, daß Du Dich in einen Klotz verwandelst, Dir das Bewußtsein der inneren Freiheit zu erkaufen."

„Ja, ich bin frei", antwortete Darnu im Geiste. „Ich, der Einzige unter allen Deinen Sklaven, entziehe mich den Geboten der Nothwendigkeit."

„Sieh nur hierher, armer Darnu!"

Und siehe da! Die Ziffern veränderten sich unbemerkt, sie kamen und schwanden von selbst. Eine zog zumal seine Blicke auf sich. Das war die Ziffer 999998. Und während er sie betrachtete, fielen noch zwei Einheiten auf die Wand und die Summe veränderte sich langsam. Darnu schauerte innerlich zusammen und die Nothwendigkeit lachte abermals.

„Hast Du verstanden, armer Weiser? Immer unter 1000000 blinden Sklaven muß ich einen Trotzkopf wie Dich haben und einen Faullenzer wie Purana. Und Ihr Beide seid hierher gekommen, meinem Rufe zu folgen. Ihr seid die besten meiner Knechte, die Auserwählten aus der Menge. Ich begrüße Euch, Weise, die meine Berechnungen abschließen!"

Da flossen aus den verdüsterten Augen des Weisen zwei Thränen, rollten über seine vertrockneten Wangen und fielen zur Erde hinab wie zwei reife Früchte vom Baum seiner langjährigen Weisheit . . .

Und außerhalb der Wände des Tempels ging Alles seinen alten Lauf. Es leuchtete die Sonne, es bliesen die Winde, die Menschen ergaben sich ihren Sorgen, am Himmel ballten sich die Wolken, flogen über die Berge und strömten im Regen hernieder. Im Gebirge brach ein Gewitter los und abermals, wie ehedem, trieb ein einfältiger Hirte des benachbarten Hanges seine Heerde hinein. Und auch von der anderen Seite trieb eine junge einfältige Hirtin ihre Heerde hinein. Sie begegneten einander bei dem Bach und bei der Nische, aus der die Gottheit auf sie mit seltsamem Lächeln herabschaute. Und beim Tosen des Sturmes umarmten sie einander und girrten eben so zärtlich, wie 999999 in gleicher Lage von jeher thaten. Und hätte der weise Darnu hören und sehen können, so würde er zweifellos im Hochmuth seiner Weisheit gesagt haben: „Ihr Dummköpfe! Ihr thut es nicht für Euch, sondern der Gottheit zum Gefallen." Unterdessen zog das Gewitter vorüber. Das Sonnenlicht spielte in dem Grün, das mit blinkenden Regentropfen besät war, und beleuchtete das Dunkel im Inneren des Tempels.

„Sieh," sagte die Hirtin, „hier sind zwei neue Götzenbilder, die früher nicht da waren."

„Schweig!" antwortete der Hirt. „Die Alten sagen, daß es Anhänger der geheimnißvollen Gottheit sind. Aber sie können doch nichts Böses thun; bleibe Du bei ihnen, ich werde Deine verlorenen Schafe suchen."

Während er die Schafe suchte, blieb sie bei dem Götzen und den zwei Weisen. Da ihr Das aber doch ein Wenig unheimlich war und junge Liebe und Entzücken sie noch dazu erfüllten, konnte sie nicht ruhig bleiben, sondern ging im Tempel auf und nieder, Lieder der Freude und der Liebe singend. Als aber das Gewitter gänzlich vorbei war und die Ausläufer der finsteren Wolke hinter den fernen Berggipfeln verschwanden, pflückte sie Blumen und schmückte damit den Götzen. Und um sein unangenehmes Lächeln zu verdecken, steckte sie ihm die Frucht eines Bergnußbaumes in den Mund mit einem von Blättern bedeckten Zweig. Dann schaute sie ihn an und lachte laut. Und das Alles war ihr noch zu wenig. Auch die Greise wollte sie mit Blumen schmücken. Aber weil auf dem guten Purana noch ein Nest mit Vögeln war, lenkte sie ihre Aufmerksamkeit auf den strengen Darnu, dessen Nest schon leer war. Sie nahm es herab, reinigte den Turban, das Haar und die Schultern des Alten vom Schmutz der Vögel und wusch sein Gesicht mit Quellwasser. Denn so gedachte sie, den Göttern zu entgelten, daß sie ihr Glück schützten. Aber auch Das war ihr zu wenig. Sie beugte sich herab, — und plötzlich fühlte der selige Darnu, der schon auf der Schwelle von Nirwana stand, auf seinen trockenen Lippen den herzhaften Kuß eines dummen Mädchens.

Bald darauf kehrte der Hirt mit den gefundenen Schäflein zurück und Beide gingen unter frohem Gesang von dannen.

Unterdessen fing abermals der Funken, der in dem Bewußtsein des armen Darnu noch nicht ganz erloschen war, von dem einfältigen Kuß wieder zu glimmen und immer stärker zu flackern an. Zuerst erwachte in Darnu der Gedanke und sprang unruhig, wie in einem Hause, wo Alle schlafen, in der Finsterniß hin und her. Der arme Darnu dachte eine ganze Stunde und konnte nur den einen Satz ausdenken: „Sie war der Nothwendigkeit unterworfen."

Nach einer Stunde sagte er: „Aber ich war ihr doch auch unterworfen."

Die dritte Stunde brachte einen neuen Gedanken: „Indem ich die Früchte abriß, vollzog ich das Gesetz der Nothwendigkeit."

Die vierte: „Aber als ich ihnen entsagte, diente ich auch der Nothwendigkeit."

Die fünfte: „Siehe, diese Dummen leben und lieben, während ich und der weise Purana sterben."

Danach raffte der erwachte Gedanke sich gänzlich auf und begann, die anderen schlaffen Fähigkeiten zu wecken.

„Wenn ich und Purana sterben", sprach der weise Darnu zu sich, „wird es nothwendig, aber dumm sein. Wenn ich jedoch mich und den Freund rette, wird es auch nothwendig sein, aber klug... Folglich werden wir uns retten! Dazu brauchen wir aber Willen und Anstrengung."

Er fand in sich ein Restchen Willen, das noch nicht ganz gelähmt war. Er nöthigte es, seine schweren Augenlider zu heben. Das Tageslicht schien in sein Bewußtsein hinein wie in eine Wohnung, wenn man die Läden öffnet.

Zuerst sah er die leblose Gestalt seines Freundes, mit starrem Gesicht und einer Thräne auf der Wange. Da rührte sich im Herzen Darnus ein solches Mitleid mit dem unglücklichen Gefährten seiner Weisheit, daß der Wille lebhafter in ihm zu wirken begann. Der Wille drang in seine Hände: und sie bewegten sich. Dann halfen die Hände den Beinen. Dazu brauchten sie aber viel mehr Zeit,

als er zum Wollen gebraucht hatte. Doch fand der nächste Morgen den Kürbis Darnus voll frischen Wassers an den Lippen Puranas und ein Stück von einer saftigen Frucht fiel endlich in den offenen Mund des guten Alten. Darauf bewegten sich Puranas Kiefern von selbst und er dachte bei sich: „Wohlthätige Nothwendigkeit! Ich sehe, Du fängst an, Dein Versprechen zu erfüllen."

Doch als er sich überzeugte, daß neben ihm nicht die Gottheit, sondern sein Freund Darnu sich bemühte, war er gekränkt und sprach:

„Die Bergrücken, sieben Meere, die Sonne, die Heiligen Götter, Dich, mich, das Weltall, Alles bewegt die Nothwendigkeit. Wozu hast Du mich aufgeweckt?"

„Ich war schon auf der Schwelle der glückseligen Ruhe, aber Du warst einem Toten ähnlich, Freund Purana."

„Wer wie ein Blinder nicht sieht, wie ein Tauber nicht hört, wie ein Baum unbewegt und gefühllos ist: Der hat Ruhe gewonnen. Gieb mir noch einmal zu trinken, Freund Darnu."

„Trinke, Purana! Ich sehe noch eine Thräne auf Deiner Wange. Hat sie die Glückseligkeit der Ruhe aus Deinen Augen gepreßt?"

Darauf boten die weisen Greise drei Tage lang ihren Lippen Speise und Trank und ihren Gliedern Bewegung. Drei Nächte schliefen sie im Tempel, einander mit ihren Körpern wärmend, bis ihre Kräfte wiedergekehrt waren.

Am vierten Tage standen sie auf der Schwelle des zerstörten Tempels. Zu ihren Füßen grünten die Hänge der Berge, die sich zur Ebene hinabsenkten. Weithin in den Thälern sah man die Windungen des Flusses. Die Häuser der Dörfer und Städte blinkten weiß ..... Allüberall gingen die Menschen ihrem Tagewerk nach. Und Sorgen, Leidenschaften, Liebe, Haß und Zorn herrschen, Freude und Leid wechseln, das Unglück wird von neuem Glück geheilt und im Rauschen des Lebensstromes erheben die Menschen ihre Augen zum Himmel, einen Leitstern zu finden.

Die Weisen standen da und schauten von der Schwelle des alten Tempels in das Leben hinein.

„Wohin sollen wir gehen, Freund Darnu?" fragte Purana. „Vielleicht findet sich eine Weisung auf den Wänden des Tempels."

„Laß Tempel und Gottheit!" antwortete Darnu. „Wenn wir rechts gehen, folgen wir der Nothwendigkeit; wenn wir links gehen, folgen wir der Nothwendigkeit. Hast Du denn nicht verstanden, Freund Purana, daß diese Gottheit Alles für ihr Gesetz erklärt, was unsere Wahl bestimmt? Die Nothwendigkeit beherrscht nicht, sondern berechnet nur unsere Bewegungen. Sie verzeichnet nur, was geschehen ist, was aber geschehen muß, Das erfordert unseren Willen, um vollzogen zu werden."

„Das heißt .....?"

„Das heißt: überlassen wir die Nothwendigkeit sich selbst. Laß uns einen Weg wählen, der dahin führt, wo unsere Brüder leben."

Und beide Weise stiegen fröhlichen Schrittes vom Gipfel ins Thal hinab, dorthin, wo das Leben der Menschen in Hoffnungen und Sorgen, in Liebe und Haß vorüberrauscht, wo Lachen erschallt und Thränen fließen .....

St. Petersburg. Wladimir Korolenko.

# Der Krieg in Südafrika.

Die gewaltige Größe der Aufgabe, die den Briten der Krieg gegen die Südafrikanische Republik und den Oranje-Freistaat gestellt hat, wird häufig in Großbritanien selbst unterschätzt. Wenn Das auch im Auslande der Fall gewesen ist, so mag man die Ursache in dem Umstande suchen, daß nur das britische Landheer in Bezug auf seine Fähigkeit, den ihm jetzt gestellten Anforderungen gerecht zu werden, beobachtet wird — beim Landheer haben sich verschiedene Mängel in der Organisation fühlbar gemacht — und daß die Leistungen und die Organisation der britischen Expeditiontruppen, die doch nur ein Armeecorps ausmachen, mit den Leistungen und der Organisation kontinentaler Truppen verglichen werden, daß aber die Bedeutung der britischen Seemacht nicht genügend ins Auge gefaßt wird. Ohne diese allen Kombinationen überlegene Seemacht wäre die Aufgabe, die Großbritannien in Südafrika zu lösen hat, unerfüllbar. Deutschland vermochte die Besetzung von Kiautschou nur im Vertrauen auf die Neutralität der Seemächte auszuführen. England braucht sich auf die Immunität der Seemacht zu verlassen; und die Absendung des Expeditioncorps hat seine Seegewalt in materieller Hinsicht nicht geschwächt. Auch die begonnene Mobilisirung der Flotte konnte eine etwa geplante Intervention der Mächte vollkommen in Schach halten. Was die jetzige Regirung, die während ihrer vierjährigen Dauer allein die Flotte um hundertundein Schiffe vermehrte, für die Vertheidigungskraft des Landes gethan hat, macht sich bezahlt. Die britische Flotte, die zu Beginn des Jahrhunderts zehn Millionen Pfund Sterling werth war, wird jetzt auf über hundertundzehn Millionen Pfund Sterling geschätzt. Daß diese Versicherungrate für die Sicherheit des britischen Handels umsost bezahlt sei, wird man nicht behaupten können. Wenn ich ganz kurz auf die Bedeutung Roms als Seemacht hinweise, so geschieht es, weil Rom die typische Militärmacht des Alterthumes darstellte: seine Heere waren die Grundbedingung für Roms Existenz und Rom hat, was Großbritannien noch zu thun übrig bleibt, das Zusammenwirken von See- und Landstreitkräften zur Vollendung gebracht. Sir Walter Raleighs Wort: „Wer die See beherrscht, beherrscht Handel und Verkehr; wer Handel und Verkehr beherrscht, gebietet über den Reichthum der Welt; und wer den Reichthum zur Verfügung hat, beherrscht die Welt" ist nur bedingt richtig. Immerhin mag man auf eine bemerkenswerthe Parallele zwischen der römischen und der britischen Geschichte hinweisen; während der fünf Jahrhunderte von der Gründung Roms bis zum ersten punischen Kriege hatte Rom, ohne Seemacht, nicht eine einzige Besitzung außerhalb Italiens und nicht einmal den nördlichen Theil des jetzt diesen Namen führenden Landes erworben. In drei Jahrhunderten, von jenem Kriege bis zum Aufschwung seiner Flotte, unterwarf es sich nahezu die ganze damals bekannte Welt. England hatte durch fünf Jahrhunderte, von der normannischen Eroberung bis zur Niederlage der spanischen Armada, außer wenigen unbedeutenden Niederlassungen an der Ostküste Nord-Amerikas keine auswärtigen Besitzungen. In drei Jahrhunderten gewann es mit seiner Seemacht — obgleich diese einmal vernachlässigt wurde und in Folge Dessen die amerikanischen Kolonien verloren gingen —, und zwar hauptsächlich unter der Regirung der Königin Viktoria, alles Das, was man heute auf den Karten roth zu zeichnen pflegt. Vielleicht wäre es richtiger, das

britiſche Reich auf den Karten blau zu färben; denn dann wäre der Hauptbeſitz Großbritanniens, das Meer, mit eingeſchloſſen.

Als Cervera noch dreitauſend Meilen von Cuba entfernt war, telegraphirte der Staatsſekretär für die Marine der Vereinigten Staaten: „Keine große Heeresoperation kann vor vierzehn Tagen ſtattfinden und auch keine geringere, ehe wir nicht wiſſen, wo ſich die vier ſpaniſchen Kreuzer und Torpedobootzerſtörer befinden.“ Große Operationen waren zweifellos ſchon durch die jammervolle Unfertigkeit der Heeresorganiſation, des Transportdienſtes u. ſ. w. unmöglich; aber wenn die kleineren Operationen durch die Ungewißheit über Cerveras Abſichten gehemmt wurden, ſo mußte jede größere Operation aus derſelben Urſache unterbleiben, ſelbſt wenn das Heer bis zum letzten Gamaſchenknopf fertig geweſen wäre.

Die Truppen, die Sir Redvers Buller in Südafrika befehligen wird, übertreffen an Zahl jede Armee von engliſchen Soldaten, die irgend einmal im Felde geſtanden hat; ſie ſind an Zahl fünfmal ſtärker als die engliſchen Soldaten, die Marlborough in Blenheim zur Verfügung hatte, etwa zweimal ſtärker als die engliſchen Truppen Wellingtons bei Waterloo und zahlreicher als ſein Heer in Spanien. Ueberhaupt ſchickt Großbritannien jetzt mehr Truppen über See, als je eine Macht gethan hat. 500 000 Tonnen halten die geſammten Transportſchiffe für die Beförderung des britiſchen Expeditioncorps nach Südafrika; nur eine ganz gewaltige Seemacht kann eine ſolche Menge von Handelsſchiffen, ohne den Handel nennenswerth zu gefährden und ohne im Ausland eine Anleihe an Schiffen machen zu müſſen, für den Truppentransport abſorbiren. Auch die Thatſache, daß alle Kabellinien mit Südafrika von Großbritannien kontrolirt werden, iſt ein bemerkenswerthes Zeugniß ſeiner Seemacht. Von dem durch zwei modernſte und ſtärkſte Kreuzer verſtärkten Kap-Geſchwader können Seeſoldaten gelandet werden — Das iſt auch ſchon geſchehen —, ohne daß die permanente Stärke des Geſchwaders geſchwächt würde. Das Kanal- und das Mittelmeer-Geſchwader halten in Gibraltar und Malta Wache und können ſich ſtets leicht vereinigen; das oſtindiſche Geſchwader bewacht den Perſiſchen Golf und ein weiteres ſtarkes Geſchwader wartet in der Simons-Bai auf Befehle. Der urſprüngliche Plan, die Transportſchiffe von Kreuzern begleiten zu laſſen, iſt aufgegeben worden; und ſo bleibt das Kanal-Geſchwader — abgeſehen von den zwei für das Kap-Geſchwader abgegebenen Kreuzern erſter Klaſſe Niobe und Diadem — intakt. Dieſes Geſchwader zählt acht Schlachtſchiffe erſter Klaſſe und vier Kreuzer; außerdem hat die Admiralität vier alte Schiffe des Schulgeſchwaders, die keinen Gefechtswerth haben, außer Dienſt geſtellt. Ihre Offiziere und Mannſchaften werden vier ſchnelle Kreuzer bemannen, die als ein Geſchwader für ſpezielle Dienſte verwendet werden ſollen und bereit gehalten werden. Die Reſerveflotte ſoll im Kanal an Stelle des Kanal-Geſchwaders Dienſt thun.

Indiens Mobiliſirung- und Transportſyſtem hat dadurch, daß es in der gleichen Zeit, in der England nur ein Bataillon einzuſchiffen vermochte, nämlich in einer Woche, ſein ganzes nach Südafrika beſtimmtes Kontingent, beſtehend aus einer Infanterie-Brigade, einer Kavallerie-Brigade und einer Feldartillerie-Abtheilung, einſchiffte, eine vortreffliche Probe abgelegt. Die engliſchen Behörden hatten verſäumt, bei Zeiten Transportſchiffe zu chartern, und mit der Dringlichkeit ſtiegen die Preiſe. Auch der Umſtand, daß die Admiralität und nicht das

Kriegsministerium über das Transportwesen verfügt, veranlaßte Verzögerungen. Ohne Unregelmäßigkeiten beim Transportdienst ungebührlich betonen zu wollen — denn die Sendung einer solchen Truppenmenge ist keine Kleinigkeit —, muß doch stark getadelt werden, daß die Artillerie zwei alten Schiffen anvertraut wurde, die unterwegs zusammenbrachen, während doch in Südafrika die Stunden bis zur Ankunft der Artillerie gezählt wurden. Fünfzehn Tage beträgt die Fahrzeit von England nach dem Kap der Guten Hoffnung für einen Schnelldampfer und siebenzehn Tage für einen gewöhnlichen Dampfer; diese zwei Unglücksschiffe aber brauchten neunundzwanzig Tage. Vier weitere Tage nimmt die Fahrt von Kapstadt nach Durban in Anspruch und noch drei bis vier Tage mußten dann vergehen, ehe die Schnellfeuergeschütze die Truppen Sir G. Whites, der ihrer so dringend bedurfte, erreichen konnten. Inzwischen ist aber Ladysmith isolirt worden. Man wird später im Stande sein, genau zu kontroliren, welchen Einfluß es auf den Verlauf des Feldzuges gehabt hat, daß der Marineingenieur, der die beiden Schiffe zu untersuchen hatte, nichts davon merkte, daß ihre Kessel undicht waren, nichts davon, daß die sanitären Zustände der Schiffe Alles zu wünschen übrig ließen, daß die Kohlenstauräume in Brand zu gerathen drohten und daß aus den Abtheilungen, in denen die Pferde standen, in die darunter befindlichen Mannschafträume die widerlichsten Flüssigkeiten durchzusickern vermochten. Für solche Unregelmäßigkeiten giebt es keine Entschuldigung, — um so weniger, als ein fast unerschöpfliches Transportmaterial zur Verfügung stand.

Ich hatte verschiedentlich Gelegenheit, den Einschiffungen der Truppen in Southampton beizuwohnen. Kurz vorher hatte ich einen Vortrag des Mr. P. Bigelow über den „Yankee-Soldaten" angehört, in dem die skandalösen Zustände, die zu Beginn des spanisch-amerikanischen Krieges, besonders in dem Lager zu Tampa (Florida), herrschten, schonunglos aufgedeckt wurden. Der Kontrast zwischen Dem, was ich über die schlechte Organisation des amerikanischen Expeditioncorps gehört hatte, und Dem, was ich von der Einschiffung der britischen Truppen sah, konnte nicht größer sein. Die Bahnbeförderung vom Truppenübungplatz Aldershot nach dem Hafen funktionirte vortrefflich, für die am Einschiffungort eintreffenden Truppen waren Unterkunft und Unterhalt geschaffen, die Einschiffung selbst ging ruhig und präzis von Statten, kein unnöthiges Kommando wurde gehört: kurzum, alles Das machte — auch in der Art, wie ohne übertriebene Gefühlausbrüche würdig von Frau und Kindern Abschied genommen wurde — einen vortrefflichen Eindruck. Vor allen Dingen war Jedermann an seinem Platz. Junge Offiziere, die an weißen Armbinden kenntlich waren, wiesen jeden Ankömmling an, was, und wenn nöthig, wie er es zu thun habe. Das Resultat war ein Triumph sorglicher Vorbereitung und zweckmäßiger Disposition, der nur gerühmt werden kann. Daß auch in diesem Kriege gewissenlose Spekulanten verdorbenen Proviant, der über Bord geworfen werden muß, geliefert haben, ist um so beklagenswerther. Ich bin freilich der Ansicht, daß man den Verderb von Proviant unterwegs in vielen Fällen auf Rechnung unzulänglicher Gefrierräume der Transportschiffe setzen muß.

Leider wechseln in diesen Eindrücken, die ich von den britischen Kriegsvorbereitungen empfing, günstige und ungünstige in bunter Reihe ab. Manche Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz hängen in besonderer Weise mit Eigenthüm-

lichkeiten der britischen Heeresorganisation zusammen. Um den Einfluß dieser Organisation auf den Feldzug zu zeigen, muß ich kurz daran erinnern, daß sich die britische Regirung im März 1899 entschloß, die Petition der Transvaal-Ausländer anzunehmen, und daß im August dieses Jahres die britischen Truppen in Südafrika unbedeutend verstärkt wurden. Am achten September wurde eine Verstärkung von zehntausend Mann, zum größten Theil aus weißen Truppen Indiens bestehend, abgesandt. Lord Wolseley, der Oberbefehlshaber des britischen Heeres, hatte die Versicherung abgegeben, daß er immer zwei bis drei Armeecorps von England über See senden könne. Dennoch nahm man aus Indien, wo die britischen Truppen einer heute gut ausgebildeten und an Zahl bedeutend überlegenen Eingeborenenarmee gegenüberstehen und wo die erregbare Bevölkerung durch Nachrichten von einem — wenn auch entfernten — Kriege, an dem die Briten betheiligt sind, leicht zu Aufständen verleitet werden kann, gegen siebentausend Mann. Am neunten Oktober wurde die Mobilisirung des jetzt zum größten Theil eingeschifften englischen Expeditioncorps durch Einberufung der Reserven begonnen. Hier zeigte sich aber ein Kardinalfehler in der britischen Heeresverfassung, die — ganz abweichend von kontinentalen Verhältnissen — entsprechend den britischen Interessen in fernen Kolonien darauf zugeschnitten sein sollte, stets schnell ein Expeditioncorps nach einem bedrohten Punkt des gewaltigen Weltreiches entsenden zu können. In der Praxis hat sich die Versicherung des Oberbefehlshabers als unzutreffend erwiesen. In Indien haben die Truppeneinheiten stets Kriegsstärke; anders in England, wo nach dem vom Lord Cardwell eingeführten System der „verketteten Bataillone" eins der zwei Bataillone, die ein Regiment bilden, in der Heimath stehen und die Ablösungskommandos für das zweite, in Indien oder in den Kolonien stehende Bataillon liefern soll. Die Maschinerie dieses Systemes funktionirt jedoch nicht mehr, seit die großen Anforderungen der britischen Kolonien in vielen Fällen auch das Heimathbataillon auswärts erforderlich machten. Die Folge davon war, daß Bataillone anderer Regimenter die Ablösungen für die Bataillone in den Kolonien lieferten: eine dem Corpsgeist und den Traditionen der betroffenen Regimenter verderbliche Maßregel. Ferner hat man die Bestimmung, daß, wenn beide Bataillone eines Regimentes im Auslande dienen, der Platz des Heimathbataillons von einem Milizbataillon eingenommen werde, früher niemals, vielmehr erst jetzt zur Ausführung gebracht. Bei dem Umfang der Truppensendungen nach Südafrika konnte die bisherige Praxis des Mannschaftenaustausches zwischen den einzelnen Bataillonen nicht mehr genügen. Natürlich machen daher die untauglichen Elemente in den in England stehenden Bataillonen einen großen Prozentsatz aus. In einem Regiment von 1900 Mann Etatsstärke sind etwa 400 Mann nicht kriegstauglich. Um diese Lücken auszufüllen, mußten 25 000 Reservisten einberufen werden. Es ist klar, daß für Truppen, die bei der Mobilmachung Lücken des regulären Heeres ergänzen müssen, eigentlich die Bezeichnung „Reserven" nicht angebracht ist: sie sind ein Theil des stehenden Heeres.

Die englischen Reservisten machen keine Uebungen, erhalten aber Sold, wofür sie sich auf Einberufungordre zu stellen verpflichtet sind. Viele haben seit fünf Jahren keinerlei Dienst mehr gethan und kennen das neue Gewehr häufig nicht einmal vom Ansehen; sie haben sich bei Einberufung — nachdem ihnen mindestens eine Woche Zeit gelassen ist, ihre Angelegenheiten zu ordnen — zunächst zu dem

Depot des Regimentes zu begeben, um dort eingekleidet zu werden. Liegt das Regiment im südlichen England und das Regimentsdepot im Norden so muß der Reservist zuerst nach Nordengland fahren und dann erst schließt ihn das Regiment im Süden in die Arme. Solcher Zöpfe giebt es im fortschrittlichen England viele, nicht nur auf militärischem Gebiet. Dem englischen Abscheu vor offizieller Bevormundung und der starken Ausprägung des Individualismus im englischen Charakter entspricht es, daß ein eigentliches Kontrolsystem, wie es in Deutschland über die Reservisten durch die Bezirkskommandos ausgeübt wird und freilich die Bewegungfreiheit des Mannes beeinträchtigt, in England nicht existirt. Die englischen Reservisten sind ziemlich unstet und wechseln ihren Aufenthalt sehr häufig, aber nur ein Mittel existirt, sie im Auge zu behalten: einmal im Vierteljahr heben sie ihren Reservesold ab und natürlich erhalten sie ihn nicht, wenn sie ihre Adresse nicht schon vorher dem Zahlamt des betreffenden Ortes angezeigt haben. Immerhin ist diese Kontrole leidlich wirksam und verursacht keine Umstände. Bisher hat es sich nun um die Einberufung eines Drittels der gesammten Reservisten gehandelt und dieses Drittel ist mit wenigen Ausnahmen angetreten. Mr. Wyndham, der Unterstaatssekretär für den Krieg, der Kriegsminister Lord Lansdowne, der britische Oberbefehlshaber Lord Wolseley und Sir R. Knox, einer der Civilbeamten im Kriegsministerium, haben nach einander diesen Erfolg in einer übertriebenen Weise öffentlich gerühmt. Ich mußte an das gute und kräftige deutsche Sprichwort vom Eigenlob denken und wurde doppelt zur Kritik gereizt. Niemand hat wohl bezweifelt, daß ein Drittel der 80000 Reservisten antreten würde; bezweifelt worden ist nur, daß die gesammten 80000 Reservisten, wenn einberufen, sich auch stellen würden. Wozu also die eitle Prahlerei mit den 25000 Mann, die der Mobilmachungordre Folge leisteten? Wenn es sich darum handelte, den Rest der Reserve einzuberufen, würde man bald genug gewahr werden, daß der Eine wandert, der Andere außer Landes ist, vielleicht in Klondyke, — kurz: daß eben dieser Rest der zweifelhafte ist. Man muß nicht vergessen, daß die 25000 Mann, die gekommen sind, um ihrer Pflicht zu genügen, die Elite der Reserve bilden, seßhafte Leute, die trotz dem gegen ehemalige Soldaten in England nun einmal herrschenden Vorurtheil nach Beendigung ihrer Dienstzeit eine auskömmliche Stellung gefunden haben. Die Arbeitgeber kannten natürlich das Reserveverhältniß dieser Leute und würden sicher einen moralischen Druck auf sie ausgeübt haben, wenn sie sich der Pflicht, wieder zu den Fahnen zu eilen, hätten entziehen wollen. Aber wer will entscheiden, wie dieses eine mobilisirte Drittel der Reserve zu Stande gekommen ist und wie viele Reservisten schon jetzt aus den zwei übrigen Dritteln herangezogen sind? Wenn Sir R. Knox sagte, er habe seit dreißig Jahren auf den Tag geduldig gewartet, da er mit Genugthuung die Früchte seiner Arbeit (die erfolgreiche Einberufung von 25000 Reservisten!) reifen sähe, so mag man ihn nach dreißigjähriger Wartezeit getrost auf seinen Lorbern ruhen lassen, den komischen Herrn, der sich mit seinen Kollegen vom Kriegsministerium in die Brust wirft und fragt: „Nun, was antwortet Ihr jetzt, Ihr, die Ihr das Kriegsministerium unaufhörlich und unerbittlich angegriffen und kritisirt habt? Ihr, Sir Charles Dilke und Arnold-Forster, seid Ihr jetzt überzeugt, daß Ihr uns Unrecht gethan habt?" So versucht das Kriegsministerium, das sich stets gesträubt hat, zu re-

formiren, die selben Reformen, die ihm von den Kritikern des veralteten Heeresverwaltungsystemes mit Mühe und Noth abgerungen worden sind, jetzt für seine That auszugeben. Jahr um Jahr haben Patrioten aller Parteien, an ihrer Spitze Sir Charles Dilke, der Liberale, und Mr. Arnold-Forster, der Konservative, die Decentralisation verlangt, bis die Civilbeamten des Kriegsministeriums sich zu gewissen Konzessionen entschlossen. Wer weiß, welches Chaos heute herrschte, hätte man den warnenden Stimmen der Patrioten, die ihr „Videant consules!“ laut vernehmlich und scharf immer und immer wieder hören ließen, nicht endlich widerwillig, aber nothgedrungen Gehör geschenkt? Die Herren, die sich jetzt Erfolge anmaßen, vergessen auch, daß ein großer Theil des heute Erreichten einem besonderen „Mobilisation-Komitee“ zu danken ist und daß die bevorstehende Mobilisation schon Wochen lang bekannt war, so daß den mit der Ausführung betrauten Offizieren Zeit genug blieb, Mängel zu beseitigen und Unregelmäßigkeiten zu vertuschen, wo es nöthig war, auch Aushilfen zu improvisiren. Die Konzessionen, die das Kriegsministerium seinen Kritikern machen mußte, haben ihre Früchte getragen. Sir E. Knox hat den britischen Offizier stets als ein Wesen von unausgebildetem Intellekt und ausgebildeter Verschwendungsucht angesehen. Die vorzügliche Finanzpolitik des Sirdar Lord Kitchener im Sudan und die von der Finanzpolitik des londoner Kriegsministeriums so rühmlich abstechende Art der indischen Militärverwaltung könnten ihn eines Besseren belehren. Den Bemühungen von Offizieren, nicht den Ministerialbeamten ist es zu danken, daß die Mobilisation nicht zum Zerrbild ausartete, das jenseits des Kanales ein allgemeines Hohngelächter erregt hätte. Die Kritiker, die der Ansicht sind, daß das britische Heer sich von innen heraus reorganisiren kann, wenn dieser Prozeß durch das Kriegsministerium nicht behindert wird, verdienen, wie es scheint, volle Beachtung.

England läßt sich seine Landstreitkräfte jährlich 41 Millionen Pfund Sterling kosten; und diese Summe wächst mit jedem Jahre um etwa 2 Millionen. Die Flotte kostet rund 36 Millionen. Ein Armeekorps wird mobilisirt und nach Afrika gesandt und sofort müssen einstweilen weitere 10 Millionen Pfund Sterling bewilligt werden, — eine Summe, die keineswegs definitiv ist. Und was hat England für seine an die Landstreitkräfte gespendeten 41 Millionen? Seit 1894 hat sich das Heer von 408 900 auf 408 924, Das heißt: in 5 Jahren um 24 Mann vergrößert! In einer immerhin prekären Lage, wie der jetzigen, war zu sofortiger Verwendung im ganzen Vereinigten Königreich keine einzige Brigade vorhanden; um ein Expeditioncorps auszusenden, mußten zunächst Indien und die Mittelmeerstationen geschwächt werden, mußten 25 000 Reservisten einberufen werden (nachdem schon 5000 Reservisten vorher ins reguläre Heer zurückgetreten waren), mußten die Miliz und die Milizreserve einberufen werden, mußten an zwei verschiedenen Punkten in Südafrika die Dienste von Seesoldaten in Anspruch genommen, Offiziere und Mannschaften in einzelnen Fällen aus der Miliz, den Volunteers und der Freiwilligenkavallerie ins reguläre Heer überführt werden: wer alles Das mit den Kosten und mit der Aufgabe, die zu vollbringen ist, vergleicht und sich dann brüstet, wie es Kriegsminister, Oberbefehlshaber und Andere thaten, Der ist wahrlich leicht befriedigt.

Auf Einzelheiten der Mobilisation möchte ich nur in zwei Punkten eingehen. Der Erfolg der britischen Operationen wird vornehmlich vom Train und von der Artillerie abhängen.

Die Unzulänglichkeit des Trains wurde bei den englischen Manövern des vorigen Jahres festgestellt; in diesem Jahr fanden Manöver größeren Stiles nicht statt, weil ohne ein perfekt funktionirendes Transportwesen der Werth der Uebungen hinfällig schien. Eine Vernachlässigung von Jahren kann in wenigen Wochen nicht nachgeholt werden; die bei Beginn der letzten Parlamentssession beschlossene Vermehrung des Trains und die Erhöhung des Offizieretats dieser Waffe um 40 Offiziere ist nicht ausgeführt worden. Um den Train für ein einziges Armeecorps zu liefern, mußten alle Stationen von Offizieren und Mannschaften entblößt werden und doch fehlten noch 70 Offiziere und zahlreiche Mannschaften. Wie würde es da gar bei Absendung eines zweiten Armeecorps aussehen?

Erst Mitte November wurden in Woolwich, dem englischen Spandau, und in Devonport offizielle Instruktionen zur sofortigen Bereitstellung eines Belagerungtrains ausgegeben. Woolwich liefert das Material und die Truppen mobilisiren in Devonport. 30 Haubitzen, von denen 14 Geschosse im Gewicht von 118 Pfund $5^1/_2$ engl. Meilen weit tragen, während die kleineren Geschütze eine Tragweite von 9000 Yards und ein 50 Pfund schweres Geschoß besitzen, werden mit 32 Offizieren und etwa 1000 Mann der Fußartillerie abgehen. Die Offiziere erhalten jetzt im Arsenal zu Woolwich Anleitung zur Kenntniß des Belagerungzuges, der selbst erst eilig fertig gestellt wird. Besondere Einrichtungen zur Verschiffung des Zuges, der Lafetten und der Munition (für jedes Geschütz 500 Schuß) müssen getroffen werden. Diese sonderbare Verspätung wird damit entschuldigt, daß die Bahnlinie, auf der der Zug mit den Belagerungsgeschützen nach Praetoria zu transportiren ist, doch vor Ankunft der Geschütze nicht wiederhergestellt sein wird. Aber die Geschütze wären in Ladysmith und bei Angriffen auf verschanzte Stellungen der Buren von größtem Werth. Auf keinen Fall ist es zu entschuldigen, daß das Material einen Monat nach Mobilisirung des Armeecorps fertiggestellt wird und dazu die Offiziere erst jetzt in ihren Pflichten unterwiesen werden. Solche Zustände sollten in einem Heere, das fast ständig irgendwo kämpft, nicht herrschen. Auch darauf ist hinzuweisen, daß die Stäbe fast aller Einheiten, die nach Afrika abgehen, improvisirt werden mußten, daß keine der mobilisirten Brigaden als solche in Friedenszeiten existirte und daß Führer und Untergebene einander erst bei der Mobilmachung kennen lernten.

Man beginnt im englischen Publikum zu fragen, ob es nöthig war, daß die militärischen Vorbereitungen hinter dem diplomatischen Krieg Duell so sehr zurückblieben, und ob der Verlust von 3000 Mann — thatsächlich wird sich der bisherige britische Verlust auf das Doppelte belaufen, wenn man die Kranken einschließt — unvermeidlich war. Der Kolonialminister hatte am fünfundzwanzigsten August vom Präsidenten Krüger als von einem „ausgedrückten Schwamm" gesprochen, aus dem man keine Konzessionen mehr herauspressen könne, und in derselben Rede gesagt, daß der Sand im Stundenglas schnell abliefe. Am achten September wurde das britische Vorultimatum abgesandt, dessen Bedingungen am siebenzehnten September abgewiesen wurden. Am zwanzigsten September liefen Berichte von der Bildung des Buren-Kommandos ein, am achtundzwanzigsten September beschloß der Oranje-Freistaat, die Südafrikanische

Republik zu unterstützen, am zweiten Oktober verließ Joubert Praetoria und begab sich mit 20000 Mann nach der Grenze Natals. Am siebenten Oktober wurden in England die Reserven einberufen. Am zehnten Oktober sandten die Buren das Ultimatum und am zwölften Oktober überschritten sie die Natalgrenze. Am zwanzigsten Oktober segelten die ersten Theile des Armeecorps nach Afrika ab. Nebenbei mag noch bemerkt werden, daß am achtundzwanzigsten September (nahezu drei Wochen nach Verwerfung des britischen Vorultimatums) die dritten Gardegrenadiere in Gibraltar ankamen, um die zweiten Gardegrenadiere dort abzulösen. Das Transportschiff mit den abgelösten Grenadieren wurde auf telegraphische Ordre von London zurückgehalten und Jedermann glaubte, daß eins der zwei Bataillone nach dem Kap der Guten Hoffnung gesandt werden würde. Am nächsten Tage jedoch segelten die zweiten Grenadiere nach England und die dritten Grenadiere blieben in Gibraltar bis zum sechsundzwanzigsten Oktober, als sie sich nach dem Kap einschifften. Das heißt: gerade vier Wochen später, als wenn sie sofort dorthin dirigirt worden wären. Wenn ein verantwortlicher Minister das Haupt des Staates, mit dem er verhandelt, öffentlich beleidigt, so muß man annehmen, daß er das Spiel in der Hand hat und das militärische Uebergewicht auf seiner Seite ist. Trotz gespanntesten Beziehungen zwischen den zwei Regirungen bestanden die britischen Truppen in Südafrika zu Beginn dieses Jahres nur aus sieben Infanterie-Bataillonen, zwei Kavallerie-Regimentern, drei Feldbatterien und einer Gebirgsbatterie. Sir William Butler, der frühere britische Befehlshaber in Südafrika, der vor Kurzem diese Stellung an Sir F. Walker abtreten mußte, weil er seine Mißbilligung der britischen Transvaalpolitik allzu frei ausgesprochen hatte, forderte vor einem Jahre erfolglos eine bedeutende Verstärkung der britischen Truppen in Südafrika. Das Selbe thaten der britische Gouverneur der Kapkolonie, Sir Alfred Milner, im Anfang dieses Jahres und viele hervorragende Männer in England.

Abgesehen von dem Dank, den Indien sich um die britische Regirung dadurch verdient hat, daß es die militärische Situation in Natal vor noch Schlimmerem bewahrte, muß das britische Volk später — wenn die Zeit gekommen sein wird — Antwort auf die Frage verlangen: Wie kam es, daß Südafrika während der kritischen Wochen zwischen dem neunten Oktober und dem fünfzehnten November ganz ungenügende Streitkräfte zur Vertheidigung hatte? Auf diese Frage haben verschiedene Minister im Voraus eine Antwort zu geben versucht. Am einunddreißigsten Oktober sagte Lord G. Hamilton, Staatssekretär für Indien, daß „die Regirung stets wußte, daß, wenn Präsident Krüger plötzlich zum Äußersten schritte, zu Beginn der Feindseligkeiten Niederlagen für die britischen Waffen zu erwarten seien." Der Kriegsminister, Lord Lansdowne, entwickelte am zweiten November eine ähnliche Doktrin. Er erklärte, daß keine Regirung eine Harmonie zwischen ihrer Politik und ihren militärischen Vorbereitungen sichern könne, da Depeschen schneller gingen als Transportschiffe und Eisenbahnen. Diese Erklärung würde besagen, daß keine britische Regirung das britische Reich vertheidigen könne, ohne Niederlagen zu erleiden. Nun ist aber jene nach Lord Lansdowne unmögliche Harmonie die Vorbedingung des Erfolges im Kriege sowohl wie in der Politik: der Kriegsminister erklärte also schlankweg den militärisch-politischen Bankerott. Die Aufgabe war aber keineswegs unlösbar und bestand nur

darin, daß die britischen Kriegsvorbereitungen mit denen der Buren gleichen Schritt hielten. Auch die Buren mobilisirten und transportirten ihr Heer nicht in einem Tage oder in einer Woche; und sie hätten die Grenze ruhig zuerst überschreiten dürfen, wenn ihnen da nur eine numerisch mindestens gleich starke britische Streitmacht gegenübergetreten wäre. Lord Lansdowne erklärte ferner, daß ein größeres Truppenkontingent ohne Einberufung der Reserven nicht hätte abgesandt werden können und daß die Einberufung der Reserven zu jeder Zeit den Angriff der Buren veranlaßt hätte. Darauf giebt es nur eine Antwort: eine Armee, die von den Reserven abhängt, ist zur Vertheidigung entfernter Besitzungen untauglich und Großbritannien muß so schnell wie möglich das System ändern. Doch hinter der Ausrede mit der Reserve verbirgt sich noch etwas Anderes. Anfangs September sandte die britische Regirung 10000 Mann Verstärkung — zum größten Theile aus Indien — nach Natal. Dann geschah nichts, bis am achten Oktober die Reserve einberufen wurde, ein Schritt, der, wie vorauszusehen war, das Ultimatum der Südafrikanischen Republik zur Folge hatte. Weshalb konnten am achten Oktober nicht sofort weitere 10000 Mann abgehen, weshalb dauerte es bis zum zwanzigsten Oktober, ehe das erste Transportschiff in See stach?

Am achten Oktober hätten weitere 10000 Mann aus Indien abgehen müssen, die zum Gefecht von Glencoe gerade früh genug gekommen wären und die von England aus sofort hätten ersetzt werden können, sobald die Reserve hier zur Stelle war. Und wiederum entspricht es den Thatsachen nicht, daß eine frühere Verstärkung der Truppen in Natal auch den Angriff der Buren früher heraufbeschworen hätte. Die britische Regirung sandte genug Truppen, die Buren zu alarmiren, aber nicht genug, die bedrohten Kolonien vom militärischen Gesichtspunkte aus zu sichern. Nein: das Datum des Buren-Ultimatums wurde von etwas Anderem bestimmt als von der britischen Mobilisation. Gewiß mußten sich die Republiken sagen, daß, wenn sie die Hände in den Schoß legten, an ihren Grenzen übermächtige britische Streitkräfte aufmarschiren würden. Ehe jedoch die Regenzeit und mit ihr das Gras nicht gekommen war, konnten sie keinen Mann ins Feld stellen und sie begannen auch thatsächlich erst einige Tage, nachdem der wohl heiß ersehnte Regen gefallen war, zu mobilisiren. Diese Abhängigkeit der Buren von dem Gras des „Hoogen Veldes," von dem sich ihre genügsamen, ausdauernden Pferde im Kriege zu nähren haben, war die Chance der Briten. So lange das „Veld" nicht grün war, waren die Briten Herren der Situation. Sie konnten in der Zeit vor dem großen Regenfall ihre Garnisonen so stärken, daß die Regenzeit Briten und Buren in mindestens gleicher Stärke gefunden hätte. Die Krisis in Natal muß also besser erklärt werden, als es die britischen Minister bisher gethan haben. Was soll man zu folgender Argumentation des Kriegsministers sagen? „Wir hätten also," so sagte er am zweiten November, „keine oder eine ungenügende Antwort geben, in der Zwischenzeit die Reserven einberufen und eine Transportflotte nach dem voraussichtlichen Kriegsschauplatze senden müssen. Hätten irgend welche Verhandlungen bei einem solchen Vorgehen weiter gepflogen werden können?" Offenbar hat der Kriegsminister vergessen, daß Lord Salisbury nach dem Vertrage von San Stefano, als England mit Rußland sehr gespannt stand, die Mittelmeerflotte ohne Erlaubniß des Sultans in die Dardanellen einfahren ließ, daß Mr. Gladstone 1885 während des Pendjeh-Zwischenfalles die

Reserve einberief, daß zu Beginn dieses Jahres in Folge des Faschoda-Zwischenfalles die Flotte mobilisirt wurde und daß alle diese vorbeugenden Maßregeln nicht den Krieg brachten, sondern einen Krieg verhinderten. Wollte man sich nicht vorbereiten, dann hätte man dem Kolonialminister zurufen müssen: „Eile mit Weile!" Die Einberufung der Reserve aber ist keine Drohung, weil zwischen England und der übrigen Welt das Meer liegt. Der Augenblick zur Einberufung der Reserve war der erfolglose Ausgang der Konferenz in Bloemfontein; die Woche der Mobilisation nach thatsächlicher Kriegserklärung konnte gespart werden und die Reservisten hätten mit ihren Bataillonen ausgebildet werden können. Die Zusammenziehung des ersten Buren-Kommandos wäre das Signal zum Beginn der Einschiffung des Armeecorps gewesen, die so lange ununterbrochen hätte fortgeführt werden müssen, bis die britischen Bedingungen angenommen oder der Kriegszustand eingetreten wäre.

Schwächlich und ungerecht ist es, wenn Lord Salisbury sich auf die Opposition beruft, die keinen Krieg wollte. Eine Regirung mit einer Majorität von 150 Stimmen hat kein Recht, sich dahin auszureden, die Opposition hätte beruhigt werden müssen. Der Führer der Opposition sagte und betonte stets, daß die Politik, für die Ausländer das Stimmrecht zu verlangen, eine Friedenspolitik sei, die durch ostentative Rüstungen gefährdet werden würde. Die Regirung aber war anderer Ansicht und rüstete ostentativ, aber ungenügend. Die Politik des Fatalismus, die sich in allen den erwähnten ministeriellen Entschuldigungversuchen offenbart, die Politik, die bei jeder Gelegenheit „Kismet" sagt, die zuerst den Krieg, dann die Niederlagen, dann die ungenügenden Rüstungen als unvermeidlich hinstellt: eine solche Politik kann zu sehr üblen Konsequenzen führen.

Der Kriegsminister hat die Funktion, als Mittelsmann zwischen dem Kabinet und dem Oberbefehlshaber zu dienen und die Harmonie zwischen Politik oder Diplomatie und militärischer Aktion zu sichern und zu wahren. Das Kabinet hat in dem Oberbefehlshaber des Heeres einen militärischen Berather, dessen Aufgabe es ist, die voraussichtliche Natur eines wahrscheinlichen Krieges darzulegen und die zu seiner erfolgreicher Durchführung nöthigen Vorbereitungen auszuarbeiten. Wenn das Kabinet den Rath des Oberbefehlshabers befolgt hat, so ist der Oberbefehlshaber verantwortlich für jede Niederlage und deren Folgen. Eine Lehre drängt sich aus den bisherigen Ereignissen schon auf: es ist ein Fehler, daß im Kabinet kein Vertreter der Reichsvertheidigung, kein Soldat von Beruf sitzt. Das würde freilich eine konstitutionelle Neuerung sein; doch die Sicherheit des Staates geht vererbtem Recht und Gesetz vor: „Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage". Nur die britische nnd die Vereinigte Staaten-Regirung führen Verhandlungen, die aus einem Streitfall mit einer anderen Macht entstanden sind, ohne ständige Fühlung mit dem berufenen strategischen Berather.

Alle Entschuldigungen jedoch sind hinfällig geworden, seit der Oberstkommandirende, Lord Wolseley, am sechsten November wörtlich erklärt hat: „Wir haben gefunden, daß der Gegner, der uns den Krieg erklärt hat, viel mächtiger und zahlreicher ist, als wir voraussahen." Das bedeutet, daß das britische Intelligenz-Departement leistungunfähig ist, und erklärt neben vielem Anderen den Mangel an schwerem Geschütz in Ladysmith (die Flottengeschütze trafen nur durch Zufall vor Thoresschluß in der Stadt ein) und den Mangel an einem marconischen Apparat in der belagerten Stadt, deren Verbindungen mit der Außenwelt abgeschnitten sind.

Die wachsende Zahl kämpfender Buren beweist, daß nicht nur aus der Kapkolonie und aus Natal zahlreicher Zufluß gekommen ist, sondern daß fast alle Ausländer — mit Ausnahme der englischen — ihrem Adoptivlande dienen. In Zeiten, wie die jetzigen sind, ist in den zwei Republiken für Männer oder Jünglinge, die kriegstauglich sind und nicht mit ins Feld ziehen wollen, kein Platz. Die Einschließung Whites in Ladysmith, die den ganzen britischen Kriegsplan umwirft und sich in ihren Folgen noch verhängnißvoll zeigen kann, schreibt man in England sentimentalen Rücksichten auf die britischen Kolonisten in Natal zu. Natal sollte so weit wie möglich geschützt werden. Mit der ungenügenden Streitmacht, die White zur Verfügung hat, war Das unmöglich. Doch in Ladysmith waren zu Beginn des Krieges ungeheure Vorräthe aufgehäuft, die Sir G. White an diese Stadt banden. Wären im Voraus in einem dem Gegner so nahen Platz nicht Vorräthe, deren die später eintreffenden Verstärkungen bedürfen, aufgestapelt worden, so hätte White eine Stellung südlicher, an beiden Seiten des Tugela bei Colenso einnehmen müssen, eine Stellung, die den Uebergang beherrscht hätte und nicht einzuschließen war. Das Hauptgewicht bei ihrer Strategie mußten die Buren auf ihre überlegene Beweglichkeit legen. Doch sie haben sich mit schwerer Artillerie belastet, während sie — nach Dem zu urtheilen, was heute bekannt ist — Natal in kurzer Zeit hätten überfluthen können. So gut die Absicht war, Symons abzuschneiden: besser wäre ein schneller Vormarsch über den unteren Tugela gewesen. Die schweren Geschütze halten sie jetzt vor Ladysmith fest und verhindern die Aufstellung der erwähnten Flankenbewegung, die den Briten viel verhängnißvoller gewesen wäre als die Isolirung von Ladysmith. Ladysmith mußte durch eine geringe, sich nicht aussetzende Truppe maskirt werden, während das Hauptheer nach der Ostgrenze Natals vorrückte. Das Erscheinen einer starken Buren-Streitmacht in Greytown wäre das Signal für einen allgemeinen Aufstand der Holländer im Umvoli-Distrikt gewesen, hätte wahrscheinlich Pietermaritzburg zu Fall gebracht und Durban bedroht. Die Sorge der Buren um die geliebten schweren Geschütze hat die Briten hiervor bewahrt. Den ursprünglichen Plan allgemeinen Vormarsches über den Oranje-Fluß oder von Betschuanaland aus haben die Republikaner vereitelt. „Fehler in der ursprünglichen Versammlung der Armeen können im Verlauf eines Feldzuges kaum wieder gut gemacht werden." Als Whites Streitmacht durch Entsendung der Brigade Yule nach Dundee zersplittert und die Lage dieser Brigade verhängnißvoll geworden war — ein Verhängniß, dem sie nur durch die übergroße Vorsicht der Buren entging, die Yule entschlossen und mit allen Kräften an der Vereinigung mit White hätten hindern müssen —, mußte man doch glauben, daß hieraus die entsprechende Lehre würde gezogen werden. Doch in Estcourt gestattete man einer vorgeschobenen britischen Streitmacht, sich von Joubert isoliren zu lassen. Diese Bewegung Jouberts war eine gewaltsame Rekognoszirung gegen die zur Entsetzung Ladysmiths anrückenden Briten; sie konnte nach Lage der Dinge und nach den Erfahrungen der letzten Wochen aber auch die ständige Einschließung Estcourts beabsichtigen. Entsprechend dem Kriegszweck mußte jeder Offizier auf britischer Seite nur das eine Ziel im Auge haben, mitzuwirken, daß mit allen verfügbaren Truppen der allgemeine Vormarsch angetreten werden konnte. Also mußte das Detachement aus Estcourt

zurückfallen. Die Kriegsgeschichte wird sich mit diesen Offizieren, die den Krieg nicht als Wissenschaft, sondern als Sport auffassen, noch abfinden, sie wird aber auch anerkennen, wie die Republikaner, nach den modernsten Lehren mit getrennten Kommandos (deren Einheit die berittene Infanterie-Truppe von hundert Mann ist) eine weite Front deckend, marschirten und vereint die britischen Stellungen umschlossen. Das Resultat ist, daß Buller nach und nach jedes Theilchen der Streitmacht zu entsetzen hat, mit der er zunächst Ladysmith frei machen und dann den Vormarsch zur Offensive antreten will. Die zum Entsatz anrückende Kolonne ist in drei Theile getrennt, jeder einzelne Theil hinter Verschanzungen gezwungen und von der Basis abgeschnitten: Das ist kurz, was Joubert in diesem ersten Theile des Feldzuges gelungen ist. Die Ueberlegenheit der Buren, die sich hierdurch offenbart hat, ist die Folge ihrer großen Beweglichkeit und davon, daß sie requirirten, was natürlich billigeres Kriegführen und weniger Bagage möglich macht. Bisher haben sich die Republikaner nur aus britischer Tasche verpflegt. Die Transportschwierigkeiten für die Briten werden durch die Unzuverlässigkeit der eingeborenen Maulthiertreiber und die Unerfahrenheit der jungen Offiziere, die man in den Train versetzt hat, nicht gerade erleichtert. Eine Ueberraschung — die Vorbedingung für Erfolg über die Buren ist — kann wegen der geringen Zahl der Kavallerie (in Natal nur ein Regiment) nur schwer und eine Ausnutzung etwa möglicher Erfolge aus dem gleichen Grunde nur unvollkommen gelingen Der zweite Theil des Feldzuges naht heran; ob er durch Druck von Natal aus oder durch Lord Methuen vom Westen her eingeleitet wird, bleibt für den Ausgang gleichgiltig. Wenn General Methuen Kimberley entsetzt haben sollte, hat er hinter sich eine Eisenbahnlinie von der Länge London—Wien, auf der sein gesammter Proviant herangebracht werden muß, zu schützen. General Gatacre hat die Aufständischen in der Kapkolonie in Schach zu halten. Aus Alle dem geht hervor, daß die Initiative der Republikaner den Briten ihre Entschlüsse diktirt hat. England muß noch fünfzigtausend Mann weitere Truppen sofort aussenden, — wenn nicht anders, Freiwillige aus den Kolonien. Es hat den Krieg mit ungenügenden Streitkräften begonnen, möge es den Fehler nicht bei der Durchführung des Krieges wiederholen! Geld darf jetzt keine Rolle mehr spielen. Nach Abzug der bei den rückwärtigen Verbindungen zu lassenden Truppen hat der Oberstkommandirende in Südafrika, Sir Redvers Buller, vierzigtausend Mann, davon fünftausend Berittene, mit einhundertundvierzehn Geschützen zur Verfügung. Die Pferdekrankheit Südafrikas wird die Beweglichkeit dieser Truppen sehr behindern, zumal sie im Dezember und Januar besonders heftig auftritt. Also muß auch eine bedeutende Reserve an Pferden noch beschafft werden. Der Uebergang über den Oranjefluß — die Pontons der fünf Feldpionier-Kompagnien Bullers sind dem reißenden Strom nicht gewachsen — wird sich an Schwierigkeit wahrscheinlich mit der Alternative, durch den gefährlichen Nordwestwinkel Natals zu dringen, messen können. Die Briten haben ferner nach Betreten des Hügellandes der Republiken mit entschlossenen Vertheidigern ihres Vaterlandes zu rechnen. Die Proviant-Depots der Buren, die in regelmäßigen Abständen nach drei Richtungen hin angelegt sind, können schon durch wenige hundert Mann bewacht werden. Wenn die Buren an ihrer Guerillataktik festhalten, die rückwärtigen Verbindungen des Gegners mit allen Mitteln schädigen, in die

Festungen von Praetoria und Johannesburg nur eine schwache Besatzung legen, zumal Praetoria im Süden des Landes liegt und seine Einnahme durch die Briten auf den Fortgang des Kampfes keinen Einfluß auszuüben braucht, und wenn sich ein Mann findet, der die im Verlaufe des Feldzuges immer mehr zu Soldaten werdenden Bürger der Republiken mit fester Hand seinem Willen und seinen militärisch durchdachten Absichten unterordnen kann, so mag es den Republikanern gelingen, einen siebenjährigen Krieg zu führen, — vorausgesetzt, daß die Delagoa-Bai nicht britisch wird. Im Jahre 1776 begann ein siebenjähriger Krieg, in dem zwei britische Heere geschlagen und gefangen genommen wurden, das eine 1777 in Saratoga, das andere 1782 in Yorktown (Virginia). Die Amerikaner zählten damals etwa drei Millionen, die holländische Bevölkerung Südafrikas zählt 400000 Köpfe. Die Amerikaner waren erfolgreich, weil sie für ihre Rechte und ihr Land kämpften und einige der bedeutendsten politischen Denker im englischen Parlament auf ihrer Seite hatten. Die Amerikaner wurden Rebellen mit dem gleichen entschlossenen Pflichtbewußtsein, wie es die Mannen Olivers Cromwell beseelte. Die Frage, ob die Buren als kriegführender Staat anzusehen sind, ist von den Briten selbst durch Fortnahme von Contrebande, die neutrale Schiffe für Transvaal nach der Delagoa-Bai bringen wollten, mit Ja beantwortet worden.

Die förmliche Mittheilung der britischen an die anderen Regirungen, daß zwischen Großbritannien und den Buren-Staaten seit dem elften Oktober der Kriegszustand besteht, ist daher nur Formsache und schließt keineswegs ein, daß dadurch die Unabhängigkeit der Buren-Staaten von Großbritannien anerkannt wird. Der Kriegszustand wird zum Unterschied von einer Rebellion durch die Thatsachen bestimmt; wenn militärische Operationen auf breiter Basis ausgeführt werden und wenn ein bestimmtes Centrum der Autorität auf Seiten des Kriegführenden, dessen Unabhängigkeit bestritten wird, besteht, so wäre es nicht nur ungerecht, sondern auch in mancher Beziehung hinderlich, wenn die Bedingungen des Kriegszustandes nicht anerkannt würden. Thörichte Leute haben damals im englischen Parlament die amerikanischen Gegner Feiglinge genannt und ein schnelles Ende der Rebellion prophezeit. Genau so hat man heute von den Buren als von Feiglingen geredet, ohne zu bedenken, daß dadurch dem Prestige der britischen Soldaten sehr schlecht gedient wird. Die Amerikaner degenerirten im Verlauf des Krieges nicht, sondern erwarben sich hervorragende soldatische Eigenschaften, deren hauptsächlichste die Fähigkeit war, ohne Sold und auf Fouragiren angewiesen, zu kämpfen. Die Amerikaner waren Farmer, die alle Vorzüge und alle Nachtheile einer Bürgerwehr besaßen, wie sie in den zwei südafrikanischen Republiken heute besteht. Die Farmer kehrten oft am Abend wichtiger Entscheidungen auf ihre Farmen zurück. Washington hatte nur eine moralische Kontrole über seine Soldaten. Es ist daher kein Wunder, daß er so wenige Siege errungen, sondern ein Wunder, daß er überhaupt solche erfochten hat. Der amerikanische Bürgerkrieg (1860 bis 1865) giebt gleichfalls ein vorbedeutendes Beispiel. Beim Beginn des Krieges glaubte Präsident Lincoln, die Südstaaten durch Mobilisirung von 75000 Mann besiegen zu können, schließlich erwies sich jedoch die auf den Listen der Nordstaaten stehende Million Soldaten als eine nicht zu große Zahl gegen den beweglichen, thätigen Gegner, der, auf seine eigenen rückwärtigen Verbindungen sich stützend, in schwierigem Gelände operirte und von

entschlossenen Männern geführt wurde. Uebrigens hat der Krieg zwischen den Nord- und Südstaaten besonders in England ein ganz schiefes Urtheil über den Werth von Freiwilligen hervorgebracht. Weil die Freiwilligen am Ende des Krieges nach fünfjährigem Kampf wirkliche Soldaten geworden waren, vergißt man die furchtbaren Erfahrungen zu Beginn des Krieges und unterschätzt die Bedeutung regelrecht organisirter und ausgebildeter Heere.

Die Erfahrungen im Sudan und an der indischen Grenze haben im britischen Heere ein zu großes Vertrauen auf das Bajonnet gezeitigt. Wie oft hört man den Ausspruch: „Die Buren können nicht angreifen, weil sie kein Bajonnet besitzen." Dieses Fehlen des Bajonnetes entspricht aber der modernen Thatsache, daß die Feuerüberlegenheit entscheidet. In der Novembernummer der „Neuen Militärischen Blätter" befürwortet Generalleutnant Metzler Beschränkung des Bajonnetirens im deutschen Heere; denn „für Einzelfälle darf die Allgemeinheit nicht erzogen werden".

Noch ein Punkt möge gestreift werden: Nach London gelangen fortwährend Berichte, die den Korrespondenten von „Kaffir-runners" mitgetheilt werden. Der Kaffer aber berichtet gegen Bezahlung Alles, was sein Opfer gern hört. Für zwei Shillinge erzählt er von tausend erschlagenen Buren mehr als für einen Shilling. Die Erzählungen vom Mißbrauch der weißen Flagge durch die Buren mögen auf diese Kaffern zurückführen sein. Sie lassen sich aber auch aus der Fechtweise der Buren erklären, die in kleinen, selbständigen Trupps operiren. Diese einzelnen Trupps, zwar den allgemeinen Gefechtszweck verfolgend, aber doch wieder ihre eigene Aufgabe erfüllend, entscheiden, dieser Taktik entsprechend, auch selbstständig, ob sie die Kraft zu weiterem Ausharren haben oder ob sie sich erschüttert glauben, was meistens der Fall ist, wenn sie als abgesessene Schützen fechtend ihre Pferde verlieren. Wenn nun solch ein Trupp durch Verlust der Pferde hilflos geworden ist und, von den Nebentrupps getrennt, eine weiße Flagge zeigt, so ist es sehr leicht denkbar, daß die noch durchaus intakten Nebenkommandos, die vielleicht durch eine Bodenerhebung getrennt sind, weiter feuern, ohne die Lage des erschütterten Trupps zu kennen. Die Korrespondenz, die über solche Vorgänge zwischen den Kommandanten der britischen und Buren-Streitkräfte gewechselt worden ist, zeigt, daß es sich thatsächlich meist um Mißverständnisse — und zwar auf beiden Seiten — gehandelt hat. General Sir R. Buller, der britische Oberbefehlshaber in Südafrika, hat die ihm hierüber vom General Joubert gegebenen Aufklärungen für befriedigend erklärt.

Wenn es sich aber häufiger wiederholen sollte, daß die Buren auf weiße Flaggen der Briten feuern, so ist Das ein Beweis, daß kein Pardon gegeben werden soll; und daraus mag man auf den Charakter des weiteren Feldzuges schließen. Gegen Eines aber sollte der britische Soldat klar und energisch protestiren: daß die Jingopresse den Gegner schlechter macht, als er ist. Noch vor etwas Anderem sollten die Briten sich im eigenen Interesse hüten: durch Entlassung des Ministeriums Schreiner und durch Loslassen der Basutos auf den von seinen Vertheidigern entblößten Oranje-Freistaat die Afrikander der Kapkolonie zum allgemeinen Aufstand zu treiben! Den Eingeborenen gegenüber müssen die Weißen eine geschlossene Front bilden. Das war die heiligste These der südafrikanischen Kolonisten und muß es bleiben.

Welchen Einfluß der Krieg auf die britische Heeresorganisation haben wird, habe ich schon angedeutet. Wenn nach dem Kriege eine britische Besatzung von 25000 Mann in Südafrika bleiben muß, so ist damit und mit den 75000 Mann in Indien mehr als die Hälfte der regulären britischen Armee absorbirt. Eine elastischere und den Anforderungen des britischen Reiches entsprechendere Organisation könnte geschaffen werden, wenn die Regimenter in vier statt in zwei Bataillone getheilt würden. Davon müßten zwei im Auslande, zwei in der Heimath stehen und von den Heimathbataillonen eins stets zum Kriege bereit gehalten werden, während das andere die Rekruten ausbilden und die Ablösungen für die Auslandsbataillone liefern müßte. Dadurch wären 36 zu jeder Stunde kriegsbereite Bataillone geschaffen, der Rest könnte auf die Reservisten warten und würde für einen kleineren Krieg kaum gebraucht werden. Doch mehren sich die Stimmen, die für den Dienst in England eine allgemeine Wehrpflicht wie in der Schweiz fordern und nur für den Auslandsdienst das bisherige Werbesystem mit all seinen Mängeln beibehalten wollen.

London. August Hornung.

In der „Zukunft" vom zweiten Dezember bedeuten die Namen: Loiret, Côte d'Or, Ille et Vilaine auf Seite 382, Zeile zehn von oben, die drei Mobilgardenregimenter, die bei Champigny fochten, und sollten daher in Klammern stehen.

# Die Weisheit des Sultans.

Die Märchenwunder von Tausendundeine Nacht sollen der Nüchternheit Europens von Neuem erblühen: der Sultan hat ein Irade unterzeichnet, durch das der Anatolischen Bahngesellschaft die Konzession zum Weiterbau ihrer Linien von Koniah über Bagdad bis Bassora ertheilt wird, und der Deutsche Kaiser übersandte dem Padischah ein warmes Glückwunschtelegramm, das die Weisheit des Sultans rühmt. In der That: die Weisheit des Sultans ist ohne Grenzen. Die verschiedensten Finanzmächte bewarben sich um seine Huld, — in einem Augenblick, in dem alle Völker und Länder vom Weh und Ach der Geldnoth wiederhallen. Man glaube nicht etwa, daß die Kassen der Pforte gefüllt wären; im Gegentheil: vergeblich harren die höheren und niederen Staatswürdenträger der Einlösung der Gehaltsschulden, die seit Jahren aufgelaufen sind. Und doch braucht der Kranke Mann nur zu winken und England, Frankreich, Deutschland, Belgien sind sofort bereit, ihm Millionen in den Schoß zu werfen und ihn — zum wievielten Male? — aus seinen Finanznöthen zu befreien. Aber kein öffentlicher Wettbewerb wurde ausgeschrieben. Das hätte nicht gut gewirkt, — nein: die Konkurrenten arbeiteten im Stillen.

„Erfahrung macht Hoffnung", pflegte Frau Rath Goethe zu sagen. So

wandte sich auch der Sultan an die Geldgeber, deren Leistungen ihn bisher am Meisten befriedigt hatten, und das Zünglein der Wage neigte sich — o Wonne! — zu Gunsten des deutschen Kapitales. Natürlich kann mit den Geldern für den Bau der Bagdad-Eisenbahn nicht der schlaffe türkische Staatssäckel gefüllt werden; die zweihundert Millionen Mark werden vielmehr lediglich dem Unternehmen selbst zu Gute kommen. Aber kleine Geschenke erhalten die Freundschaft und gewisse Provisionen werden sich nicht vermeiden lassen. Sollten schließlich ein paar Millionen dafür zu verbuchen sein, so wäre doch immer noch ein wichtiger Kulturzweck damit gefördert worden. Auch giebt es in der Türkei immer Gelegenheit zu Gefälligkeiten, — Gefälligkeiten, die des Landes so der Brauch sind. Im Juni 1898 war der Zar so unhöflich, die kaiserlich türkische Regirung an die Zahlung einer Rate der rückständigen Kriegsentschädigung zu erinnern, und da die türkischen Kassen, wie gewöhnlich, nur Leeres lehrten, sollte die Banque Impériale Ottomane wohl oder übel ein Darlehen von dreihunderttausend türkischen Pfunden gewähren. Aber die Bank hatte nicht den genügenden Patriotismus, um die ihr zugedachte Auszeichnung nach ihrem ganzen Werthe zu schätzen, und wandte sich an die Société du Chemin de Fer Ottoman d' Anatolie, die sich nach Verständigung mit der Deutschen Bank mit fünfzigtausend Pfunden an dem Vorschuß betheiligte. Und da man einmal im Zuge war, gab die Société du Chemin de Fer Ottoman d'Anatolie der türkischen Regirung am dritten Oktober 1898 gleich noch zwanzigtausend Pfund mehr, um ihr die Begleichung der Forderungen, die den Bahngesellschaften für Truppenbeförderung aus dem Jahre 1897 noch zustanden, zu erleichtern. Der Lohn für diese und andere Freundschaftdienste ist, dank der Weisheit des Sultans, die Konzession der Bagdadbahn.

Alldeutschland jubelt ob dieses Erfolges. Die Märkte Anatoliens und Mesopotamiens öffnen sich dem deutschen Gewerbefleiß, der Weg nach Indien steht offen, im Austausch der Rohprodukte werden deutsche Maschinen und Manufakturen Kleinasien in eine wirthschaftliche Provinz Deutschlands verwandeln, Vergnügungzüge werden den Berliner nach Bagdad führen, und trotzdem wiederholt dort die Pest wüthete, wird es doch erhebend sein, die Ruinen nach den Zeiten des Almansor und Harun al Raschid zu befragen. Aber die unumgängliche Voraussetzung aller dieser Herrlichkeiten bleibt die Sicherheit, daß die Bahn auch wirklich gebaut werde, ... und damit hat es vorläufig noch gute Wege. Der Hauptdirektor der Deutschen Bank gürtet seine Lenden abermals zu einer Pilgerfahrt nach Konstantinopel, um endlich vollständige Klarheit über die Absichten des Sultans zu gewinnen. Es bleibt immer noch fraglich, ob der Sultan den Vorvertrag, zu dem allein er sich durch seine Frade verpflichtet hat, auch wirklich in einen endgiltigen Vertrag verwandeln, und besonders, von welchen Bedingungen er Das abhängig machen wird. Schon ist für den Fall eines Scheiterns der Verhandlungen insofern Vorsorge getroffen, als der Gesellschaft der Anatolischen Bahnen keinerlei Regreßansprüche zustehen sollen, wenn die Konvention nicht zu Stande kommt. Ein halbes Jahr wird ins Land gehen, ehe überhaupt die Möglichkeit eines Vertragsabschlusses vorliegt. Die Anatolische Bahngesellschaft hat, von der Deutschen Bank namhaft unterstützt, vorerst eine Studienkommission nach Mesopotamien entsandt, um zu ermitteln, welche Orte für die Bahntrassirung in Frage kommen, und um Land und Leute zu erforschen. Vor Ende April nächsten Jahres kann diese

Kommission nicht nach Konstantinopel zurückgekehrt sein und inzwischen werden sich die verschiedensten Einflüsse geltend machen, um die Bevorzugung der Anatolischen Bahngesellschaft und der Deutschen Bank zu hintertreiben. Sollte Das aber auch nicht gelingen, so wird jedenfalls der Preis der Genehmigung immer höher steigen; und es wird eines sehr genauen Rechenexempels für die Deutsche Bank bedürfen, um zu ermessen, ob sie bei dem Zweihundertmillionenprojekt schließlich ihre Rechnung finden kann. Vor Allem wird Rußland sich den Bissen, dessen es schon sicher zu sein glaubte, nicht ohne Widerstand wegschnappen lassen. Unser slavischer Nachbar hat aus seiner Abneigung gegen die Bagdadbahn nie ein Hehl gemacht und bisher verstanden, alle englischen Pläne einer Bahn von Nordsyrien und Palästina nach dem Persischen Meerbusen zu Fall zu bringen. In Rußland fürchtet man eben nicht nur eine schwere Schädigung des Getreideexportes, sondern auch den Verlust der Balkanmärkte. Außerdem verhandelt die Pforte aber auch mit Frankreich über eine Verlängerung der Bahnlinien Beirut-Damaskus bis zum Euphrat und den Anschluß an die Strecke Smyrna-Bagdad.

Selbst mit dem Bahnbau allein ist es nicht gethan. Ungeheure Summen müssen verwandt werden, um das Land, das man durch einen Schienenweg erschließen will, einer rationellen Bewirthschaftung zu gewinnen. Einen kleinen Vorgeschmack von den Aufgaben, die da zu lösen sind, geben die Aufwendungen, die die Anatolische Bahn im Gebiet ihrer alten Linien zu machen hat, um die Gegenden, durch die sie führt, produktion- und konsumtionfähig zu erhalten. Das Wohl und Wehe der ganzen Bevölkerung hängt von dem Ausfall der Ernte ab, der manchmal so schlecht ist, daß den Bauern das Saatgut fehlt. Dann sieht sich die Bahnverwaltung genöthigt, als Helferin in der Noth aufzutreten und kostenlose Vertheilungen vorzunehmen, denn der Sultan ist viel zu weise, als daß er Dergleichen gern thäte. Auch wird er so weise sein, selbst das Wenige zu sparen, was seine Regirung bisher etwa zur Linderung wirthschaftlicher Noth gethan hat, sobald er diese Last auf fremde Schultern abwälzen kann. So kommt es, daß in der Türkei eine Privatgesellschaft, die ihrer Bahn Rentabilität wünscht, nicht nur Stationen und Wärterhäuschen, sondern auch Anpflanzungen und Baumschulen anzulegen, die Bevölkerung mit Ackergeräth zu versorgen und die Leute aus ihrer Trägheit zu ernster Arbeit und zum Pflichtbewußtsein zu erziehen hat.

In Anatolien ist die Ackerbearbeitung und die ganze Art der Bodenbenutzung überhaupt äußerst primitiv und daher läßt auch die Viehhaltung viel zu wünschen übrig, obgleich gerade von hier aus die Versorgung der Hauptstadt mit Fleisch bewirkt werden könnte. Die Thiere sind fast das ganze Jahr hindurch ohne Pflege und suchen im Freien ihr kärgliches Futter; nur in den strengsten Wintermonaten und, wenn Schnee liegt, werden sie in elenden Stallungen mit unvermischtem Strohhäcksel versehen. Dem schlechten Ernährungzustand der Thiere entsprechen natürlich ungenügende Leistungen: geringe Entfaltung von Zugkraft, der die Ausdauer fehlt, wenig Milch, Butter und Fleisch. Herr Scheiblich, der zur Hebung der Bodenkultur in Anatolien von der Bahngesellschaft bestellte Inspektor, wird schwerlich zu übertriebenem Pessimismus neigen: er erkennt diese Mißstände in vollem Umfang an. Ehe nicht eine bessere Ernährung gesichert wird, ist es nicht einmal möglich, die Zuchteigenschaften des Viehstandes genau zu beurtheilen, und hiernach lassen sich erst wieder die etwa weiter nöthigen Maßregeln: als Ein-

führung besserer Rassen oder einzelner Veredelungthiere u. s. w. in Erwägung ziehen. Tritt man an das Kulturwerk in Kleinasien ernstlich heran, so muß man mit einer Aera langwieriger und kostspieliger Experimente und mit Ausgaben rechnen, die hinter den Summen des Bahnbaues nicht weit zurückbleiben werden. Ob private Unternehmen sich einen so großen Aufwand gestatten dürfen, ist aber zweifelhaft. Etwas Anderes ist es, wenn ein Reich wie Rußland gleichzeitig mit dem Bau der sibirischen Bahn Massen ansiedelt und die Angesiedelten auf eine möglichst hohe Wirthschaftstufe zu stellen sucht. Gerade Rußland mag uns aber lehren, was Unternehmungen solchen Stiles kosten: alle Voranschläge haben sich dort gegenüber den Ansprüchen, die die Ausführung mit sich brachte, als zwerghaft herausgestellt.

Unter diesen Umständen haben Bankwelt und Börse keinen besonderen Anlaß, sich zu erhitzen, ganz abgesehen davon, daß an die zehn Jahre vergehen können, bis die Bagdadbahn ihren ersten Zug wird ablassen können. Einstweilen haben die Deutsche Bank und die Geldinstitute, die ihr Gefolgschaft leisten werden, erhebliche Barausgaben zu machen, — und Das ist mit Rücksicht auf die Lage des Geldmarktes, der voraussichtlich für das ganze nächste Jahr die so wünschenswerthe Flüssigkeit vermissen lassen wird, nicht unbedenklich. Ob und wie weit englische und französische Syndikate, die sich von vorn herein mit dem deutschen Syndikat vereinigt hatten, diese Verbindung aufrecht erhalten werden, läßt sich noch nicht übersehen. Jedenfalls tönt es uns nicht gerade angenehm ins Ohr, daß England bereits triumphirend verkündet, daß es die schwere Verantwortlichkeit für den Bau der Bagdadbahn nicht habe übernehmen müssen. Ob die Ausführung des Unternehmens unserer Eisenindustrie auf längere Zeit Beschäftigung geben wird, hängt davon ab, wie weit es sich empfehlen wird, Schienen und Laschen, Waggons und Lokomotiven überhaupt von deutschen Fabriken zu beziehen oder mit Rücksicht auf die Höhe der Transportkosten anderen Ländern, die den Verbrauchsstätten näher liegen, den Vorzug zu geben. Aber auch die Apparate für die Herstellung des Bahnkörpers und sonstigen Eisenbahnmateriales werden heute und in den nächsten Monaten noch nicht benöthigt. Es liegt also gar kein Grund vor, die Kurse von Bank- und Montanaktien mit Rücksicht auf diesen zukünftigen Bahnbau heraufzusetzen. Was übrigens diesem Unternehmen einmal an Transporten zukommen wird, muß, so weit es sich nicht um lokale Versorgungen handelt, anderen Verkehrseinrichtungen genommen werden und unsere Bankwelt hat in verschiedenen Beziehungen ein Interesse daran, daß ihre Kapitalien nicht durch Ablenkung des Verkehres vom Suezkanal entwerthet werden. An diesem Punkt setzen auch die englischen Rivalitäten ein. Vor Allem aber wird Rußland das Projekt des Grafen Kapnist, mit französischem Kapital eine russische Bahn mitten durch Mesopotamien zu legen, nicht so leicht ganz fallen lassen; betrachtet es doch die Türkei als ein Land, das nur der Annexion des Zaren bedarf, um ganz glücklich zu werden. Vorläufig hat der Sultan danach weiter die Wahl und darum ist seine Weisheit zu preisen, — freilich nicht gerade im Sinne des Glückwunschtelegrammes Sr. Majestät des Deutschen Kaisers.

Lynkeus.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: Jn Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 16. Dezember 1899.

# Die Flotte.

Farbige Glühbirnen, die das von Lechter gemalte Fenster nicht recht zur Geltung kommen lassen. In einem Onyxdreifuß verdampft Ambra. Die Wandbekleidung in englischem Stil; dazu ein riesiger Perserteppich und in der Rauchtischecke, auf die eine billige Kopie der bekanntesten Kaiserbüste von Reinhold Begas herabsieht, ein Löwenfell mit dräuendem Haupt und frisirter Mähne. Zwischen den schweren Falten einer Seidensammetdraperie ein kleiner Menzel, dessen Preis das enthusiastische Lob des Herrn Ludwig Pietsch einst in die Höhe getrieben hatte. Ein Rops von der zahmeren Sorte; gegenüber ein Achenbach. Auf der weiten Fläche der anderen Wand Bautier und Lesser Ury in trautem Verein. Man ist auch modern. Englisches Silber, von dem besonderen, ins Goldige spielenden Glanz. An den Möbeln des Mitteletablissements sind die Lieblingslinien Henrys van de Velde sichtbar. Auf einer Estrade ein türkisches Zelt mit allen Märchenwundern des Orientbazars; der hier Eintretende muß die rothe Pracht einer chinesischen Goldstickerei zurückschieben, um bis zu den Reizen einer Kameeltaschengarnitur vorzudringen. Meissener Porzellan, belgisches und japanisches bric-à-brac in bunter Fülle auf bemalten Etageren. Goldene Konsolen mit Tiffanygläsern. Die Thür zum Musiksalon ist geöffnet und der weiße Steinway zum Kredenztisch umgewandelt: Thee, Weincaraffons, Meukow, Silberkörbchen mit Austernsandwichs, petits fours, Cognackirschen und Konfituren aus Nizza und Yalta. Mendelssohn, Wagner, Beethoven und Mascagni, deren Büsten die Eckleisten zieren, sind über den Szenenwechsel vielleicht ein Bischen erstaunt. Aber man wollte allein sein, ohne Diener und ohne die jede Intimität mordende Resonanz des großen Speisesaales. „Hier ists zwar

nur ganz bürgerlich," pflegte die Hausfrau zu sagen, „aber hier kommen wir wenigstens mit Sam aus." Und Sam, von dem das Gerücht ging, er sei drei Jahre in Acton bei Rothschild gewesen, war absolut sicher und zuverlässig; die Vornehmheit seiner in Escarpins lautlos einherhuschenden Gestalt, die der dunkelbraune Frack mit Moireekragen und ganz kleinen Goldknöpfen gut kleidet, ließ den Verdacht einer Indiskretion gar nicht erst aufkommen. Und wozu ein größerer Apparat? Man war ja nicht versammelt, um zu schlemmen oder sich zu amusiren; heute handelte sichs um sehr ernste Sachen.

„Nett und neu ists, daß Sie uns Weiber trotzdem nicht verbannt haben", sagte Frau Erna Schröder. „Sehr nett sogar .. und modern. Mulier taceat: mit dem Blödsinn muß endlich einmal aufgeräumt werden. Darf ich?" Die Silberfuchsboa flog auf ein Tabouret. „Ich selbst bin ja, so zu sagen, nur per procura hier. Mein armer Mann fuhrwerkt wieder in der Welt umher, hat irgendwo da unten mit seiner Bahngeschichte zu thun und wird vor dem Ultimoabschluß unserer Bank kaum zurück sein. Business! Das ist, wie Karl, der Skeptiker, immer meint, auch alle Politik. Und weil ich wirklich sagen kann, daß ich in seine Ideen einigermaßen eingeweiht bin — lieber Gott: ich lebe ja nur für ihn und er würde keine größere Sache ohne mein dummes Weibervotum machen —, deshalb haben Sie mir vielleicht in diesem Hohen Rath Sitz und Stimme gegönnt. Aber ich sehe auch unsere liebe Professorin an der Seite ihres Herrn und Gebieters. Also endgiltiger Bruch mit der Parole: Ohne Damen! Sehr gescheit ... Nein, danke, ich bin noch vor Tisch; höchstens einen Fingerhut voll Thee. Dio, — dieser drawing-room im Paradies der klingenden Kunst! Il n'y a que vous, mefrouw, pour inventer ces petits expédients. Finden Sie übrigens nicht, daß Mascagni hier Weingartner ein Bischen ähnlich sieht? Nicht dem vom letzten Sonnabend, wo er Kraus begleitete; da war der göttliche Felix etwas blaß und elend. Auch die Melba habe ich in London schon frischer gesehen. Und diese Brillantenausstellung! Die Groß wurde ganz grünlich. Aha: eine delfter Erinnerung an die Heimath! Home, sweat home ..."

Frau Franz Wormser, eine holländische Jüdin aus altem Finanzgeschlecht, die den erfolgreichsten Hüttenspekulanten geheirathet hatte und in Berlin jetzt eine gesellschaftliche Großmachtstellung erstrebte, hatte Mühe, den Redeschwall der zierlichen Dame zu dämmen, deren wasserblaue Aeuglein unter dem ins Tizianische gefärbten Haar so sehnsüchtig und begehrlich funkelten und deren drei Ringfinger zu all ihren Reden ein orientalisches Ballet aufführten. Frau Franz Wormser hatte sich besser diszipli-

nirt. Auf ihrem Gut verkehrte der Grundadel der Nachbarschaft, an patriotischen Gedenktagen vereinte sie hohe Verwaltungbeamte, kleinstaatliche Diplomaten, Führer der Hofkonservativen und Stabsoffiziere, die gern einmal Dreißigmarkrheinwein tranken, um ihren Tisch; den Kaisergeburtstagstoast hatte im vorigen Januar bei ihr sogar ein früherer Minister ausgebracht, dessen Herz sie durch ihre Kunst als Bowlenbereiterin gewonnen hatte. Sie rühmte sich, jede Kuh in ihrem elektrisch beleuchteten Stall zu kennen, sprach sachkundig über Pferdezucht, Weidewirthschaft und Wildbestand und hatte ihren Ehrgeiz darein gesetzt, an ruhiger, schlichter und prunkloser Vornehmheit den altpreußischen Damen zu gleichen. Wer sie früher gekannt hatte und sie nun bei Wohlthätigkeitbazaren zwischen einer Prinzessin und einer Wirklichen Geheimen Räthin an ihrem Verkaufstisch die Kunden ködern und bedienen sah, Der mußte die Selbstdressurleistung bewundern. Nur gab sie bei solchen Gelegenheiten noch immer zu große Summen aus und erregte Aergerniß, weil sie ihre Waaren weit unter dem Einkaufspreis verkaufte. In dem allzu lebhaften Wesen der Frau Erna Schröder witterte sie die Gefahr einer Ansteckung; die Landedelfraurolle vertrug die hastige, nervös zappelige Grazie aus der Kalverstraatzeit nicht. Und gerade heute wollte sie in ihrer Rolle bleiben. Zwar: den großen Cabochonsmaragd, den sie, à la Sarah Bernhardt, auf dem Zeigefinger trug, und das von Doucet stammende tea gown, rosa crêpe de Chine mit Chinchilla und Spitzen, sah man wohl selten auf märkischen oder pommerschen Gütern; sonst aber war sie ganz gehaltene Würde. Es sollte ihr politisches Debut sein. Künstler, Gelehrte, lungernde Attachés hatten auch Andere in ihren Thiergartenvillen. Sie wollte Berlin den ersehnten modernen politischen Salon geben und ihr Händchen im Spiel der Mächtigen haben. Erna war nicht zu vermeiden; sie hatte ihr die ersten Koryphäen zugeführt und mit dem Direktor Schröder mußte man rechnen, seit ihn der Sultan nach dem Selamlik empfangen hatte. Wer weiß, ob er nicht eines Tages Finanzminister sein würde? Ein Parlamentarier hatte ihr gestern erst zugeraunt, Miquel liege in der Agonie — Das beweise seine wunderliche Berichtigung —, und Frau Franz Wormser hatte sich zum Grundsatz gemacht, die möglichen Größen von übermorgen auf dem Halm zu kaufen. Sonst wurde es immer zu spät. Nun stand sie zwischen der plaudernden Erna und der streng blickenden Professorin, die an der über das dunkelgraue Seidenkleid herabhängenden dünnen Goldkette nestelte, und wußte nicht recht, wie sie aus der five o'clock-Konversation in den Ernst der Lage einlenken sollte.

Der Eheherr brachte ihr Hilfe. Er knöpfte über der Directoirekravatte

den obersten Knopf des Gehrockes zu, räusperte sich behutsam und sprach leise, mit der den Angelsachsen abgelauschten Gelassenheit des vornehmen Mannes aus rein arischem Stamm: „Ich denke, wir setzen uns. Und nun: ohne alle Feierlichkeit, wie es bürgerlichen Leuten geziemt, die ohne Ehrgeiz, ohne Sonderinteressen, nach ihrer bescheidenen Kraft das Wohl ihres Vaterlandes fördern möchten!“ Seit eine ihm befreundete Hofcharge, die gern ohne Risiko Kursgewinne einstrich, ihm bei einer Flasche alten Johannisbergers gesagt hatte, mit der Nobilitirung werde es einstweilen noch gute Wege haben und schon der Geheime Kommerzienrath werde schwer loszueisen sein, gab er sich mit Vorliebe als bürgerstolzen einfachen Fabrikanten. Daß er, außer Haussen und Baissen, sein Leben lang nichts fabrizirt hatte, that ja nichts zur Sache. Jetzt griff er, um die Beweglichkeit seiner Hände abzuleiten, nach einem Bismarckbleistift, mit dem er beim Sprechen in der Luft kurze Linien zog.

„Wir vertreten hier ein paar der wichtigsten und modernsten Berufsstände: unser verehrter Professor die Wissenschaft, Herr Dr. Sinzberger, als Leiter der ‚Wacht am Thron‘, der, ohne Kompliment, jetzt anerkannt nationalsten Zeitung, die Presse, unsere schöne Frau Erna die haute finance — und, in Gemeinschaft mit den beiden anderen Damen, nebenbei noch die berechtigten Fraueninteressen —, meine Wenigkeit einen nicht ganz unbeträchtlichen Theil der vaterländischen Industrie. Und wir sind . . .“

„Und ich?“ Der Privatdozent Dr. Louis Neumann, der ein in Europa schwer zu akklimatisirendes steinreiches Mädchen aus Lodz geheirathet hatte und sich seitdem an allen Millionärtischen für einen Sozialdemokraten vom linken Flügel ausgab, rief es so laut, daß die Professorin entsetzt ihren Mann ansah, als wollte sie fragen, ob ein halb schon abgesägter Dozent Solches in Gegenwart eines Ordentlichen Professors wagen dürfe.

„Du, lieber Louis? Ach ja: Du vertrittst die Interessen der sogenannten arbeitenden Klassen, zu denen wir Müssiggänger ja sämmtlich nicht gehören. Du wolltest dabei sein; und warum sollte die Rolle des Teufelsadvokaten unbesetzt bleiben?... Aber im Ernst: Sie haben die Reichstagsreden der Bundesrathsvertreter gelesen. Ueber die Bedenklichkeit der Lage brauche ich in diesem Kreis kein Wort zu verlieren. Es handelt sich um nicht mehr und nicht weniger als um die Frage, ob wir unsere Stellung als Kulturweltmacht behaupten und befestigen wollen oder ob die Reaktion siegen soll. Die Lebensinteressen des deutschen Volkes fordern, wie mir scheint, daß wir die Richtung Hohenlohe-Bülow nachdrücklich stützen. Der Augenblick ist günstig, da es, wie unser geistreicher Freund Sinzberger treffend schrieb, im

Kastanienwald winterlich aussieht. Auch haben wir die Wissenschaft, Industrie und Handel für uns. Aber es fehlt freilich nicht an mächtigen Gegnern und in den mißleiteten Massen ist noch manches Vorurtheil zu besiegen. Unter diesen Umständen hielt ich es für angezeigt, die entschlossenen Förderer deutscher Kulturbestrebungen — in deren Mittelpunkt uns die Flottenforderung führt — hier zu einem Plauderstündchen zu vereinen, um für das friedliche Werk den Schlachtplan zu entwerfen." Frau Franz Wormser füllte die Baccaratgläser, um den Gästen ein Lächeln stolzer Zufriedenheit zu verbergen. Die erste Apostrophe war glücklich gelungen; er hielt sich tadellos: ganz schlichter gentleman of country, ganz selbstloser Patriot.

„Vom Standpunkt der Wissenschaft aus ist, glaube ich, die Hauptarbeit bereits gethan," sagte tiefernst der Professor, „und Graf Bülow hat im Wesentlichen nur die von uns beigebrachten Argumente wiederholt. Ich bin weit entfernt, allen meinen Kollegen den Ruhm höchster Uneigennützigkeit vindiziren zu wollen; auch in unseren Reihen giebt es leider Streber, Leute, die diese bedeutsamste aller nationalen Fragen benutzen möchten, um sich nach oben hin beliebt zu machen. Aber dieser Typus ist doch selten; im Ganzen ist, was wir der Oeffentlichkeit vorgetragen haben, das Ergebniß wissenschaftlicher Forschung und patriotischer Sorge. Allerdings sind wir nicht ganz so friedfertig wie die offiziellen Leiter unserer Politik. Wir meinen, daß eine neue Macht auch neues Recht schaffen muß und daß die Ansichten nur darüber auseinandergehen können, ob die deutsche Expansion sich zunächst in der gemäßigten Zone — der österreichische Besitz und Kleinasien kämen hier in Betracht — bethätigen oder in fremde Erdtheile hinübergreifen soll, wo besonders auf Kosten Englands noch lohnende Eroberungen zu machen wären. Doch diese Frage steht heute nicht zur Debatte. Wie die Dinge jetzt liegen, bin ich persönlich des Erfolges sicher. Die Wissenschaft hat gesprochen, die ganze Intelligenz des Landes sieht in der Schaffung einer Schlachtflotte ersten Ranges das deutschen Strebens würdigste Ziel und mit dieser Stimmung muß auch der Dilettantismus des Reichstages rechnen."

Die runden Maraboutaugen der Wirthin blickten erstaunt und enttäuscht. „Dann bliebe für uns also gar nichts mehr zu thun?"

„Pardon", rief Frau Erna von der Estrade herab, „so was giebts nicht! Ministerreden, — na ja: allerhand Achtung, aber ... Karl war nicht sehr entzückt, namentlich nicht von Bülows Gejammer, wie schwer es gewesen sei, Kiautschou und das Inselzeug zu kriegen, und meinte, wenn er seinem Aufsichtrath solche Sachen erzählte, würde man ihm antworten: „Ja,

lieber Herr, für Kinderarbeit bezahlen wir Sie auch nicht so hoch!' Er fand die Geschichte schal; wozu immer betheuern, daß wir so furchtbar friedlich sind? Glaubt ja doch kein Mensch. Und die Methode, sagt er, wirkt nachgerade lächerlich: jedesmal sind wir ganz schwach, ganz wehrlos; wenn aber die neue Forderung bewilligt wird, dann! ...Blech! Als ob die Anderen dann nicht auch mehr Geld für Soldaten und Schiffe ausgäben! Das ist doch genau wie mit den Banken und mit den Diners. Wenn Gutmann erhöht, müssen wir auch erhöhen; und wenn Fürstenbergs drei Excellenzen, d'Andrade und die Landi haben, können wir unseren Gästen nicht einen Unterstaatssekretär und Rothmühl vorsetzen. Karl findet den ganzen Rummel ziemlich zwecklos. Auch die Flottenvorträge mit Lichtbildern und solche Sachen, die uns die Presse doch nur vermöbelt. Man müsse den Leuten zeigen, daß sie verdienen; alles Uebrige sei gleichgiltig. Und da können wir doch was machen. Her mit der öffentlichen Meinung! Soll ich in den Presseklub kommen, Sinzberger? Oder was meinen Sie zu einem Konventikel der maßgebenden Redakteure bei mir? Ich bin für die gute Sache zu jeder Schandthat bereit. Nur nicht gleich verzagen, Lady Wormser; wir Amazonen werden die Sache schon deichseln. Ouf,—habe ich geredet! Doktor, ist Ihre Cigarette rauchbar?"

Herr Louis Neumann saß schon vor einem hübschen Stummelhäufchen und weichte jetzt Rivierafrüchte in Meukow. „Proletenkraut," sagte er und reichte ihr die Schachtel von Philipp Morris. Die Professorin zog die spitzen Schultern hoch. Sie war für die Emanzipation, hatte an Enqueten mitgearbeitet und einer christlichen Frauengruppe vorgesessen, aber rauchende Frauenzimmer waren ihr ein Gräuel. Ihrem Gatten nicht.

Der kleine Sinzberger, der den clubman mimte und immer den Frack trug — ach: auch immer noch ohne das winzigste Bändchen eines preußischen Ordens —, strich die linke Schnurrbartspitze bis dicht unters Auge, zog ein Wölkchen aus der kleinen Henry Clay und hub dann bedächtig an: „Meine Gnädigste, natürlich werden Sie auch im Presseklub Eroberungen machen. Wo nicht? Nur werden Sie mich da nicht finden; mir sagt dieses Milieu nichts und ich bin froh, daß es mir gelungen ist, die Berufsschreiber aus meiner Redaktion zu räuchern und mich mit einer Eliteschaar politisch und gesellschaftlich gebildeter Kavaliere zu umgeben. Lauter Adelige; so hoffe ich, das klägliche Niveau unserer Presse nach und nach zu heben. Was nun unsere Angelegenheit betrifft, so glaube ich allerdings, daß noch Einiges geschehen könnte. Ich komme ja ziemlich viel herum, habe bis hoch hinauf recht gute Beziehungen und wurde von der hamburger Oktoberrede Seiner

Majestät nicht überrascht. Seitdem haben wir tüchtig vorgearbeitet, wie ich wohl sagen darf, und die noch vorhandenen Schwierigkeiten flößen mir keine Furcht ein. Für mich hat die Sache zwei Seiten; und diese persönliche Ansicht theilt man auch oben. Wirthschaftlich fällt ins Gewicht, daß auf Bülows Rede, trotz flauem London, die Börse fest war. Handel und Wandel ist eben marinefreundlich, mag Herr Richter reden, so viel er will. Enorm gesteigerte Produktion, kolossale Welthandelskonjunktur: also auch verstärkter Schutz durch Kriegsschiffe. Das Exempel ist einfach. Und dem Dümmsten muß einleuchten, was ein auf fast zwei Jahrzehnte hinaus gesicherter Konsum an Rohstoffen für die vaterländische Industrie bedeutet. Wenn es irgendwo zu bröckeln anfinge, meinetwegen in der Elektrizität oder bei den Kuxen, dann könnte das Publikum mißtrauisch werden und der ganze Aufschwung wäre bedroht; Kohle und Eisen schleppen uns aber auf jeden Fall eine hübsche Strecke durch. In dieser Beziehung sind wir all right. Nur hat die Sache auch ihre politische Seite und die fordert, mit aller Ehrfurcht vor den geistvollen Aeußerungen der Frau Direktor sei es gesagt, ihr Recht. Auch da bin ich leidlich orientirt. Sie wissen, daß unser Allergnädigster Herr sich das Ziel gesetzt hat, für die deutsche Seemacht zu thun, was weiland der hochselige Kaiser Wilhelm der Große für Preußens Landmacht that, und daß frondirende Elemente am Werk sind, diese Allerhöchsten Intentionen zu durchkreuzen. Auch die Thatsache, daß zwischen der Wilhelmstraße und dem Kastanienwald ein stilles Duell ausgefochten wird, bei dem mindestens Einer auf dem Platz bleiben muß, ist selbst fern Stehenden nicht mehr unbekannt. Ich schöpfe aus erster Quelle und darf Ihnen sagen, daß die entscheidende Wendung naht. Siegen wir diesmal, dann pfeift die agrarische Fronde auf dem letzten Loch. Ein Welthandelsstaat mit riesig entwickelter Exportindustrie und starker Flotte nach englischem Muster muß sehr bald die aus der Feudalzeit stammenden Bande sprengen und die modernen Schichten zur Herrschaft bringen, die bisher in unbegreiflicher Weise . . ."

„Ganz richtig", rief der Professor, der nicht dulden konnte, daß in seiner Gegenwart ein Anderer, kaum von akademischer Bildung Beleckter, so lange dozirte: „Auf einer bestimmten Stufe des fortgeschrittenen Industrialismus fordert ein nationalökonomisches Naturgesetz die auch äußerlich sichtbare Herrschaft der Bourgeoisie. Das haben wir längst festgestellt. Die Auseinandersetzung, bei der auch die Frage des Nahrungspielraumes eine wichtige Rolle zu spielen hätte, ist im Laienkreise freilich nicht leicht. Aber es genügt wohl, wenn ich sage, daß nach dieser Richtung in der wissenschaftlichen Welt das Urtheil einstimmig gesprochen ist."

„Das genügt vollkommen." Sinzberger hatte nur auf die erste Athemzugpause gewartet, um wieder das Wort zu ergattern; er war noch nicht ans Ziel gelangt. „Wir respektiren die Lehren und den Rath der Wissenschaft; aber wir müssen Realpolitik treiben und uns an die lebendigen Kräfte der Volksseele halten. Die gilt es, zu wecken, dem weitausschauenden Plan dienstbar zu machen. Und ich habe Ursache, zu glauben, daß ein solches Bemühen, wenn es erfolgreich ist, durch Auszeichnungen anerkannt werden wird, die Manchen werthvoller dünken als schnöder Mammon." Herr und Frau Franz Wormser spitzten die Ohren. Daß der Herausgeber der „Wacht am Thron" irgendwo einen sehr festen Rückhalt hatte, war unzweifelhaft. Auch der Professor schien interessirt. „Das sind immerhin Dinge, die man nur mit äußerster Diskretion andeuten darf. Wir haben es mit ruchlosen Umsturzparteien zu thun und dürfen uns keine Blöße geben. Gestatten Sie mir nur, Ihnen ein Wort zu wiederholen, das vorgestern nachmittags zwischen Vier und Fünf an sehr hoher Stelle fiel und das mir eine Stunde später bekannt wurde: ‚Der König wird seine Freunde auch im Dunkel zu finden wissen.' Glissons... Alles kommt darauf an, ob es uns gelingt, schnell eine starke Kaiserpartei sans phrase zu schaffen, die sich von jedem Radikalismus, natürlich auch von dem agrarisch-antisemitischen, fern hält, den öden Doktrinarismus der demokratischen Verfassunghüter abwehrt, kraftvoll für den Thron und das Evangelium eintritt und entschlossen ist, ohne ängstliche Bedenken einer großartigen Initiative durch Dick und Dünn zu folgen. Das aber ist nur möglich, wenn die nationalen Parteien ohne Unterschied der Konfession sehr viel wirksamer, als es bisher leider geschehen ist, den Theil der Presse unterstützen, der unter Opfern schwerster Art dieses Programm vertritt."

„Schnorrer!" flüsterte Dr. Neumann Frau Erna zu, der er gerade zu einer neuen Morris Feuer gab. Dann pflanzte er sich in die Mitte des Zimmers, senkte beide Hände in die Hosentaschen und rief, mit seiner halb schnarrenden, halb bellenden Stimme: „Das Mittel ist gut. Aber ich weiß noch ein besseres. Ihr habt die Wissenschaft. Das heißt: einige brave Leute — present company always excepted — sind wieder mal eben so patriotisch wie unklar echauffirt und geben ihrem gefräßigen Affen Zucker; und einige noch bravere Leute, die schon lange darunter litten, daß sie Schanden halber ein Bischen staatssozialüfteln mußten und so in den Verdacht röthlicher Rottengemeinschaft kamen, ergreifen nun gern die Gelegenheit, endlich wieder als fromme Fridoline ins Sonnenlicht zu rücken. Umsturz- und Zuchthausvorlage seien hinfürder gnädig mit Nacht und mit Grauen be-

deckt! Nur: mit dem Beistand der intellectuels ists so'ne Sache; er bringt selten Glück. Dann habt Ihr, außer der Wissenschaft, noch Handel und Industrie, wenigstens den großkapitalistischen Theil. Das heißt: etliche ehrenwerthe Bürger haben den sehr berechtigten Wunsch, durch Zahlung einer für ihre Verhältnisse mäßigen Versicherungprämie gegen die übelsten Folgen eines Industriekraches gesichert zu sein und im Rechtswohnsitz ihrer hohen Dividendenburgen zu bleiben. Auch erkennen sie klar, daß ihnen über kurz oder lang die politische Herrschaft zufallen muß, wenn mit immer stärkerem Nachdruck der Schutz und die Ausbreitung der Industrie als oberstes Ziel aller Staatsweisheit hingestellt wird; daneben hoffen Einzelne noch auf besondere Gunstbezeugungen im vorhin von dem verehrten Herrn Spezialisten für öffentliche Meinung angedeuteten Sinn. Schön. Die neulich von Bülow irgendwo aufgewärmte Geschichte vom der Allgemeinheit dienstbar gemachten Egoismus. Nur mit den Lastträgern, dem eigentlichen Volk, haperts noch. Das interessirt sich nämlich gar nicht dafür, ob das Kiautschousyndikat gute Geschäfte macht, ob Harpener hoch stehen, ob die großen Banken ihre Dividendenhöhe behaupten können und ob die Herren Lämmerhirt und Cohn zu Geheimräthen, Rittern oder Baronen befördert werden. Ja, die Massen sind eben mißleitet, von Hetzern aufgestachelt und die Zahl der Treuen und Guten, wie Papa Mirbach sagt, ist leider klein. Es wird nichts übrig bleiben als der Beweis, daß auch ihnen das Marinespektakelstück Vortheile zuschanzt. Darin stimme ich Herrn und Frau Direktor Schröder vollkommen bei. Dann aber ist das Rennen bequem zu machen. Und es geht. Man muß die ganze Geschichte nur unter die Rubrik ‚Nothstandsarbeiten' bringen. Krachgefahr mit Arbeiterentlassungen im Hintergrund. Irgendwas muß gethan werden, um Betriebseinstellungen von bedenklichem Umfang vorzubeugen. Warum nicht Schiffe bauen? Die macht, ein Weilchen nach dem Stapellauf, die veränderte Technik wieder werthlos, sie müssen erneuert werden, — und so klappert die Maschine fidel weiter. Das wird den Leuten, die jetzt Schnee schnippen, eher einleuchten als das Weihnachtmärchen von der nahen neuen Welttheilung, bei der für sie doch nichts herauskommt — plectuntur Achivi —, und als die wundersamen Historien von Holländern, Portugiesen und Spaniern, die, mit Respekt zu sagen, keinen Hund vom Ofen locken. Na, wie wärs? Soll ich für die ‚Wacht am Thron' einen fulminanten Artikel schreiben? Ich gelobe feierlich, jede Anspielung auf die internationale, völkerbefreiende Sozialdemokratie zu vermeiden. Als der einzig Uninteressirte könnte ich . . ."

Frau Franz Wormser hatte die Unhaltbarkeit der Situation seit zehn Minuten erkannt. Nach diesem Mißton war keine Harmonie mehr möglich. Welches Glück, daß Excellenz Glaser abgesagt hatte! So war man wenigstens unter sich. Und für kritische Momente hatte die kluge Dame ein unfehlbares Mittel: ein Druck auf die elektrische Klingel rief ihre kleine Pflegetochter herbei, die sie, nach neuester Mode, vom Land in ihr kinderloses Haus genommen hatte. Da war sie schon, mit der stattlichen nursery-governess, in einem Kleid vom besten Stil Peter Robinsons.

„Maud will nur Guten Abend sagen: entschuldigen Sie gütigst, Herr Doktor und Vetter! Der kleine Sonnenstrahl wird uns ja nicht allzu lange des kostbaren Genusses Ihrer Rede berauben."

Ausrufe des Entzückens. Gott sei Dank: die Spannung löst sich.

„Sie sind ein Ekel, Doktor!" sagte Frau Erna, während sie den Sammethut mit dem Paradiesreiherbusch feststeckte. „Und heute besonders gräulich. Wollen Sie mich nach Hause bringen?"

# Heinrich Heines letzter Ausgang.

Als er zum letzten Male,
Schon krank, zum Louvre kam,
Den Weg er hin zum Saale
Der Venus von Milo nahm.

Und als er stillte sein Sehnen
Nach ihrer Schönheit Licht,
Da rannen ihm die Thränen
Vom blassen Angesicht.

Die Göttin seines Lebens,
Er sah sie vor sich stehn,
Doch war sein Traum vergebens,
Getröstet von ihr zu gehn.

München, am zehnten Dezember 1899. Martin Greif.

# Eine neue Behandlung der Tuberkulose.

Zu meinen Arbeiten auf dem Gebiet der Tuberkulose hat mich die Entdeckung des Tuberkelbacillus durch Robert Koch (Oktober 1882) angeregt. Erst jetzt, wo man den Feind kannte, hatte man Aussicht, ihn therapeutisch zu fassen. Als Chirurg ging ich von der Beobachtung tuberkulöser Wunden und Gelenkkrankheiten aus. Die operative Hochfluth bei diesen „chirurgischen Tuberkulosen" — Anfang der achtziger Jahre — hatte reichlich Gelegenheit gegeben, Sektionen zu machen. Fast stets fand man tuberkulöse Prozesse in inneren Organen, die wichtiger waren als die Knochenherde, wegen deren man operirt hatte. Der Gedanke, durch Wegnahme eines tuberkulösen Knochenstückes Tuberkulose heilen zu wollen, erschien mir eben so naiv wie der Versuch, durch Wegschneiden eines syphilitischen Knotens einen Menschen heilen zu wollen, der schon seit Jahren durch und durch syphilitisch ist. Schon damals leitete mich die Ueberzeugung, daß man bei der Behandlung der Tuberkulose aufs Ganze gehen muß und daß die Bearbeitung von Theilerscheinungen, sei es nun Knochen, Lunge, Drüse oder Kehlkopf, weniger als halbe Arbeit ist.

Ich bin nicht nur als Praktiker an diese Arbeit herangegangen. Als Schüler des bekannten Pathologen Cohnheim habe ich mich viel mit der pathologischen Anatomie der Tuberkulose beschäftigt. Hier habe ich als Erster die schon lange bekannte Gefäß- und Blutarmuth der tuberkulösen Prozesse als wichtigen Angriffspunkt für die Behandlung erkannt. In meiner ersten Arbeit (Münch. Med. Wochenschr. 1888, Nr. 40) heißt es: „Die Schwierigkeit der Selbstheilung tuberkulöser Prozesse liegt eben in der Mangelhaftigkeit der Entzündungerscheinungen. Es ist zu wenig Blut und damit auch zu wenig Material da zur Reparation, zur Narbe. Es stellt sich daher die Aufgabe, diese mit einer Narbe abschließende Entzündung künstlich herbeizuführen." Dieses an sich uralte Prinzip — kranken Geweben mehr Blut zuzuführen — ist in den letzten Jahren wieder modern geworden durch die von Bier eingeführte Behandlung tuberkulöser Gelenkleiden mit Blutstauung. Um in den tuberkulösen Gelenken eine dauernde Wirkung zu erzielen, brauchte ich schwer lösliche, Entzündung erregende Stoffe. Ich spritzte sie in die Gelenke; um auch innere Organe erreichen zu können, führte ich sie — anfangs in Aufschwemmung, später auch in Lösung — direkt in das Blut ein. Ich schritt damit zur Wiederbelebung der völlig vergessenen „intravenösen" Injektion, der direkten Injektion von Medikamenten in die Blut-

gefäße. Das war eine große Ketzerei, „eine für den Staatsanwalt reife Frivolität.“ Unter den zahlreichen Stoffen, die ich prüfte, befriedigte mich noch am Meisten der Perubalsam, ein altes Antituberkulosum. Ich zerlegte ihn in seine Bestandtheile und fand im Frühjahr 1890 die Zimmetsäure als das Wirksame.

Ende 1890 kam das erste Tuberkulin von Koch; damit erlosch das eben erst schwach sich regende Interesse für meine Bestrebungen. Die Medizin ist seitdem völlig von der Bakteriotherapie beherrscht, die uns mit Behrings Diphterieserum eine schöne Frucht geschenkt hat. Seither starren die Kliniker wie hypnotisirt nur auf bakteriotherapeutische Arbeiten. Ohne Initiative zu eigenem therapeutischen Schaffen folgen sie willig oder unwillig den Bakteriologen. Daß aus ihren eigenen Reihen neue fruchtbare Gedanken hervorgehen können, daß die Beobachtung am Krankenbett, wenn sie mit dem ganzen Rüstzeug moderner Forschung arbeitet, da noch Erfolge bringen könne, wo die Bakteriologie einen Fehlschlag nach dem anderen sich geholt hat: Das erscheint fast Allen unmöglich. Der klinischen Wissenschaft ist der Glaube an sich selbst vollständig verloren gegangen; daher das Mißtrauen gegen meine, zum größten Theil auf klinischer Beobachtung aufgebauten Arbeiten: daher Manches sonst, was heute anders wäre, wenn die Beobachtung am Krankenbett neben mächtigen Hilfswissenschaften noch die ihr gebührende Berücksichtigung fände.

Während der Untersuchungen über die Wirkung der Zimmetsäure auf den tuberkulösen Thierkörper kam ich, hauptsächlich durch meine Schüler Richter und Spiro, zu der Erkenntniß, daß die Zimmetsäure ein stark positiv chemotaktischer Stoff ist. Als Chemotaxis haben Pfeffer, Leber, Massart und Andere die Fähigkeit gewisser chemischer Stoffe nachgewiesen, in Lösungen oder Körpersäften befindliche weiße Blutkörperchen, Bakterien u. s. w. anzulocken. Spritzt man zimmetsaures Natron (Hetol genannt) in die Blutadern oder unter die Haut, so vermehren sich die weißen Blutkörperchen im Blut auf das Zwei- bis Dreifache. Ist das Thier oder der Mensch, dem man Hetol injizirt, tuberkulös, so lagern sich die weißen Blutkörperchen wallartig um die Tuberkelknötchen herum; setzt man die Einspritzungen — etwa dreimal in der Woche — fort, so bildet sich um die Knötchen ein geschlossener Ring von weißen Blutkörperchen, der den Tuberkel aus der Cirkulation ausschaltet. Der Ring geht in solides Bindegewebe über, das den Herd durchwächst, schließlich hat man an der Stelle der Knötchen und tuberkulösen Veränderungen eine Narbe. Die Behandlung ist beendet. Dabei ist das zimmetsaure Natron ein für den Gesunden durchaus harmloser Stoff. Man kann einem Kaninchen auf einmal fünf Gramm einspritzen, ohne eine bemerkbare Wirkung zu erreichen. Und doch löst es beim Tuberkulösen — und nur bei ihm — energische Wirkungen aus.

Der jetzt am Institut Pasteur thätige Russe Metschnikoff hat als Erster die Bedeutung der weißen Blutkörperchen für die Vernichtung der in den Körper eingedrungenen weißen Blutzellen betont. Er nennt sie Freßzellen — Phagozyten —, weil sie nach seinen Untersuchungen die Bakterien in sich aufnehmen und verdauen sollen. Er bezeichnet die im Blut und in den Geweben vorhandenen weißen Blutkörperchen als „die mobile Armee, die der Organismus den in ihn eindringenden Bakterien entgegenwirft." Bei der Zimmetsäurebehandlung der Tuberkulose spielt die Anlockung der weißen Blutkörperchen in das Blut herein und an die tuberkulös erkrankten Stellen heran eine wichtige Rolle. Insofern ist sie eine Bestätigung der Phagozytenlehre Metschnikoffs. Auf der anderen Seite ist erwiesen, daß die wirksamen Stoffe des Serums, des behringschen Diphtherieserums, des Pestserums u. s. w., aus den weißen Blutkörperchen stammen und durch deren Zerfall in das Serum übergehen. Die wissenschaftliche Brücke zwischen Zimmetsäurebehandlung und Serumtherapie ist also geschlagen. Durch die Vermehrung der weißen Blutkörperchen und ihre Ablagerung am kranken Ort stellt das zimmetsaure Natron gewissermaßen im Körper die heilenden Stoffe her, die Behring im Thierkörper entstehen läßt und fertig in den kranken Körper einführt. Der leitende Grundgedanke ist natürlich bei Behring ein ganz anderer.

Neu ist auch — jedenfalls mir zum ersten Male in nutzbringender Weise gelungen — die Einführung der Chemotaxis mit ihren unschädlichen, ungiftigen, aber doch sehr wirksamen Stoffen in die Behandlung der Krankheiten. Wenn es gelingen sollte, hierdurch auch nur einen Theil der stark wirkenden Gifte, mit denen heute mehr als billig gearbeitet wird, aus dem Arzeneischatz herauszuwerfen, so ist damit viel schon gewonnen.

Doch nun zu den praktischen Ergebnissen. Seit einigen Jahren stehe ich mit meinen Angaben über die Wirksamkeit der Zimmetsäure bei Tuberkulose nicht mehr ganz allein. In Petersburg hat Jurjew meine Thierversuche nachgeprüft und bestätigt. Die Behandlung am Menschen haben geprüft und bestätigt: die Russen Mozkowski, Gortscharenko, Lowski, der Franzose Bernheim, die Amerikaner Mann und White, der davoser Arzt Heusser. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß es nur Ausländer sind, die mir beistimmen.

In meiner zusammenfassenden Darstellung vom Jahre 1898 sind die Arten von Tuberkulose erwähnt, wo man mit Zimmetsäure regelmäßig Heilung erzielt und die, wo die Erfolge unsicher sind. Meine eigenen Erfahrungen erstrecken sich jetzt auf über sechshundert Fälle; es sind Tuberkulosen jeder Art und jeder Schwere, Lungen- und Darmtuberkulosen, Knochen-, Drüsen-, Blasentuberkulosen u. s. w. Im Ganzen muß mein Krankenmaterial als ein schweres bezeichnet werden. Leichte und frische Fälle, wie sie für die Volksheilstätten ausgesucht werden, sind unter meinen Kranken nur

spärlich vertreten. Meist findet man, besonders in meiner Heilanstalt, bei mir nur Kranke, die schon die verschiedensten Kurmethoden und Kurorte ohne Erfolg versucht haben. Regelmäßig erzielt man Erfolg bei den unkomplizirten oder reinen Tuberkulosen. Lungentuberkulosen ohne wesentliches Fieber und ohne größere Zerstörungen heilen in einigen Monaten aus (90 Prozent Dauererfolge bei einer durchschnittlichen Behandlungdauer von achtundsiebenzig Tagen). Sind schon Zerstörungen (Kavernen) da, aber ohne Fieber, so sieht man in dem kleineren Theil der Fälle diese vernarben; meist verkleinern sich die Höhlen, die übrigen kranken Stellen heilen aus und der Kranke kann sich gesund glauben (gute Erfolge über achtzig Prozent, bei einer durchschnittlichen Behandlungdauer von etwa hundertundzwanzig Tagen). Unsicher sind die Erfolge bei der galoppirenden Schwindsucht und bei den Endstadien, wo hohes Fieber und ausgedehnte Zerstörungen vorhanden sind.

Rechne ich alle meine Fälle von Lungentuberkulose zusammen, die von Anfang an, selbst von Laien als aussichtlos erkannten einbegriffen, so ergeben sich immer noch 51,8 Prozent Heilungen und 23,6 Prozent dauerhafte Besserungen. Darm- und Unterleibstuberkulosen heilen aus, auch wenn sie fieberhaft sind. Nur dürfen die Kranken nicht zu sehr heruntergekommen sein (80 Prozent Heilungen). Knochentuberkulosen geben 82,1 Prozent Heilungen und 12,8 Prozent Besserungen, Drüsentuberkulosen fast ausnahmelos Heilung; das Selbe gilt von der Skrophulose u. s. w. Bei Gehirntuberkulose dagegen habe ich nie Heilung gesehen. Da das zimmetsaure Natron (Hetol) ungiftig ist und die Einspritzungen nicht schmerzhaft sind, kein Fieber oder Unbehagen erzeugen, so kann man auch der Tuberkulose Verdächtige, Kinder tuberkulöser Eltern, vorbeugend behandeln. Die Ergebnisse sind nicht nur Sanatoriumserfolge. Meine Kranken sind theils im Sanatorium, theils im Krankenhause, theils im Privathause, theils ambulatorisch behandelt worden. Also das allerverschiedenste Kranken- und Beobachtungmaterial. Es sind auch nicht Augenblickserfolge. Die Kranken, von denen die genannten Zahlen stammen, sind mindestens $1^3/_4$ Jahre außer Behandlung. Ich habe für völlig hoffnunglos gehaltene Fälle, die seit über acht Jahren geheilt sind.

Auf Grund meiner siebenzehnjährigen Studien und Beobachtungen bin ich zu dem Ausspruch berechtigt und kann ihn nach jeder Richtung hin vertreten: Wir besitzen in der Zimmetsäurebehandlung der Tuberkulose ein wissenschaftlich sicher begründetes und völlig geprüftes Heilverfahren, das innerhalb weiter Grenzen unschädlich ist, bei Frühfällen mit fast völliger Gewißheit den Erfolg verbürgt und auch von vorgeschrittenen Fällen noch einen beträchtlichen Theil zur Heilung bringt. Diese Methode will aber studirt und erlernt sein; die Behandlung schwerer Tuberkulosen setzt unbedingt erwachsene Aerzte voraus; hier genügen nicht die jüngsten Assistenten,

wie bisher, wo Morphium und Mixtura solvens oder ein Liegestuhl ausreichen sollten. Ich freue mich, daß in letzter Zeit Aerzte in immer größerer Zahl sich bei mir einfinden, um das Verfahren zu erlernen.

Stuttgart. Professor Albert Landerer.

# Amerikas Europäisirung.

Eine der Lieblings-Ueberzeugungen des Amerikaners ist es von je her gewesen, daß er völlig anders und vor Allem besser sei als alle übrigen Völker der Welt. Besonders gern lächelt er über den Militarismus, den Sozialismus, die Sonderstellung der Aristokratie und den Mangel gesellschaftlicher Gleichheit in Europa: von allen diesen Gebresten wähnt er sich völlig frei. Er ist auf Amerika stolz, vorzüglich deshalb, weil es, wie er sagt, nichts mit dem mittelalterlichen Europa gemein hat und durchaus uneuropäisch ist. Diese Ansicht ist bei ihm zu einem starren Dogma geworden und hat sein Unterscheidungvermögen so sehr getrübt, daß es ihm genau ergeht wie seinem Vetter in England, der auch meistens nur den Splitter im Auge Anderer, aber selten den Balken im eigenen Auge zu sehen vermag. Wer dem Amerikaner, besonders dem überreich mit nationaler Eitelkeit gesegneten Anglo-Amerikaner, sagen würde, sein so aufdringlich betontes Uneuropäerthum bestehe lediglich in seiner Einbildung, würde einem ungläubigen Lächeln begegnen. Und doch ist es eine unwiderlegliche Thatsache, daß sich Amerika unaufhaltsam und immer rascher europäisirt und daß an die Stelle des alten Amerikaners aus der Jugendzeit der Republik ein ganz neuer, anderer Mensch getreten ist. Das hat hauptsächlich zwei Gründe: einmal den von Jahr zu Jahr enger werdenden Anschluß Amerikas an Europa in Folge innigerer Handelsverbindungen und innigeren persönlichen Verkehres und dann die europäische Einwanderung. Die Nativisten, die ein verknöchertes Alt-Amerikanerthum von puritanischer Färbung vertreten, haben diesen Einfluß der Einwanderung längst erkannt und versuchen, ihn durch Erschwerung der Niederlassungbedingungen zu bekämpfen, — freilich erfolglos.

Nichts von Allem, was der Amerikaner in seinen öffentlichen und privaten Einrichtungen als amerikanische Sonderart zu bezeichnen pflegte, hat der Europäisirung auf die Dauer Stand gehalten. Befremdlich ist Das übrigens nicht. Als die ideal gesinnten Väter der Republik, mit Washington als dem Obervater, die Konstitution der Vereinigten Staaten ins Leben riefen, schufen sie damit ein Werk, das mehr für Engel als für Menschen geschaffen war. Sie hatten keine Ahnung, daß ihre Nachkommen genau so unideale Menschenkinder sein würden wie alle übrigen. So edel und bewundernswerth ihre eigenen Grundsätze waren, so wenig

eigneten sich diese Grundsätze für die späteren Generationen. Die Väter hatten den Söhnen in der Konstitution einen Rock gemacht, der nicht blos viel zu groß für sie war, sondern auch viel zu fein, — von der Feinheit, die „sich nicht trägt", wie man zu sagen pflegt. Ihre Vorstellung von Amerika war, daß es für alle Zeiten das denkbar bestregirte Land der Erde sein sollte: ein Paradies, eine neue Welt, frei von allen Schattenseiten der alten. Ihre Ideale haben sich nicht verwirklicht. Die alte Welt ist nicht, wie sie erwarteten, zur neuen Welt gekommen — auch der Berg kam nicht zum Mohammet —, und da die alte Welt nicht kommen wollte, so ist die neue Welt zur alten gegangen, wie Mohammet zum Berg. Mit Worten: Europa hat sich nicht amerikanisirt, aber Amerika hat sich europäisirt. anderen Mannichfach sind die Beweise dafür.

Eine der ehrwürdigsten, man könnte fast sagen: eine geheiligte Institution Amerikas war von je her der vierjährige Aemterwechsel, der unter dem Schlagwort „rotation in office" immer als etwas ausnehmend Weises und Gesundes galt, weil er dem behördlichen Körper stets frische Kräfte zuführe. Aber diese Einrichtung hat eine wahrhaft russisch-chinesische Korruption großgezogen, die heute den Staatskörper völlig verseucht. Die Politik ist durch den Aemterwechsel zu einem gigantischen Geschäft geworden, und zwar zu einem außerordentlich unsauberen. Durch den Aemterwechsel ist das Amt, das doch eine Vertrauensstellung sein soll, zu einer Waare und zu einer Entlohnung für geleistete politische Dienste herabgesunken. Seinem Inhaber dient es lediglich als Mittel zur Selbstbereicherung; und er erhebt tausendfach Tribut von seinen Mitbürgern. Nur vier Jahre kann der Inhaber auf sein Amt rechnen: da muß er also Heu machen, so lange die Sonne scheint, — so viel Heu wie möglich. Und gerade so, wie die Korruption im Amte sitzt, so sitzt sie auch in jeder Legislatur von New-York bis San Francisko, ja sogar im Kongreß und im Senat zu Washington, was freilich kein Wunder ist, denn die meisten Volksvertreter sind Advokaten und haben den sattsam bekannten Geschäftsinstinkt dieser Leute.

Aber auch eine andere angeblich echt amerikanische Errungenschaft, die persönliche Freiheit, hat unter dieser politischen Korruption gelitten. Der Bürger ist durch sie zum Sklaven des Parteityrannen (the political boss) geworden. Dieser Mann, den Niemand zu seiner Stellung berufen hat, stellt willkürlich die Kandidaten auf, die sich durch Beiträge zum Wahlfonds, wie man es zart benennt, oder durch sonstige Beiträge erkenntlich zeigen müssen. Der Bürger hat nur die Wahl, ob er der Kreatur des demokratischen oder des republikanischen Parteityrannen seine Stimme geben will, und ferner das harmlose Vergnügen, den Einen durch den Anderen zu stürzen, wenn die Korruption und Erpressung einmal gar zu arg wird.

Die wenigen Amerikaner, die die ungeheure Gefahr dieser Korruption begreifen, haben eine Bewegung ins Leben gerufen, durch die sie der Korruption ein Ende zu machen hoffen und die sie „Civildienst-Reform" nennen. Die hervorragendsten Förderer dieser Bewegung sind der frühere Präsident Grover Cleveland und der berühmte Führer der Deutsch-Amerikaner, Karl Schurz, der zugleich Präsident der Civildienst-Reform-Liga (Civil-Service Reform League) ist. Aber es ist eine Sisyphus-Arbeit, die diese Männer unternommen haben. Auch sie betrachten als die Wurzel allen Uebels den kurzen Amtstermin der Staatsdiener, die nach Ablauf von je vier Jahren anderen Versorgungberechtigten

Platz zu machen haben. Aber trotz kleinen Erfolgen erscheint der Kampf der Liga hoffnunglos, so lange der Durchschnittsamerikaner in der Bereicherung durch das Amt nichts Unehrenhaftes und Strafwürdiges, sondern ein völlig anständiges Geschäft sieht, — gerade wie es die Anhänger der italienischen Kamorra in ihrem Banditengewerbe thun. Wenn ein Senator in Washington — wie Das vorgekommen ist — den Zuckerbaronen als Gesetzgeber gefällig ist, so daß sie Millionen verdienen: ist es nicht in der Ordnung, wenn ihm die Zuckerbarone zum Dank dafür rathen, zur richtigen Zeit Zuckeraktien zu kaufen und mit einem Profit wieder zu verkaufen, der Hunderttausende von Dollars abwirft? Geschäft, nichts weiter! Wenn Richard Croker, der demokratische Parteityrann von New-York, einer gewissen Firma billige Baukontrakte verschafft und diese Firma seinen Neffen als Geschäftstheilhaber anstellt: was ist daran unehrenhaft? Geschäft, nichts weiter! Und wenn Tausenden von Kriegs-Veteranen, die niemals ernsthaft — oder überhaupt nicht — verwundet wurden, trotzdem von dem republikanischen Amtsinhaber eine lebenslängliche Pension bewilligt wird, weil sie dafür bis an ihr sanftseliges Lebensende republikanisch stimmen werden, so ist auch Das nur Geschäft, nichts weiter. Es ist das alte Prinzip des „Do ut des", auf die Parteipolitik übertragen. Eine Hand wäscht die andere.

Karl Schurz und die übrigen Führer der Civildienst-Reform, die den Kampf gegen den Drachen Korruption mit so viel Mannhaftigkeit führen, gedenken, ihm dadurch den Garaus zu machen, daß sie Gesetze schaffen, wonach nur Derjenige ein Amt bekleiden darf, der seine Befähigung dazu durch eine Prüfung bewiesen hat, und wonach kein Beamter aus seinem Amt entfernt werden darf, außer wegen Unfähigkeit. Dadurch meinen sie, den Beamten mit einem Schlage dem unheilvollen Einfluß der Politiker, der Günstlingswirthschaft und der Korruption, entrücken zu können. Das Amt wäre dann kein unsauberes Geschäft mehr, sondern lediglich eine öffentliche Vertrauensstellung im Sinne Clevelands, der den Satz aufgestellt hat: „Public office is a public trust." Aber selbst wenn Schurz und seine Anhänger endgiltig siegen und aller Korruption ein Ende bereiten sollten, wäre der Erfolg nichts als ein weiterer Schritt zur Europäisirung Amerikas. Er wäre ein weiterer Beweis dafür, daß die ursprüngliche Idee, in dem ununterbrochenen Aemterwechsel etwas typisch Amerikanisches zu schaffen, sich als völliger Fehlgriff herausgestellt hat und daß man auch in Amerika zu dem Beamtensystem, wie es in Deutschland mit besonderem Glück arbeitet und das man gerade so ängstlich vermeiden wollte, seine Zuflucht nehmen mußte. Karl Schurz, mit dem ich gerade über diesen Punkt persönliche Rücksprache nahm, wollte mir Das nicht zugeben. Er schrieb mir darüber am zwölften August 1899: „Die Civildienst-Reform hat nicht die Lebenslänglichkeit des Amtes zum Zweck, sondern nur Amtsbesitz, so lange der Beamte seine Pflicht thut. Es wird dadurch folglich nicht der selbe Beamtenstand geschaffen, wie er in Preußen existirt. Ein solcher Beamtenstand setzt vielmehr eine lange historische Entwickelung voraus." Nun gut! Aber: What's in a name? Es kommt doch schließlich auf Eins heraus, denn da die Beamten, die unter der neuen Dienstpragmatik den Befähigungnachweis zu erbringen hätten, in der Regel doch auch ihrer Pflicht genügen dürften, würden sie ihr Amt eben zeitlebens bekleiden, wie sie Das in manchen Zweigen der Verwaltung, die der Korruption entrückt sind, schon jetzt thun.

Aber die Aemterkorruption und der Vorschlag, wie sie zu beseitigen wäre, liefert nicht das einzige Beispiel von Europäisirung und damit einer Degenerirung des ursprünglichen Amerikanerthumes, wie es die Väter der Republik verstanden hatten. Die äußere Politik zeigt diese Degenerirung in noch viel grellerem Lichte. Hier findet sie ihren Ausdruck in der vielgenannten Expansionpolitik und deren hervorragendsten Vertretern, dem monopolistischen Präsidentenmacher Mark Hanna, dem „Besitzer" Mc Kinleys, Diesem selbst und Theodore Roosevelt, dem sattsam bekannten „wilden Reiter" und eben so wilden Redner, dem man Gelüste auf das „Weiße Haus" in Washington nachsagt. Es scheint, daß sich das amerikanische Volk endgiltig für diese Politik erklärt hat, und Tausende von Amerikanern, gebildete wie ungebildete, haben die alte washingtonsche Warnung vor Einmischung in die Welthändel und Erwerbung fremden Gebietes ohne Zustimmung der rechtlichen Besitzer einfach in die Rumpelkammer geworfen. Tausende von Amerikanern, gebildete und ungebildete, befürworten gewaltsame Einmischungen in die Politik der europäischen Mächte oder ein Bündniß mit England oder Japan zu diesem Zweck und sind jeden Augenblick bereit, für einen Krieg zu stimmen, der aus kolonialen Verwickelungen entstehen könnte. Einen solchen Umschwung der Ueberzeugungen hat die Expansion gerade unter den Anglo-Amerikanern, den allernächsten Erben Washingtons, hervorgebracht, daß das selbe Volk, das einst gegen England für seine Freiheit focht, heute gegen die Filipinos, die ebenfalls für ihre Freiheit kämpfen, einen Unterjochungskampf führt. Ja: eine ganze Reihe von Zeitungen und Personen entblödet sich nicht, sich selbst ins Gesicht zu schlagen, indem sie gegen die Buren, die gegen den selben Unterdrücker Krieg führen wie die Amerikaner 1776, Partei nehmen für England. Das ist so amerikanisch wie nur denkbar, denn es ist das vollkommene Gegentheil der Auffassung von den Aufgaben der Republik, wie sie deren Väter verkündeten. Nur die in der Fremde Geborenen, Allen voran die Deutschen und Irländer, bekämpfen geschlossen die Expansionpolitik. Und es ist gewiß eine grausame Ironie, daß sich die eingeborenen Amerikaner heute von den eingewanderten an wahrem Amerikanerthum übertreffen lassen.

Auf sozialem Gebiet häufen sich die Erscheinungen der Europäisirung nicht minder erstaunlich. Ganz naturgemäß ist mit der gewaltsamen Expansionpolitik „im Interesse der Civilisation und Humanität", wie die Expansionisten den heuchlerischen Engländern gelehrig nachbeten, der Militarismus bei uns eingezogen, und zwar der waschechte Militarismus des alten Kontinents, nicht ein vorübergehender Anfall, wie er sich bei jedem Volk nach einem glücklichen Kriege einstellen mag. Noch zeigt er kaum die ersten grünen Spitzen, aber die Saat ist doch aufgegangen. Die Nothwendigkeit ständiger Kriegsbereitschaft, um überall in der Welt mitreden zu können, ist heute durchaus populär. Die Uniform macht ihren Träger urplötzlich zum Uebermenschen, auch wenn er, statt der Vertheidiger seines Vaterlandes zu sein, ein bloßer Mehrer des Reiches und Unterdrücker ist. Schon hat man in gewissen privaten Lehranstalten die Zöglinge in Uniformen gesteckt und läßt sie, mit Kindergewehren bewaffnet, in Reihe und Glied zu soldatischen Uebungen über die Straße marschiren, ohne daß irgend Jemand etwas Lächerliches, geschweige denn Unamerikanisches oder Europäisches darin sähe.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß man auch über den Sozialismus

als etwas typisch Europäisches witzelte und lachte. „Eine Bewegung wie der Sozialismus", verkündete man mit apodiktischer Sicherheit, „ist in Amerika unmöglich. Eine solche Giftpflanze kann nur im versumpften Europa wachsen. Amerika ist zu gesund dafür!" Freilich, abgesehen von Anregungen aus England, hatte der deutsche Sozialismus schon zur Zeit solcher Reden besonders in der Stadt New-York und auch sonst im Osten Wurzel gefaßt. Aber man beachtete ihn nicht. Heute zählt dieser „importirte" deutsche Sozialismus, dessen berufenster Vertreter augenblicklich der hochgebildete Alexander Jonas in New-York ist, Tausende von amerikanischen Schülern in den ganzen Vereinigten Staaten. Ein waschechter Anglo-Amerikaner Namens Jones ist als Sozialist Bürgermeister von Toledo, einer gewaltigen Industriestadt des Staates Ohio, geworden. John P. Altgeld, ein Deutscher, war Gouverneur des Staates Illinois, gerade wegen seiner ausgesprochen sozialistischen Ideen. Und William Jennings Bryan, dem Präsidentschaftkandidaten, ist von seinen politischen Gegnern oft nachgesagt worden, daß er Sozialist sei. Freilich theilt er nicht die Ansichten Liebknechts oder Bebels, aber voll sozialistischer Ideen steckt er sicher. Solche Beispiele ließen sich noch in Menge anführen. Die gesammte Arbeiterschaft Amerikas und ihre Führer sind heute Sozialisten oder mindestens sozialistisch „durchseucht," wie der Freiherr von Stumm sagen würde. Auch der viel genannte „populism" der westlichen Farmer ist im Grunde nichts als ein gemilderter Sozialismus von stark agrarischem Beigeschmack. Daß endlich Edward Bellamy, Henry George und hervorragende Katheder-sozialisten an den angesehensten Universitäten, wie z. B. die Professoren Herron oder Ely, und Tausende von Gebildeten, ehemals Gegner des Sozialismus, sich zu einzelnen seiner Forderungen bekehrt haben, bestreitet heute kein Mensch mehr.

Die Erwähnung des Sozialismus führt ganz von selbst auf eine zweite sogenannte europäische Giftpflanze, der der Amerikaner gern die Fähigkeit, in Amerika zu gedeihen, abstreitet und die dennoch hier so munter wuchert wie nur irgendwo in Europa. Das ist der Antisemitismus. Da sich der Amerikaner ein für alle Male zum Paladin der Freiheit und Gleichheit und zum Schutzpatron aller Unterdrückten ernannt hat, so stände es ihm schlecht an, offenkundig Rassenvorurtheile zu bekennen. Agitatoren des Antisemitismus giebt es daher nicht. Aber während der Amerikaner in der Oeffentlichkeit Philosemitismus heuchelt, antisemitisirt er ganz im Stillen um so fröhlicher. Wie der Semit keinen Zutritt zu der allerfeinsten Gesellschaft hat, so hat er ihn kraft des selben stillschweigenden Uebereinkommens auch nicht zu den allerfeinsten Privatschulen, zu den allerfeinsten Klubs und den allerfeinsten Hotels. Die Besitzerin einer solchen hochfashionablen Schule für junge Damen hat vor einiger Zeit offen eingestanden, daß sie israelitische Schülerinnen nicht aufnehme, weil die Eltern ihrer christlichen Schülerinnen es nicht wünschten. Und das hocharistokratische „Oriental-Hotel" am Meeresstrande bei New-York ist wiederholt der Gegenstand grober Skandale gewesen, weil es im Gegensatze zu seinem Namen nur christliche Gäste herbergt. Der Besitzer leugnete zwar, aus Rassenvorurtheil zu handeln, aber Thatsache bleibt es doch, daß sein Hotel nur der amerikanischen Aristokratie offen steht. Es ist nicht der laute Antisemitismus Europas, sondern ein stiller, der aber deshalb nicht minder wirksam ist und den alles Ableugnen nicht aus der Welt schaffen kann.

Mehr als irgendwo sonst stößt jedoch der scharfsichtige Beobachter auf

die Europäisirung des Amerikaners im täglichen Leben. Wo ist da die Lieblingsvorstellung Washingtons geblieben, daß die Vereinigten Staaten die leuchtende Hochburg der allgemeinen Gleichheit und damit die einzig wahrhaft demokratische Republik sein sollten? Von dieser Gleichheit sind nur noch kümmerliche Reste vorhanden. Allüberall, nicht nur in New-York, der sogenannten „völlig unamerikanischen Stadt", verschwindet die Gleichheit mehr und mehr und macht der Bildung von gesellschaftlichen Klassen Platz, — ganz wie in Europa. Schon heute kann man in Amerika von einer Aristokratie sprechen, die keineswegs nur eine Plutokratie ist. Wir haben in den Vanderbilts, Astors, de Peysters, van Rensselaer, Krugers u. s. w. von New-York nicht blos reiche, sondern auch — wenigstens nach amerikanischen Begriffen — alte Familien, die sich für genau so vornehm halten wie die alten Adelsfamilien Europas und bei uns ungefähr die selbe Geltung beanspruchen wie einst die Fuggers und ähnliche Patrizier in den alten Reichsstädten des Mittelalters, in Augsburg, Nürnberg und anderswo. Noch stolzer sind die alten Familien im Süden, die ehemaligen Plantagenbesitzer und Sklavenbarone, von denen die new-yorker Aristokraten noch nicht einmal als voll angesehen werden, weil sie „nur" Industrielle sind. Aber auch die new-yorker Aristokraten bilden einen exklusiven Kreis, der sich hermetisch gegen Alles abschließt, was auch nur im Entferntesten nach Plebejerthum riecht. Wie sehr sie von der Ueberzeugung erfüllt sind, etwas Besseres und Feineres zu sein, geht aus dem Bestreben ihrer Töchter hervor, wenn irgend möglich einen europäischen Herzog oder Prinzen zu heirathen. Jede dieser Familien hat ihren Stammbaum und ihr Wappen, das überall erscheint: auf dem Tischzeug, auf den Möbeln, auf der Livree des Bedienten und den kostbaren Kutschen, in denen sie ausfahren. An irgend einem europäischen Hofe verkehren zu können, sei es nun der englische oder der deutsche, ist diesen Familien der Inbegriff alles Idealen; und „presented to the Queen" gilt als eine Auszeichnung fürs Leben, als eine persönliche Vergoldung, die eben so kostbar wie dauerhaft ist und die ganze Familie sofort mit einem gesellschaftlichen Heiligenschein umgiebt. Ist ein herberer Hohn auf den Begriff der allgemeinen Gleichheit denkbar? Uebrigens beschränkt sich diese Pflege des Kastengeistes keineswegs auf die Vanderbilts und ähnliche Leute. Auch die gesellschaftlich hinter ihnen rangirenden feinen amerikanischen Familien schließen sich wieder nach unten hin ab und lieben es, ihrem ganzen Haushalt ein äußerlich aristokratisches Gepräge zu geben. Dieses Bestreben tritt am Deutlichsten in der Erziehung der Kinder zu Tage. Und hier komme ich auf ein weiteres Beispiel der Veränderung der früheren Anschauungen.

Als eins der stärksten Bollwerke altamerikanischen Geistes war von je her die öffentliche Schule betrachtet worden. Die öffentliche Schule hat den ausgesprochenen Zweck, gerade das Gefühl der allgemeinen demokratischen Gleichheit aller Amerikaner zu hegen und zu pflegen. Hier sollten sie Alle gleich sein, hier sollte der Sohn des Straßenfegers einträchtig neben dem Sohn des Zuckerkönigs sitzen. Ach, aber der Sohn des Zuckerkönigs, also der Zuckerprinz, sitzt da nicht. Es fällt dem Aristokraten gar nicht im Traume ein, seinen Sohn in die öffentliche Schule zu schicken. Er kommt da mit viel zu vielen Plebejern zusammen. Statt dorthin schickt er ihn in eine hocharistokratische theure Privatschule, wo er nur mit Seinesgleichen zusammen kommt, und hält ihm im Hause Erzieher und

Erzieherinnen. Noch vorsichtiger verfährt er mit den Töchtern. Hin und wieder schickt er vielleicht in einer altväterischen Anwandlung den Sohn in eine öffentliche Schule, die in einem feineren Stadttheile liegt, wo nur „höhere Söhne" wohnen. Aber die Tochter hält er unter allen Umständen aus der öffentlichen Schule fern und läßt sie entweder eine feine Privatschule oder eine unter kirchlicher Leitung stehende Erziehunganstalt besuchen. Nachher kommt sie noch in eine nicht minder feine „boarding-school," wo ihr der letzte Schliff in aristokratischen Manieren beigebracht wird; wo sie lernt, wie eine vornehme junge Dame spricht, wie sie lacht, wie sie sich setzt, wie sie sich erhebt, wie sie sich verbeugt, wie sie gehen muß und wie sie stehen muß und was dergleichen hochwichtige Dinge mehr sind. Doch die Mißachtung der guten alten öffentlichen Schule beschränkt sich schon lange nicht mehr auf die wirklich aristokratischen Kreise. So mancher biedere Tischlermeister oder Hutmacher schickt seine Kinder in eine Privatschule, wenn ers sich leisten kann, — weil Das „feiner" ist.

Weniger leicht als alles Das ist dem Amerikaner die Annahme anderer europäischer Sitten geworden. In früherer Zeit war es in Amerika so gut wie unmöglich, irgend Jemanden zum Anlegen einer Beamten-Uniform, besonders einer Livree oder überhaupt von Etwas, das wie eine solche aussah, zu bewegen. Er erblickte darin ein äußeres Merkmal der Hörigkeit, der Knechtschaft, eine Beleidigung Sr. Majestät des souverainen Amerikaners. Auch Das hat sich geändert. Der junge Amerikaner sträubt sich nicht länger, als Bedienter, als Liftboy oder Laufbursche in Hotels, Klubs und anderen öffentlichen Gebäuden eine Livree anzuziehen. Die Wagenführer und Kondukteure der Straßenbahnen tragen willig ihre Uniform. Die Amerikanerin, die als Kellnerin im Restaurant oder in einem vornehmen Hause dient, trägt willig das vorschriftgemäße schwarze Kleid mit weißer Schürze, weißem Kragen und weißem Häubchen nach englischer Mode. Ja: man kann heute lange suchen, ehe man noch einen freien amerikanischen Kellner oder eine Kellnerin findet, die dem Gast das Trinkgeld entrüstet zurückschieben. Auch hier heißt es: es war einmal!

Aehnliche Beispiele ließen sich noch zu Dutzenden anführen. Die erwähnten genügen jedoch, um zu beweisen, wie schnell die Europäisirung und damit die Entamerikanisirung des Altamerikaners fortschreitet. Daß der neue Amerikaner damit alle nationalen Eigenschaften verloren hätte, soll natürlich nicht gesagt sein. Aber der reine demokratische Geist Amerikas hat jedenfalls die Stichprobe auf die Wirklichkeit nicht bestanden und macht dem aristokratischen Geist Europas Platz, wie Professor Münsterberg von der Havard-University ihn scharfsichtig für Amerika nicht blos prophezeit hat, sondern auch wünscht. Europa würde damit über Amerika, das ihm ja so wie so fast seinen ganzen geistigen Reichthum verdankt, triumphiren und die Republik Washingtons wäre dann ein Traum gewesen. Freilich ein wunderschöner Traum, viel zu früh geträumt und vielleicht niemals zu verwirklichen, so lange wir Menschen keine Halbgötter sind, sondern nur die höchsten thierischen Lebewesen mit unausrottbaren thierischen Unvollkommenheiten.

New-York. Henry F. Urban.

# Soziologische Geschichtauffassung.*)

„Genügt", so könnte man fragen, „die Auffassung der Geschichte als eines naturnothwendig sich abspielenden Kampfes sozialer Gruppen um Macht und Herrschaft, um Einfluß und Geltung, zur Erklärung aller der politischen Erscheinungen, aller der Einrichtungen des Staates und seiner ganzen Rechtsordnung mit ihrer mannichfachen Entwickelung, die uns die Geschichte bietet? Denn wenn diese soziologische Geschichtauffassung dazu nicht ausreicht, dann ist sie eben ungenügend und werthlos!" Ich zögere nicht, auf die Frage zu antworten: Ja! Die soziologische Auffassung, und sie allein, erklärt uns nach allen Seiten hin alle Erscheinungen der Rechtsordnung und Politik; sie löst uns die Räthsel aller staatlichen Einrichtungen, die auf andere Weise nicht erklärt werden können. Die Institutionen des Grundeigenthumes, der Vaterfamilie, des Erbrechtes, ja sogar des gesammten Schuldrechtes lassen sich einzig und allein aus der Tendenz der Selbstbehauptung der herrschenden Klassen vollständig erklären.**) Noch leichter und einfacher die Institutionen des Staatsrechtes, wie z. B. die Parlamente, die Exekutivgewalt, das gesammte Verwaltungrecht u. s. w.

Selbstverständlich ergeben und erklären sich alle Aenderungen und Reformen dieser Institutionen wieder aus der Tendenz der Selbstbehauptung der beherrschten Klassen, und zwar dieser Klassen der Reihe nach, in dem Maße, wie sie wirthschaftlich und intellektuell erstarken und gegen den Druck von oben ihren Gegendruck von unten ausüben. Dieser Druck und Gegendruck sind die Triebfedern aller staatlichen Entwickelung; und so wird der soziologische Grundsatz, daß jede Gruppe dem Triebe der Selbstbehauptung folgt, zum Schlüssel, der die verschlossenen Pforten politischer Erscheinungen und geschichtlicher Räthsel aufsperrt. Um diesen Satz in extenso zu beweisen, dazu wären freilich Bände nöthig. Zum Theil habe ich nähere Ausführungen in meinem „Allgemeinen Staatsrecht" geliefert. Ich möchte hier nur auf einen kurzen Aufsatz in meinen „Soziologischen Essays" (1899) hinweisen: „Was ist Recht?" Darin erbrachte ich den Beweis, daß jedes Recht ein Kompromiß zweier oder mehrerer Gruppen ist, eine Etappe in einem ewigen Kampfe. Deshalb „entwickelt" sich ja jedes Recht, weil jede Partei in solche Kompromisse stets nur gezwungen einwilligt, — mit dem Hintergedanken, von der Gegenpartei die Erfüllung der von ihr übernommenen oder ihr auf-

*) S. „Zukunft" vom 9. Dezember 1899.

**) Eine ausführliche Ableitung dieser Rechtsinstitutionen aus der Tendenz der jeweilig herrschenden Klassen finden die Leser in meinem „Allgemeinen Staatsrecht" (Insbruck, 1897).

gedrungenen Verpflichtung zu fordern, selbst aber der eingegangenen Verpflichtung sich, so bald es irgend möglich ist, zu entziehen. Das ist die Natur jedes Rechtes. Wer es nicht glauben will, mag die Geschichte des europäischen Konstitutionalismus, wenn auch nur der letzten fünfzig Jahre, aufschlagen. Jedes Blatt dieser Geschichte lehrt, wie die beiden kontrahirenden Parteien beim Vertragsabschluß ihre Hintergedanken hatten, die Einen, den Absolutismus aufrechtzuhalten, die Anderen, unter der Form des Parlamentarismus sich die Herrschaft zu sichern bemüht waren. Alle Entwickelung dieser Verfassungen geht aus den Bestrebungen hervor, die bestehenden Satzungen zu eigenem Vortheil und zum Nachtheil der Gegner auszunützen. Das erfahren wir täglich aus den Zeitungen und können es zwischen den Zeilen der Zeitungverlogenheit lesen.

Erklären aber läßt sich diese ganze Geschichte gar nicht anders als mit der — jeder Gruppe eigenen — Tendenz der Selbstbehauptung, die ein Streben nach Zurückdrängung, Herabdrückung und Ausnutzung der anderen Gruppen erzeugen muß. Auch jedes historische Ereigniß ist nur aus diesem Gesichtspunkt zu begreifen. Denn wie das Recht, so ist auch jedes geschichtliche Ereigniß zunächst eine soziale Erscheinung, d. h. eine solche, die einzig und allein aus dem Zusammen- oder, besser gesagt, dem Gegeneinanderwirken mindestens zweier sozialen Gruppen entsteht. Daher kann eine historische Thatsache erst dann erklärt werden, wenn man ihre Genesis aus dem Gegeneinanderwirken der verschiedenartigen Gruppen nachweist. Nun wissen wir aber, daß die von den Historikern seit Jahrtausenden beliebte sogenannte heroistische Methode der Darstellung diesem wissenschaftlichen Erforderniß nicht Rechnung trägt. Wenn z. B. ein Historiker die Abfassung eines Geschichtwerkes mit der Absicht beginnt, zu zeigen, welche klugen und tapferen Herrscher sein Vaterland hatte, so wird er sich von vorn herein Mühe geben, alle historischen Ereignisse als Thaten und persönliche Verdienste dieser Herrscher darzustellen. Möglich ist ja auch, daß ein Historiker in bestem Glauben die „großen Thaten und Tugenden" der „Landesväter" darstellt, — in der edlen Absicht, damit gewisse Gefühle zu wecken und zu beleben: Vaterlandsliebe, Loyalität, Legitimität (z. B. im Deutschland vor 1870) oder das „monarchische Gefühl." Möglich wäre ja auch (ich glaube es allerdings nicht), daß sie damit ihr Ziel erreichen: dann verdienen sie sich ehrlich ihr Kreuzlein oder Ordensband von den p. t. Interessenten. Der Wissenschaft aber haben sie damit gar keinen Dienst geleistet. Denn heute weiß doch jeder nur halbwegs naturwissenschaftlich denkende Mensch, daß die Geschichte nicht das Werk freier Willenshandlungen einzelner Personen ist, nicht einmal der „allerhöchsten," sondern das Resultat von Gruppenkämpfen, möge man diese Gruppen je nach Umständen als Stämme, Natio-

nen, Klassen, Parteien, Koterien oder Cliquen bezeichnen. Verhält sich aber die Sache so, dann hat es keinen wissenschaftlichen Werth, die Geschichte zu panegyrischen oder angeblich patriotischen Zwecken zu mißbrauchen, sondern es kann dann einzig und allein Aufgabe der Geschichtschreibung sein, die wirkliche Genesis der geschichtlichen Ereignisse aus dem Gegeneinanderwirken der sozialen Elemente abzuleiten.

Das Schema der heroistischen Historiker pflegt so auszusehen: Amenophis der Große war ein kluger und tapferer Herrscher. Er schlug die Assyrer (so lautet die egyptische Geschichte; die assyrische wird an dieser Stelle sagen, Cyrus sei tapfer gewesen und habe die Egypter geschlagen); sein ganzes Sinnen und Trachten galt dem Wohl seines Volkes; auch ließ er im Nilthal Kanäle bauen und machte das Land fruchtbar u. s. w. Dieses überall und ewig sich wiederholende Schema ist ein Unsinn. Denn die Feinde hat noch kein Herrscher geschlagen, auch nicht der allergrößte; auch der Bau von Kanälen ist noch nie der alleinigen Initiative eines Herrschers zu danken gewesen. Wir wissen heute sehr gut, daß ein Kanal erst als wirthschaftliches Bedürfniß sich großen Interessenkreisen fühlbar machen muß, daß es dann gescheite Ingenieure geben muß, die über die Ausführungen eines solchen Werkes nachdenken und entsprechende Pläne entwerfen, und daß diese Pläne sich unter dem Einfluß von Kritik und Gegenkritik entwickeln und reifen. Solche Werke sind also soziale Erscheinungen, da sie aus allgemeinen Bedürfnissen und Interessen hervorgehen und durch moralische und materielle Unterstützung interessirter Gruppen, nicht ohne Kampf gegen andere, von anderen Interessen beherrschte Gruppen, durchgeführt werden. Mag nun der heroistische Geschichtschreiber noch so laute Jubelhymnen zu Ehren des Ramses oder Amenophis als des Erbauers des Nilkanales anstimmen: wir wissen, daß es Jahrhunderte dauerte, bis das Werk reifte, daß zahlreiche Pläne und Entwürfe, Proben und Versuche, Untersuchungen und Experimente viele Generationen hindurch nöthig waren nnd daß hartnäckiger Widerstand der Gegner besiegt werden mußte, ehe es endlich ausgeführt werden konnte. Eine wissenschaftliche Geschichtschreibung wird sich also nicht damit begnügen, zu sagen: „Ramses oder Amenophis der Große hat diesen Kanal gebaut, — Heil ihm!“ Sie wird vielmehr all die wirthschaftlichen Bedürfnisse und all die sozialen Kämpfe, die durchgefochten werden mußten, bis diesen Bedürfnissen Befriedigung ward, darzulegen haben. Eine solche Darlegung hat einen wissenschaftlichen Werth. Die heroistische Phrase ist wissenschaftlich ganz werthlos. Denn sie ist jedenfalls eine Unwahrheit, also das Gegentheil jeder Wissenschaft.

Daraus folgt nun nicht etwa, daß aus der Geschichtschreibung die Individualitäten ganz entfernt werden sollen. Durchaus nicht! Die Indi-

vidualitäten spielen immer eine gewisse Rolle als Führer, die von den Gruppen vorwärts gedrängt werden, als Vertreter von Gruppeninteressen, als Brennpunkte von Gruppenbestrebungen, als Verkörperungen von Gruppentendenzen. In dem Maß, wie ein solcher Führer mehr oder weniger die Interessen seines Milieus in seiner Persönlichkeit zum Ausdruck bringt, ist seine Thätigkeit mehr oder weniger erfolgreich. Die Größe der Individualität hängt aber davon ab, ob sie fähig ist, die Gefühle der Gruppen — manchmal auch der Masse — zu errathen, die Gedanken und Strebungen mächtiger Gruppen oder Massen zu vertreten und sich zum Werkzeug ihrer Ausführung zu machen. Das konnten Persönlichkeiten wie Cavour und Bismarck und darin bestand ihre Größe, darin lag das Geheimniß ihres Erfolges. Denn politische Genialität besteht eben darin, die Strebungen mächtiger Gruppen zu errathen und ganz in sich aufzunehmen. Aber auch die Thätigkeit solcher politischen Genies wird eine wissenschaftliche Geschichtschreibung nicht in blinder Lobhudelei zur Darstellung bringen; sie hat vielmehr nachzuweisen, wie die aus sozialen und wirthschaftlichen Verhältnissen sich ergebenden Bedürfnisse und Interessen der Gruppen in der Persönlichkeit dieses Führers ihren Ausdruck fanden. Nicht die Führer schaffen sich ihre Gruppen, sondern die Gruppen schaffen sich ihre Führer; nicht das politische Genie eröffnet neue Bahnen: das Volk drängt in neue Bahnen und huldigt dem Genie, das sein Drängen früh begriffen hat. Der beste Beweis, daß der so beliebte individualistische Heroismus in der Geschichtwissenschaft keinerlei Berechtigung hat, ist der Umstand, daß man die Geschichte eines Staates wissenschaftlich darstellen und nachweisen kann, warum dieser Staat gerade eine solche Entwickelung und keine andere durchmachen mußte; daß man seine wirkliche Entwickelung vollkommen genügend aus geographischen, sozialen und wirthschaftlichen Verhältnissen erklären kann, ohne dabei auch nur eine einzige Persönlichkeit zu erwähnen. Man kann die Geschichte eines Staates ganz „unpersönlich“ schreiben, also die Heroen und Alle, die es sein möchten, ungenannt sein lassen. Ansätze zu einer solchen unpersönlichen, heroenlosen Geschichte finden wir jetzt schon in Ratzels „Politischer Geographie.“ Ratzel formulirt Grundsätze und Gesetze der Entwickelung der Staaten, den geographischen und ethnographischen Bedingungen gemäß, unter denen sie entstanden und lebten. Dabei spielen die großen Staatsaktionen der Monarchen und Minister gar keine Rolle; es kommt auf sie gar nicht an; sie sind quantités négligeables. Entscheidend für die Richtung der historischen Entwickelung sind eben nicht individuelle Eigenschaften einzelner Personen, sondern nur die allgemeinen geographischen, wirthschaftlichen, insbesondere aber die sozialen Bedingungen eines gegebenen Staates, d. h. die Verhältnisse der in ihm enthaltenen, sein Volk bildenden sozialen Elemente.

Auf sie kommt es an; sie geben den Ausschlag, ihr Kräfteverhältniß entscheidet über die Richtung der Entwickelung des Staates.

Wenn aber die Erklärung geschichtlicher Thatsachen und Ereignisse aus individuellen Eigenschaften und Willensrichtungen leitender Persönlichkeiten unwissenschaftlich ist, so ist es nicht minder die Ableitung geschichtlicher Entwickelungen aus dem „Volkswillen", aus dem Charakter oder Temperament des Volkes, aus der sogenannten „Volksseele". Diese Phrasen, die wir häufig bei demokratischen und liberalen Historikern finden, bezeichnen das entgegengesetzte Extrem, das eben so unwissenschaftlich ist wie die individualistische Methode der Geschichtschreibung. Denn auch diese national-kollektivistische Darstellung beruht auf einer Fiktion, und zwar auf der Fiktion des „Volkes" als einheitlichen Subjektes geschichtlicher Handlungen und Thaten. Ein solches einheitliches Subjekt geschichtlicher Thaten giebt es nicht. Das Volk will nichts und sieht nichts, freut sich nicht und trauert nicht; jedes Volk ist eine aus heterogenen sozialen Elementen zusammengesetzte Einheit, die sich nur in seltensten Ausnahmefällen als Einheit fühlt, im gewöhnlichen Laufe der Dinge aber ein Chaos entgegengesetzter Strebungen und Strömungen darstellt. Was da die Einen sehen und fühlen, sehen und fühlen die Anderen nicht; daraus folgt, daß, was die Einen wollen, die Anderen nicht wollen, was die Einen freut, die Anderen ärgert. Will etwa das deutsche „Volk" den Mittellandkanal? Nein. Der Westen will ihn, ein großer Theil des Ostens will ihn nicht. Und so war es stets und überall. Was die oberen Zehntausend wollen, Das wollen die unteren Millionen nicht, — und umgekehrt. Was also die Historiker von dem „Volke", von seiner Geistesbeschaffenheit, von seinen Tendenzen, Zielen u. s. w. sagen, Das sind immer mehr oder weniger poetische Floskeln, deren Werth nicht höher ist als der gewisser Generalcharakteristiker „unserer Vorväter", denen man bei nationalen Historikern so häufig begegnet. Merkwürdig: diese unsere Vorfahren zeigen überall die selben edlen Züge, gleichviel, ob wir nationale Historiker Frankreichs, Deutschlands oder Rußlands befragen. Diese „unsere Vorfahren" sind immer tapfer, gastfreundlich, großmüthig; als Schwäche wird ihnen höchstens nachgesagt, daß sie manchmal etwas über den Durst tranken. Solche allgemeine Charakteristiken der Nationen oder Völker haben keinen wissenschaftlichen Werth, einfach, weil sie der Wahrheit nicht entsprechen und deshalb nichts erklären. Die soziale Entwickelung kann nur durch die Darstellung der Machtverhältnisse und des gegenseitigen Einwirkens dieser heterogenen Bestandtheile auf einander erklärt werden. Diese Machtverhältnisse sind aber bedingt durch die vorwiegend wirthschaftlichen Interessen der einzelnen Gruppen, nicht durch eine psychische Beschaffenheit ihrer Gesammtheit, durch die Beschaffenheit irgend einer „Volksseele". Denn die wirthschaftlichen Interessen

jeder einzelnen Gruppe (wohl zu unterscheiden von den Klassen!) schreiben ihr ein gewisses Verhalten anderen Gruppen gegenüber vor und geben ihr eine bestimmte Marschroute im unvermeidlichen sozialen Kampf. Ob auf dieses Verhalten und auf die Richtung ihres Vorgehens irgend welche psychische Beschaffenheit nach Abstammung und Rasse (wovon wir überhaupt nichts wissen können) irgend einen Einfluß hat, Das ist sehr zweifelhaft.

Noch ein Grund, vielleicht der wichtigste, spricht für die Behandlung der Geschichte vom soziologischen Standpunkt. Nur von diesem Standpunkt aus kann man zu Erkenntnissen gelangen und Thatsachen feststellen, die sich kontroliren lassen und auf ihren Wahrheitgehalt geprüft werden können, während die heroistische und die nationale Geschichtschreibung sich in lauter Behauptungen ergeht, die man nicht kontroliren kann. Wenn uns z. B. die heroistische Geschichtschreibung Alexanders des Großen Feldzug gegen Persien aus dessen Unternehmungluſt und Abenteuersucht erklärt, so ist es doch nicht möglich, diese Behauptung nachzuprüfen. Denn was im individuellen Geiste vorgeht, mag wohl Gegenstand dichterischer Darstellungen, schmeichlerischen Lobes oder verleumderischer Angriffe sein: wissenschaftlich erweisen läßt es sich nicht. Einer mag sagen, Alexander sei durch die homerischen Gesänge zu seinen Kriegszügen nach Asien begeistert worden; Andere wieder mögen behaupten, Goldgier habe ihn nach Persien getrieben. Wissenschaftlich läßt sich weder Dies noch Jenes begründen. Wenn wir aber — um bei dem Beispiel des Makedonierkönigs zu bleiben — sagen, daß ein kriegerisches Bergvolk, in seinen unfruchtbaren Wohnsitzen Mangel leidend und dem Selbstbehauptungtriebe folgend, keinen anderen Ausweg hatte als den, in die fruchtbaren Ebenen Kleinasiens hinabzusteigen und das nächste reiche Kulturland zu überrumpeln, um dessen Schätze zu rauben: so ist damit eine Wahrheit ausgesprochen, die immer und überall unter ähnlichen Verhältnissen konstatirt werden kann. Es handelt sich hier um eine allgemeine soziale Erscheinung; sie entspringt dem Selbstbehauptungtriebe der sozialen Gruppen, der sich immer und überall den Verhältnissen gemäß äußert. Freilich: wenn das arme Bergvolk schwach und von mächtigen, wehrhaften Staaten umgeben ist, also keine Raubzüge unternehmen kann, dann muß es sich begnügen, in den Ebenen — sagen wir meinetwegen —: Rastelbinderei zu treiben, wie es die armen Slovaken Oberungarns thun. Die sozialen Verhältnisse, denen sich der Selbstbehauptungtrieb anpassen muß, bewirken eben die historische Entwickelung. Ein Blick in diese Verhältnisse lehrt, warum es meist kriegerische Bergstämme waren, die über friedliche Thalwohner herfielen, sie unterjochten und so Staatengründer wurden. Ob in den Führern solcher Eroberbanden Ehrgeiz oder Habsucht wirkt, ob sie dem Drängen ihrer Umgebung folgen, aus Furcht vor Absetzung im Weigerungfalle: diese möglichen psychischen

Motive, die im Individuum wirken, lassen sich wissenschaftlich nicht feststellen. Die soziale Erscheinung als solche aber ist sehr leicht aus dem Verhältniß der Gruppen zu einander und aus dem allseitigen Selbstbehauptungtrieb zu erklären.

Als Südeuropa, zur Zeit der Völkerwanderung von den nordischen Barbaren überfluthet, die römische Kultur vernichtet sah und sich allmählich in neuen Formen zu Reichthum und Kultur aufschwang, da waren es wieder barbarische Türkenhorden, die das Land überschwemmten und ihrer Herrschaft unterwarfen. Auch hier wäre es unwissenschaftlich, die Ursache der Türkeneinfälle in der Individualität der regirenden Sultane oder Großveziere zu suchen. Von Dem, was in der individuellen Psyche dieser Leute vorging, können Historiker je nach ihrer Phantasie uns allerlei „psychologische" Darstellungen geben. Wissenschaftlich kann Keiner von ihnen seine Ansicht beweisen. Daß aber das kriegerische Türkenvolk die europäischen Kulturländer mit Krieg überzog, um reiche Beute einzuheimsen, Sklaven und Sklavinnen zu rauben: diese klare Thatsache beruht auf einem leicht nachweisbaren soziologischen Gesetz, das auch künftig wirksam sein wird.

Thöricht ist aber auch der Versuch, die geschichtlichen Ereignisse und Aktionen aus Ideen, religiösen oder nationalen, ableiten und so erklären zu wollen. Denn auch die Wahrheit solcher Behauptungen läßt sich wissenschaftlich nicht erweisen. Ob z. B. die Massen der Kreuzfahrer thatsächlich nach Jerusalem zogen, um das „Grab Christi zu befreien", und weil „Gott es so wollte": darüber sind nur Vermuthungen möglich. Vielleicht wirkte dieses Motiv bei den fanatisirten Massen mit. Sicher aber ist, daß die zuerst von der französischen und normännischen Ritterschaft unternommenen Kreuzzüge eine Fortsetzung der mittelalterlichen Raub- und Plünderungzüge aus der Zeit waren, wo Normannen und anderes Raubgesindel ganz Europa beunruhigten, reiche Städte überfielen und plünderten. Jetzt wollten sie ihr Glück auch in den Schatzkammern orientalischer Sultane versuchen, von denen fromme Pilger so viel zu erzählen wußten. Uebrigens hatte sich diese Ritterschaft in Frankreich und dem benachbarten Gebiet so vermehrt, daß für den Nachwuchs keine entsprechenden „Stellungen", d. h. keine Fürstenthümer, Grafschaften, Herrschaften und Besitzungen mehr vorhanden waren. So mußte ein Streben nach Gebietserwerbungen entstehen und darum mußte diese abenteuernde Ritterschaft, dem Drang des Selbsterhaltungtriebes folgend, sich nach neuen Ländern umsehen, um sich da eine Existenz zu gründen. Der Gedanke an das von „Ungläubigen" beherrschte Kleinasien lag nah. Und die Phrase von der „Befreiung des Heiligen Grabes" bot den willkommenen Vorwand, um bei dieser Unternehmung auch den Segen der Kirche zu erlangen. Und die Kirche hatte gleichfalls ihre geschäftlichen

Absichten. Wo immer die Herren Ritter Land und Leute erwarben, da ging die Kirche nie leer aus. Außerdem konnte sie den Rittern, die Reisegeld nach Palästina brauchten, ihre arg heruntergekommenen europäischen Ländereien für einen Pappenstiel abkaufen oder gegen baaren Vorschuß in Pfand nehmen. Meist verfielen dann diese Pfänder. Die Kirche ist eben eine soziale Institution wie andere auch, eine soziale Gruppe, die sich, wie jede andere, erhalten will. Genügsame Individuen kann es geben, auch einzelne Heilige, die Besitz und Vermögen verschmähen und auf irdische Güter verzichten. Aber soziale Gruppen sind nie so enthaltsam. Die Kirche als Institution hat die Natur einer sozialen Gruppe und als solche ist auch sie vom Selbstbehauptungtrieb beseelt. So lagen denn die Kreuzzüge im Interesse der verkrachten Ritterschaft und der vorwärts strebenden Kirche. Dieses der Kirche und dem Adel gemeinsame Interesse war die mächtigste Triebfeder der ganzen Aktion. Die frommen Schlagwörter waren auf die Massen berechnet, die man brauchte, da doch ohne Kanonenfutter kein Krieg geführt werden kann.

Die Historiker der Kreuzzüge aber stellen die ganze Aktion in panegyrischer und heroistischer Weise als ein Werk religiöser Begeisterung dar. Das thaten auch die Dichter der Kreuzzüge und Das ist ja recht schön; diese Geschichten in Reimen, die man Poesie nennt, und diese Poesie in Prosa, die man Geschichte nennt, haben auch ihre Existenzberechtigung, — nur sind sie keine Wissenschaft. Eine wissenschaftliche Darstellung der Kreuzzüge hat uns die wirklichen Triebfedern dieser Aktionen zu entschleiern, nicht nur auf wirthschaftlichem Gebiet, sondern vorwiegend auf sozialem Gebiet, d. h. auf dem Gebiet der gegenseitigen Verhältnisse der in Betracht kommenden sozialen Gruppen.

Vielleicht wird nun gesagt werden, die Geschichtschreibung müsse unerträglich langweilig werden, wenn sie immer und ewig das selbe Lied von den sozialen Ursachen der Ereignisse, von dem Selbstbehauptungtrieb der Gruppen und dem „Rassenkampf" herunterleiere. Diese Einwendung wäre aber nicht stichhaltig. Denn erstens ist es ja nicht die Aufgabe der Wissenschaft, uns ein schönes Wandelpanorama vorzuführen, sondern, uns die Erkenntniß der Wahrheit zu vermitteln, möge diese Wahrheit auch noch so monoton und langweilig sein. Auch andere Wissenschaften operiren nur mit einigen Grundkräften, durch die sie alle Erscheinungen ihres Gebietes erklären, ohne dadurch ihren wissenschaftlichen Charakter einzubüßen, so z. B. die Astronomie. Sie erklärt alle Erscheinungen des ganzen Planetensystemes durch Schwere und Anziehung. Und es bildet gerade einen großen Reiz und Vorzug dieser Wissenschaft, daß sie mit der Annahme fast nur zweier Grundkräfte die ganze Fülle und Mannichfaltigkeit der Erscheinungen der Planetenwelt erklärt. So braucht denn auch bei der soziologischen Auffassung der Geschichte eine Minderung

ihrer Wissenschaftlichkeit keineswegs befürchtet zu werden; und eben so wenig eine Abschwächung des Interesses an der Geschichtschreibung. Denn wenn auch eine solche Auffassung der Geschichte immer und überall die selbe Triebfeder des Vorgehens der Gruppen sieht, so sorgt doch schon die Verschiedenheit dieser Gruppen nach Abstammung, wirthschaftlicher Lage, politischer und sozialer Stellung, Bildung, Sittlichkeit u. s. w. für eine solche Mannichfaltigkeit der durch die selbe Triebfeder verursachten Aktionen, daß eine Monotonie nicht zu befürchten ist.

Auf den ersten Blick könnte es freilich scheinen, daß diese sozialen Gruppen, da sie überall in den selben Verhältnissen zu einander stehen, als herrschende, beherrschte oder Mittelklassen, überall in gleicher Weise handeln und vorgehen, daß man also die ganze Weltgeschichte nach soziologischer Auffassung mit einem Schema erledigen könnte. Aber welche individuelle Verschiedenheit der Gruppen wird schon allein durch Zeit und Ort erzeugt, in denen der Gruppenkampf sich abspielt! Dazu kommen dann noch die ethnographischen, nationalen und kulturellen Verschiedenheiten und endlich die Einflüsse der geographischen und wirthschaftlichen Umwelt. Die individuell-psychologischen Beweggründe des Handelns der „Heroen," der Herrscher und Staatsmänner, können gar nicht so mannichfach sein wie die das Vorgehen der Gruppen bestimmende Verschiedenheit des geographischen und sozialen Milieus. Für die Behandlung der Geschichte vom soziologischen Standpunkt aus sprechen also zunächst alle wissenschaftlichen Gründe: die Möglichkeit der Erkenntniß der Wahrheit — und Das ist der letzte Zweck aller Wissenschaft —, der Nachweis eines Naturprozesses — und Das ist der Gegenstand jeder Wissenschaft —; endlich die Möglichkeit, zur Formulirung oberster Gesetze aller sozialen Entwickelung, also zum höchsten Ziel aller Wissenschaft, zu gelangen. Von Alledem kann bei der individuell-heroistischen Behandlung der Geschichte gar nicht die Rede sein. Denn nie und nimmer läßt sich eine historische Wahrheit auf individuell-psychologischer Grundlage feststellen; auch können Thaten und Handlungen der Herrscher und Staatsmänner, so lange sie als Ausfluß ihres freien Willens dargestellt werden, uns nicht den Verlauf eines Naturprozesses veranschaulichen; endlich kann die individuell-heroistische Geschichtschreibung nie und nimmer zur Formulirung oberster Gesetze historischer Entwickelungen gelangen, die sie auch gar nicht anstrebt, weil doch solche obersten zwingenden Gesetze mit den „freien" Willensakten ihrer Helden nicht vereinbar sind und weil sie fürchten müßte, durch Formulirung solcher Gesetze dem „Heldenthum" und der „persönlichen Größe" der Männer Eintrag zu thun, um deren Verherrlichung es den heroistischen und nationalen Historikern bei ihrem Bemühen doch vor Allem zu thun ist.

Graz. Professor Ludwig Gumplowicz.

# Französische Wirthschaftpolitik.

Seit Jahrzehnten mißbrauchen die französischen Eisenbahngesellschaften das Vertrauen und die Geduld des Publikums. Hohe Eisenbahntarife, niedrige Löhne der Angestellten, äußerst unbequeme und schlecht gehaltene Wagen, mangelhafte Beleuchtung und Heizung, häufige Verspätungen und überaus zahlreiche Zusammenstöße und Entgleisungen haben schon mehrmals den Gedanken an eine Verstaatlichung der Eisenbahnen nahe gelegt. Aber stets gelang es den Gesellschaften, da ihre Aktionäre den einflußreichsten Kreisen angehören und da sie gelegentlich auch vor direkter Bestechung nicht zurückscheuen, die öffentliche Meinung wieder zu beruhigen.

Durch so leichte Siege steigerte sich aber die Ungenirtheit der Eisencompagnien mehr und mehr; und schließlich gerieth selbst der gutmüthigste Theil des Publikums in Harnisch. Die Zeitung „Matin" eröffnete eine regelrechte Fehde und gelangte, sekundirt von der erregten öffentlichen Meinung, in kurzer Zeit dahin, eine solche Menge von Mißbräuchen festzustellen, daß die Dringlichkeit der Frage kaum noch bestritten werden konnte. Mit welchem Interesse das Publikum die Polemik des Blattes verfolgte, geht allein schon aus der Thatsache hervor, daß die Abonnentenzahl der Zeitung sich im Laufe der letzten Monate mehr als verdoppelt hat.

Dabei darf allerdings nicht übersehen werden, daß das französische Publikum zwar leicht zu erwärmen ist, aber eben so schnell wieder erkaltet und sich wahrscheinlich schon längst wieder beruhigt hätte, wenn der Ressortminister neutral geblieben wäre. Zum Glück wird das Ministerium der öffentlichen Arbeiten zur Zeit aber von Pierre Baudin verwaltet, der zur radikal-sozialistischen Partei gehört, jung — er zählt etwa sechsunddreißig Jahre —, energisch und kampflustig ist. Er erinnerte die Eisenbahngesellschaften eindringlich an ihre Pflichten gegenüber Publikum und Staat; und nach bewährter Praxis versprachen sie auch alle möglichen Verbesserungen, um den Sturm zu beschwören und, nachdem er sich gelegt haben würde, wenig oder nichts zu thun. Freilich schützten sie — gleichfalls nach bewährter Praxis — die Nothwendigkeit eingehender Versuche vor, ehe zu irgend welchen Neuerungen geschritten werden könnte. Dadurch hofften sie, Zeit zu gewinnen, und inzwischen konnte ein Ministerwechsel eintreten.

Nun hat aber kürzlich der sozialistische Deputirte Jean Bourrat, der für Eisenbahnverstaatlichung ist, einen äußerst interessanten Bericht fertiggestellt. Aus diesem Bericht ist zu ersehen, daß die Konzessionen der vier großen Eisenbahngesellschaften, deren Verstaatlichung zuerst in Frage käme, noch bis zu folgenden Zeitpunkten fortlaufen: der Gesellschaft der Ostbahn bis zum sechsundzwanzigsten November 1954, der Westlichen Bahnen und der Orleansbahn bis zum einunddreißigsten Dezember 1956 und der Südbahn bis zum einunddreißigsten Dezember 1960. Bis diese Eisenbahnen an den Staat zurückfielen, würden also selbst im günstigsten Fall, Das heißt: wenn es den Gesellschaften nicht gelingen sollte, ihre Konzessionen verlängert zu erhalten, noch fünfundfünfzig bis sechzig Jahre verfließen und inzwischen würde das Publikum wehrlos der weiteren Ausbeutung preisgegeben sein. Denn der unaufhörliche Ministerwechsel, der einer der übelsten Auswüchse des französischen Parlamentarismus ist, mach jede Durchführung ernster Reformen außerordentlich schwierig. Kaum hat sich ein Minister einge-

arbeitet, kaum ist er mit den Mißständen bekannt geworden und so weit, Reformen vorzuschlagen, so tritt an seine Stelle ein Anderer, der in der Regel der entgegengesetzten Partei angehört und nichts Schleunigeres zu thun hat, als die Reformprojekte seines Vorgängers zu beseitigen.

Die französischen Finanzen haben unter dieser Kurzlebigkeit der Ministerien ganz besonders gelitten. Seit dem Jahre 1774 hat Frankreich nicht weniger als hundertfünfunddreißig Finanzminister gehabt; und im Laufe der letzten neunundzwanzig Jahre, seit der Begründung der dritten Republik, ist das Portefeuille des Finanzministeriums fünfundvierzigmal von Hand zu Hand gegangen. Wesentlich dem Einfluß dieses stetigen Ministerwechsels ist denn auch die außerordentliche Rückständigkeit des französischen Finanzwesens und die hohe Verschuldung des Staates zuzuschreiben. Nicht umsonst schrieb vor einigen Jahren der bekannte französische Statistiker und Finanzschriftsteller Alfred de Foville, heute Direktor der französischen Münze: „Wenn ich Vergleiche zwischen Frankreich und England anstelle, so sehe ich in England Ministerien unter Zustimmung des ganzen Landes, ja, selbst ihrer Gegner, an der Verbesserung des Staatsmechanismus arbeiten. Man decentralisirt, man entlastet und man reduzirt dort den Hauptstock und die Zinsen der Staatsschuld. Wie ganz anders bei uns! Fünf Ministerien lösten einander im Laufe von achtzehn Monaten ab, jedes hatte ein anderes, neues Programm; aber keins hat sein Programm zu verwirklichen vermocht. Unsere Steuern erdrücken uns und doch ist keine Rede davon, sie zu verringern. Im Gegentheil: man vermehrt sie. Unser Budget übertrifft die Budgets aller anderen Staaten und unsere Staatsschulden sind die größten, die irgend ein Land hat. Sie belaufen sich bereits auf dreißig Milliarden; nnd dabei fährt man fort, sie unter verschiedenen Vorwänden jährlich um eine halbe Milliarde zu erhöhen." Diese eigenthümliche Finanzwirthschaft wird vielleicht am Besten durch die seltsame Thatsache beleuchtet, daß überhaupt Niemand den genauen Betrag der französischen Schuld kennt. Allen Bemühungen einer Reihe von Finanzministern gelang es nicht, über eine approximative Schätzung hinauszugelangen. Das hat der jetzige Finanzminister Caillaux in einem — übrigens äußerst optimistischen — Finanzexposé eben erst selbst zugestanden.

Ich komme aber auf die Eisenbahnen zurück. Bourrat hebt mit Recht hervor, daß der Rückkauf bis zum ersten Januar 1900 erfolgen müßte, wenn man nicht bei Berechnung der den Gesellschaften gebührenden Entschädigung die bedeutende Einnahmensteigerung des letzten Jahres mitzuberücksichtigen genöthigt sein wolle. Der jährliche Mehrbetrag, der den Gesellschaften dann zu zahlen wäre, macht acht Millionen, mithin für die ganze Periode bis zum Erlöschen der Konzessionen vierhundertsechsundvierzig Millionen Francs aus und bedeutet nebst Zinsen und Zinseszinsen eine Belastung des Staates mit mindestens einer Milliarde. Dagegen würde der sofortige Rückkauf auf Grund der von Bourrat nach den bestehenden Verträgen dargelegten Bedingungen, die den Aktionären bei Uebernahme der Eisenbahnenverwaltung durch den Staat eine feste Dividende garantiren, dem Staat eine ergiebige Einnahmequelle erschließen, vorausgesetzt freilich, daß den Bedürfnissen des Handels und der Industrie durch Herabsetzung der Fracht- und Personentarife genügend Rechnung getragen würde.

Neben Baudin und Waldeck-Rousseau lenkt jetzt Millerand, der sozialistische

Minister für Handel, Gewerbe, Post- und Telegraphenwesen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Er hat wichtige Verbesserungen in der Lage der unteren Postbeamten durchgeführt und ihm ist es wesentlich zu danken, daß die Ausstellungarbeiten ohne größere Strikes zu Ende geführt werden. Wichtig ist auch sein an die Präfekten gerichtetes Cirkular, das sich mit der Zusammensetzung der Kommissionen für die Fragen des Arbeiterschutzes beschäftigt. Das Gesetz vom zweiten November 1892, das die Arbeit von Kindern und weiblichen Personen in industriellen Unternehmungen regulirt, schreibt nämlich den Departementsräthen die Bildung besonderer Kommissionen vor, die die Ausführung der Arbeiterschutzgesetze zu kontroliren und darüber dem Handelsminister zu berichten haben. Diese Kommissionen ließen aber bisher — abgesehen von wenigen rühmlichen Ausnahmen — so gut wie nichts von sich hören und die meisten haben sich seit ihrer Bildung nicht einmal versammelt. Die Ursache dieser betrübenden Lauheit sah Millerand darin, daß sie bisher fast ausschließlich aus höheren Beamten und großen Fabrikanten gebildet waren. Sein Cirkular empfiehlt den Departementsräthen, neben den Vertretern der Arbeitgeber eine gleiche Zahl von Vertretern aus den Arbeiterorganisationen zu berufen.

Einer entschieden arbeiterfreundlichen Tendenz entspringt auch der Gesetzentwurf über die Gewährung von Korporationrechten an die Arbeiterorganisationen. Er ist die verbesserte Auflage eines Projektes Waldeck-Rousseaus vom elften Februar 1882, das mit dem Sturz des Ministeriums Gambetta — Waldeck-Rousseau war damals Minister des Innern — begraben wurde.

Uebrigens dürften sozialpolitische Maßregeln im engeren Sinne allein in Frankreich heute nicht mehr genügen. Will das Ministerium die Lage der arbeitenden Klassen in Frankreich ernstlich verbessern, so muß es sich wohl oder übel zu einer Sanirung der gesammten bisherigen Wirthschaft- und Finanzpolitik entschließen.

Paris-Zürich. Privatdozent Dr. Josef Goldstein.

# Im Winter des Mißvergnügens.

Unser zwischen den schwarzgelben Grenzpfählen hausender Bruderstamm hat es glücklich erreicht, daß überall die Bank- und Börsenwelt sich nach langer Zeit einmal wieder mit ihm beschäftigt, — freilich in keiner für ihn schmeichelhaften Weise. Soll doch selbst in den vornehmsten Präsidial- und Direktorialkabinetten unserer Hochfinanz das Lebens- oder richtiger das Leidenszeichen, das der Generalrath der Oesterreichisch-Ungarischen Bank plötzlich von sich gab, mit ungehaltenen Kernflüchen begrüßt worden sein. Die Bank hat den Muth gehabt, drei Wochen vor Jahresschluß ihren Diskontsatz um ein halbes Prozent herabzusetzen. Das heißt so viel wie: Kurzsichtigkeit und Unverstand zum Programm erheben, und das schlecht berathene Institut hat sich damit sein Urtheil selbst gesprochen. Es wird fortan nicht mehr erwarten können, daß seinen Maßregeln irgend welche Bedeutung beigelegt oder nach Gründen seines Handelns gefragt werde. Die Regirungen von Cis- und Transleithanien hatten einen größeren Betrag in Kronen,

nicht größer, als er auch sonst zuweilen außerhalb der gewöhnlichen Zahlungtermine eingeht, auf die Bank gebracht und sofort gerieth der Generalrath der Bank — nicht die Direktion, die vielmehr jede Initiative entschieden von sich wies — auf jenen verhängnißvollen Einfall, der lebhaft an die Thaten der weiland Schildbürger erinnert. Dabei herrscht gerade auf dem wiener Markt drückende Geldnoth, die Valutaregulirung ist noch nicht zu Ende geführt und die Bevölkerung kann auf die Dienste des Centralgeldinstitutes der Monarchie nicht verzichten, ohne den schwersten Nachtheilen ausgesetzt zu sein. Wird das Vertrauen zur Bank, das mit ihrer abnehmenden Bedeutung für den Weltmarkt ohnedies von Jahr zu Jahr gesunken ist, einen solchen Stoß noch überdauern? Das ist mehr als fraglich. Außerdem hat das Vorkommniß aber noch eine andere sehr ernste Seite: es beweist nämlich, daß sich Oesterreich-Ungarn ganz außerhalb der Strömungen, die den Weltmarkt beeinflussen, befindet. Zwar könnte die Thatsache, daß man von den Schwierigkeiten der allgemeinen Finanz- und Kreditlage gänzlich verschont bleibt, ja auch als Zeichen außergewöhnlicher Selbständigkeit und Gesundheit gelten; aber für eine solche Auslegung dürfte die Bankleitung selbst kaum mehr als das wehmüthige Lächeln übrig haben, mit dem etwa der Schwindsüchtige das Lob seiner hektisch gerötheten Wange erwidern wird.

Es steht leider mit der Volkswirthschaft in Oesterreich-Ungarn schlecht, sehr schlecht. Nicht einmal in seiner Montanindustrie vermag es ein armsäliges Feuerchen, das auf einige Augenblicke die Frierenden wärmen würde, zu entfachen, und während in anderen Ländern den industriellen Verhältnissen durch einen „embarras des richesses" temporäre Gefahr droht, fehlt es in den habsburgischen Landen allgemein an Bedarf und Aufnahmefähigkeit. Obgleich die Produktion nicht erheblich gesteigert worden ist, gehen Tausende von Tonnen an Eisenfabrikaten nach dem Ausland, weil sonst die Werke zu feiern genöthigt wären. Wenn die prager Eisenindustrie ihr Fabrikat nach Wien verkauft, steht sie sich schlechter, als wenn sie es von Hamburg aus über See versendet. In einigen Tagen werden ihre Vertreter in Berlin sein, um die Lieferungen für die zweite Hälfte des Jahres 1900 festzustellen. Für die erste Jahreshälfte hat sie ihre Walzeisendrahtproduktion schon zum größeren Theil an den deutschen Draht- und Drahtstifte-Verband abgesetzt. Auch mit den in einer Verkaufsgesellschaft vereinigten oberschlesischen Walzwerken wird die prager Eisenindustrie voraussichtlich engere Fühlung nehmen; und daran wird den inländischen Werken sehr viel gelegen sein, da ein direktes Hervortreten der österreichischen Konkurrenz auf dem deutschen Markt die künstlich gesteigerten Preise leicht ins Wanken bringen könnte. Es passirt auch jetzt noch, daß — besonders bei großen Verdingungen von Eisenbahnmaterial — die Eisenwerke von Händlern unterboten werden, die sich zum Theil schon vor Jahren Lieferungquantitäten billig gesichert haben, die ein Walzwerk mittleren Umfanges überhaupt nicht auf einmal abgeben kann, wenn es nicht auf die Ausführung laufender Aufträge verzichten will. Gern würde man diese Händler unterdrücken, aber sie sind ein zäher Stamm und sie haben die Gunst der Verhältnisse für sich. Dienen sie durch Angebote billigeren Materiales an die Eisenbahnen zweifellos einem allgemeinen Interesse, so würde ihr Gemeinsinn sich noch glänzender bewähren, wenn sie auch den privaten Verbrauchern entgegenkämen. Aber da lockt keine Gewißheit regelmäßig wiederkehrenden Bedarfes wie bei den Eisenbahnen und so gehen die privaten Verbraucher leer aus.

Der Macht des intelligenten Handels hat sich endlich — spät, aber doch — auch das westfälische Koks-Syndikat beugen müssen. Ich wies schon vor Monaten auf die Machenschaften der Aufkäufer hin, die mit dem Syndikat arbeiten. Sie haben die chronisch gewordene Koksknappheit skrupellos in der Absicht benutzt, die Preise für die noch verfügbaren Quanten ganz übermäßig zu steigern. Die Noth war eben so groß, daß manches Werk die unverschämtesten Preise bewilligte, um nur überhaupt produktionfähig zu bleiben. Am Schlimmsten ergeht es kleineren Betrieben, die in früherer Zeit Bedenken trugen, die verhältnißmäßig geringen Preisaufschläge, die ihnen zugemuthet wurden, zu bewilligen, weil sie auf einen Preisrückgang rechneten. Sie haben sich verrechnet, denn Koks ist immer knapper und theurer geworden, weil der Bedarf über alle Berechnung hinaus stieg. Um den Preistreibereien eine gewisse Grenze zu ziehen, beabsichtigt nun das Koks-Syndikat, den Verbrauchern vorläufig — wenigstens im rheinisch-westfälischen Bezirk — bei ferneren Verkäufen einen direkten, von den Zwischenhändlern unabhängigen Verkehr zu gestatten. Leider wird aber, so weit ich unterrichtet bin, den kleineren Betrieben, die es doch am Nöthigsten haben, diese Hilfe versagt. Natürlich: an kleinen Geschäften ist nicht viel zu verdienen und darum fehlt es an Interesse für deren Existenz. Lohnender ist es, sich um die Bedürfnisse der Großbetriebe zu kümmern, und deshalb wird sich das gute Herz der Syndikatherren lediglich Abnehmern erschließen, die einen regelmäßigen Jahresbedarf von mindestens fünfhundert Tonnen haben. Werden nun die Lästerzungen verstummen, die das Syndikat in eine unlautere Verbindung mit den Preistreibereien der Händler brachten? Das Syndikat will offenbar für ehrbar gelten und wünscht, daß sein Opfer gnädiglich angesehen werde. Schade nur, daß, wenn es ihm wirklich Ernst war, das Syndikat nicht auf den nächstliegenden Gedanken verfiel, den ihm bekannten Händlern, die ihre Macht in so schnöder Weise mißbrauchten, die Lieferung von Waare zu verweigern. Damit wäre dem Uebel gesteuert und jede böse Nachrede abgewehrt worden. Oder beabsichtigt das Syndikat, mit dem ersten Januar die verschärften Wucherbestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches abzuwarten, um dann schonungslos die Sünder, die seiner Reinheit ein Aergerniß sind, ans Messer zu liefern?

Ein Ende der Koksnoth ist noch nicht abzusehen; mit ihr geht die Kohlennoth Hand in Hand und in den meisten Ländern sieht es eben so betrüblich aus wie in Deutschland. In Belgien wird die Regirung dem stürmischen Verlangen der vereinigten Kohlen- und Hüttenwerke nach Frachtbegünstigung für die auf dem Seewege eingeführten Kohlen nicht länger Widerstand leisten können und die russische Regirung muß Zollermäßigungen für ausländisches Material zugestehen. Die Eisenbahnen des Zarenreiches beziehen englische Kohlen zollfrei; Fabriken und Dampfer werden unter erheblichen Verlusten zur Holz- oder Naphtafeuerung übergehen, wenn die ausländische Kohle nicht bald billiger wird. Aber das Syndikat im Donetzgebiet, dessen Kohle von russischen Marinetechnikern das Zeugniß: „Hauskohle, feucht, brennt selbst bei starkem Zuge schlecht" erhalten hat, giebt viel auf seine Reputation — Das heißt: auf hohe Preise — und wird Alles daransetzen, eine allgemeine Begünstigung fremder Kohle durch Zollbefreiung zu hintertreiben.

Lynkeus.

# Zwei Briefe.*)

## I. Suum cuique.

Die Neuformation der Feldartillerie hat eine starke Vermehrung der etatsmäßigen Stellen und damit eine Aufbesserung des Avancements der Offiziere zur Folge gehabt. Das war für die Waffe selbst ein erfreuliches, in gewisser Weise nothwendiges Ereigniß.

Wahre, aufrichtige Mitfreude ist nach Nietzsche äußerst selten anzutreffen; und so blickte mancher Kamerad der anderen Waffen — ich will nicht sagen: neidischen Auges, aber — ohne Wohlwollen auf diese Veränderung herab. Der Einwand, daß die Meisten der Beförderten kein Patent erhielten, war nur ein schwacher Trost; sie hatten die Stellung und das Gehalt auch ohne Patent. Beides ist viel werth; und „totavanciren" werden sich doch nur Wenige.

Wer ungetrübten Auges einmal genauer zusieht, erkennt übrigens bald, daß die Vortheile im Avancement der Feldartillerie wesentlich überschätzt worden sind. Wirklichen Vortheil haben eigentlich nur die Oberlieutenants gehabt, die Batteriechefs geworden sind, und diejenigen Stabsoffiziere, die gerade zum Regimentskommandeur „dran" waren. Für sie hatte die Neuformation die größte Bedeutung, denn diesmal wurden auch solche Herren mitbefördert, die sonst kaum für solche Ehrenstellung erkürt worden wären. Hätte man die gewöhnlich übliche Sichtung vorgenommen, so würde sich das Avancementsverhältniß noch mehr zu Ungunsten der Infanterie verschoben haben. Schon ohnehin hatte das Zünglein an der Wage im Militärkabinet ausgesprochene Neigung für Feldartillerie und die ausgleichende Gerechtigkeit mußte deshalb auf Mittel sinnen, um das erwünschte Gleichgewicht wiederherzustellen. Das geeignetste Aequivalent wäre zweifellos die Aufstellung einiger neuen Infanterieformationen gewesen. Da sich Das zur Zeit wohl aber nicht ermöglichen ließ und es doch nicht angängig erschien, Infanteriegenerale zu Brigadekommandeuren der Feldartillerie zu machen, so blieb eigentlich nur ein Mittel: der Tod! Ein Wink: und der Würgeengel wendet sich verständnißvoll seinen Opfern zu; dabei bevorzugt er gern die Unglücklichen, die sich eben an jenem Plätzchen aufhalten, das der Volksmund „Majorsecke" nennt.

Reuter behält Recht mit dem Uhl und der Nachtigall: wurden bei der Feldartillerie — ohne Verdienst — einzelne vom Glück begnadete Stabsoffiziere Regimentskommandeure, so mußten bei der Infanterie im Interesse des Avance-

*) Unter den Briefen, die der Herausgeber der „Zukunft" während der vorigen Woche erhielt, sind zwei, deren Inhalt nach dem Wunsch der Schreiber der Oeffentlichkeit mitgetheilt werden soll und deren Form eine Umredigirung nicht nöthig erscheinen läßt. Den ersten hat ein aktiver preußischer Offizier, den zweiten ein seit Jahren im britischen Kaplande lebender Deutscher geschrieben. Beide Herren sind sachkundig und sprechen über Dinge, die sie lange betrachtet und ernstlich erwogen haben. Es wäre gut und nützlich, wenn ihr Beispiel rege Nachahmung fände und so auch die Freunde und Leser mehr und mehr zu Mitarbeitern der „Zukunft" würden. Irgend ein kleines Gebiet kennt ja beinahe Jeder genau; und auch von niedriger Warte aus läßt sich manche heilsame Wahrheit verkünden.

ments einige Majors und Kapitäne „abgehalftert" werden, die unter normalen Verhältnissen noch eine Zeit lang in ihren Stellungen verbleiben konnten.

Ob solche Maßnahmen aus rein äußerlichen, praktischen Rücksichten nothwendig oder empfehlenswerth sind, wage ich nicht zu entscheiden. Es giebt erfahrene, hochstehende und trotzdem wohlwollende Offiziere, die darin ein unabweisbares Gebot der Nothwendigkeit sehen. Immerhin sollte man aber bedenken, daß derartige Offiziere ihrem Vaterland ein Vierteljahrhundert in einer — für sie selbst — völlig unproduktiven Weise gedient haben, denn außer ihrer Pension konnten sie nicht nur nichts für später erwerben, sondern sie setzten — auch bei kleiner Zulage — im Umschwung der Jahre ein Vermögen zu. Häufig sind sie durch die Strapazen des Dienstes körperlich oder in ihren Nerven verbraucht mindestens aber sind durch die Angewöhnung der Offizieranschauungen Ansprüche, und Anforderungen eigener Art in ihnen großgezogen worden, die bei vorgeschrittenem Lebensalter keine Erleichterung im Daseinskampf bedeuten.

Bei den Auffassungen, die auch heute noch, trotz unserem nivellirenden Zeitalter, im Offiziercorps fortleben, fügen sich die Meisten schweigend in das unabänderliche Geschick. Was wollen sie auch machen? Bei Widersprüchen könnten sie höchstens jener merkwürdigen Anrechte auf Civilstellen verlustig gehen, die so gern als Kommentar für die vielumstrittene Prärogative der Nichtwählenden angeführt werden. Hin und wieder dringt wohl auch mal ein „Kraft"-Schrei der Empörung in die Oeffentlichkeit; aber dann sind es meistens leidenschaftliche, unlogische Naturen, die vielleicht ein Opfer ganz besonders ungünstiger Konstellationen geworden sind. Die Wogen ihres Unmuthes gehen so hoch, daß sie in Uebertreibungen oder Unwahrheiten verfallen, sich selbst richten und der Sache schaden.

Wo aber — frage ich — liegt bei ruhiger, sachgemäßer Erwägung die Nothwendigkeit, solchen Offizieren, die sich absolut nichts haben zu Schulden kommen lassen, nur deshalb, weil sie nicht Alle Feldmarschall werden können, ohne jedes Wohlwollen gegenüberzutreten? Wer die Verhältnisse kennt, giebt zu, daß es jedem Durchschnittsoffizier bei normalen Zuständen möglich sein müsse, sich die Majorspension zu verdienen, die als unterste Grenze Dessen gilt, was ein verheiratheter Offizier zum Lebensunterhalt braucht. Warum beseitigt man da mit Vorliebe alte Kapitäne, die dicht vor dem Stabsoffizier stehen, läßt sie — ein Gnadenbeweis! — während ihrer Bezirksoffizierzeit avanciren und giebt ihnen dann beim Ausscheiden nicht die Majors-, sondern die Hauptmannspension?

Fast sieht es aus, als wolle man jenes ehrerbietige Gehorchen, jene Fügsamkeit, jenes ritterliche Schweigen, das im Offiziercorps großgezogen wird, als Mittel und Waffe zum eigenen Verderben benutzen.

Wehe, wenn mit dem neuen Jahrhundert die Erkenntniß aufdämmern könnte, das Schweigen der schlechter als ein Industriearbeiter versorgten Offiziere sei nicht ein Zeichen ehrenhafter Gesinnung, sondern hilfloser Einfalt, — dreimal Wehe, wenn die geheiligten Fundamente altpreußischer Traditionen im Offiziercorps wankend werden könnten, wenn durch michelhaftes Hineintragen miquelhafter Sparsamkeitideen der Staat gerade da Schaden nähme, wo ein Wiedergutmachen schwer, wenn nicht unmöglich sein würde!

## II. Aus Südafrika.

Zur Vermeidung unliebsamer Mißverständnisse möchte ich Ihnen, sehr geehrter Herr Harden, gleich bemerken, daß ich nicht die Ambition habe, zur Gefolgschaft der sich kühn „influential Germans" nennenden Kapitalistenclique Johannesburgs gerechnet zu werden, die durch Herrn Dr. Gehles Vermittelung seit zwei Jahren ihre Weisheit über die Transvaalkrisis in der Kölnischen Zeitung ablagert und dafür von der Jingopresse über alle Kirchthürme weg gepriesen wird. Ich habe meine Ansichten über die weltgeschichtlichen Fragen, die in Südafrika jetzt ihrer Beantwortung harren, nicht, wie der Korrespondent der Kölnerin, in zwei langen Jahren in den Offices und Clubs der Goldstadt gesammelt, sondern in vieljährigem intimen Verkehr mit der holländischen und englischen Bevölkerung in allen Theilen Südafrikas erworben.

Mehr als durch die Ereignisse auf beiden Hauptkriegsschauplätzen bei Kimberley und Ladysmith ist das lebhafte Interesse der britischen Bevölkerung in der Kapkolonie durch die Reise des Deutschen Kaisers nach England in Anspruch genommen worden. Wenn man, wie ich, 1896 in nächster Nähe des Hexenkessels, wo der Plan zum Jameson raid gebraut wurde, Ohrenzeuge der gaminmäßigen „nationalen" Entrüstung der Briten in Südafrika über das Kaisertelegramm an den Präsidenten Krüger war und heute „Seine Majestät, unseren verehrten Gast" in jeder dritten Zeile der Leitartikel kapstädter Blätter paradiren sieht, so fragt man sich, ob man als ein Stück „Volk" sich nicht devot vor den „weitsichtigen" Plänen der deutschen Kabinetspolitik beugen und in vertrauensseligem Unterthanenverstand abwarten soll. „Weitsichtig" soll es ja nämlich sein, wenn man sich sagt, es sei besser, lieber freiwillig auf die Vertretung deutscher Interessen im Transvaal zu verzichten als sich zu solchem Verzicht erst durch England zwingen zu lassen; und noch „weitsichtiger", wenn man sich durch das Geschenk eines neuen Hosenknopfes bestimmen läßt, den Buren, denen ja doch nun einmal nicht zu helfen sei, diejenige sympathische Hilfeleistung zu versagen, auf die ihnen 1896 von Deutschland aus ein nicht zu bestreitendes moralisches Recht eingeräumt wurde.

Ist man etwa gar im berliner Auswärtigen Amt so ungeheuer „weitsichtig," daß man der von Großbritannien unternommenen Etablirung des südafrikanischen Irland als tertius gaudens durch eine raffinirte Neutralität Vorschub leisten will? Wunderschön ... Nur sind wir leider in den letzten neun Jahren durch Sansibar, Samoa und andere Geschäftchen mit dem Vetter so wenig an eine der historischen Verschlagenheit in Downing Street ebenbürtige Schlauheit der Wilhelmstraße gewöhnt, daß wir im Mittelpunkt dieses modernsten diplomatischen Feuerwerkes immer nur die winzige Kiaotschauerei und ihre Zukunftgloriole auftauchen und die Interessen des deutschen Volkes in Südafrika von ihr verdunkelt werden sehen.

Wir Deutschen hier — nota bene: so weit wir nicht zu den influentials mit der Devise ubi bene ibi patria gehören — sind der Ansicht, daß es für das Deutsche Reich denn doch noch einige andere Interessen zu wahren giebt als das Wohl und Weh der Spekulanten und Shares holders in Johannesburg. Mit der Vernichtung der politischen Selbständigkeit der beiden Burenrepubliken versetzt England der kapholländischen Sprache und Art den Todesstoß, wird es

die Sprache Albions zur einzig offiziellen erheben und damit auch dem stark vertretenen mittelständlichen deutschen Volksthum die wichtige Stütze der Anlehnung an das bisher vorherrschende Element eines verwandten Idiomes nehmen. Das Deutschthum wird in kurzer Zeit in Südafrika verengländert sein. Mit der bereits angedrohten Beschränkung der Stimmfreiheit „unloyaler" Einwohner und der Verleihung eines vervielfachten Stimmrechtes an die „gebildeten und besitzenden Klassen" soll dem Afrikanderthum die Wurzel abgegraben, sollen die Buren Transvaals womöglich wiederum zum Trekken, zum Abzug aus dem ihnen verhaßten Bereich britischer Herrschaft, gezwungen werden, um für das nach dem Kriege sicher erwartete Hineinströmen zahlreicher Briten, Australier und Kanadier Raum zu schaffen. Hat man bisher die Uitlanders Johannesburgs, von denen mehr als die Hälfte aus arbeitscheuen russischen Juden besteht, „Heloten" genannt, so werden im neuen Gelobten Lande der Freiheit und des gleichen Rechtes für alle Weißen die zurückbleibenden Buren und Deutschen die Heloten sein. Denn die Buren werden in diesem Kriege zu Bettlern; und die Deutschen sind, trotz allen englischen Freiheitphrasen, noch niemals vom Britenthum in seinem Größenwahn als gleichberechtigt anerkannt worden, obgleich sie es sind, die dem Lande die blühendsten Ackerbaukolonien schufen.

Wir werden hier täglich belehrt, daß Großbritannien nicht um das Gold Johannesburgs Krieg führe. Allerdings nicht, denn die dortigen Minen sind Privatbesitz. Aber es liegen noch ungeheure Schätze im Transvaal, die erst zu heben sind, und es ist sehr wahrscheinlich, daß auch in unseren deutschen Kolonien Edelmineralien schlummern, nach denen das uns umklammernde Greater Britain Afrikas einst eben so gierig die Hände ausstrecken wird wie heute nach Transvaal. Bureaukratismus und Militarismus, die ja noch reichlich in Deutsch-Südwest- und Ostafrika wuchern, werden dann dem das Monopol zur Emanzipirung der Menschheit besitzenden John Bull eine von uns selbst jetzt sanktionirte Handhabe für sein Vorgehen liefern.

Das ist vorläufig freilich noch Zukunftmusik und nach den bisherigen Erfolgen der Buren ist es keineswegs gewiß, daß England den Krieg siegreich beendet. Schon ist die kapkoloniale Jingopresse, die sich vor ein paar Wochen noch in der Kriegshetze nicht genug thun konnte, um die Zukunft des Landes besorgt geworden: „Der kommerzielle Ruin ist für die Kapkolonie unausbleiblich, wenn der Krieg bis Ostern dauern sollte", seufzt man jetzt schon im grahamstowner Journal. Nun, so lange dauert er aller Voraussicht nach gewiß. Nachdem den Buren die Einschließung von Ladysmith und Kimberley und die Invasion der kapkolonialen Norddistrikte an der Orangefreistaat- und Basutolandgrenze gelungen ist, wird es von den Erfolgen der nächsten Wochen abhängen, ob den Tausenden von Ueberläufern zu den Transvaalern aus jenen Distrikten weitere Tausende folgen werden. Der Bürgerkrieg ist das Gespenst der nächsten Monate hier. Die ganze Kapkolonie ist in Gährung. Und doch ist diese Gefahr nicht die schlimmste. Mit weit größerer Besorgniß sehen wir hier jetzt auf die Haltung der Eingeborenen, von denen mehr als eine halbe Million Krieger allein südlich vom Sambesi die Entwickelung der Dinge verfolgt; vierzigtausend wohlbewaffnete Basutos warten nur auf die Gelegenheit, zuerst loszubrechen und dann die anderen Stämme, namentlich die auf Revanche für Rhodes' Menschenschlächterei brennenden Mata-

beles, mitfortzureißen. Kurz: es ist nicht ausgeschlossen, daß die Massenerhebung der Schwarzen, die alle Kenner Afrikas für unausbleiblich halten, bald erfolgen und plötzlich alle einander jetzt bekämpfenden Weißen in ein Lager zusammenführen kann. Daß diese größte aller Gefahren Südafrikas an den deutschen Kolonien nicht vorübergehen würde, ist einleuchtend. Haben wir etwa eine auch nur annähernd genügende Heeresmacht dort, um ihr zu begegnen? England hat hier unten mit dem Feuer gespielt und eine Lage geschaffen, die auf alle Fälle für Jahrzehnte hinaus den wirthschaftlichen Wohlstand des Landes ruinirt hat. Die Eingeborenenfrage, die wichtigste aller politischen und wirthschaftlichen Fragen Südafrikas, ist ihrer friedlichen Erledigung ferner als je; und das England, das die Afrikander in den bisherigen hundert Jahren seiner Herrschaft am Kap nicht zu gewinnen verstand, schafft sich durch diesen frivol heraufbeschworenen Krieg eine Opposition, die es in weiteren hundert Jahren nicht „klein kriegen" wird, eine Opposition gerade derjenigen weißen Bevölkerungelemente, die sich von je her als die befähigtsten zur Niederhaltung der Schwarzen erwiesen haben.

Die Opposition des Afrikanderbonds war bis zum Jameson raid für die britische Suprematie nicht bedrohlich. Der Bond verfolgte bis dahin rein wirthschaftliche Interessen und drohte an der Theilnahmelosigkeit der weit auseinander wohnenden und naturgemäß mehr auf Selbst- als auf Genossenschafthilfe angewiesenen Farmermitglieder einzuschlafen. Erst als die Vergewaltigungpläne des Herrn Rhodes von Chamberlain adoptirt wurden, wandelte sich der wirthschaftliche Bond in eine politische Partei mit scharf ausgeprägter nationaler Tendenz um. Die in ihrer brutalen Erwerbs- und Eroberungsgier blinde imperialistische Politik Großbritanniens hat die Parole des Hasses: „Afrika für die Afrikander" selbst provozirt; und die Ironie der Weltgeschichte macht den von der Bondspartei auf den Schild gehobenen, ihre extremsten Ziele nicht theilenden, aber als Jingogegner noch vor einigen Wochen von der gesammten Jingopresse des Hochverrathes beschuldigten und an den Galgen verwünschten Premierminister Schreiner heute zum Retter Großbritanniens in Südafrika und als Großmacht. Seiner Autorität und der ehrenhaften Konsequenz, mit der er die Neutralität der Kapkolonie in diesem Kriege als sein Programm verkündete, ist es allein zu danken, daß wir noch nicht den Bürgerkrieg haben.

Wie lange uns dieser Zustand erhalten bleibt? Wenn die Erhebung der Kapafrikander gegen England größere Dimensionen annimmt und der britischen Armee Zehntausende entzogen werden müssen, um solche Aufstände niederzuhalten, und wenn man auf Volontäre und Bügerwehren als Ersatz rechnet, dann scheint mir der Bürgerkrieg unvermeidlich. Jedenfalls wird der Union Jack nicht, wie General Buller weissagte, zu Weihnachten über Pretoria wehen. Die Stadt ist stark befestigt, bei Kimberley bedrohen den Feind Dynamitminen und die Engländer haben mit den Sommerseuchen zu rechnen, die ihrer Mannschaft und dem unentbehrlichen Zugvieh ernsten Schaden zufügen werden. Durch die Verkündung, das Heil Südafrikas liege allein im Industrialismus, hat man eine agrarische Farmeropposition geschaffen und ich glaube, daß die Geburtstunde der von holländischen Ackerbauern beherrschten „Vereinigten Staaten von Südafrika" näher ist, als die Großkapitalisten und Goldsharesbesitzer Europas sichs einstweilen träumen lassen.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

# Die Zukunft.

Berlin, den 23. Dezember 1899.


## Die Weisen vom Morgenland.

Beors Sohn Bileam, dem durch des Herrn Gnade im Lande der Moabiter Ohr und Auge geöffnet ward, hatte geweissagt, aus Jakob werde ein Stern aufgehen und dieses Sternes weithin leuchtender Strahl werde Israels geeinten Stämmen den Weg zur Weltherrschaft weisen. Die Welt, die der ekstatische Politiker vor seines Geistes Auge sah, war noch klein und eng. So kam es, daß Bileams Verkündung auf den Lippen der Wanderer und in den Staubwolken der Karawanen bis an dieser winzigen Welt fernste Grenzen drang und von den Ahnen sich auf die Enkel vererbte. Ein Stern sollte, so hatten die Väter gelehrt, mit seinem Schein einer neuen Weltmacht Wiege dem suchenden Blick enthüllen; die Söhne starrten gen Himmel und harrten, in Furcht oder Hoffnung, des verheißenen starken Lichtes. Es wollte nicht leuchten. Midianiter und Amoriter wurden besiegt, sechzig befestigte Städte, die ganze Gegend Argob im Königreich Ogs zu Basan fiel in die Hände Israels, das auch in dem guten Land Kanaan herrschte. Und jedesmal, so oft von einem neuen Erfolg der Judäerwaffen die Kunde kam, fragten Besiegte und Sieger, ob die Zeit nun erfüllet sei und der Tag der Weltherrschaft Abrahams Söhnen nahe. Doch des Himmels Nachtbild blieb unverändert, kein seltsames Leuchten flammte dem Späherblick auf, und ob die Propheten auch in zweifelnden und bald verzweifelnden Seelen den Glauben an des Heiles Ankunft zu stärken suchten: der Stern aus Jakob zeigte sich nicht und mählich verblaßte auch Israels Glanz. Wohl wurde, unter pomphaften Ceremonien, oft noch der alte Bund mit Jahwe, dem Schützer und Züchtiger der aus der Wirrniß erwählten Stämme, erneut; doch die rechte Zuversicht fehlte, die Erben reichen Besitzes hatten zu ernster

Selbstzucht nicht mehr die Kraft, sie gingen, im Dienst des Goldenen Kalbes, den Alltagsgeschäften nach und wähnten, ihre Kultpflicht sei gethan, wenn sie ein Schaugepränge herrichteten und im Feiergewand zum Lobe des Herrn den Mund voll nahmen. Auch zwang das Handelsinteresse sie, sich in die Sitten der unterworfenen Völker zu schicken, die sie als Kunden brauchten, und sich sacht von der Wurzel des Stammeswesens zu lösen. Das Gespenst des Bürgerkrieges schlich sich ins Hebräerland und regte unter dem röthlich fahlen Kleid laut und dräuend die dürren Glieder. Wenn die Weissagung trog? Wenn den edlen Eifer des Wüstensehers ein Thorenwahn entzügelt hätte und der Ewige spöttisch nur auf das irrende Mühen kleiner Menschheit herniederlächelte? . . . Allgemach entschwand dem Häuflein der Ernsten, die über die nächste Stunde hinaus dachten, die Hoffnung. Schon hatte der Edomit Herodes, den sein Hofgesinde den Großen nannte, in Israel gewüthet; schon war, nach des Bedrückers Tode, der jüdische Einheitstaat in Tetrarchien zerfallen; schon hatte, neben dem aus Gold und Marmelstein gethürmten Prunkbau des jerusalemitischen Tempels, Rom seine Feldzeichen aufgepflanzt, — der heidnische Riese, den kein dem Gläubigen funkelnder Stern auf die steile Höhe der Weltmacht geleitet hatte. Die Heroenzeit des einst vom Sinaifeuer erleuchteten Volkes war dahin, war längst schon in nächtige Schatten getaucht. Wer wagte noch, zu erwarten, Bileams stolze Weissagung könne je sichtbare, greifbare Wahrheit werden?

* * *

Ein paar Weise wagten es. Die im zerstückelten Volk durch Reichthum Mächtigen sannen, wie sie die Kraft so stählen könnten, daß sie dem Gedanken an Weltherrschaft wieder nahen durften; denn Weltpolitik, das Trachten nach dem Herrensitz auf dem Erdkreis, dünkte sie das Vorrecht der bis an die Zähne Gewaffneten. Mit den Feldzeichen und der freieren Sitte war aber auch von der Bildung der kultivirtesten Theile des Abendlandes mancher Keim in den lange abgeschlossenen Orient gedrungen und hatte hier still unter dem winterlich schlummernden Erdreich fortgewirkt. Kein in Israel Großer merkte es, kein Verweser des fernen Caesars gab sich die Mühe, vom weichen Pfühl in die dunkle Tiefe herabzusehen, wo unbemerkt nun ein Feuer entfacht ward. Gierig lauschte die jerusalemitische Intelligenz den Platonikern und Bekennern der Stoa, jede aufrüttelnde Wunderlichkeit, die irgend ein

Philon, Hillel oder Apollonius von Tyana dem darbenden Sinn bot, wurde in eifernder Betriebsamkeit weiterverbreitet und die Kunde von neuem Werden, von der ersten Befruchtung, der schmerzliche Wehen folgen mußten, flog auf ängstlich umwickelten Sohlen bis nach Samaria, Peraea und Galilaea. Sie mußte sich hüten, daß von den Machthabern Keiner sie hörte; sie mußte sich sputen, daß sie keines Willigen Ohr schon verschlossen fände. Und sie kam, ohne aufgehalten und in den Kerker geworfen zu werden, ans Ziel. Die syrischen Prokuratoren lächelten überlegen, wenn ein Aufmerkender ihnen von der wachsenden Unruhe der geistig Regsamen sprach; sollten sie damit ihre Berichte an Tiberius ausfüttern? Dieses ganze Getriebe war ja, so lange die Römermacht ungebrochen ragte, nicht ernst zu nehmen; vielleicht wäre es nützlich, den ärgsten Schwarmgeistern den Daumen fester aufs Auge zu drücken: dann würde sich bald Alles wieder zur alten Ordnung fügen. Die politische Beamtenschaft konnte nicht ahnen, daß unter der Oberfläche, die ihr hastig schweifender Blick überflog, ein Gedanke zum Licht empor drängte, der eine neue, die nächsten Jahrhunderte beherrschende Vorstellung wirken sollte.

In tiefer Nacht hoben die Weisen das Haupt zum Himmel. Da stand, herrlich strahlend, Bileams Stern. Sie winkten die Nachbarn herbei, daß sie mit ihnen sich des himmlischen Zeichens freuten. Die Nachbarn aber waren nüchterne Leute und hatten für die Erneuerer alter Weissagung nur losen Spott. Das Lichtlein da oben sollte der von Beors Sohn verheißene Stern sein, der Wegweiser zur Weltherrschaft? Du lieber Gott: im Hebräerlande sah es jetzt auch gerade nach Weltherrschaft aus! Ehe man sich solcher Hoffnung hingab, mußte man ganz anders bereitet, ganz anders gerüstet sein. Träumer hatten noch nie eine Welt erobert, waren oft von einem Irrlicht in Sümpfe und Abgründe verlockt worden. Doch kein Spott und keine Warnung konnte die innere Gewißheit der Weisen entwurzeln. Sie hatten des alten Glaubens genug, um nicht zu zweifeln, daß aus Bileams Mund in der Moabiterhauptstadt eines Höheren Stimme gesprochen habe; und sie waren von der blinden Begrenztheit der unter der Ueberlieferunglast Keuchenden frei genug, um zu fühlen, daß auch der Ewige je nach den Umständen die Wahl seines Weges ändern könne. So folgten sie getrosten Muthes dem Gebot fester Ueberzeugung und machten sich aus ihrem Morgenland auf, in der Nähe das Wunder zu schauen, das des Sternes Leuchten verhieß.

Als weise Männer wollten sie gern vor dem werdenden Großen das Knie beugen. Doch auch darin waren sie weise, daß sie sich gern an die heute noch herrschenden Machthaber hielten. Gen Jerusalem lenkten sie den Schritt

und forschten schüchtern, wo des Großen Windeln zu sehen, zu fühlen seien. Das vernahm der Tetrarch, dem gesagt worden war, aus Bethlehem werde ihm Unheil kommen. Priester und Schriftgelehrte hatten es ihm aus vergilbten Büchern gekündet; Weise hatte er nicht in seinem Dienst und er selbst war nicht von Denen, die Sterne sehen. Wohl aber wußte er, daß eines Mächtigen Macht noch wächst, wenn es ihm gelingt, Anderer Weisheit seinen Zwecken nutzbar zu machen. Deshalb ließ er die Sternseher zu sich entbieten, wies sie nach Bethlehem und bat, wenn sie die Geburtstätte des Heilbringers gefunden hätten, auch ihn zu dem Kindlein zu führen, dem er, wie sie, huldigen wolle. Und der Stern ging vor ihnen hin und leitete sie und hemmte erst über einem armsäligen Hüttchen seinen Lauf. Sie traten ein und fanden eine Mutter mit ihrem Neugeborenen, das, weil in der dürftigen Herberge keine Kinderbettstatt war, in der Krippe lag. Alles sah ärmlich und elend aus; gerade über der Krippe aber stand noch immer Bileams Stern. Und die Weisen knieten um den hellen Fleck und spendeten dem Kinde der Armuth, was sie an Gold, Weihrauch und Myrrhen besaßen. Denn sie hatten aus dem zweiundsiebenzigsten Psalm, dem Salomos, gelernt, dem Verheißenen sei das Gold aus Reich-Arabien zu geben, und aus Jesaias Wort, den Messias müsse Weihrauch umduften. Was sie aber aus keines Predigers noch Propheten Mund lernen konnten und dennoch wußten, war Dieses: daß es nicht gut ist, einem heute noch Allmächtigen die Stätte zu zeigen, wo der Herrscher künftiger Tage hiflos in groben Windeln ruht. Sie prellten den Tetrarchen, der sie mit klug gesetzter Rede zu ködern versucht hatte, um die erbetene Auskunft und zogen auf einem anderen, ihm und seinen Reisigen nicht zugänglichen Wege beglückt und friedsam heimwärts, ins Morgenland.

* * *

Sie hatten zuerst, vor allen Anderen, dem Kind in der Krippe gehuldigt, hatten in Armuth und Niedrigkeit den Gesalbten erkannt und ihn, für den nur der Stern über seiner Lagerstatt zeugte, vor den Schergen des argen Feindes gerettet. Wenn sie zu dem Machthaber hielten, gen Jerusalem kehrten und Rede standen, war das Kleine verloren. So unglaublich schien einer in Machtanbetung erzogenen Zeit ihr muthiges Unterlassen, daß sie den Weisen in ihr Gedächtniß den Eintritt wehrte. Weil die Männer, die zuerst vor dem Heiland das Knie gebeugt hatten, mit Gold und Myrrhen gekommen waren, wurden sie von der geschäftigen Volksphantasie zu morgenländischen

Königen erhöht, die dann freilich nicht vor einem Herodes zu zittern brauchten. Und weil das Echo ihrer Erkenntniß und ihres Gebetes nicht bis zur Höhe drang, wo die Gewaltigen wohnen, entstand die Legende, die ersten Beter im bethlehemitischen Stall seien arme Hirten gewesen, deren Weihnachtfreude ins enge Thal und ins Dunkel gebrechlicher Hütten gebannt blieb.

Den Kindern aber, denen neben Lust weckenden Gaben auch nützliche Lehre unter dem hellen Christbaum beschert werden soll, wird der Erwachsene sagen: Die Männer, die dem Stern folgten und an der Krippe knieten, waren Weise, — was sonst auch ihr Stand und Rang gewesen sein mag. Sie ließen in ihrem starken Glauben sich nicht durch die Aermlichkeit der äußeren Hülle beirren, fragten, da sie das Kindlein sahen, nicht ängstlich erst nach des Vaters Namen und Art, nach der Mutter Wandel, nicht, ob früher auch schon Alles hübsch korrekt in Haus und Wirthschaft zugegangen sei, und fühlten, beim Leuchten des Sternes, daß man die Windeln des Genius dem legitimen Herrscher nicht zeigen dürfe. Und auch darin waren sie weise, daß sie wohl wußten: nicht mit Wehr und Waffen nur, nein, auch durch geistige Kraft kann über eine widerstrebende Welt die Herrschaft erstritten werden. Während die im zerstückelten Volk durch Reichthum Mächtigen sannen, wie sie, ohne selbst allzu harte Opfer zu bringen, die Wehrkraft so stählen könnten, daß sie dem Gedanken an die verheißene Weltherrschaft wieder nahen durften, lag, von Roms Kaiser und Prokuratoren, von den Königen und Königischen im Judäerland unbeachtet, im Stalltrog der Geist, der das bunt bepinselte Gebälk der Römerherrlichkeit aus den Angeln heben und eine neue, bis auf diesen Tag ungebrochene Weltmacht begründen sollte. Nicht das alte Israel zwar: nur die zu wohlthätigem Weiterwirken bildungfähigen Elemente des israelitischen Wesens führte er zum Sieg. Den Männern aber, die den weiten Weg zu ihm nicht scheuten, durch eine schmutzige Flur schritten und inmitten der Stallstreu das Knie beugten, diesen erst Verlachten und dann Vergessenen gebührt, weil sie des bethlehemitischen Wunders früheste Gläubige waren, der Ruhm bescheidener, muthiger und demüthiger Weisheit.

# Kulturphiloſophie.

Der Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ſtand unter dem Zeichen der Naturphiloſophie und an ſeinem Ende befindet ſich unſer Jahrhundert unter dem Sternbilde der Kulturphiloſophie. Im Jahre 1799 kam Schellings „Erſter Entwurf eines Syſtemes der Naturphiloſophie“ und im Jahre 1800 ſein „Syſtem des transſzendentalen Idealismus“ heraus. An der letzten Jahrhundertwende war der Satz Schellings: „Die unendliche Welt iſt nichts Anderes als unſer ſchaffender Geiſt ſelbſt in unendlichen Produktionen und Reproduktionen“ das philoſophiſche Stichwort des Tages. Die Natur wurde durchgängig vergeiſtigt. Aus der erkenntnißtheoretiſchen Entdeckung Kants, daß Naturgeſetze ſich am letzten Ende in nur ſubjektiv giltige Denkgeſetze auflöſen laſſen, zogen Schelling und mit ihm die Naturphiloſophen den logiſch unzuläſſigen Schluß, daß die Denkgeſetze in der Natur verwirklicht, vergegenſtändlicht (objektivirt) ſeien. Ein dialektiſcher Wirbelwind erfaßte die deutſche Philoſophie und riß in ſeiner Gewalt ſelbſt die erleſenſten Geiſter mit ſich fort. Man taumelte phantaſietrunken von Konſtruktion zu Konſtruktion und man verkündete in ſelbſtvergötterndem Dünkel, man habe das Weltgeheimniß reſtlos enthüllt.

Die Ernüchterung aus dieſem Rauſch der Spekulation trat erſt um die Mitte des Jahrhunderts mit Ludwig Feuerbach ein. Seine berüchtigte „Umwerthung“ des Gottesbegriffes, wonach nicht Gott die Menſchen nach ſeinem Ebenbild, ſondern die Menſchen ihre Götter nach ihrem Bilde geſtaltet haben, legte zugleich die Axt an die Wurzel aller Naturphiloſophie. Denn ſprach man mit der Formel Spinozas von Gott oder der Natur (deus sive natura), wie Das die Naturphiloſophen mit beſonderer Vorliebe thaten, ſo lag die Verſuchung nah genug, an die Umwerthung des Gottesbegriffes eine ſolche des Naturbegriffes anzugliedern. Es iſt durchaus derſelbe Anthropomorphismus, ob man mit Schelling die Natur oder mit Ariſtoteles etwa Gott vergeiſtigt. Durch ſubjektive Verdoppelung wird die Eigenſchaft, die der Menſch an ſich ſelbſt am Höchſten ſchätzt, hier auf Gott, dort auf die Natur hinüberprojizirt. So lange den Griechen die phyſiſche Kraft den höchſten Werthungmaßſtab menſchlicher Tugenden bildete, ſtand Herkules im Vordergrund ihres Mythos. Als ſie aber — ſeit dem perikleiſchen Zeitalter — immer ausgeſprochener den Geiſt als höchſten Schätzungmaßſtab des Menſchen anzuerkennen ſich anſchickten, wich allgemach die Verehrung der rohen Kraft der des ſublimen Geiſtes. Herkules und Theſeus büßen ihre Vorherrſchaft ein, Zeus wird immer abſtrakter und geiſtiger, bis endlich bei Ariſtoteles die Begriffe Gott und Geiſt ganz zuſammenfallen.

Dieſelbe Entwickelung kann man an der Naturphiloſophie der erſten

Hälfte unſeres Jahrhunderts beobachten. Schelling ſah die Tendenz aller Naturwiſſenſchaft darin, von „der Natur aufs Intelligente zu kommen.“ Erſt wenn es ihr gelänge, die ganze Natur in eine einzige Intelligenz aufzulöſen, wäre der letzte Zweck aller Naturwiſſenſchaft erreicht. Der feinſte Kopf unter den Naturphiloſophen, Lorenz Oken, ließ gar alle Philoſophie nur ſo weit gelten, wie ſie Naturphiloſophie iſt, und definirt ſie als die Lehre von der „ewigen Verwandlung Gottes in die Welt“. Da nämlich die „Natur“ ſeit den Phyſiokraten und Rouſſeau — in ihrem gemeinſamen, der cyniſch-ſtoiſchen Moralphiloſophie entlehnten Refrain „Kehren wir zur Natur zurück!“ — höchſter Werthſchätzungmaßſtab geworden war, wird jetzt die Natur eben ſo anthropomorphiſirt, wie die Griechen einſt die Götter vermenſchlicht hatten. Und ſo wie bei den Griechen Gott zuletzt als Geiſt begriffen wurde, ſo wird bei den Naturphiloſophen des ſcheidenden Jahrhunderts die Natur immer mehr und immer bewußter zum Geiſt umgeſtempelt. Eben damit haben die Naturphiloſophen Kant auf den Kopf geſtellt. Kants kopernikaniſche Entdeckung lautete, daß unſere Erkenntniß ſich nicht nach den Gegenſtänden, ſondern daß umgekehrt die Gegenſtände ſich nach unſerer Erkenntniß richten, kürzer gefaßt: Naturgeſetze ſind bloße Denkgeſetze, alſo nur ſubjektiv giltige Interpretationen der Mannichfaltigkeit des Naturgeſchehens in einem Einheitakt des Bewußtſeins. Die Naturphiloſophen behaupteten nun aber genau umgekehrt: Denkgeſetze ſind Naturgeſetze. Einem Kant war das Ding an ſich, Das heißt: das objektive Weſen der Natur, unerkennbar. Die großen Metaphyſiker verkünden uns aber in entzückten Heureka-Rufen, ſie hätten das Unerkennbare erkannt, das Unauffindbare gefunden, das Unbegreifliche begriffen. Schade nur, daß Jeder von ihnen etwas Anderes gefunden hat: Fichte das Ich, Schelling die abſolute Identität von Subjekt-Objekt, Hegel die Selbſtentwickelung des Logos, Herbart das Reale, Schopenhauer den Willen, Hartmann das Unbewußte, Nietzſche den Willen zur Macht, Wundt den Willen zum Geiſt, Riehl den Willen zur Perſönlichkeit, Lotze die Monade, Fechner und Paulſen die Allſeele.

Wären alle dieſe Denker auf die gleiche Löſung verfallen und hätten ſie — unabhängig von einander — die gleiche Formel gefunden, ſo könnte man einem auffälligen consensus begnadeter Geiſter wiſſenſchaftliches Gewicht beimeſſen, wenn man freilich einem ſolchen immer noch nicht genügende Ueberzeugungskraft zubilligen dürfte. Wäre ſomit ihr allgemeiner Konſens noch kein entſcheidendes Argument für die Richtigkeit ihrer Löſung, ſo ſcheint mir dagegen ihr allgemeiner Diſſens ein ſchwer wiegendes Bedenken gegen die Richtigkeit jeder dieſer Löſungen zu ſein. Da die Wahrheit nur eine ſein kann, der metaphyſiſchen Löſungen aber mehrere vorliegen, ſo ſcheint mir Kants Ablehnung aller definitiven Antwort auf die Grundfragen der Metaphyſik

und Naturphilosophie heute noch ganz so berechtigt wie an der Wende des vorigen Jahrhunderts. Und so sehe ich denn in der Abkehr von der Naturphilosophie und unserer Zuwendung zur Kulturphilosophie ein heilsames Mittel für die Gesundung unseres philosophischen Denkens.

Geben wir uns keiner Selbsttäuschung hin. Unser hochentwickeltes Kultursystem kann auf die Dauer eben so wenig ohne eine herrschende Philosophie auskommen wie ohne Religion oder ohne Kunst. So gut unsere Gefühlsfaktoren ihre Befriedigung in Religionen und unsere Phantasiethätigkeit ihre Auslösung im künstlerischen Schaffen oder Genießen findet, bedarf auch unser Denkprozeß einer einheitlichen Regelung und einer dem wissenschaftlichen Gewissen der Zeit adäquaten Ausdruck leihenden philosophischen Einheitformel. Diese Einheitformel schmiegt sich eben eng dem wissenschaftlichen Grundton eines Zeitalters an. So gewann die Philosophie in Descartes, Newton Spinoza und Leibniz ein vorwiegend mathematisches Gepräge und ihre Lehrsätz, mußten daher more geometrico demonstrirt werden, weil die herrschende Wissenschaft des Zeitalters die Mathematik war. Aus dem selben Grunde gab die schellingsche Naturphilosophie zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts philosophisch den Ton an, da die Naturlehre (Physik und Astronomie voran) die herrschende Wissenschaft geworden war. Man denke an Lavoisier, Lagrange, Lalande, Laplace, Dalton, Kant. Von der Mitte unseres Jahrhunderts ab gewinnen die biologischen Wissenschaften, denen zu Beginn des Jahrhunderts Lamarck, Cuvier, Bichat, K. E. von Baer, Goethe und Erasmus Darwin die Bahn gebrochen hatten, durch Charles Darwin so sehr das Uebergewicht, daß sie im Mittelpunkte des wissenschaftlichen Interesses stehen. Sogleich stellen sich die Philosophen ein, die diesem Frontwechsel Rechnung tragen und die philosophischen Gedanken in biologische Formeln kleiden: Auguste Comte nach der Seite Lamarcks, Herbert Spencer im Anschluß an Charles Darwin, endlich in Deutschland Ernst Laas, Ernst Haeckel und Richard Avenarius. Die zweite Hälfte des abschließenden Jahrhunderts endlich ist durch das allmähliche Erstarken des sozialen Gewissens gekennzeichnet. An der Wende unseres Jahrhunderts stehen eben die sozialen Probleme im Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses, genau so wie vor einem Menschenalter die biologischen und vor zwei Menschenaltern etwa die physikalisch-chemischen (Berzelius, Wöhlert, Liebig, Joule, Robert Mayer, Helmholz, Clausius).

Natürlich mußte jetzt die Philosophie diesem neuen Stimmungumschlag der Wissenschaft Rechnung tragen. Wie sie sich früher darum bemühte, die physikalisch-chemischen Errungenschaften in den Einheitbau der Gesammtwissenschaft harmonisch einzugliedern, und wie sie später biologische Formeln fand, um die neugewonnenen Einsichten in das Wesen der Lebenserscheinungen mit der Gesammtheit alles Wissens in Einklang zu setzen, so sucht sich die

Philosophie an der Wende des Jahrhunderts dem „Neuen Herrn", der Sozialwissenschaft, anzupassen. Die Naturphilosophie tritt immer mehr zurück, um der Sozial- und Kulturphilosophie Platz zu machen. Comte und Spencer haben eine Soziologie geschaffen, aber erst Marx und Nietzsche haben das Interesse für diese Probleme aufs Höchste gesteigert. Das letzte Jahrzehnt des Jahrhunderts gehört wissenschaftlich den von Marx nach der sozialistischen, von Nietzsche nach der individualistischen Seite ins Extrem ausgebildeten Theorien. Natürlich sind durch das Vorwiegen der sozialen und kulturellen Probleme die übrigen wissenschaftlichen Interessen nicht zum Stillstand gekommen; sie schwingen vielmehr nur etwas leiser als früher mit. Wie es nämlich im Individualbewußtsein ein Phänomen giebt, das wir seit Herbart „Enge des Bewußtseins" nennen — es haben eben nicht mehr als zehn bis zwölf Vorstellungen gleichzeitig in einem Bewußtsein Platz, so daß alle übrigen Vorstellungen an der „Schwelle des Bewußtseins" harren —, so hat auch das wissenschaftliche Bewußtsein eines Zeitalters eine gewisse Enge. Jede Generation hat ein vorherrschendes wissenschaftliches Interesse, das ihr jeweiliges Bewußtsein ausfüllt. Während dieser Vorherrschaft verharren die übrigen Wissenschaften an der Schwelle des philosophischen Zeitbewußtseins.

An unserer Jahrhundertwende ist nun das wissenschaftliche Zeitbewußtsein offenkundig von sozialen, weiterhin von Kulturproblemen ausgefüllt. Deshalb habe ich meinen vor Kurzem erschienenen „Versuch einer Kulturphilosophie" als philosophisches Stimmungbild der Jahrhundertwende bezeichnet. Den Umschlag und allmählichen Uebergang von der Naturphilosophie zur Sozial- und Kulturphilosophie kennzeichne ich dort (S. 229 f.) wie folgt: „Unsere Philosophie ist augenblicklich in einer Umformung begriffen. Sie beginnt endlich, sich auf ihre Aufgaben zu besinnen. Das Universum ist heute nicht mehr ihr centrales Forschungobjekt. Ob der Kosmos sich aus Atomen oder Energien (Kraftcentren) zusammensetzt; ob Ich und Welt, Subjekt und Objekt, logisch vollziehbare Scheidungen darstellen oder im Absoluten identisch sind; ob die Spaltung der Welt in Phänomena und Noumena, wie sie Kant vornahm, das letzte Geheimniß alles Seins und Denkens enthüllt oder der ethische Pantheismus Fichtes, der naturalistische und ästhetische Schellings, der logische Hegels das letzte Wort aller Philosophie bedeute: diese Fragen stehen heute nicht mehr im Brennpunkt aller Philosophie. Methaphysik und Erkenntnißtheorie — diese nichts weiter als eine nach innen gekehrte Metaphysik — beherrschen heute nicht mehr, wie noch vor einem Jahrzehnt etwa, die philosophischen Katheder mit monopolisirender Ausschließlichkeit. Das Sollen, die Ethik, steht vielmehr auf der philosophischen Tagesordnung und nicht mehr, wie vor einem Menschenalter, das Erkennen und, vor zwei Menschenaltern, das Sein.

Das theoretiſche Intereſſe weicht auf der ganzen Linie dem praktiſchen. Die Philoſophie vermochte dieſem Zug der Zeit nicht zu widerſtehen. Der moderne Menſch will von der Philoſophie heut nicht blos erfahren, welche Beziehungformen den Kosmos beherrſchen (Metaphyſik), aber eben ſo wenig nur, welche Beziehungformen den inneren Kosmos, die Welt des Gedankens, regeln (Erkenntnißtheorie), ſondern und vor Allem, welche Beziehungformen das Zuſammenwirken von Menſchen beſtimmen, alſo gleichſam den ſozialen Kosmos konſtituiren (Soziologie).

Das Problem der menſchlichen Geſellſchaft iſt in ein akutes Stadium getreten. Es pocht an jede Thür und weckt auch den verſchlafenſten ſpekulativen Träumer aus ſeinen Phantaſien. Man harrt ungeduldig auf Antwort. Die Philoſophie darf nicht zaudern, will ſie nicht Gefahr laufen, in Zukunft überhaupt nicht mehr gefragt zu werden. Und ſo bildet ſie ſich an der Wende unſeres Jahrhundertes offenſichtlich um. Die ſozialen Probleme rücken in den Vordergrund. Der Menſch iſt endlich wieder nach zwei Jahrtauſenden bei ſich ſelbſt angelangt, zur philoſophiſchen Erforſchung, Beleuchtung und ſtreng wiſſenſchaftlichen — nicht religiöſen, auch nicht blos ethiſchen, ſondern mathematiſch genauen — Formulirung ſeiner Beziehungen zur ſozialen Umwelt, zu ſeinen Mitmenſchen zurückgekehrt. Wir erleben augenblicklich eine Renaiſſance des Anthropocentrismus. Nur ſteht der heutigen Philoſophie der Menſch nicht mehr, wie der früheren anthropocentriſchen Weltanſchauung, im Mittelpunkt des Univerſums, ſondern nur im Mittelpunkt des philoſophiſchen Intereſſes. Nicht die Welt, ſondern die menſchliche Geſellſchaft wird, wenn nicht alle Anzeichen trügen, das centrale Problem der philoſophiſchen ‚Modernen‘, der ‚Jungen‘. Das zwanzigſte Jahrhundert wird unter den Auſpizien einer in vollſtändiger Umwälzung begriffenen Philoſophie einſetzen. Für das heranwachſende Denkergeſchlecht iſt der Schwerpunkt des dialektiſchen Fürwitzes verſchoben; er heißt nicht mehr Welt, ſondern Menſch. Wir ſtehen mit einem Worte unter dem Zeichen der werdenden Sozial- und Kulturphiloſophie.“

In meiner Sozialphiloſophie — „Die ſoziale Frage im Lichte der Philoſophie.“ Vorleſungen über Sozialphiloſophie und ihre Geſchichte, Stuttgart, Enke, 1897, 792 S. — gebe ich dieſem Umbiegungprozeß der Philoſophie folgenden Ausdruck: Es gilt vor Allem, die ſozialen Tendenzen unſeres Zeitalters aufzuſpüren und ſolchergeſtalt unſerer ſuchenden, ſelbſtzweifleriſchen, an ſich irre gewordenen Zeit ihre ſtillen, unausgeſprochenen Gedanken von den Lippen zu leſen. Wer die Zeichen der Zeit zu deuten verſteht, Der weiß, daß der Kampf um einen neuen Lebensinhalt entbrannt iſt; es handelt ſich um ein Ringen nach einer ſozialen Weltanſchauung. Dieſe Weltanſchauung möchte nun der eben erſchienene „Ver-

such einer Kulturphilosophie" weiter ausgestalten. Es handelt sich um Bausteine zu einer Philosophie unseres westeuropäisch-amerikanischen Kultursystemes. Während ich in der „Sozialphilosophie" nur das wichtigste Kulturproblem der Gegenwart, den Sozialismus, mit Hilfe der von mir vertretenen vergleichend-geschichtlichen Methode untersucht habe, gilt es hier, auf Grund der selben Methode eine Reihe anderer Probleme unseres Kultursystemes in Angriff zu nehmen.

In zwanzig Essays habe ich den Versuch gemacht, „die geistige Bilanz des abschließenden Jahrhundertes zu ziehen, um mit etwelcher Aussicht auf Erfolg ein leidlich zutreffendes Kulturbudget für das heranbrechende aufstellen zu können". Die bisher vielfach gebräuchliche mythologisirende Form der Erklärung sozialer und kulturlicher Erscheinungen ist durchweg aufgegeben und an deren Stelle ist die logisirende Form getreten. Alles Irrationale in Kunst und Leben, in Philosophie und Wissenschaft, in Politik und Soziologie wird abgewiesen. Der anarchische Individualismus Nietzsches wird in zwei Essays (VIII und IX) in seiner logischen Unzulänglichkeit aufgedeckt, aber auch mit der sozialen Mythologie Marxens wird im letzten, die politischen und sozialen Aufgaben des zwanzigsten Jahrhundertes behandelnden Essay abgerechnet. Unsere „Kulturphilosophie" versucht eine schöpferische Synthese zwischen den Antipoden Nietzsche und Marx, zwischen Individualismus und Kommunismus in der vermittelnden Form: Sozialismus der Institutionen, aber Individualismus der Personen. Wir ziehen nach dem Vorbilde des Aristoteles allüberall die Mittellinie (μεσότης) und bekämpfen die Extreme mit der gleichen Rückhaltlosigkeit, ob sie nun von rechts oder von links herrühren. Ich bekämpfe insbesondere den romantischen Mystizismus aller Schattirungen in den Essays: „Die menschliche Gesellschaft als philosophisches Problem", „Gedankenanarchie" und „Gefühlsanarchie" (XI, XV und XVII). Der bereits in der „Sozialphilosophie" gewonnene Standpunkt des sozialen Optimismus wird in der „Kulturphilosophie" weiter ausgebildet und in zum Theil polemischer Auseinandersetzung mit jüngeren Sozialphilosophen (Stock und Woltman, XII und XIII) immer entschiedener zum Ausdruck gebracht. Neu eingeführt wird der Begriff einer „Zielstrebigkeit der Geschichte". Während ich die teleologische Betrachtungweise für das Naturgeschehen ablehne, fordere ich sie um so nachdrücklicher für die lebendig-organische Natur. Die Natur ist das Reich der Gesetze, die Geschichte das der Zwecke. Die Menschheitgeschichte stellt die „Zielstrebigkeit" in ihrer höchsten Potenz dar. Eben damit nähert sie sich dem Sinn alles Lebens: ein Maximum von Leistungfähigkeit mit einem Minimum von Energieverbrauch zu erreichen. Damit gewinnt der soziale Optimismus einen völlig anderen Aspekt, er erscheint nicht mehr „als weichherziges Wunschwesen idyllischen Girrens im Stil des Vaters Gleim,

ſondern als Poſtulat der richtig interpretirten Biologie, als natürliches Ergebniß unſerer pſychogenetiſchen Methode."

Voll bewußt und mit ſcharf betonter Gefliſſentlichkeit vertrete ich eine Kulturariſtokratie, alſo die Forderung, daß unſer weſteuropäiſch-amerikaniſches Kulturſyſtem im zwanzigſten Jahrhundert die vollendete Weltherrſchaft antrete. Unſer Recht auf Weltherrſchaft begründe ich durch die natürliche Suprematie des angeſammelten Intellektes, die ſich in unſerer Thatkraft, Unternehmungluſt und Geſtaltungfülle äußert. Anders ausgedrückt: unſere „Kulturphiloſophie" fordert die Weltherrſchaft der Intelligenz.

Aus Alledem geht hervor, daß ich dem weiteſtgehenden Intellektualismus huldige. Weder vermag ich den Voluntarismus Schopenhauers und Wundts, noch viel weniger natürlich die Gefühlsſchwelgereien der Romantiker und Myſtiker zu theilen, ſondern ich huldige einem durch den Darwinismus umgebildeten Kantianismus. Wir greifen die verlaſſene Poſition der Aufklärungtendenz des vorigen Jahrhunderts, die das Heil der Menſchheit von der Vertiefung und Verbreitung menſchlichen Wiſſens erwartete, ohne Scheu wieder auf. Nur ſetzen wir an die Stelle der politiſchen und religiöſen Aufklärung, die die Wende des vorigen Jahrhunderts beherrſchte, dem Zuge unſerer Zeit entſprechend, die ſoziale Aufklärung.

Der Kontinuität des weſteuropäiſch-amerikaniſchen Kulturſyſtemes iſt eine Reihe philoſophiegeſchichtlicher Nachweiſe gewidmet. Das geſchichtliche Adagio bildet eben die beſte Ueberleitung zu jenem ſozialphiloſophiſchen Fortiſſimo, das ich in den letzten Abhandlungen („Der religiöſe Optimismus", „Die Philoſophie des Friedens" u. ſ. w.) angeſchlagen habe. Ruhig und unperſönlich bleibt man eben nur ſo lange, wie es ſich um geſchichtlich weit zurückliegende, unſeren eigenen Lebensnerv alſo nur von fern treffende Begebenheiten handelt. Sobald es aber heißt: tua res agitur, das eigene Zeitalter iſt es, deſſen Wohl und Weh auf dem Spiele ſteht, da regen ſich die Lebensgeiſter und fordern ein ganz anderes Tempo heraus. In der Abhandlung „Ein zweitauſendfünfhundertjähriges Jubiläum" wird in der Form eines philoſophiſchen Neujahrsſcherzes eine Genealogie der philoſophiſchen Disziplinen mit beſonderer Rückſicht auf ihre Geſtaltung an der Wende des Jahrhunderts geboten. Auch ſcheinbar ferner liegende Themata, wie „Zur Methodenlehre der Biographik" und „Experimentelle Pädagogik", ſind aufgenommen, weil ſie mit einer Reihe anderer Kulturprobleme aufs Engſte verwachſen ſind. Der volle Nachdruck des Buches aber fällt auf die Abhandlungen „Weſen nnd Aufgabe der Soziologie" und „Naturgeſetz und Sittengeſetz". Hier habe ich den Gegenſatz von Naturphiloſophie und Kulturphiloſophie herausgearbeitet und deren Sphären gegen einander abgegrenzt. Die von mir befolgte vergleichendgeſchichtliche Methode der Geiſteswiſſenſchaften wird der naturwiſſenſchaft-

lichen oder sogenannten organischen Methode in aller Schroffheit gegenübergestellt. Die Soziologie erscheint hier als Grenzwissenschaft zwischen den — von Windelband so genannten — Gesetzeswissenschaften und Ereignißwissenschaften.

Die Gesetzes- oder Naturwissenschaften beruhen auf dem Kausalverhältniß von Ursache und Wirkung, deduziren also mechanisch und spiegeln sich im Menschengehirn nach dem Kausalverhältniß von Grund und Folge: sie gelten also logisch. Die Ereigniß- oder Geschichtwissenschaften hingegen basiren auf dem Kausalverhältniß von Zweck und Mittel. Die Kausalität der Geisteswissenschaften ist daher weder eine starr mechanische noch eine streng logische, sondern eine in hohem Maß teleologische. Während wir es dort mit einem Sein zu thun haben, gehen diese auf ein Sollen. Die Geisteswissenschaften zeigen uns das Ziel des Menschengeschlechtes und geben uns die teleologisch erprobten Mittel an, um uns diesem obersten Ziel mit den denkbar vollkommensten Mitteln allmählich zu nähern.

Ziehe ich aus der „Kulturphilosophie" das Endergebniß, so gelange ich zu einer tieferen Begründung des sozialen Optimismus. Was die mechanisch verlaufende Natur nur dumpf, vielfach unbewußt, an nützlichen Institutionen geschaffen hat, was die zurückgebliebenen Kultursysteme nur spröde und halbbewußt an werthvollen, die Menschheit fördernden Einrichtungen und Errungenschaften hervorgebracht haben, Das wird unser mündig gewordenes Kultursystem im zwanzigsten Jahrhundert vollbewußt weiterbilden und ausbauen. Im Kampf ums Dasein erzeugt eben unser Gehirn vornehmlich solche Vorstellungen, die uns diesen Kampf erleichtern; oder, wie Georg Simmel Dies einmal formulirt hat: Die Nützlichkeit des Erkennens erzeugt für uns zugleich die Gegenstände des Erkennens. Die Geschichte unseres kontinuirlich aufsteigenden Kultursystemes belehrt uns darüber, daß unsere Gehirnfunktionen ihr Organ, den Intellekt, immer vollkommner ausgestalten, weniger zwar nach Höhe und Tiefe als nach der Breite. Wir haben keine größeren Intelligenzen als das Alterthum, aber unvergleichlich mehr Intelligenzen. Die Intelligenz, die sich als tauglichste Waffe in der Behauptung unserer Existenz erwies, hat sich allgemach demokratisirt. Sie hat in unserem Kultursystem aufgehört, das Privilegium der Auserwählten, Gottbegnadeten, der oberen Fünfhundert des Menschengeschlechtes zu sein. Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst hat sich allmählich eine geistige Bewaffnung Aller vollzogen. Wir sind also bezüglich der Ausrüstung mit Intelligenz und Wissen gleichsam von den Werbeheeren abgekommen und haben die allgemeine Dienstpflicht eingeführt.

Bern. Professor Dr. Ludwig Stein.

# Das neue österreichische Aktienregulativ.

Durch das neue Aktienregulativ vom zwanzigsten September 1899*) wurden in Oesterreich auf dem Gebiete des Aktienrechtes ziemlich weitgehende Aenderungen geschaffen. Das geltende Recht ist noch immer der ursprüngliche Text des Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuches von 1862; allein die Errichtung von Aktiengesellschaften blieb vom Anfang an der staatlichen Konzession unterworfen und für deren Ertheilung ist noch heute das „Vereinspatent" (das Kaiserliche Patent) vom sechsundzwanzigsten November 1852 maßgebend. Dieses aus der Zeit der blühendsten Reaktion stammende Gesetz verbietet unbedingt „die Bildung von Vereinen, welche sich Zwecke vorsetzen, die in den Bereich der Gesetzgebung oder der öffentlichen Verwaltung fallen", also von politischen Vereinen, und bestimmt weiter, daß zur Errichtung „aller Arten von Vereinen" die staatliche Bewilligung erforderlich sei. Die Kompetenz zur Ertheilung dieser Bewilligung war getheilt. Die Konzessionirung gewisser Vereine (wie namentlich der Eisenbahn- und Dampfschiffahrt-Gesellschaften) blieb dem Staatsoberhaupt vorbehalten; die Konzessionirung anderer Arten von Vereinen (darunter insbesondere auch der Aktiengesellschaften) fiel in die Kompetenz des Ministeriums des Innern; die politischen Landesbehörden endlich (Statthaltereien und Landesregirungen) wurden ermächtigt, die Bewilligung zur Errichtung der gewöhnlichen Vereine zu ertheilen. Der Wirkungskreis dieses Vereinspatentes ist durch die spätere Gesetzgebung, besonders seit der Wiederherstellung konstitutioneller Verhältnisse, ganz außerordentlich eingeschränkt worden. Zunächst hat die Konzessionirung von Vereinen durch das Staatsoberhaupt aufgehört und ferner ist die Konzessionirung der gewöhnlichen Vereine durch die politischen Landesbehörden in Folge des Vereinsgesetzes vom fünfzehnten November 1867 aufgehoben worden, so daß heute nur noch „die auf Gewinn berechneten Verdienste so weit sie nicht — wie etwa die Erwerbs- und Wirthschaftgenossenschaften und andere — durch spätere besondere Gesetze geregelt werden) dem Konzessionzwange unterliegen. Die hierfür kompetente Behörde ist nach wie vor das Ministerium des Innern. Speziell die Aktiengesellschaften sind konzessionpflichtig geblieben.

Nur beiläufig sei hier eine kurze Bemerkung gestattet. So veraltet uns heute der Standpunkt erscheint, den das Vereinspatent von 1852 den

*) Verordnung der Ministerien des Innern, der Finanzen, des Handels, der Justiz und des Ackerbaues vom zwanzigsten September 1899, mit welcher ein Regulativ für die Errichtung und Umbildung von Aktiengesellschaften auf dem Gebiete der Industrie und des Handels verlautbart wird. Nr. 175 Reichs-Ges.-Bl.

Vereinen gegenüber einnimmt, so sehr auch sein Geltungsgebiet durch die spätere Gesetzgebung eingeschränkt wurde und so zweifellos (und wünschenswerth) es ist, daß sein Geltungsgebiet durch die künftige Gesetzgebung noch weiter eingeschränkt werden wird, so wäre seine gänzliche Aufhebung dennoch zu bedauern, weil es einen ganz gesunden Kerngedanken enthält. Indem nämlich das Patent den Grundsatz ausspricht, daß der Staatsgewalt das Recht zustehen solle, die Errichtung von Vereinen zu bewilligen, hält es eine für die Praxis überaus wichtige Hinterthür offen. Das wirthschaftliche Leben treibt bekanntlich immerwährend neue Zweige und Blüthen; vor ungefähr sechzig Jahren hatte kein Mensch noch eine Ahnung von den heutigen Erwerbs- und Wirthschaftgenossenschaften und eben so wenig dachte vor zwanzig Jahren ein Mensch an die heutige Gesellschaft mit beschränkter Haftung. Es ist daher nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich, daß in einiger Zeit eine neue Form einer wirthschaftlichen Vereinigung auftaucht, die sich als zweckentsprechend erweist, die sich aber unter keins der bestehenden Gesetze subsumiren läßt; und für einen solchen Fall bietet die Bestimmung des alten Vereinspatentes der Regirung die willkommene Handhabe, das Zustandekommen der Vereinigung zu ermöglichen.

Was nun die Gründung von Aktiengesellschaften in Oesterreich anbelangt, so ist sie, wie schon erwähnt, an die besondere Bewilligung der Regirung gebunden; das Gesuch ist im Wege der politischen Landesbehörde an das Ministerium des Innern zu richten. Da jedoch das Vereinspatent vorschreibt, daß das Ministerium des Innern sich „rücksichtlich aller den Wirkungskreis eines anderen Ministeriums berührenden Vereinsangelegenheiten" mit diesem Ministerium ins Einvernehmen zu setzen habe und da ein jedesmaliger Schriftenwechsel zwischen vier oder fünf Ministerien furchtbar umständlich und zeitraubend wäre, so wurde zur Vereinfachung des Geschäftsganges eine eigene, aus Vertretern dieser Ministerien (Inneres, Finanz, Handel, Justiz und eventuell Ackerbau) bestehende Kommission, die „Vereins-Kommission" gebildet, die über alle Gesuche um die Konzessionirung von Aktiengesellschaften zu berathen (und damit eigentlich auch zu entscheiden) hat. Gegen diese Kommission richteten sich ganz besonders die Klagen aus den Interessentenkreisen. Es wurde ihr — ob mit Recht oder Unrecht, kann ich nicht entscheiden — der Vorwurf gemacht, daß sie die Angelegenheit jedesmal verschleppe, daß sie den Konzessionwerbern die härtesten, oft kaum zu erfüllenden Bedingungen stelle, daß sie mitunter die Konzessionsgesuche gar nicht erledige, sondern in den Papierkorb wandern lasse, — kurz, daß sie von einem dem Aktienwesen feindlichen Geist erfüllt sei und die Errichtung von Aktiengesellschaften in ganz unmotivirter Weise erschwere oder unmöglich mache. Dazu kommt noch ein erschwerender Umstand, daß nämlich das

Vereinspatent von 1852 in manchen Fällen, und zwar insbesondere dann, wenn die Konzessionwerber „zur Auffindung von Theilnehmern öffentliche Aufforderungen oder Bekanntmachungen zu erlassen die Absicht haben", also, wenn das Aktienkapital im Wege der öffentlichen Subskription aufgebracht werden soll, die Einholung einer besonderen Vorkonzession vorschreibt. Die definitive Konzession wird also erst ertheilt, wenn die Konzessionwerber den Nachweis erbringen, daß die ihnen in der Vorkonzession auferlegten Bedingungen auch thatsächlich erfüllt wurden.

Die Klagen richteten sich aber nicht nur gegen den Konzessionzwang und gegen die Thätigkeit der Vereinskommission, sondern auch gegen das Gesetz (den ursprünglichen Text des allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuches von 1862) selbst, das sich eben so wie in Deutschland als unzulänglich erwies, dem Gründungunwesen bei Aktiengesellschaften mit Erfolg entgegenzutreten. Die Bestrebungen und Versuche der Regirung, ein anderes und strengeres Aktienrecht zu schaffen und an die Stelle der einschlägigen Bestimmungen des Handelsgesetzbuches treten zu lassen, reichen bis in das Jahr 1874, also bis in die Zeit nach dem „großen Krach" (vom Jahre 1873) zurück; allein sie waren bisher von keinem greifbaren Erfolge begleitet. Die verschiedenen Regirungvorlagen, Ausschußberichte, Entwürfe und so weiter wurden in der Registratur des Abgeordnetenhauses begraben. Der riesige Aufschwung, den die gesammte Industrie nnd das Aktienwesen in Folge der Verwendung der Elektrizität, der Erschließung von China und des Aufblühens der Goldminen in Südafrika, in Australien und anderen Theilen der Welt in den letzten Jahren in den Kulturstaaten und insbesondere in Deutschland hervorgerufen hat, warf ein paar leise Wellen auch nach Oesterreich und ließ hier den Mangel eines genügenden Aktienrechtes doppelt schwer empfinden. Die inneren parlamentarischen Wirren machten es jedoch geradezu unmöglich, an die Erlassung eines Aktiengesetzes auch nur zu denken, so daß der Regirung kein anderer Ausweg blieb als der, die Angelegenheit, so gut oder schlecht es eben ging, im Verordnungwege provisorisch zu regeln. Diesen Verhältnissen und Strömungen verdankt das Aktienregulativ vom zwanzigsten September 1899 seine Entstehung.

Das Regulativ darf in gewissem Sinn als ein außerordentlich geistreiches legislatorisches Kunststück bezeichnet werden. Es ist zunächst, wie gesagt, kein Gesetz, sondern lediglich eine Ministerialverordnung, aber nicht eine solche, die auf Grund des in letzter Zeit zu einer gewissen unerfreulichen Berühmtheit gelangten § 14 erlassen wurde, sondern eine Verordnung, die nach meinem Dafürhalten (ich bin kein Staatsrechtslehrer) auf einem formell kaum anfechtbaren legalen Boden steht. Das legislatorische Kunststück besteht darin, daß die Verordnung — ohne Gesetz zu sein und ohne in die Kompetenzsphären der

gesetzgebenden Faktoren hinüberzugreifen — den Konzessionzwang für die Errichtung von Aktiengesellschaften bis zu einem gewissen Grade aufhebt und daß sie gleichzeitig (auch wieder bis zu einem gewissen Grade) ein neues materielles Aktienrecht schafft.

Nach dem Vereinspatent von 1852 ist das Ministerium des Innern (nach gepflogenem Einvernehmen mit den anderen betheiligten Ministerien) kompetent, die Konzession zur Errichtung einer Aktiengesellschaft zu ertheilen. Auf dieser Gesetzesbestimmung fußend, erklären die fünf Ministerien im § 12, Absatz 2 des Regulatives ausdrücklich:

> „Die Bewilligung" (Das heißt, zur Errichtung einer Aktiengesellschaft) „wird immer dann ertheilt, wenn der Plan des Unternehmens den Anforderungen der bestehenden Gesetze und Verordnungen, insbesondere auch des gegenwärtigen Regulatives, entspricht und keiner der im § 14 des Kaiserlichen Patentes vom sechsundzwanzigsten November 1852 angeführten Gründe entgegensteht."

Damit ist (nach meinem Dafürhalten) der Konzessionzwang, wenn auch nicht formell, so doch materiell aufgehoben und die „Freiheit" (in diesem Sinn) eingeführt, denn der Unterschied zwischen beiden besteht doch nur darin, daß unter der Herrschaft des „Konzessionsystemes" die Regirung sich das Recht vorbehält, die Bewilligung zur Begründung und zum Betriebe des betreffenden Unternehmens, beziehungweise zur Ausübung des betreffenden Berufes, zu ertheilen, und daß sie diese Bewilligung nur dann ertheilt, wenn sie die Sache für wünschenswerth erachtet; während das Wesen der „Freiheit" darin besteht, daß die Bedingungen für die Begründung und den Betrieb des fraglichen Unternehmens, beziehungweise für die Ausübung des fraglichen Berufes, allgemein giltig festgesetzt werden und daß Dem, der diese Bedingungen erfüllt, die Bewilligung nicht verweigert werden darf. Das aber thun die genannten Ministerien, wenn sie in dem citirten § 12 des Regulatives gewissermaßen feierlich und in aller Form Rechtens erklären, daß sie die Konzession Jedem ertheilen wollen, der die und die Bedingungen erfüllt. Eine Gesetzesverletzung kann ich — ich wiederhole, daß ich kein Staatsrechtslehrer bin — in diesem Vorgange nicht erblicken, denn Derjenige, der das Recht hat, eine Konzession zu ertheilen, hat nach meinem Dafürhalten auch das Recht, sich selbst zu beschränken und allgemeingiltig zu erklären, daß er unter diesen und jenen Umständen die Konzession jedesmal ertheilen wolle.

Eine weitere Erleichterung wird in Bezug auf die Vorkonzessionen zugestanden. Das Regulativ hält zwar an den Bestimmungen des Vereinspatentes von 1852 über die Vorkonzessionen im Prinzip fest; während aber früher das Gesuch gleichfalls an das Ministerium des Innern (beziehungweise an die vorhin erwähnte Vereinskommission) geleitet werden mußte, sind

jetzt die politischen Landesbehörden (die Statthaltereien und Landesregirungen) ermächtigt, die Vorkonzession zu ertheilen, und müssen sie — wenn kein Anstand vorliegt — binnen dreißig Tagen ertheilen. Liegt ein Anstand vor, so ist das Gesuch von der Landesbehörde vor Ablauf der dreißigtägigen Frist dem Ministerium zur Entscheidung vorzulegen.

Aehnliches ist von dem zweiten Punkte, der Schaffung eines neuen materiellen Aktienrechtes, zu sagen. Dadurch nämlich, daß die fünf Ministerien im Regulativ den Grundsatz aussprachen, daß sie Jedem die Konzession zur Errichtung einer Aktiengesellschaft ertheilen wollen, der die speziell aufgezählten Bedingungen erfüllt, hatten sie sich die Handhabe geschaffen, die ihnen wünschenswerth erscheinenden materiell-rechtlichen Bestimmungen in das Aktienregulativ aufzunehmen. Der Vorgang der Ministerien im Gegensatz zum Vorgang des Gesetzgebers war der folgende: Der Gesetzgeber, der ein neues Aktiengesetz erläßt, sagt: „Die Aktien haben die und die juristischen Qualitäten, die Gründer haben die und die Pflichten, die Aktionäre haben die und die Rechte." Die österreichischen Ministerien sagen: „Die Konzession wird ertheilt werden, wenn in das Statut die Bestimmung aufgenommen wird, daß die Aktien die und die juristischen Qualitäten haben sollen, daß den Gründern die und die Verpflichtungen obliegen sollen, daß die Aktionäre die und die Rechte haben sollen." So ist es der österreichischen Regirung gelungen, fast alle strengeren Bestimmungen des deutschen Aktienrechtes, speziell über den Vorgang bei der Gründung von Aktiengesellschaften, in das Regulativ aufzunehmen und in Oesterreich zur Geltung zu bringen. Alle Bestimmungen des neuen deutschen Aktienrechtes konnten in dem Aktienregulativ allerdings nicht untergebracht werden, so zum Beispiel nicht die Festsetzung von Strafen, nicht alle Bestimmungen über die Rechtsfolgen, die einzutreten haben, wenn ein Aktienzeichner oder sein Rechtsnachfolger die gezeichneten Beträge nachher nicht einzahlt, und so weiter. Immerhin aber ist durch das Regulativ wenigstens provisorisch bis zur gesetzlichen Regelung der Angelegenheit ein wesentlich verschärftes materielles Aktienrecht — wenn auch nicht der Form, so doch dem Wesen nach — geschaffen worden.

Eine Bestimmung des Regulatives scheint mir allerdings von fraglichem Werth zu sein: die auf die Zusammensetzung des Vorstandes der Aktiengesellschaft bezügliche. Die Praxis geht an diesem Punkt nach zwei Richtungen auseinander. Die ältere Anschauung ging dahin, daß die Aktiengesellschaften Vereine seien, und da bei Vereinen in der Regel ein leitender Ausschuß von der Generalversammlung gewählt wird, der die Vereinsgeschäfte besorgt, so hielt man sich bei den Aktiengesellschaften an diese Analogie und nahm in die Statuten die Bestimmung auf, daß von der Generalversammlung ein Ausschuß — in der Regel „Verwaltungrath" genannt — zu wählen sei, der

das gesellschaftliche Unternehmen zu leiten hat. Da aber diese, meist aus ungefähr einem Dutzend Personen bestehende Körperschaft nicht wohl täglich von früh bis abends in den Geschäftsräumen der Gesellschaft versammelt sein kann, so wird ein oberster Beamter des Unternehmens bestellt, der unter der Leitung des Verwaltungrathes die laufenden Geschäfte besorgt. Der thatsächliche und juristische Vorgang ist der folgende: Der Verwaltungrath versammelt sich periodisch (etwa einmal im Monat oder alle vierzehn Tage), beschließt, was geschehen soll, und ertheilt dem Direktor (oder den Direktoren) die Aufträge. Das eigentlich „handelnde" Organ ist bei dieser Verfassung der Aktiengesellschaft der Verwaltungrath, und da das juristische „Handeln" im Abschluß von Rechtsgeschäften und im Eingehen von Verpflichtungen besteht, so steht das Recht hierzu prinzipiell ausschließlich dem Verwaltungrath zu; er hat prinzipiell das ausschließliche Recht, die Firma der Gesellschaft zu zeichnen. In Wirklichkeit freilich gestaltet sich die Sache meist anders. Da nämlich der Direktor als oberster Beamter des Unternehmens täglich in den Bureaux anwesend ist, da alle Geschäfte durch seine Hände gehen und er deshalb der am Besten Informirte ist, so kommt es auch bei dieser älteren Art der Verfassung der Aktiengesellschaften oft vor, daß dem Direktor das Recht der Firmenzeichnung — sei es nur per procura, sei es in Gemeinschaft mit einem Mitgliede des Verwaltungrathes — zugestanden wird. Später entstandene Aktiengesellschaften vereinfachten die Sache in der Weise, daß sie dem Direktor (oder den Direktoren) von Hause aus das ausschließliche Recht der Firmazeichnung zugestanden. Da man aber den (oder die) besoldeten obersten Beamten doch nicht wohl zum unumschränkten Herrn des gesellschaftlichen Unternehmens machen kann, so wird auch von diesen Aktiengesellschaften in der Generalversammlung ein Ausschuß — der „Aufsichtrath" — gewählt, der dem Direktor (der Direktion) zur Seite steht. Dieser Aufsichtrath versammelt sich — genau wie der Verwaltungrath — periodisch zu Sitzungen, berät die Angelegenheiten des Unternehmens und ertheilt dem Direktor Weisungen, was zu geschehen hat und was nicht. Der Unterschied besteht nur darin, daß dort der Verwaltungrath, hier dagegen der Direktor (oder die aus zwei oder drei Oberbeamten bestehende Direktion) prinzipiell das ausschließliche Recht hat, die Firma zu zeichnen.

Während der letzten zwanzig oder fünfundzwanzig Jahre war in Oesterreich die Anschauung vorherrschend, daß der zuletzt erwähnten Art der Organisation der Aktiengesellschaften, dem „Direktionsystem," der Vorzug vor dem „Verwaltungrathssystem" gebühre; und Dem gemäß war denn auch die Vereinskommission bei jeder Konzession-Ertheilung bestrebt, dahin zu wirken, daß die Aktiengesellschaft nach dem Direktionsystem organisirt, Das heißt, daß die bestellten Direktoren des Unternehmens zum „Vorstande" der Gesellschaft

gemacht und mit dem ausschließlichen Rechte der Firmazeichnung betraut werden. Der selbe Gedanke kehrt auch im neuen Regulativ wieder; Abs. 3 des § 34 enthält nämlich die Bestimmung:

> „Bei der Bestellung des Vorstandes ist thunlichst auf jene Personen Bedacht zu nehmen, welche sich berufsmäßig mit der unmittelbaren Leitung des Geschäftsbetriebes des gesellschaftlichen Unternehmens befassen."

Damit ist also direkt gesagt, daß die an der Spitze des Unternehmens stehenden Oberbeamten (die Direktoren) zum „Vorstand" der Aktiengesellschaft gemacht werden sollen; und ob diese Bestimmung eine besonders glückliche genannt werden darf, scheint mir aus mehr als einem Grunde fraglich. Zunächst vermag ich nicht abzusehen, warum nach dieser Richtung hin auf die Aktiengesellschaften eine Pression geübt werden soll, da es sehr wohl denkbar ist, daß die eine Aktiengesellschaft es vorzieht, ihren „Vorstand" nach dem „Direktionsystem" zu organisiren, während die andere es zweckmäßiger findet, den „Verwaltungrath" zu ihrem Vorstande zu machen. Zweitens ist die citirte Bestimmung ungenau, denn sie verfügt nur, daß der Vorstand „thunlichst" nach dem Direktionsystem organisirt werden soll, und da darf man wohl die Frage aufwerfen, was hier unter „thunlichst" zu verstehen ist. Die Regirung erklärt — wie erwähnt — in dem Regulativ, daß sie die Konzession zur Errichtung der Aktiengesellschaft jedesmal ertheilen wolle, wenn die Statuten so abgefaßt werden, wie es das Regulativ vorschreibt, und wenn die sonstigen Vorbedingungen erfüllt sind. Wenn nun eine Gesellschaft aus irgend welchen triftigen Gründen ihren Vorstand nicht nach dem Direktionsystem organisiren will oder kann: wie soll sie den Beweis erbringen, daß sie „thunlichst" bestrebt war, den Vorschriften des Regulatives nachzukommen, daß es ihr aber im gegebenen Falle nicht möglich war? Die wesentlichste Klage der betheiligten Kreise ging in Oesterreich dahin, daß die Konzessionirung der Aktiengesellschaften ausschließlich in das Ermessen der Regirung gestellt sei und daß man daher niemals voraus wissen könne, ob im gegebenen Falle die Konzession ertheilt werden wird oder nicht. Diesem Zustande der Ungewißheit soll durch das vorliegende Regulativ ein Ende bereitet werden und aus diesem Grnnde stellt das Regulativ die Grundsätze fest, nach denen bei der Konzessionertheilung vorgegangen werden soll. In dieses Prinzip wird aber durch das Wörtchen „thunlichst" an dieser Stelle wieder ein Loch gerissen.

Dazu kommt aber noch ein anderer Umstand. Der selbe Paragraph 34 des Regulatives verfügt nämlich im Abs. 7:

> „Die statutenmäßige Funktiondauer eines jeden Mitgliedes des Vorstandes soll in der Regel nicht länger als mit fünf Jahren festgesetzt werden, doch kann im Statut die Zuläßigkeit der Wiederwahl

des selben Mitgliedes nach Ablauf der statutenmäßigen Funktiondauer vorgesehen werden . . . ."

Zunächst ist hier durch die Einfügung der Worte „in der Regel" wieder Unklarheit und Unbestimmtheit geschaffeu. Viel schlimmer ist aber die unterschiedlose Einschränkung der Funktiondauer der Vorstandsmitglieder auf längstens fünf Jahre. Diese Einschränkung hat ihre unbedingte Berechtigung und ist heute bekanntlich auch allgemein üblich, wenn der Vorstand nach dem Verwaltungrathssystem organisirt ist, weil man begreiflicher Weise die einmal gewählten Verwaltungrathsmitglieder nicht zu unabsetzbaren lebenslänglichen und unumschränkten Herren des gesellschaftlichen Unternehmens machen will. Anders aber liegen die Dinge, wenn der Vorstand nach dem Direktionsystem organisirt werden soll. Die Direktoren sind einfache Oberbeamte des Aktienunternehmens, die man nominell zum „Vorstande" der Gesellschaft macht, indem man ihnen mit Rücksicht auf die Vereinfachung und Abkürzung des Geschäftsganges das Recht der Firmazeichnung einräumt. Daß sie aber Bedienstete des Unternehmens sind, geht daraus hervor, daß man ihnen einen Aufsichtrath an die Seite setzt und in ihr Anstellungdekret die Bestimmung schreibt, daß sie nur Das unternehmen dürfen, was ihnen vom Aufsichtrathe direkt aufgetragen wird. Warum es also der Aktiengesellschaft verwehrt sein soll, diese Oberbeamten auf länger als fünf Jahre anzustellen, ist absolut unerfindlich. Sind die Oberbeamten, in deren Händen die technische und kaufmännische Leitung des Unternehmens ruht, tüchtig, so sind sie geradezu ein Segen für das Unternehmen und es ist wünschenswerth, daß sie stabil angestellt sind; taugen sie nichts, so bietet das Anstellungdekret — wenn es vorsichtig abgefaßt ist — Handhaben genug, sie davonzujagen. Wenn aber der Paragraph 34 des Regulatives im Absatz 2 anordnet, daß „thunlichst" die Oberbeamten zum Vorstande der Gesellschaft gemacht werden sollen, und dann im Absatz 7 verbietet, daß diese Oberbeamten stabil angestellt werden, so schafft er einen Zustand, der absolut unhaltbar ist.

Die Konsequenzen dieser widerspruchsvollen Verfügung des Regulativs sind nicht zu verkennen. Die eine Möglichkeit ist, daß Personen, die von den Konzessionwerbern als technische oder kaufmännische Leiter des Unternehmens in Aussicht genommen wurden, sich direkt weigern werden, die undankbare Rolle des „Vorstandes" zu übernehmen. In diesem Falle also werden die Konzessionwerber gezwungen sein, in ihrem Gesuch auseinanderzusetzen, daß sie zwar „thunlichst" bestrebt waren, die betreffenden Personen zu bewegen, sie möchten das Amt als „Vorstand" der Gesellschaft übernehmen, daß aber diese Personen sich weigern, Dies zu thun, und daß daher kein anderer Ausweg übrig bleibe als der, den Vorstand nach dem Verwaltungrathssystem zu organisiren. In diesem Falle also negirt so zu sagen der

Absatz 2 des Paragraphen 34 sich selbst. Die zweite Möglichkeit ist, daß die von den Konzessionwerbern für den Posten der Oberbeamten in Aussicht genommenen Personen sich bereit erklären, das Amt des Vorstandes der Gesellschaft zu übernehmen, daß sie aber durch die Stipulirung einer möglichst hohen Entschädigung (Abfindungsumme) sich gegen die Eventualität einer Entlassung nach Ablauf der fünfjährigen Frist sichern werden. Und die weitere Konsequenz dieser Festsetzung wird die sein, daß die Gesellschaft — um die Zahlung jener Abfindung- oder Entschädigungsumme zu vermeiden — die Leute nach Ablauf der fünfjährigen Funktiondauer immer wieder zu Mitgliedern des Vorstandes machen wird. In diesem Falle also macht wieder der Absatz 7 des Paragraphen 34 sich selbst illusorisch.

Da hat wohl das deutsche Handelsgesetzbuch vom zehnten Mai 1897 einen viel richtigeren Weg eingeschlagen. Dieses Gesetz begnügt sich damit, die Kompetenzen des Vorstandes und des Aufsichrathes scharf abzugrenzen, überläßt es aber im Uebrigen der einzelnen Gesellschaft, ob sie ihre Oberbeamten oder den von der Generalversammlung gewählten Ausschuß (den Verwaltungrath) zu ihrem „Vorstande" machen will.

Eigenthümlich ist die Stellung, die das Regulativ gegenüber dem Aufsichtrath einnimmt (Paragraph 37). Es kennt nur drei nothwendige Organe einer Aktiengesellschaft: die Generalversammlung, den Vorstand und „ein Organ zur Prüfung der Jahresrechnungen der Gesellschaft;" für die Zusammensetzung und Kompetenz dieses Organes gewährt es jedoch den Aktiengesellschaften die weitestgehende Freiheit. Die Aktiengesellschaft muß einen aus wenigstens zwei Mitgliedern bestehenden Revisionausschuß bestellen, „welcher die Jahresrechnungen und Bilanzen auf Grund der Einsichtnahme in die Bücher der Gesellschaft zu prüfen und darüber alljährlich der Generalversammlung der Aktionäre Bericht zu erstatten hat" (Paragraph 37 Absatz 3). Damit ist ein in Oesterreich längst bestehender Brauch sanktionirt, denn die älteren nach dem Verwaltungrathssystem organisirten Aktiengesellschaften haben keinen Aufsichtrath, sondern lediglich einen meist aus drei Mitgliedern bestehenden Revisionausschuß, der mit Hilfe der Geschäftsbücher die Jahresbilanz zu prüfen und der Generalversammlung darüber Bericht zu erstatten hat. Will sich die Gesellschaft mit einem solchen Revisionausschuß nicht begnügen, so steht es ihr frei, an dessen Stelle einen Aufsichtrath zu bestellen, dem — nach dem Muster des deutschen Aktienrechtes — auch weitergehende Vollmachten eingeräumt werden können. Der Paragraph 37 Absatz 2 bestimmt hierüber:

> „Wird ein Aufsichtrath bestellt, so ist ihm jedenfalls der im Artikel 225 des Handelsgesetzbuches vorgesehene Wirkungskreis einzuräumen. Ferner kann im Statut bestimmt werden, daß unbeschadet der Vor-

schriften des Artikels 231, Absatz 2 des Handelsgesetzbuches die Zustimmung des Aufsichtrathes für einzelne im Statut zu bezeichnende Geschäfte erforderlich ist. Endlich kann der Aufsichtrath im Statut mit der Bestellung des Vorstandes betraut werden. Der Aufsichtrath muß mindestens drei Mitglieder haben."

Mir scheint diese Stellungnahme des Regulativs gegenüber dem Aufsichtrath prinzipiell richtiger als die des deutschen Aktienrechtes. Nach meinem Dafürhalten geht nämlich das deutsche Recht zu weit, wenn es bei jeder Aktiengesellschaft die Bestellung eines Aufsichtrathes vorschreibt. Bei solchen Aktiengesellschaften, deren Vorstand nach dem Verwaltungrathssystem organisirt wird, hat Das meines Erachtens keinen Sinn. Man muß doch annehmen, daß die in den leitenden Ausschuß von der Generalversammlung gewählten Personen das Vertrauen der Majorität der Aktionäre genießen. Und da ferner dieser leitende Ausschuß in der Regel aus ungefähr zwölf oder mehr Personen besteht, so kann man nicht leicht annehmen, daß alle diese Personen ausnahmelos das in sie gesetzte Vertrauen mißbrauchen werden. Schenkt man ihnen kein Vertrauen und glaubt man, ihnen einen Aufsichtrath an die Seite setzen zu müssen, der sie kontrolirt, dann ist wieder nicht abzusehen, warum der Aufsichtrath mehr Vertrauen verdienen soll als der Verwaltungrath. Dann muß man konsequenter Weise den Aufsichtrath durch einen Revisionrath und diesen wieder durch einen Superrevisionrath beaufsichtigen lassen und so fort usque in infinitum. Anders liegen die Dinge, wenn der Vorstand nach dem Direktionsystem organisirt wird. Die leitenden Oberbeamten — sie mögen materiell noch so gut gestellt sein — sind doch nur Bedienstete des Unternehmens und es geht um so weniger an, sie zu unumschränkten Herren und Gebietern zu machen, als ihre Zahl eine sehr geringe ist: etwa zwei oder drei Personen. Hier ist ein gegenseitiges Einverständni ß zum Nachtheil der Aktionäre weit eher denkbar, denn zwei oder drei Köpfe sind bekanntlich leichter unter einen Hut zu bringen als zwölf oder mehr. Diesen wenigen Personen wird man also wohl ein beaufsichtigendes Organ, einen von der Generalversammlung gewählten Aufsichtrath, an die Seite setzen müßten.

Nicht ohne Interesse ist der Absatz 6 des Paragraphen 37, der den Versuch macht, der Minorität der Aktionäre eine Vertretung im Aufsichtrath zu sichern. Er lautet:

„Von einem Drittel der in der Generalversammlung vertretenen Stimmen kann verlangt werden, daß die Wahl für jede zu besetzende Stelle des Aufsichtrathes abgesondert erfolge. Ergiebt sich, bevor zur Wahl für die letzte Stelle geschritten wird, daß wenigstens der dritte Theil aller abgegebenen Stimmen bei allen vorangegangenen Wahlen zu Gunsten der selben Person, aber ohne Erfolg, abgegeben worden

ist, so muß diese Person ohne weitere Abstimmung als für die letzte Stelle gewählt erklärt werden. Diese Vorschrift findet auf alle Wahlen von Mitgliedern des Aufsichtrathes so lange keine Anwendung, als sich im Aufsichtrath ein Mitglied befindet, das auf die bezeichnete Art durch die Minderheit gewählt wurde."

Eine eigenthümliche Neuerung wird durch den Paragraphen 36 geschaffen, der die Bestellung eines besonderen Organes, eines „Direktionrathes", gestattet. Der Paragraph lautet:

„Neben dem Vorstande kann im Statut die Bestellung eines besonderen gesellschaftlichen Organes — Direktionrath — vorgesehen werden, welchem unbeschadet der Vorschriften des Artikels 231, zweiter Absatz des Handelsgesetzbuches durch das Statut die Entscheidung in einzelnen wichtigen, nicht zum Wirkungskreise der Generalversammlung gehörigen Angelegenheiten zugewiesen, bezw. an dessen Zustimmung der Vorstand für einzelne Geschäfte gebunden wird. Das Statut hat in einem solchen Falle nähere Bestimmungen über die einzelnen, dem Wirkungskreise des Direktionrathes zugewiesenen Geschäfte sowie über die Zusammensetzung und die Art der Beschlußfassung des Direktionrathes zu enthalten. Der Direktionrath kann im Statut auch mit der Bestellung des Vorstandes betraut werden, unter der Voraussetzung, daß die Mitglieder des Direktionrathes jeweilig auf höchstens fünf Jahre von der Generalversammlung der Aktionäre, bezw. das erste Mal von der konstituirenden Generalversammlung der Aktienzeichner gewählt werden."

Es wurde früher erwähnt, daß nach Paragraph 37 Absatz 2 die nämlichen Befugnisse, die hier dem Direktionrath eingeräumt werden dürfen, auch dem Aufsichtrath zugestanden werden können; auf den ersten Blick erscheint es daher befremdend, daß noch ein ferneres, scheinbar ganz überflüssiges Organ geschaffen werden darf. Doch erklärt sich Das aus der Stellung, die das Regulativ gegenüber dem Aufsichtrath einnimmt. Es kennt — wie bereits hervorgehoben wurde — drei nothwendige Organe bei Aktiengesellschaften: die Generalversammlung, den Vorstand und ein Organ zur Prüfung der Rechnungen. Die Prüfung der Rechnungen kann — in Anlehnung an einen althergebrachten Brauch in Oesterreich — einem aus mindestens zwei Personen bestehenden „Revisionausschuß" übertragen werden. Will die Gesellschaft Das nicht, so kann sie einen Aufsichtrath einsetzen, der in erster Reihe und jedenfalls die Rechnungen zu prüfen hat, dem aber auch andere, weitergehende Befugnisse zugestanden werden können. Wenn die Oberbeamten des Unternehmens zum „Vorstande" der Gesellschaft gemacht werden, kann in das Statut (und namentlich auch in den mit den Oberbeamten abzuschließenden Vertrag) die Bestimmungen aufgenommen werden, daß der Vorstand bei Abschluß von wichtigeren Geschäften an die Zustimmung des Aufsichtrathes gebunden sein soll. Konstituirt sich nun eine Aktiengesellschaft in der

Weise, daß die Oberbeamten zum Vorstande der Gesellschaft gemacht werden, daß aber kein Aufsichtrath, sondern lediglich ein aus zwei oder drei Personen bestehender Revisionausschuß bestellt wird, so würde das Organ fehlen, an dessen Zustimmung der Vorstand beim Abschluß von wichtigeren Geschäften gebunden sein soll. Und um diese Lücke auszufüllen, soll den Aktiengesellschaften die Möglichkeit geboten sein, den Direktionrath zu schaffen.

Sehr richtig und jedenfalls viel richtiger als die entsprechende Bestimmung des deutschen Aktienrechtes scheint mir die Bestimmung des österreichischen Regulatives (§ 27), durch die der Mindestbetrag der Aktien „in der Regel" auf zweihundert Kronen festgesetzt wird. „Ausnahmweise können bei kleinen Unternehmungen von lokaler Bedeutung auf Namen lautende Aktien oder Aktienantheile auf einen geringeren Betrag, jedoch nicht auf weniger als hundert Kronen gestellt werden." Ich halte nämlich die Festsetzung eines hohen Minimalbetrages der Aktien für eine ziemlich illusorische Maßregel. Sie verfolgt bekanntlich den Zweck, den kleinen Mann gegen die Gefahren des Börsen- und des Aktienschwindels zu schützen; doch erweist sich das Mittel als ungenügend und ungeeignet. Zunächst hat der Minimalbetrag der Aktien mit dem Börsenschwindel und Börsenspiel nichts zu schaffen, weil man bekanntlich nicht nur in Aktien, sondern in allen erdenklichen anderen Papieren und Gütern an der Börse spielen und sein Geld verlieren kann. Zweitens hat die Festsetzung eines hohen Minimalbetrages der Aktien ihre Bedeutung nur für das Inland, nicht aber für das Ausland. Man kann daher durch eine solche Maßregel im besten Fall verhindern, daß der kleine Mann dem inländischen Aktienschwindel zum Opfer falle, man kann aber in der heutigen Zeit des entwickelten Verkehres nicht verhindern, daß der Mann ausländische „kleine" Aktien — sagen wir beispielsweise die heute in England so beliebten Ein-Pfund-Aktien — kaufe und an diesen sein Geld verliere. Ferner wird durch die Festsetzung eines hohen Minimalbetrages der Aktien die Entwickelung des Aktienwesens ungebührlich erschwert und gehemmt; und doch wird Niemand leugnen können, daß die Aktiengesellschaften ein voll berechtigter und segensreicher Faktor unseres gesammten heutigen Wirthschaftlebens geworden sind. Eine unabsehbare Reihe unserer großen und bewährten Unternehmungen dankt ihre Existenz einzig nur dem Aktienprinzip und auf alle diese Unternehmungen müßten wir verzichten, wenn wir keine Aktiengesellschaften besäßen.

Endlich kommt für Oesterreich der Umstand in Betracht, daß wir von früher her eine ganze Menge von Aktiengesellschaften haben, deren Aktien auf hundert oder zweihundert Gulden lauten. Wäre also der Mindestbetrag der Aktien durch das Regulativ höher festgesetzt worden, so wäre — nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage — der Kurs dieser älteren kleineren Aktien künstlich in die Höhe getrieben worden. Es war daher eine ganz

richtige und weise Maßregel der Regirung, daß sie den Mindestbetrag der Aktien so niedrig festgesetzt hat. Ja, ich gestehe ganz offen, daß ich für meine Person gegen die Zulassung noch kleinerer — etwa auf den Betrag von zwanzig oder fünfundzwanzig Kronen lautender — Aktien kein Bedenken hätte.

Schließlich muß noch eine Bestimmung des Regulatives erwähnt werden. Die österreichischen Aktiengesellschaften unterliegen nach den Vorschriften des Vereinspatentes von 1852 der Staatsaufsicht und diese wurde bisher in der Weise gehandhabt, daß jeder Aktiengesellschaft ein (in der Regel ein Verwaltung)-Beamter als „landesfürstlicher Kommissär" beigegeben war, der den Sitzungen des Vorstandes oder des Aufsichtrathes beizuwohnen hatte. Da aber die ganze Thätigkeit dieses staatlichen Aufsichtorganes (mit wenigen Ausnahmen) sich darauf beschränkte, darüber zu wachen, daß kein Beschluß gefaßt werde, der gegen die bestehenden Gesetze oder gegen das Gesellschaftstatut verstoßen würde, so ist es klar, daß diese Art der Staatsaufsicht den Aktionären einen sehr fragwürdigen Schutz gegen eine schlechte Leitung des Unternehmens gewährte. Denn es bedarf keines weiteren Beweises, daß die Maßnahmen der leitenden Organe vollständig legal und statutengemäß, aber trotzdem dem Unternehmen oder der Gesellschaft überaus schädlich sein können. In richtiger Erkenntniß dieser Sachlage entschließt sich das Regulativ, die Institution der „landesfürstlichen Kommissäre" fallen zu lassen. Zwar heißt es im Paragraph 56, daß die Aktiengesellschaften nach wie vor nach Maßgabe des Patentes von 1852 der staatlichen Oberaufsicht unterliegen; doch wird hinzugefügt:

> „Ein ständiges Aufsichtorgan wird bei einer Aktiengesellschaft nur ausnahmweise dann bestellt, wenn eine solche Maßregel aus wichtigen öffentlichen Rücksichten geboten ist."

Das Regulativ, das nur den dringendsten Wünschen und Bedürfnissen Rechnung tragen und nach der offen ausgesprochenen Absicht der Regirung nur eine provisorische Maßregel sein soll, gilt nicht für alle Aktiengesellschaften. Es erstreckt sich „auf alle Aktiengesellschaften, die Handelsgesellschaften sind" (also nicht auf solche, die keine Handelsgeschäfte im Sinne des Handelsgesetzbuches betreiben) „mit Ausnahme derjenigen Gesellschaften, bei welchem der Betrieb von Bank-, Kredit- oder Versicherungsgeschäften, der Bau oder Betrieb von Schiffahrtkanälen oder von Eisenbahnen (einschließlich der Lokal-, Klein- und Straßenbahnen) oder der Betrieb der Dampfschiffahrt zum Gegenstand des Unternehmens gehört." Diese ausgenommenen Aktiengesellschaften bleiben nach wie vor den bisherigen Bestimmungen unterworfen.

Czernowitz. Professor Dr. Friedrich Kleinwaechter.

# Aus dem Vatikan.

Kurz vor dem Tode Pius' des Neunten sagte Monsignore Lorenzi zum Kardinal Pecci, dem jetzigen Papst: „Das hohe Alter Seiner Heiligkeit ist doch ein wahres Gotteswunder, zum Heil der Kirche!“ und Pecci erwiderte mit einem sardonischen Lächeln: „Wer weiß, ob der Papst nicht zu seiner Strafe so lange leben muß?“ ... Besser als auf Pius den Neunten paßt diese Antwort auf den Papst Leo selbst, dessen letzte Lebenstage nicht nur durch die Gebresten des Greisenthumes, sondern mehr noch durch die bittere Erfahrung getrübt werden, daß er jenes Ziel, das ihm am Tage seiner Krönung vor der Seele stand, verfehlt hat. Ueber seinen Charakter und sein Temperament sei so viel gesagt, daß er einen unerschütterlichen Willen und glühende Empfindung besitzt; die Milde und Ruhe in Wesen und Gesichtsausdruck sind nur die goldene Frucht asketischer Selbstzucht. Er hat eine große, jedoch ganz gerechte Meinung von seinen literarischen und staatsmännischen Fähigkeiten und einen Stolz, der keinem Anderen Einfluß auf seine Gedanken und Entschlüsse gönnt. Der charakteristische Wesenszug aber, der ihn in einen schroffen Gegensatz zu seinem Vorgänger brachte, war sein Streben, die dreifache Würde, deren Symbol die Tiara ist: das Priester-, Bischof- und Königthum, nach außen zu repräsentiren ... Während Pius sich in der Rolle des „Gefangenen im Vatikan“ gefiel, niemals einen solennen Gottesdienst im Petersdom feierte und die Konsistorien, in denen er Allokutionen kundgab und Kardinäle ernannte, ganz prunklos abhielt, erscheint Leo zweimal im Jahre, am siebenten Februar, dem Tage, der dem Andenken seines Vorgängers geweiht ist, und am Tage seiner eigenen Krönung mit dem ganzen märchenhaften Pomp des Mittelalters, auf der sedia gestatoria sitzend, am Grabe Petri. Er wird auch im Jahre 1900 das kirchliche Jubiläum mit allem Prunk eröffnen und liebt es, selbst beim Besuch der vatikanischen Gärten sich mit einer Eskorte von Nobelgardisten und Kammerherren zu umgeben. Die starren Anhänger des Intransigentismus, deren leuchtendster Repräsentant Pius der Neunte war, erblicken in dieser Pompentfaltung eines entthronten Papstkönigs eine Akkomodation an und in seine durch das Garantiegesetz 1870 geschaffene Lage ... Sie zürnen ihm deshalb; und in diesem heimlichen Groll steckt der Kern der auffälligen Unpopularität Leos bei Millionen über den Erdkreis verstreuter Katholiken. Das klingt unglaubhaft, ist aber wahr. Mußte doch zum Beispiel selbst, als das Papstjubiläum gefeiert wurde, der Präses eines ultramontanen Klubs im Rheinland, der einen Festredner suchte, überall, wo er anklopfte, sich Ablehnungen gefallen lassen.

Leo folgt dem Grundsatz des Papstes Clemens des Vierzehnten, die römische Kurie müsse mit den Regenten aller Kulturstaaten freundliche Beziehungen

anknüpfen und erhalten ... Nur auf diesem Wege werde sie ihr Ziel erreichen, „der ewige Felsen der Legitimität zu sein, an dem die höllischen Mächte des Anarchismus zerschellen.“ Wie jener Papst, um die Gunst des römisch-deutschen Kaisers, der Könige von Frankreich und Spanien buhlend, aus politischen Gründen vor einem Jahrhundert den Jesuitenorden aufhob, so hält Leo der Dreizehnte nicht allein mit allen christlichen Regenten gute Freundschaft, sondern kam selbst einem Sultan oder Menelik von Abyssinien entgegen. Das goldene Zeitalter, wo der päpstliche Stuhl das letzte und höchste Forum in Völkerkonflikten und Fürstenhändeln bildete, sollte wieder aufdämmern.

Als wirksamste Mittel für die Restauration der geistlichen Allgewalt erachtete Leo Diplomatie und Presse. Wie er noch heute die Zeit, wo er als Nuntius in Brüssel mit König Leopold von Belgien, Louis Philippe von Frankreich und mit den damaligen Staatslenkern Europas verkehrte, für die schönste seines Lebens erklärt, so gelten ihm jene Monsignori seines Hofstaates am Meisten, die sich in diplomatischen Sendungen bewährt haben; dafür bieten die erstaunlich schnelle Beförderung der Kardinäle Mocenni, Vanutelli, Rampolla di Tindaro und Jacobini die besten Beweise. Ja, der frömmste Prälat muß darauf gefaßt sein, die Gunst des Papstes für immer zu verlieren, wenn er sich als für den diplomatischen Dienst unfähig erweist. Das erfuhr Monsignore L., der den gordischen Knoten der Verhandlung mit einer Großmacht mit dem Schwerthieb eines Ultimatums zu lösen versuchte und dafür von Leo den zornigen Ausruf: „Stolido!“ und die Verbannung in eine weltferne Bischofstadt erntete.

Die Presse sieht Leo nicht, wie so viele andere Regenten, als ein Uebel, sondern als eine „vorzügliche Institution“ an — so hat er sich selbst wiederholt geäußert —; und in Rom standen lange fünf Blätter in seinem Dienst, die mit Feuereifer für die päpstlichen Interessen stritten: der „Osservatore Romano“, der „Moniteur de Rome“, das „Journal de Rome“, die „Civiltà cattolica“ und „La Voce della Verità“. Freilich hat der Papst ganz eigne Vorstellungen von der Unabhängigkeit der im vatikanischen Solde stehenden Redakteure: er verlangt, daß sie sich der strengen Censur des Generalvikars von Rom unterwerfen, und straft jedes freie Wort mit Entlassung. So hatte zum Beispiel ein pariser Konsortium ultramontaner Kapitalisten in Rom ein französisches Journal gegründet, das besonders hitzig für die Wiederherstellung des Papst-Königthumes agitirte. Ein liberales Blatt gerieth darüber in Harnisch und sprach eines Tages den Wunsch aus, die Regirung möge den Chefredakteur des päpstlichen Journales, einen Franzosen, als Fremden ausweisen. Darauf entgegnete der Franzose in einer stacheligen Erwiderung, er sei als Katholik, trotz seiner gallischen Abstammung, römischer Bürger, denn die Ewige Stadt gehöre allein dem Papst; „Fremde in Rom“ seien

Jene, die im September 1870 durch die Breſche einer gewiſſen Stadtmauer dort eindrangen. Dieſe Polemik, deren Spitze den König Umberto traf, verſtimmte den Papſt ſo arg, daß er nicht allein den Redakteur ſofort entließ, ſondern auch das weitere Erſcheinen der Zeitung verbot . . . Papſt Leo iſt ein warmherziger Vertreter des monarchiſchen Prinzipes und galt wenigſtens in dem erſten Dezennium ſeines Pontifikates als Gegner der republikaniſchen Verfaſſungen, wie er auch dem Prätendententhum Sympathie und Unterſtützung durchaus verſagte. Als der wegen ſeines ſtreng obſervanten Katholizismus vielgerühmte Graf Heinrich Chambord in Rom ſtarb, wurden auf Befehl des Papſtes die feierlichen Exequien an der Leiche abgeſagt; dagegen wohnte der Papſt der Totenfeier für den minder frommen König Alfons den Zwölften von Spanien perſönlich bei. Der ſpaniſche Don Carlos wartet noch heute auf ſeinen offiziellen Empfang im Vatikan; eben ſo Dom Miguel, der Prätendent für die Krone Portugals. Die Anerkennung der franzöſiſchen Republik datirt erſt aus den Tagen, wo Leo dem Einfluß der Partei der Perugianer unterlag. Zu dieſer zählen alle Prälaten, die Joachim Pecci, dem Erzbiſchof von Perugia, als ſeine Freunde, Geſinnungsgenoſſen oder Günſtlinge nach Rom folgten und von ihm zu Kardinälen gemacht wurden. Ihre Politik iſt von der Ueberzeugung geleitet, daß zwiſchen der Kurie und den Staatsregirungen der civiliſirten Welt kein Widerſpruch der Prinzipien, ſondern nur Mißverſtändniſſe exiſtiren, — Folgen der Unverſöhnlichkeit Pius' des Siebenten und Pius' des Neunten. Die erhabene Miſſion des jetzigen Papſtes ſei, dieſe Mißverſtändniſſe auf dem Wege diplomatiſcher Verhandlungen zu beſeitigen, vor Allem aber eine Brücke zwiſchen Vatikan und Quirinal zu ſchlagen.

Obgleich Leo als Kardinal mit den Intranſigenten am Hofe Pius' des Neunten, deren ſichtbares Haupt der Kardinal Antonelli und deren geheime Agenten die Jeſuiten waren, nicht harmonirte, widerſtand er doch viele Jahre lang den Verſuchungen der Perugianer und ihrer Führer, des verſtorbenen Monſignori Laurenzi und Boccali und des jetzigen Kardinals Mocenni. Sein ſtolzer, unabhängiger Sinn duldete weder den Einfluß der Jeſuiten, deren Zögling er war, noch die Herrſchaft der ihm an ſich ſympathiſchen Perugianer. So lange er an den überlebenden Kardinälen aus der Zeit Pius' des Neunten eine Stütze fand, blieb er unerſchütterlich. Das iſt heute anders geworden. Die Partei der Unverſöhnlichen im Vatikan, die in dem König von Italien den Kronenräuber und den Kerkermeiſter des Papſtes ſehen, exiſtirt kaum noch. An ihrem Untergang iſt beſonders der Umſtand ſchuld, daß Leo und ſein ganzer Hofſtaat — mit alleiniger Ausnahme der Kardinäle Ledochowski, Steinhuber, Mertel und des Monſignore Prinz de Croy — Italiener ſind; eben ſo alle Nuntien. Trotzdem der Vatikan, wie Lamennais ſagte, als eine „heilige Inſel im Ozean Italiens" liegt, ſpinnen

ſich doch ſeit Jahren unſichtbare, aber unzerreißbare Fäden zwiſchen der Papſtregirung und dem geächteten Quirinal, gewoben durch Patriotismus und Verwandtſchaft. Der Bruder des Kardinales Capecelatro, des Bibliothekarpraeſes im Vatikan, iſt der Generalpoſtdirektor des Königreiches Italien, ein Bruder des Unterrichtsminiſters Baccelli dient dem Papſt als Kammerherr und ein Neffe Leos iſt mit einer Nichte des Oberhofmeiſters der italieniſchen Königin vermählt. Wer wird es da den Intranſigenten am päpſtlichen Hofe verargen, daß ſie für das kommende Konklave ſchon heute die Parole ausgeben, der nächſte Papſt dürfe kein Italiener ſein? In der That fürchten mit ihnen Millionen von Katholiken, ein aus Welſchland gebürtiger Pontifex könnte eines Tages das fait accompli des geeinigten Italien anerkennen. Das kann die Urſache werden, daß zum Nachfolger Leos ein Ausländer berufen wird!

Leos Wort, Pius der Neunte müſſe zur Strafe lange leben, ſcheint ſich an ihm ſelbſt grauſam erfüllt zu haben. Trotz aller Verehrung, die ihm von Fürſten und Nationen gezollt ward, beſitzt er, am Rande des Grabes ſtehend, nicht annähernd die Sympathie der zweihundertundzwölf Millionen Katholiken, die ſeinen Vorgänger ins Jenſeits geleitete. Im Vatikan ſelbſt kämpfen die Parteien nicht mehr um Gunſt und Gnade des lebenden Papſtes — er gilt ihnen kaum noch als ein Lebender —, ſondern um die Tiara des künftigen Papſtes, der aus den Reihen der einen oder der anderen Gruppe hervorgehen ſoll. Die vor kurzer Zeit erfolgte Ernennung des Kardinales Jacobini zum Generalvikar von Rom iſt ein Symptom dieſer Lage. Der Inhaber des Generalvikariates leitet die Pfarren und Konvente der ewigen Stadt und hat den Kirchenfürſten, die das Konklave bilden werden, die Honneurs zu erweiſen. Das iſt ein Poſten, der Gewandtheit der Form und Klugheit der Rede fordert. Deshalb dürfte ſo leicht Niemand für den Poſten geeigneter ſein als Domenico Jacobini, der dieſe Eigenſchaften in hohem Maße beſitzt. In ſeinem Aeußeren gleicht er jenen fröhlichen Prälaten, die Grützners Meiſterhand zu zeichnen liebte. Als Staatsſekretär erfreute er ſich allgemeiner Beliebtheit und ſeine kleinen Diners, bei denen der von den „Gebrüdern Jacobini", Das heißt: von ihm und ſeinem Bruder, zu Genzano gekelterte Rebenſaft eine große Rolle ſpielte, galten als eine erfriſchende Oaſe in der Wüſte von Langeweile, die über den diplomatiſchen Salons der Ewigen Stadt lagert. Nur Herr von Schloezer, der preußiſche Geſandte, war von Jacobinis Art, kirchenpolitiſche Fragen zu behandeln, wenig erbaut. Er mochte noch ſo höflich proteſtiren: der päpſtliche Staatsſekretär verkehrte mit ihm nur inter pocula, ein halbes Dutzend mit dem Kardinalwappen gezierter Flaſchen Genzanowein auf dem Tiſche, — und der preußiſche Diplomat kam Monate lang nicht dazu, ſeinem Chef, dem Fürſten Bismarck, irgend welchen Fortſchritt zu melden. Endlich riß ihm aber der Geduldfaden und er erbat ſich vom Papſt die Dele-

gation eines Prälaten, der mehr Theologe sei; Pius erfüllte die Bitte und Niemand war zufriedener als Jacobini.

Man nennt heute in Rom drei Namen von Kardinälen als „papabili“, als Kandidaten für die Papstwürde. Der erste Name ist der Marios Mocenni, der, im Jahre 1823 zu Montefiascone geboren, als diplomatischer Novize der Nuntiatur in München beigeordnet war und der deutschen Sprache vollständig mächtig ist. Er ist Kardinal seit dem Jahre 1893 und gilt als das Haupt der Perugianer. Ihm werden die Artikel des „Reichsboten“ zugeschrieben, die die Verhandlungen zwischen Berlin und dem Vatikan betrafen und vor Jahren ein starkes Aufsehen machten. Er und Vicenzio Stefano Vanutelli, der zweite Kandidat der „papeggianti“, der Papstmacher, sind Staatsmänner in der Soutane, die unter dem deutschen und österreichischen Adel einflußreiche Freunde besitzen. Sie halten Beide zum Dreibund. Vanutelli, im Jahre 1834 zu Genazzano geboren und seit 1887 Kardinal, ist ein schöner Mann, der mit seltener Grazie begabt ist, und sich gern rühmt, als Diplomat — er vertrat den Papst in Rußland, am Goldenen Horn und in Brasilien — niemals einen falschen Schritt gemacht zu haben.

Im Vatikan standen eines Mittags mehrere Kirchenfürsten im Gespräch bei einander; da trat, von einigen Prälaten begleitet, Lucido Mario Parochi hinzu. Bei seinem Anblick rief Monsignore Mermillod, der Bischof von Genf: „C'est l' avenir!“ Als ein Mantuaner, im Jahre 1833 geboren, zählte er zu den Günstlingen Pius' des Neunten, der ihn zum Erzbischof von Bologna machte. Aber die italienische Regirung, der er — als intransigent — mißliebig war, sperrte ihm das Gehalt und er bezog seine Einkünfte aus der Kasse des Vatikanes. Leo ließ ihn fallen, als der Quirinal seine Absetzung forderte, und Parochi lebte dann viele Jahre lang als ein in Ungnade Gefallener in Rom. Er gilt als tüchtiger Schriftsteller, gelehrter Theologe und befähigter Staatsmann. Auch er ist der deutschen Sprache durchaus mächtig. Er ist hochgewachsen und zieht, wo er sich zeigt, die Aufmerksamkeit auf sich. Später ernannte ihn Leo zum Generalvikar von Rom und man erzählte damals, daß er ihm durch diese Ernennung den Weg zum Stuhl Petri habe versperren wollen, da nach alter Erfahrung die Aussichten des Generalvikars für die Papstwahl nicht günstig sind. Parochi selbst äußerte gelegentlich über die Bürde dieses Amtes: „Der Papst und sein Hofstaat leben ruhig im Vatikan, sie leiden unter der italienischen Okkupation wohl ideell, der Verkehr mit der Regirung und den Behörden aber lastet auf mir und alle Unannehmlichkeiten treffen mich!“ Das erfuhr er besonders während der Choleraepidemie des Jahres 1884. Im Krankenhause Santa Sabina auf dem Aventin lag eine Anzahl von Priestern und Mönchen, die er besuchen und mit geistlichem Trost versehen wollte. Der Minister des Innern, Ferrini, dis-

penſirte ihn für ſein Liebeswerk von der vorgeſchriebenen Quarantaine; als er jedoch an der Pforte des Hoſpitales erſchien, wurde er auf Befehl des Bürgermeiſters Torlonia brüsk zurückgewieſen.

Im Jahre 1877 wurde er Kardinal, und als ihn unlängſt der Papſt vom Generalvikariat zum Erzkämmerer der römiſchen Kirche berief, wurde dieſes Ereigniß nicht nur in Rom lebhaft kommentirt. Einige deuten es als definitiven Sturz durch die Ungnade des Papſtes, Andere wieder als den Weg zur Höhe des Pontifikates. Die Prophezeiung des Biſchofes Mermillod, ſagen ſie, gehe bereits in Erfüllung: „Parochi, c'est l'avenir!“

Rom. G. de Pietra.

## „Du bleibſt doch immer, was Du biſt“ . . .

„Du bleibſt doch immer, was Du biſt.“
So löblich die Erfahrung iſt:
Eins kann ſie nimmer wandeln.
Der Menſchen Weſen bleibt ſich treu —
Wir Alle müſſen ſtets aufs Neu'
Nach ſeinem Sinne handeln.

Ach! alle Fehler, klein und groß,
Du wirſt ſie nie und nimmer los,
Sie lenken Thun und Treiben.
Was immer Du Dir vorgeſetzt:
Du wirſt vom Anfang bis zuletzt
Genau der Selbe bleiben.

## Das Schlimmſte.

Die großen Kämpfe ſchmeicheln Allen:
Man läßt ſie gerne ſich gefallen.
Weit ſchlimmer dünkt uns, zu ertragen
Die Mückenſtiche und kleinen Plagen.

## Einem Dichter.

Viel Dornen birgt der Lorberkranz,
Der um des Dichters Haupt ſich windet.
Wie tief das Dichterherz empfindet,
Verſteht die Menge niemals ganz.

Er hat Unzählige beglückt,
Unzähligen ſo viel gegeben,
Hat ſie dem öden Alltagsleben
Durch ſeines Geiſtes Flug entrückt.

Sein Los, es blieb ſich immer gleich:
Er mußte ringen, kämpfen, tragen.
Und doch, — wer wollte ihn beklagen?
Denn Keiner iſt wie er ſo reich.

Zum Könige macht ihn ſein Wort.
Wie rauh das Leben ihm begegnet:
Er bleibt von Tauſenden geſegnet
Und lebt in ſeinen Werken fort.

## Im Schmerz.

„Mein armes Kind!“ Wenn ich gefallen,
Wenn mich bedrückt ein kleines Leid:
„Mein armes Kind!“ ſo ſprachſt Du tröſtend
In meiner fernen Kinderzeit.

O! könnteſt Du mich heute ſehen!
Mit Deiner Stimme ſüß und lind,
Sprächſt Du wie einſtens, gute Mutter,
Dies Wort zu mir: Mein armes Kind!

Emil Marriot.

# Indiſches Märchen.

Es giebt in unſerem Lande eine große, anſehnliche Stadt, die heißt Tſchitrakuta, dort lebte ein Kaufmann Ratnavarman, ein Fürſt unter Seinesgleichen. Er bat den Içvara*) lange um einen Sohn; und als ihm endlich Einer geſchenkt wurde, gab er ihm den Namen Içvaravarman**). Der Knabe empfing wiſſenſchaftlichen Unterricht und wuchs kräftig heran. Da nun ſein Vater, der nur ihn beſaß, ihn ſo ſah, ſprach er zu ſich als kluger Kaufmann: „Das Geſchick ſchuf jene ſchönen, ſchlauen, ränkevollen Frauen, die Hetären, auf daß ſie reichen, von innerem Ungeſtüm verblendeten Jünglingen Geld und Leben nehmen. Darum will ich für meinen Sohn eine alte Kupplerin annehmen, die ihn alle Schliche und Kniffe der Hetären lehren ſoll, damit er ſich ſpäter nicht betrügen laſſe.“ Darauf ging er mit ſeinem Sohne zum Haus einer alten Kupplerin, die Jamadſchijhva***) hieß. Sie hatte ein eckiges, vorſpringendes Kinn, lange Zähne und eine überhängende Naſe; er traf ſie an, als ſie gerade ihrer Tochter, die das Gewerbe der Mutter lernen ſollte, Unterricht ertheilte. „Kind“, ſagte ſie, „Reichthum bringt Anſehen, insbeſondere einer Hetäre; die Hetären aber, die ſich verlieben, werden niemals reich. Darum ſoll eine Hetäre Niemanden lieben. Sieh: wie das flammende Abendroth der Vorbote der Finſterniß iſt, ſo deutet flammende Liebe auf unſeren Untergang. Eine Hetäre ſoll wie eine geübte Schauſpielerin nur Liebe heucheln. Dadurch ſoll ſie ſich die Zuneigung der Männer erwerben, dann ſoll ſie ſie gehörig melken und, wenn ſie gar nichts mehr haben, ſoll ſie ſie hinauswerfen; nur wenn ſie noch einmal mit Geld kommen, darf ſie ſie wieder annehmen. Ob jung oder alt, ob ſchön oder häßlich: Das muß ihr gleich ſein, wie dem Eremiten, dem auch Alles gleichgiltig ſein muß. Wenn ihnen Beiden Alles gleichgiltig iſt, ſo erreichen ſie ihr Ziel.“ Ratnavarman hörte dieſe der Tochter geltenden Worte an, trat hinzu, ließ ſich begrüßen und ſagte: „Mutter, willſt Du nicht auch meinen Sohn in die Schliche der Hetären einweihen, damit er ſich darin einige Kenntniſſe erwirbt? Ich will Dir tauſend Goldſtücke als Lohn geben.“ Als die Alte Dies hörte, willigte ſie mit Freuden ein, ſagte: „Sehr gern“ und Ratnavarman übergab ihr das Geld und ſeinen Sohn. Er ſelbſt ging nach Haus.

Içvaravarman lernte im Lauf eines Jahres die Schliche der Hetären bei Jamadſchijhva, dann kehrte er in die Heimath zurück. Als er ſechzehn Jahr alt war, ſprach er zum Vater: „Reichthum giebt uns Liebe und Anſehen, Reichthum giebt uns Ehren, Reichthum giebt uns Ruhm.“ „So iſt es“, antwortete der Vater, faßte Zutrauen zu ſeinem Sohn und gab ihm einen Schatz von fünfmal zehn Millionen Goldſtücken. Içvaravarman nahm ihn an ſich. An einem glückverheißenden Tage brach er dann mit einer Karawane auf, um in Svarnadvipa Handel zu treiben. Auf ſeinem Weg kam er in eine Stadt Kancanapura; in einem Garten davor machte er Raſt.

*) Name des Gottes Çiva.

**) Der von Içvara Beſchützte.

***) „Teufelszunge“.

Als er ein Bad genommen und sich gesalbt hatte, betrat der Jüngling die Stadt, um sich das Schauspiel im Tempel anzusehen. Dort sah er eine Tänzerin, Namens Sundari, — wie eine Woge vom Meer der Schönheit, die der Wind der Jugend hebt und senkt. Kaum hatte er sie erblickt, so war in seinem Herzen nur noch Raum für sie und wie im Zornesrausch entflohen ihm die Lehren der Kupplerin in weite Ferne. Er schickte einen Freund zu ihr und ließ fragen, ob er sie besuchen dürfe. „Es soll mir eine große Ehre sein", erwiderte sie und gab gern ihre Zustimmung. Nachdem er, als die Dunkelheit anbrach, bei seinen Schätzen zuverlässige Wächter aufgestellt hatte, ging Jçvaravarman in das Haus der Sundari; und als er eintrat, bewillkommten ihre Mutter und sie ihn mit den gebührenden Ceremonien. Als die Nacht kam, führten sie ihn in ihr Gemach, auf ein weiches Lager, das unter einem vor Perlen funkelnden Baldachin aufgeschlagen war. Dort schlief er mit Sundari*) — die ihren Namen mit Recht trug, denn sie verkörperte die ganze Grazie des Tanzes — und sie bezeugte ihm ihre Ergebenheit auf alle Art. Am folgenden Tage war sie von Liebe zu ihm ganz erfüllt, sie wollte gar nicht von ihm weichen; und als er Das sah, besaß er nicht die Kraft, sich loszureißen. Der junge Kaufmannssohn gab dann der Sundari an den beiden Tagen fünfundzwanzigmal hunderttausend Goldstücke und Juwelen. Doch sie erheuchelte Gleichgiltigkeit und weigerte sich, es zu nehmen. „Ich bin ja selbst reich", sagte sie, „warum giebst Du mir das Alles? Wenn ich Dich nur habe, was soll mir das Gold?" Aber ihre Mutter Makarakati sprach zu ihr, der einzigen Tochter: „Was uns gehört, Das gehört auch ihm, und wenn er zum gemeinsamen Vermögen Etwas beiträgt: warum sträubst Du Dich, es anzunehmen?" So nahm es Sundari doch, als nehme sie es nur auf Geheiß der Mutter, und Jçvaravarman, der Narr, glaubte, sie liebe ihn wirklich. Ihrer Schönheit, ihres Tanzes, ihrer Lieder froh, blieb er bei ihr; es vergingen zwei Monate und in der selben Zeit schwanden nach und nach zweimal zehn Millionen seines Vermögens.

Da suchte ihn sein Freund Arthadatta aus freien Stücken auf und sprach: „Lieber, wo sind denn die Lehren der Kupplerin geblieben, die sie Dir so mühsam beibrachte? Sollen sie Dir — bei der ersten Gelegenheit — nicht mehr nützen als dem Feigen seine Waffen? Wann sah man denn bei einer Hetäre wahre Liebe? Ist das Wasser denn Wasser, das die Spiegelung der Wüste Dir vortäuscht? Darum laß uns gehen, bevor Dein ganzer Reichthum verrinnt; wenn Dein Vater Das wüßte, würde er solcher Erfahrung nicht froh sein." Der Kaufmannssohn erwiderte: „Gewiß, auf Hetären soll man sich nicht verlassen. Aber Sundari ist nicht wie die Andern. Glaube mir: in dem Augenblick, wo sie mich nicht sieht, wird sie sofort den Geist aufgeben. Und wenn wir durchaus reisen müssen, dann sage Du ihr, daß es nöthig ist."

Arthadatta war damit einverstanden und sprach in Gegenwart des Freundes zu den beiden Frauen. „Liebes Fräulein", sagte er, „ich bin überzeugt, daß Ihr den Jçvaravarman aufrichtig liebt. Aber es geht nicht anders, — er muß eine Handelsreise nach Svarnadvipa**) machen. Dort wird er Reichthümer erwerben, wieder zu Euch zurückkehren und Ihr könnt Euer ganzes Leben in Ueber-

*) „Die Schöne."

**) Ceylon (eigentlich die Goldinsel).

fluß verbringen." Bei diesen Worten schluchzte Sundari heftig auf, dann sah sie den Içvaravarman voll tiefen Kummers an, geberdete sich wie eine Verzweifelte und sprach: „Ihr wißt ja Alles besser. Was soll ich denn sagen? Ach, auf wen kann man sich verlassen, bevor man das Ende absieht? Aber es ist gut so! Möge das Geschick mit mir thun, was es will!" Ihre Mutter wollte diese Klagen nicht hören. „Verzage nicht", tröstete sie, „bleibe fest. Er wird Dich nicht verlassen, er wird, wenn er noch reicher geworden ist, zurückkehren." Dann beredeten die Beiden sich heimlich. An dem Wege war ein Brunnen, — in dem wollten sie unten heimlich ein Netz aufspannen. Içvaravarmans Gemüth war vom Trennungschmerz heftig bewegt, Sundari aß nur wenige Bissen und trank wenige Schlückchen, erfreute sich nicht am Tanz, nicht am Spiel, nicht an der Musik: nur durch Içvaravarmans Liebkosungen ließ sie sich trösten.

An dem Tag, den Arthadatta ausgemacht hatte und nachdem die Alte für ihn gebetet, ging der Kaufmannssohn aus dem Haus der Sundari. Thränenden Auges gab sie ihm das Geleite, auch die Mutter kam mit, — von der Stadt bis zum Brunnen, in dem das Netz aufgespannt war. Dort nahm er Abschied von der Geliebten und ging weiter: in dem selben Augenblick stürzte sie sich in den Brunnen und fiel auf das Netz. „Herrin! Herrin! Mein Kind! Mein Kind!", schrien nun die Dienerinnen, alle Diener und die Mutter nach Leibeskräften. ... Içvaravarman kehrte um; und als er hörte, daß sich die Geliebte in den Brunnen gestürzt habe, wollte er den Verstand verlieren. Auch Makarakati schien außer sich vor Schmerz und ließ einige Diener, die im Einverständniß waren, in den Brunnen hinuntersteigen. „Gott sei Dank: sie lebt, sie lebt", riefen diese von unten und brachten sie herauf. Sie stellte sich wie tot; erst als sie den Namen des Kaufmannssohnes hörte, der zurückgekommen sei, hub sie zu weinen an. Er war getröstet, zog die Geliebte froh an sich und kehrte mit ihr und seinem Gefolge in ihr Haus zurück. Nun glaubte er erst recht, die Liebe der Sundari sei wahr, vermeinte nicht anders, als besitze er in ihr die Frucht seines Daseins. die das Schicksal ihm bestimmt habe, und gab jeden Gedanken an ein Fortgehen auf.

Während er also dort blieb, kam Arthadatta noch einmal zu ihm und sprach: „Freund, soll Dich denn Deine Verblendung ganz zu Grunde richten? Der Sturz in den Brunnen beweist nichts für Sundaris Liebe; Tücken und Listen der Frauen bleiben sogar dem Schicksal unergründlich. Was willst Du dem Vater sagen, wenn Dein Reichthum zerronnen sein wird? Wohin willst Du Dich dann wenden? Bereue, wenn Du noch bei gesunden Sinnen bist, geh, ehe es nicht zu spät ist." Doch der Kaufmannssohn schlug die Warnungen in den Wind und hatte in den folgenden zwei Monaten die letzten Millionen durchgebracht. Als er dann ganz gerupft war, packte ihn die Kupplerin-Mutter Makarakati und warf ihn aus dem Hause.

Arthadatta kehrte mit seinen Begleitern in die Heimath zurück und erzählte dem Ratnavarman genau Alles, was sich zugetragen hatte. Dieser war sehr unglücklich, ging zur Kupplerin und sprach: „Nun hast Du für all das viele Geld, das ich Dir als Lohn gegeben, meinen Sohn doch so schlecht unterrichtet! Makarakati hat ihn ganz ausgeraubt und sich nicht einmal Mühe geben müssen!" Damit berichtete er ihr, was geschehen war, und sie antwortete: „Bring nur den Içvaravarman her. Ich will es schon so einrichten, daß er der Makarakati wieder

Alles abnimmt.“ Daraufhin schickte Ratnavarman schnell den treuen Arthadatta zu seinem Sohn mit Lebensmitteln und mit dem Auftrag, ihn mitzubringen.

Arthadatta ging nach Kancanapura, theilte dem Içvaravarman die ganze Botschaft mit und redete ihm zu: „Freund, Du thatest nicht, was ich Dir rieth, — nun hast Du die Treulosigkeit der Hetären allzu gut kennen gelernt! Nachdem Du all Dein Geld hingegeben, hat man Dich hinausgeworfen. Welcher Erfahrene sucht auch Liebe bei Hetären und Festigkeit im Staub? Das ist der Lauf der Welt. Warum hast Du es nicht glauben wollen? Ein Mann ist klug, sicher und im Besitz seines Glückes nur, so lange er nicht in die vielfältigen Fallstricke der Weiber geräth. Darum geh zu Deinem Vater und versöhne ihn, da er Dir mit Recht zürnt.“ Dann brachte er den Freund nach Hause, Ratnavarman hieß ihn willkommen — er hatte ja nur den einen Sohn —; dann schickte er ihn wieder zur Kupplerin. Der mußte er noch einmal erzählen, wie sich Sundari in den Brunnen gestürzt habe und wie das Geld auf einmal fort gewesen sei.

Jamadschihva sprach: „Ach, dann bin ich an Allem schuld. Die List kannte ich wohl und vergaß nur, sie Dich zu lehren. Im Brunnen hatte Makarakati nämlich ein Netz aufgespannt, darauf warf sich Sundari und darum ist sie nicht gestorben. Aber ich weiß ein Gegenmittel.“ Sie ließ nun von ihren Dienerinnen ihren Affen Ala bringen. Dem gab sie tausend Goldstücke und befahl: „Verschling' sie!“ Das war ihn gelehrt worden, also verschlang er sie. „So, nun gieb Dem zwanzig, Dem fünfundzwanzig, Dem sechzig, Dem hundert!“ Der Affe that, wie ihm befohlen, er spie und spie die verlangten Summen richtig aus und gab sie Denen, die sie bekommen sollten. Als sie dies Kunststück des Affen gezeigt hatte, sagte die Alte: „Nimm diesen jungen Affen, Içvaravarman. Geh damit wieder in das Haus der Sundari; bitte ihn dort täglich um die Summen Geldes, die Du ihn vorher heimlich hast verschlingen lassen. Sieht sie Das, so wird sie glauben, er habe die Eigenschaften eines Wunschsteines und speie immer Gold; sie wird Dir all ihre Habe geben, um nur den Affen zärtlich an ihr Herz zu drücken. Wenn Du Deinen Reichthum wieder hast, so gieb dem Affen noch zweitausend Goldstücke ein, dann mache Dich schnell aus dem Staub.“

Içvaravarman hörte der Jamadschihva aufmerksam zu; er ließ sich den Affen von ihr geben und vom Vater zweimal zehn Millionen. Damit ging er wieder nach Kancanapura, sandte seine Boten voraus und betrat das Haus der Geliebten. Sundari bewillkommte ihn, als sei er die Beharrlichkeit selbst, die nie von ihrem Ziel abläßt, zeigte sich hold befangen und konnte des Küssens und Umarmens kein Ende finden. Als er nun sah, daß sie ihm ganz vertraute, bat er den Arthadatta, den Affen aus seinem Zimmer zu holen. Das that er gern und brachte ihn; nun sprach Içvaravarman — vorher hatte er dem Thier heimlich tausend Goldstücke gegeben —: „Ala, gieb mir dreihundert Goldstücke für Speise und Trank, hundert für Betel und ähnliche Dinge, hundert der Mutter Makarakati, hundert den Priestern, den Rest der Sundari.“ Der Affe aber spie und spie die Goldstücke in den verlangten Mengen genau, wie es ihm sein Herr befohlen hatte.

Und täglich spie Ala nun die Goldstücke, die für die Kosten des Haushaltes und den übrigen Aufwand nöthig waren. Da dachten die beiden Frauen:

„Das iſt ja ein Wunſchſtein in Geſtalt eines Affen! Täglich ſpeit er tauſend Goldſtücke; wenn er uns den ſchenkt, dann haben wir Alles, was wir wünſchen.“ Sundari ging darum zu Içvaravarman, als er gerade nach dem Eſſen behaglich daſaß. „Wenn ich Dir wirklich gefalle,“ bat ſie, „ſo ſchenk' mir den Affen.“ Içvaravarman lachte: „Der iſt ja das köſtlichſte Beſitzthum meines Vaters! Wie kann ich ihn Dir geben?“ Sie bat wieder: „Ich gebe Dir fünfmal zehn Millionen, dann mußt Du ihn mir aber auch geben.“ Aber er antwortete, als ſei er nun unwiderruflich entſchloſſen; „Wenn Du mir Alles giebſt, was Du haſt, und Eure Stadt dazu, ich kann ihn Dir doch nicht geben, — was ſoll ich mit Deinen Millionen?“ Sundari fiel ihm nun zu Füßen. „Du ſollſt ja Alles bekommen, was ich habe“, flehte ſie noch einmal, „aber dann gieb mir den Affen, ſonſt wird die Mutter böſe.“ Da ſprachen Arthadatta und die Anderen: „Gieb ihn ihr doch, wenn es nun einmal ſein ſoll.“ Nun verſprach Içvaravarman ihn ihr endlich, ſie gerieth in helles Entzücken und er verbrachte mit ihr noch einen Tag voll ſüßer Zärtlichkeiten.

Am folgenden Morgen ließ er ſich noch einmal bitten: dann bekam ſie den Affen. Içvaravarman hatte auch nicht vergeſſen, ihm vorher die zweitauſend Goldſtücke einzugeben. Er nahm als Entgelt ihr ganzes Vermögen, dann ging er ſchnell fort, um in Svarnadvipa Handel zu treiben.

Zu Sundaris Freude ſpie der Affe an den nächſten zwei Tagen je tauſend Goldſtücke aus, ſo wie ſie es von ihm verlangte. Am dritten Tage aber that er es nicht; wie ſehr ſie auch bat: er ſpie nichts, bis ſie böſe wurde und ihn mit den Fäuſten ſchlug. Da wurde der Affe zornig. Mit ſeinen zehn Nägeln fuhr er beiden Weibern ins Geſicht und zerkratzte ſie. Die Alte, über deren Geſicht das Blut ſtrömte, erboſte ſich nun auch und ſchlug den Affen mit Stöcken, daß er ſtarb. Als ſie aber ſah, daß er tot war und all ihr Reichthum verſchwunden, wollten ſie und ihre Tochter ganz verzweifeln und ſich das Leben nehmen. Doch die Stadt, die die Geſchichte bald erfuhr, lachte ſie nur aus. „Makarakati nahm ihm ſein Geld,“ ſagte man, „als ſie das Netz ſpannte; er hat es als ſchlauer Burſche ſich wieder geholt: durch ſeinen Affen. Sie konnte Anderen eine Falle ſtellen; daß man ihr eine Falle ſtellte, hat ſie nicht gemerkt.“ So behielt Sundari ſtatt ihres Reichthumes nichts als ein zerkratztes Geſicht und ihre Verwandten hielten ſie und die Mutter mühſam vom Selbſtmord ab.

Içvaravarman mehrte in Svarnadvipa ſeine Schätze. Dann kehrte er zu ſeinem Vater nach Tſchitrakuta zurück. Der empfing ihn freudig, als er mit ungemeſſenen Reichthümern heimkam, gab ein großes Feſt und lud die Kupplerin auch dazu ein. Içvaravarman aber hatte die Liſt der Hetären von Grund aus kennen gelernt; er war von jetzt an gleichgiltig gegen ihre Reize und Buhlkünſte, nahm ein treues Weib und blieb zufrieden daheim.

München.

Aus der Urſprache übertragen von
Dr. Friedrich von der Leyen.

# Selbstanzeigen.

**Die Ethik Jesu.** Ihr Ursprung und ihre Bedeutung vom Standpunkt des Menschenthums. Verlag von Emil Roth, Gießen 1899.

Ist Jesus nur ein Mensch, wenn auch ein höchst begabter Mensch, gewesen und stellt er das religiöse Genie seiner Zeit dar, so muß die von ihm verkündete Ethik auch aus dem Wesen seiner Zeit, aus dem Milieu, in dem er lebte, begriffen und erklärt werden können; und nimmermehr kann sie ihn dann allein zum Urheber gehabt haben. Sie würde einflußlos geblieben, klanglos untergegangen sein, wenn sie nur ein durchaus spontanes Erzeugniß seiner Persönlichkeit gewesen wäre. Die Aufgabe, die ich mir unter diesen Gesichtspunkten stellte, war, die psychologischen Motive und geschichtlichen Thatsachen der Zeit aufzudecken, aus der der asketische, weltflüchtige und weltfeindliche Charakter der Lehre Jesu sich widerspruchlos erklären ließe. Ich stieß auf zwei Wurzeln: eine sensuelle, die dem Gefühlsleben entstammt, und eine intellektuelle, die aus allgemeinen philosophischen Vorstellungen hervorgegangen ist.

Die dem Gefühlsleben angehörigen psychologischen Beweggründe erkennen wir, wenn wir die Geschichte der Juden ohne Vorurtheil betrachten. Wohl niemals ist ein Volk mit größeren Hoffnungen in die Geschichte eingetreten, um seine nationale Geschichte gleich traurig abzuschließen. Im Glauben, das auserwählte Volk des alleinigen Gottes zu sein, wähnte es, sich alle Völker der Erde unterwerfen zu können. Aber statt über „Völker und Völkerhaufen" zu herrschen, unterlagen die Juden diesen Völkern und wurden schließlich über alle Lande zerstreut. Eine tiefe Erschütterung und Umwandlung des ganzen Gemüthslebens war die nothwendige Folge dieser geschichtlichen Ereignisse. Das beglückende Gefühl, von Gott vor allen Völkern bevorzugt zu sein, das den Juden der Thora so sicher und froh gemacht hatte, räumte der niederdrückenden Gewißheit der Sündhaftigkeit und Verderbtheit, der Rechtlosigkeit und des Gnaden- und Erlösungbedürfnisses den Platz. Aus der nationalen Niederlage und Auflösung des jüdischen Volkes ist jener Ekel und Widerwille gegen die Welt entstanden, die Sehnsucht nach einer idealen Existenz, die frei ist von Stoß und Druck dieser höchst materiellen Welt, der Wunsch und die Hoffnung, daß diese Welt ein nur vergängliches und dem baldigen Untergange geweihtes Gebilde sein möge. Allen diesen Bedürfnissen, Hoffnungen und Wünschen kam die weltverneinende Lehre Jesu entgegen: sie wirkte lindernd, schmerzstillend, beruhigend gleich einem Opiate. Damit beschäftigt sich das erste Kapitel.

Das zweite Kapitel ist der Nachweisung der allgemeinen philosophischen Voraussetzungen gewidmet. Sie gehören der griechischen Philosophie an und sind entsprungen aus dem dort gelehrten Gegensatz der Sinnes- und Verstandeserkenntniß oder des Leibes und der Seele. Besonders ist hier die platonische Philosophie maßgeblich gewesen; sie wurde von den jüdischen Gelehrten Alexandriens, deren geistiges Haupt Philo, Jesu Zeitgenosse, war, übernommen, weiter entwickelt und im jüdischen Volke verbreitet. Platos und Philos Lehren, daß der Leib nur ein Kerker und eine Fessel für die Seele sei, die durch Abtötung und Vernichtung des Leibes zu höherem Leben gelange, sind die zweite Wurzel der sinnenfeindlichen und weltflüchtigen christlichen Ethik.

Daß der einzige Urheber dieser Moral nicht Jesus allein gewesen sein kann, daß sie vielmehr der individuelle Ausdruck einer mächtigen Geistesströmung war, die in ihm ihren geistvollsten, thatkräftigsten und volksthümlichsten Vertreter fand, zeige ich im dritten Kapitel; besonders im Hinblick auf die sittlichen Grundsätze und die Lebensführung der Essäer und Therapeuten. Diese ehrwürdigen Judensekten bestanden schon anderthalb Jahrhunderte vor Christus und ihr Lebenswandel war um Vieles christlicher als der unserer modernen Scheinchristen.

Viertes Kapitel: Der weltentsagende Charakter der christlichen Ethik spiegelt sich am Getreuesten in der Auffassung der Ehe und des Familienlebens wieder. Aus den Reden Jesu, der Apostel, der Kirchenväter und aus den Zeugnissen des Mittelalters geht hervor, daß die Ehe im Christenthum nur um der „Schwachheit" der Menschen willen geduldet war. Aus diesem unwürdigen, nur tolerirten Zustande riß sie erst Luther.

Der Gegenstand des fünften Kapitels ist die Untersuchung der gesellschaft- und rechtfeindlichen Ideen der Bergpredigt. Ich weise die psychologischen Quellen nach, denen die Gebote der Feindesliebe, des demüthigen Ertragens von Mißhandlungen, der Besitzlosigkeit, der Verachtung der Arbeit u. s. w. entflossen sind. Den Beschluß bildet eine eingehende Prüfung der Moral Luthers. Im Gegensatz zum modernen protestantischen Staatschristenthum, das Luther die Ehre zueignet, das „reine Evangelium" wiederhergestellt zu haben, behaupte ich, die welthistorische Größe des deutschen Reformators habe vielmehr darin bestanden, daß er den Abfall vom Christenthum einleitete. Der Protestantismus ist, sage ich, die praktische Negation des Christenthums und die praktische Position des natürlichen Menschen, der aber die theoretische Bejahung noch fehlt. Von besonderem Interesse scheint mir hier der Hinweis zu sein, daß der konservative und der radikale Protestantismus in der praktischen Verneinung der Ethik Jesu vollständig übereinkommen. So betont der hervorragendste Vertreter der konservativen Richtung eben so entschieden wie der Schöpfer des radikalen Protestantismus, daß die praktische Befolgung der von Jesu gelehrten Ethik „das ganze Weltleben umstürzen und uns mit unserem irdischen Beruf und Amt in unlösbaren Widerspruch versetzen würde." Nur darin, wie Dem zu begegnen sei, trennen sie sich. Luthardt verlangt, getreu dem Vorbild Luthers, daß der Protestant wenigstens der Gesinnung, dem Glauben nach, als Christ verharre, wenn ihn auch die Verhältnisse dieser Welt nöthigen, als Mensch, Das heißt: im Widerspruch mit seiner Gesinnung, zu handeln. Feuerbach verlangt dagegen, daß der Mensch nach Handlung und Gesinnung eine harmonische, widerspruchlose Einheit darstelle.

Ein sittlicher Fortschritt kann also nur dadurch bewirkt werden, daß der Protestantismus, dessen Gesinnung und dessen praktische Normen in stetem Widerspruch zu einander stehen und der dadurch eine Halbheit darstellt, diesen Widerspruch aufhebt und sich einheitlich und widerspruchlos zusammenfaßt. Das kann auf zweierlei Art geschehen: durch eine fortschreitende oder durch eine rückschreitende Bewegung. Gelangt er dazu, klar und deutlich einzusehen, daß und warum die Ethik Jesu nicht Maßstab und Richtschnur seines sittlichen Handelns sein kann, so tritt der Protestant aus dem Christenthum heraus, hört auf, auch dem Glauben, der Gesinnung nach Christ zu sein, erhebt sich jedoch dafür zum Vollmenschen, in dem Gesinnung und That aus einem Gusse sind. Den sitt-

lichen Werth dieſer Erkenntniß möchte ich ſehr hoch anſchlagen; jedenfalls würde Mancher aufhören, ein gedankenloſer Heuchler zu ſein. Läßt dagegen der Proteſtant die von Jeſus gelehrte und heute noch von der katholiſchen Kirche in ihrem ganzen Umfang vertretene Ethik als oberſte Richtſchnur ſeines ſittlichen Handelns gelten, um ſie, ſo weit es nur immer in ſeinen Kräften ſteht, zu befolgen, ſo wird er der Forderung zu genügen haben, die Moltke in die Worte gekleidet hat: „Katholiſch müſſen wir am Ende doch Alle wieder werden!“ Die Gefahr einer ſolchen Möglichkeit ſcheint mir aber, wie ich noch bemerken möchte, äußerſt gering, denn ſie widerſpricht dem Geſetz der aufſteigenden Entwickelung, unter deſſen Walten die Menſchheit ſteht.

München. Albrecht Rau.

**Moniſtiſche Gottes- und Weltanſchauung.** Verſuch einer idealiſtiſchen Begründung des Monismus auf dem Boden der Wirklichkeit. 278 S. Verlag von Wilhelm Engelmann, Leipzig. 1899.

Die wiſſenſchaftliche Signatur unſerer Zeit iſt das Streben nach der Vereinheitlichung unſeres Wiſſens von Welt und Menſch unter dem Geſichtspunkt der Entwickelung- oder Evolutionidee. Nachdem die Naturwiſſenſchaften das Fundament gelegt haben, iſt es Sache der Philoſophie, die empiriſch gewonnenen Thatſachen mit den erkenntnißtheoretiſchen Wahrheiten in Einklang zu bringen. Zwiſchen der Welt des Stofflichen und der Welt des Geiſtigen beſteht ein ſtrenger Parallelismus, der nicht nur jeden Dualismus von Geiſt und Stoff ausſchließt, ſondern gebieteriſch auf die untrennbare Einheit Beider hinweiſt und den Einen nur als Funktion des Anderen erſcheinen läßt. Daraus folgt eine moniſtiſche Weltanſchauung, in der ſich kein Platz mehr für eine getrennte oder dualiſtiſche Behandlung der Stoff- und Geiſtesprobleme findet. Zwar begreifen und formuliren einige Denker aus den Kreiſen der Naturforſcher den Monismus nur im materiell-mechaniſtiſchen Sinne, indem ſie das „Geiſtige“ als Funktion des eigentlichen Subſtrates — der Materie — auffaſſen; für das Begreifen des Naturgeſchehens iſt aber auch noch ein anderer Weg offen, den man zum Unterſchied von dem eben charakteriſirten materialiſtiſchen eher einen idealiſtiſchen nennen könnte, nämlich: die Erſcheinungen der Natur nur als materielle — Das heißt: ſinnfällige — Objektivationen der geiſtigen Weſenheit des Alls zu behandeln. Dieſen Weg ſchlägt das vorliegende Buch ein und verſucht, in allgemein verſtändlicher Art an der Hand der naturwiſſenſchaftlichen und pſychologiſchen Thatſachen das verloren gegangene Band zwiſchen Religion und Wiſſenſchaft wiederherzuſtellen. Es geht von der Thatſache des Bewußtſeins aus und verfolgt ſeine ſtufen-oder gradweiſe fortſchreitende Entwickelung in der Natur bis zum Selbſt- und Zweckbewußtſein des Menſchen, endlich darüber hinaus bis zum kosmiſchen Bewußtſein des ganzen Naturorganismus. Dieſes kosmiſche Bewußtſein und die Gottheit ſind gleichbedeutend: die unendliche Einheit des Mannichfaltigen. Wie einem jeden Organismus, ſo muß auch der Gottheit Bewußtſein, und zwar das höchſte Selbſt- und Zweckbewußtſein, zugeſchrieben werden. Das iſt die moniſtiſche Grundidee des Buches, die den Inhalt ſeines erſten Abſchnittes bildet. Im zweiten Abſchnitt wird, entſprechend dieſer Grundanſchauung und in Uebereinſtim-

mung mit der Evolutionlehre, die Entwickelung der Welt und des Menschen, im dritten, vierten und fünften Abschnitt die Entwickelung des ästhetischen, des sittlichen und des religiösen Vermögens des Menschen besprochen und das Prinzip des Schönen, des Sittlichen und der Religion formulirt.

Heidelberg. J. Sack.

**Kurze Erklärung der Ethik von Spinoza und Darstellung der definitiven Philosophie.** Wien und Leipzig. W. Braumüller 1899.

Unzureichendes Denken war schuld daran, daß der Autor der berühmten „Ethik" in die verschwommene Kategorie der Pantheisten geworfen wurde Ich versuche, zu zeigen, was er wirklich war: Alles, was böse und theuer ist, und wie traurig es unter uns um die Macht der sittlichen Gebote und um die Kunst der Lebensführung steht. Endlich gebe ich eine neue Lehre, die sich einen Platz als Novum erobern und dereinst als Definitivum behaupten möge.

Czernowitz. Professor Dr. Richard Wahle.

**Germinal.** Eine Sammlung von zwanzig Originalplatten in hundert Exemplaren. (Behrens, Bonnard, Brangwyn, Carrière, Degas, Denis, Gauguin, v. Gogh, Toulouse Lautrec, Liebermann, Minne, Müller, Renoir, Rodin, v. Ryſſelberghe, Stremel, Toorop, Vallotton, Vuillard, Zuloaga.) Verlag der Maison Moderne, Paris. Preis: zweihundert Mark.

Der Herausgeber verfolgt mit dem Werk die Absicht, in unparteiischer Wahl die unbedingt modernen Tendenzen aller Länder zusammenzustellen, die der Kunst unserer Zeit den ihr eigenthümlichen Fortschritt verbürgen. Zugleich sollte damit der einmalige Versuch gemacht werden, in denkbar größtem Umfang die Mannichfaltigkeit und Vollendung der graphischen Künste zu zeigen. Dieses Ausdrucksmittel gehört in seiner hier vorgetragenen Art uns allein; es gewährt unserer mit Recht auf Sozialisirung der Kunst gerichteten Kultur ein ideales Mittel, die unzugängliche Einheit des Kunstwerkes aufzuheben, ohne dieses auch nur um eine Nuance zu schmälern. Denn man hat sich hier natürlich auf die Künstler beschränkt, die ihre lediglich zum graphischen Zweck entworfene Konzeption selbst in einer der drei wesentlichen Originaltechniken für dieses Werk ausgeführt haben.

Die Orientirung über den Stand der modernen Kunst am Ende des Jahrhunderts, die man in dieser Sammlung findet, ist weniger ein Rückblick als der Versuch, die Elemente zu erkennen, die im kommenden Jahrhundert entscheiden werden, die heute bereits stark beeinflussen oder sich in hoffnungvoller Blüthe befinden.

Paris. Julius Meier-Graefe.

# Weihnachtbescherung.

Alle Kindlein freuen sich der Bescherung zur heiligen Weihnacht; und auch die Herren Aktionäre harren neugierig an der Thürspalte der unter dem flimmernden Baum für sie ausgebreiteten Herrlichkeiten. Die Zeit der Bilanzen ist nah, und da wir uns angeblich in der glücklichsten Wirthschaftperiode befinden, die je über Deutschlands Gaue gekommen ist, so freuen sich die Aktionäre schon lange auf den unendlichen Gewinn, der ihnen in den Schoß fallen soll. Der Staatssekretär des Reichsschatzamtes, Freiherr von Thielmann, hat ja eben erst wieder der Welt verkündet, daß der Höhepunkt der wirthschaftlichen Entwickelung im Reiche noch nicht überschritten sei, daß es noch nicht bergab geht, sondern daß wir uns noch auf einer Treppenstufe befinden und daß es eher den Anschein habe, als ob diese Treppenstufe noch höher hinaufführe. Der Herr Reichsschatzsekretär hätte sich damit begnügen können, die Mehrerträgnisse der Steuern dem vergnügt lauschenden Reichstag in runden Ziffern vorzuführen; aber er war doch so ehrlich, auch auf die Kehrseite des wirthschaftlichen Aufschwunges, der das finanzielle Plus liefert, hinzuweisen, nämlich auf die aborme Anspannung des Diskontes, die schon über ein Jahr dauert und in absehbarer Zeit auch nicht nachlassen wird.

Alle Diskontschwierigkeiten sind den Aktionären freilich Hekuba, wenn nur ihre Dividenden nicht geschmälert werden. Und im Allgemeinen kann man von den Geschäftsberichten sagen, daß „darinnen Milch und Honig fließt." Aber hier und da fällt doch ein Tropfen Wermuth in die Freudenschale. So glänzend das ballet des chiffres des Freiherrn von Thielmann inszenirt war, wird also die Weihnachtbescherung doch nicht ohne Enttäuschungen vorübergehen. Bank- und Industrie-Aktien, inländische und ausländische Staatsanleihen theilen sich gleichmäßig darin. Das Gedächtniß der glücklichen Spekulanten pflegt recht kurz zu sein; dafür wird die Erinnerung an unglückliche Episoden in dieser Periode wirthschaftlicher Ueberglücklichkeit um so länger haften bleiben.

Den Reigen der Enttäuschungen eröffnen die Brauereien, denen die Ungunst der Witterung und der theure Hopfenpreis einen dicken Strich durch die Rechnung gemacht haben und die sich zu bedeutenden Neuanlagen entschließen mußten, um konkurrenzfähig bleiben zu können. Von der Kundschaft werden sie zu immer weiteren Zugeständnissen gedrängt und ihre Selbstkosten wachsen, nicht zum Wenigsten in Folge der hohen Kohlenpreise und umfangreicher Lohnsteigerungen; auch ohne auf die Konsolidirung der Unternehmen im Allgemeinen sonderlich Rücksicht zu nehmen, müssen sie sich daher mit bescheidenen Gewinnvertheilungen begnügen. Daß die Aktionäre des Münchener Brauhauses dank arendtscher Leitung wieder auf Dividende verzichten müssen, wird Niemand überraschen; eher schon, daß von Neuem eine Zuzahlung auf die Vorzugsaktien und eine Herabsetzung des Grundkapitales für nöthig gehalten wird. Kommt der Plan zur Ausführung, so wird das Kapital des Unternehmens nur noch den einhundertundzwanzigsten Theil der Einschüsse betragen, die bisher von den Aktionären geleistet worden sind. Eine besonders schlechte Periode haben die Weißbierbrauereien hinter sich. Sie gehen nothgedrungen mehr und mehr zur Herstellung bayerischen Bieres über und haben dadurch, ganz abgesehen von den

Kosten für die veränderten Anlagen, bis eine neue Kundschaft erworben ist, natürlich erhebliche Verluste und Auslagen. Die erzielten Erfolge sollen recht mäßig sein. Trotzdem werden fort und fort Brauereien gegründet, deren Aktien dann mit allen Künsten an den großen Börsen untergebracht werden sollen. Aber diese Bierräusche haben unangenehme Folgen und selbst Kunterstein-Aktien, die vom berliner Markt mit so großen Hoffnungen begrüßt wurden, haben jetzt, nachdem das erste Prospektjahr — wie sichs gehört — die schönsten Gewinnziffern aufgewiesen hatte, der Zeit ihren Tribut entrichten müssen. Die Herren von der Verwaltung suchen freilich die trüb dreinschauenden Aktionäre durch Ausmalung herrlicher Zukunftbilder zum Festhalten an ihrem Aktienbesitz zu ermuthigen. Den Bierbrauereien haben die Spiritusbrenner nichts vorzuwerfen. Zwar hat die Centrale für Spiritusverwerthung den allgemeinen Frieden, den die Welt auf anderen Gebieten vergeblich ersehnt, für die Spiritusproduzenten erreicht und in allumfassender Liebe sogar Destillateure und Händler unter ihre Fittiche genommen. Aber es knistert bedenklich in dem großen Kartellgebäude und ein Theil nach dem andern droht, wieder abzubröckeln. Jetzt soll der den Spiritusverarbeitern zugestandene Beirath — die einzige Stelle, an der sie innerhalb des Ringes zum Wort kommen können — beseitigt werden und mit den unzufriedenen Agenten der Centrale ist nur ein vorübergehender Waffenstillstand geschlossen worden. Das nächste Jahr wird entscheiden, ob die ganze Organisation lebensfähig ist oder nicht.

Die Textilindustrie wird durch die unterbrochene Preissteigerung der Rohmaterialien stark belastet. Abgesehen davon, daß sich der Verbrauch wenig ausdehnt, wenn der Konsument mehr und mehr bezahlen soll, leiden die Gesellschaften schwer unter den Folgen einer Konkurrenz, die sich noch fortwährend verschärft. Selbstverständlich fehlt es daher auch nicht an neuen Vereinigungen. England geht darin voran und hat einen Trust von nicht weniger als sechs Millionen Pfund Sterling — wozu noch 3 200 000 Pfund vierprozentiger Debentures kommen — begründet, der, um den Wettbewerb möglichst einzuschränken, sofort siebenundvierzig Fabriken und dreizehn Handelshäuser übernahm. Der selbe Trust hat einige französische Werke angekauft und dehnt sein Liebeswerben sogar bis nach Deutschland aus. Aber auch da, wo die Entwickelung noch nicht so weit geführt hat, daß nur noch im Trust das Heil liegt, will es nicht recht vorwärts gehen. Wie lange harren die Interessenten der Elbinger Aktiengesellschaft für Leinenindustrie nun schon auf Gewinn und müssen sich stets von Neuem wieder damit trösten lassen, das Unternehmen leide unter seinen großen Waarenbeständen, die nur mit Verlust zu realisiren wären! Es ist erstaunlich, wie lange Zeit es dauert, bis diese uncouranten Bestände, die schon längst abgeschrieben sein könnten, vollständig aufgelöst sein werden. Noch im vorigen Jahre wurden besondere Hoffnungen auf die Belebung des Exportes gesetzt; jetzt erfolgt die knappe Erklärung, daß die Hoffnungen nicht in Erfüllung gegangen sind. Auch der Versuch, an leitender Stelle Personalveränderungen vorzunehmen, schlug fehl. Die Gesellschaft schätzte sich glücklich, einen großen Auftrag von der rumänischen Militärverwaltung zu erhalten: heute gesteht sie kleinlaut, daß sie erhebliche Opfer für die Ausführung der Ordre bringen muß. Hätte sich Das nicht vorher übersehen lassen? Auch die Englische Wollwaaren-Manufaktur (vormals Oldroyd & Blackdey), die schon seit so vielen Jahren unglücklich arbeitet, erlebt nun das Mißgeschick, daß ihre

neuen Vorzugsaktien keinen Markt mehr finden. Die Zulassungstelle der berliner Börse will, bevor sie sich entscheidet, die Julibilanz von 1900 abwarten; und so müssen die Leute, die sich verleiten ließen, das Unternehmen zu stützen, vorläufig ihre Unvorsichtigkeit theuer bezahlen.

Als der Mittellandkanal in den Köpfen zu spuken begann und Cement in die Höhe ging, da wurde an den Börsen auch für Kalkwerke die Werbetrommel gerührt. Die öffentliche Meinung sollte durch tendenziöse Berichte gewonnen werden; aber allzu viele Gimpel fanden sich doch nicht und die nüchterne Wirklichkeit machte sehr bald jeder Möglichkeit von Illusionen ein Ende. Selbst die westfälischen Kalkwerke, denen sich mitten im Centrum der Industrie des Reiches das günstigste Feld der Bethätigung hätte eröffnen müssen, waren nur vier Wochen im Laufe eines Jahres im Stande, ihre Betriebe vollständig auszunützen, während sie sonst kaum bis zu zwei Dritteln der Leistungfähigkeit beschäftigt waren. Die Litanei von der glänzenden Konjunktur hatte aber eine außergewöhnliche Konkurrenz auf den Plan gerufen; eine Fabrik suchte der anderen das Stückchen Brot zu nehmen und man überbot sich in Herunterſetzung der Preise, bis keiner Etwas blieb. Es will daher wenig verschlagen, daß vom ersten Januar 1900 an die Vereinigten Oberschlesischen Kalkwerke eine Preissteigerung vornehmen. Die Werke außerhalb der Koalition werden billiger bleiben und die Aufträge an sich ziehen; den Vereinigten Fabriken werden höchstens lokale Interessen zu Hilfe kommen.

Unter den Neugründungen, die mehr oder weniger überall die Gewinne der älteren Unternehmen geschmälert haben, ist eine der wunderlichsten die Berliner Gütertransport-Aktiengesellschaft. Sie wurde vor mehreren Jahren von der selben Seite ins Leben gerufen, der die Berliner Packetfahrt-Aktien-Gesellschaft ihre Existenz dankt, und fiel sofort als energische Konkurrentin über die ältere Schwester her. Der Erfolg war der, daß die Packetfahrt ihre Tarife bedeutend herabsetzen mußte. Uebermäßige Reklamespesen und eine in sich uneinige Verwaltung ließen aber das neue Unternehmen nicht hoch kommen; heute hat es, noch jung an Jahren, doch schon manchen Sturm erlebt. Die Aktien wurden zu Spottpreisen versteigert und schließlich bemächtigten sich der Gesellschaft die Vampyre, die ihr unter dem Schein einer Sanirung den letzten Blutstropfen abzuzapfen versuchten. Der Kredit, der ihr zur Betreibung des Lombardgeschäftes von einer Bankfirma eingeräumt war, wurde ihr gekündigt und damit gingen ihr vollends die Mittel aus. Schließlich verpachtete sie das Speditiongeschäft einer anderen Firma und begnügte sich damit, ihre Räumlichkeiten zu Lagerzwecken zu vermiethen. Jetzt will sich die Aktiengesellschaft, die einst so stolz begann, auf den Betrieb des Umzugsgeschäftes werfen, um zu retten, was noch zu retten ist, und Mitglieder des Aufsichtrathes bekennen heute offen, daß sie mit eigenen Mitteln eingreifen, um den Konkurs der Gesellschaft zu verhindern. Das ändert aber nichts daran, daß sie sich noch dazu für ihre Bilanz recht böse Wahrheiten sagen lassen müssen. Früheren Mitgliedern des Aufsichtrathes wurde in offener Versammlung Verrath der Gesellschaftinteressen und Betrug vorgeworfen; sie behaupteten dagegen, selbst während ihrer Amtszeit hintergangen worden zu sein. So flogen die Vorwürfe, Beleidigungen und Proteste hinüber und herüber; der Muthige, der der sterbenden Gesellschaft das Lebenslicht völlig ausgeblasen hätte, war nicht zu finden und so wird sie vielleicht noch ein paar Jahre ihr Scheindasein fristen können. Im Uebrigen

wird der ganze Effekt der erregten Debatten eine Anzahl von Klagen sein, die der Amtsrichter in Moabit wegen Wechselseitigkeit der Beleidigungen zu kompensiren haben wird.

Auch die Berliner Packetfahrtgesellschaft, die ihre Pflichten immer lässiger erfüllt, leidet, wie es scheint, unter Todesahnungen. Sie dementirt zwar die Nachricht, daß sie am ersten April des nächsten Jahres, wo ihr die Beförderung von Briefschaften und Drucksachen durch das Reich entzogen wird, in Liquidation treten wolle; aber ihr muß doch wohl etwas „winterlich im Leibe" sein, wenn sie an die Zukunft denkt. Eine böse Weihnachtgabe hat auch die Große Berliner Straßenbahn ihren Aktionären beschert. Sie wird ihnen statt der achtzehn Prozent, in deren Genuß sie bisher schwelgten, nur zehn bis elf Prozent gewähren können. Mit welchem Eifer wurden die neuen Aktien zur Zeit der Erweiterung des elektrischen Betriebes von den alten Aktionären aufgenommen! Jetzt wird ihnen die Freude am Besitz durch das wohl bald zu erwartende Geständniß vergällt werden, daß die Aenderung des Betriebes keineswegs die darein gesetzten Hoffnungen erfüllt hat. Der schlichteste Laienverstand sieht nun zwar ein, daß schon im vorigen Jahr mehr Rücksicht auf die nothwendige Vergrößerung der Mittel genommen werden konnte und daß Stetigkeit der Dividenden immer von umfangreichen Rückstellungen abhängig ist. Die Theilnehmer an der vorjährigen Generalversammlung hätten aber wahrscheinlich sehr grimmige Gesichter gezeigt, wenn man ihnen damals ihre achtzehn Prozent geschmälert hätte. Daher dürfen sie sich jetzt auch nicht beklagen. Die Verwaltung der Großen Berliner Straßenbahn hat sich bisher weder bei ihren Aktionären noch beim Publikum sonderlich beliebt zu machen gewußt, sondern gehörte stets zu den bestgehaßten Gesellschaften. Schnee und Frost haben ihr in der letzten Woche übel mitgespielt: ihren riesigen Akkumulatorwagen versagte die Kraft, um die verstärkte Reibung zu überwinden. Das war Anlaß genug, auf den glatten Betrieb anderer Straßenbahnen hinzuweisen, die sich mit bescheideneren Gewinnen begnügen, dafür aber das Publikum zufriedenstellen. Nun ist zwar die Verwaltung von je her gegen Klagen und Verstimmungen des Publikums taub und fühllos gewesen; vielleicht wird ihr aber die scharfe Rüge des Herrn von Windheim diesmal das Verständniß dafür eröffnen, daß mit einem einträglichen großstädtischen Betriebe auch Pflichten verbunden sind, die höchst ernsthaft genommen sein wollen.

Wie klar auch der Winter dreinschauen möge: es wird vielfach ein betrübtes Weihnachtfest geben. An der Börse herrscht schlecht Wetter — das Kassa-Konto-Kurrentgeschäft ist durch den Staatskommissar ernstlich bedroht — und Mancher, der den Jahresüberschlag macht, sieht sich in seinen Berechnungen getäuscht.

Lynkeus.

# Bundesrathsbeschlüsse.*)

O Bundesrath, o Bundesrath,
Du hast es jüngst beschlossen:
Der letzte Dezember, Das ist der Tag,
Da unser Jahrhundert geschlossen.

O Bundesrath, o Bundesrath,
Das war ein großer Gedanke!
Mit einem Beschluß hast Du befreit
Uns von des Zählens Schranke.

Wir sind es los, das Einmaleins!
Das ist nicht genug zu preisen:
Bei der Flottenvorlage und beim Kanal
Wird es sich herrlich erweisen.

O schreite rüstig weiter fort
Und höre nicht auf, zu beschließen;
Ein neuer Nibelungenhort
Wird sich auf Deutschland ergießen.

Die ganze Welt nimmt Theil daran
Und Arm und Reich sind verschwunden.
Um neue Beschlüsse des Bundesraths
Wird man beten zu allen Stunden.

Welch weites Feld liegt brach vor Dir
Und harrt auf Deinen Segen!
Wohin Du gehst, wohin Du schaust,
Kannst Du Dich beschließend regen.

Beschließ, daß die Erde stille steht
Und daß sich die Sonne drehe —:
Es ist mal was Andres und löst vielleicht
Manch' Herzens stilles Wehe.

Beschließ, daß Thorheit Weisheit wird
Und daß die Toten leben —:
Anregung wird Dir Das vielleicht
Zu neuen Gedanken geben.

Beschließ, daß der Wahrheit glimmender Docht
Zur flammenden Fackel werde
Und daß das Allmächtig-Dumme nicht
Mehr herrsche auf der Erde . . .

Die Glocken läuten . . . Was nie geschah:
Verehrt, geliebt und bewundert, —
O Bundesrath, wie stehst du da
An der Schwelle vom neuen Jahrhundert!

Es schweigen die Stimmen, die thöricht ge-
klagt,
Du könntest bis Zehn nicht zählen,
Und die giftig im Voraus das neue Fest
Und die Festbegeisterung schmählen.

Die Glocken läuten, die Fahnen wehn,
Es jubeln die Trommeln und Flöten . . .
Ich sehe schon eine neue Allee
Von marmornen Bundesräthen.

Kunz von der Rosen.

# Briefkasten.

E. M. in Wien: Von Ihren liberalen Zeitungschreibern und von einem Führer Ihrer Reichsrathsliberalen haben Sie gehört, die Marinerede des Grafen Bülow sei ein Meisterstück von unvergänglichem Werth gewesen. Darüber sind Sie erstaunt. Warum? Aehnliches haben Sie gewiß doch jedesmal gelesen, wenn Herr Marschall von Bieberstein das Gehege seiner Zähne aufgethan hatte. Die auswärtige Politik des Deutschen Reiches findet eben, seit Bismarck weggeschickt wurde, im Auslande stets den in der Zeitungsprache berühmten „nicht enden wollenden" Beifall. Nach den Gründen braucht man nicht lange zu suchen. Da Sie von mir die Aus-

*) Zeitungnachricht: „Als Beginn des neuen Jahrhunderts ist, wie der Bundesrath beschlossen hat, der erste Januar 1900 anzusehen."

sprache einer persönlichen Ansicht fordern, muß ich sagen, daß ich diese Rede für die schwächste Rhetorleistung des Staatssekretärs und für die so ziemlich stärkste Zumuthung halte, die je an die Leichtgläubigkeit und Oberflächlichkeit eines Parlamentes gestellt worden ist. Es ist kaum möglich, in der Erörterung der Lebensfrage einer Nation .... feuilletonistischer (bin ich nicht höflich?) zu Werke zu gehen. Bei den historischen Betrachtungen wollen wir uns nicht aufhalten; die Aufzählung der Jahrhunderte, deren jedem sein besonderer politischer Inhalt zugetheilt wurde, erinnerte recht fatal an Faustens Spott über die Leute, die den Geist der Zeiten erkannt haben wollen; solche Sachen sollte man nachgerade wirklich abgehetzten Journalisten überlassen, die schnell einen Artikel schreiben müssen. Und was sagte Graf Bülow sonst noch? Das Weltbild hat sich seit zwei Jahren völlig verändert. Vielleicht steht eine neue Welttheilung bevor. Wir dürfen nicht dulden, daß „über das deutsche Volk zur Tagesordnung übergegangen wird." Deshalb ist die Verdoppelung unserer Schlachtflotte nöthig. Wir sind im höchsten Maß friedlich gesinnt und denken nicht einmal im Traum daran, irgend eine Macht anzugreifen. Aber wir brauchen ein größeres Deutschland. Punkt. Herr Eugen Richter hat in einer Rede, deren wichtigster Theil sich durch menschenverständige Anschauung, Sachkenntniß, Unerschrockenheit und oratorische Schlagkraft weit über das gewöhnliche Niveau unserer Parlamentsrednerei heraushob, schon gesagt, daß sich aus den hübsch gefeilten Sätzen des Staatssekretärs für die schlichte Vernunft kein irgendwie greifbarer Sinn ergiebt. Was wollen wir nun eigentlich? Deutschlands Industrie und Handel sind ohne eine Flotte ersten oder auch nur zweiten Ranges ins beinahe schon Ungesunde gewachsen. Unsere werthvollsten Kolonien haben wir gewonnen, ehe an eine große deutsche Flotte zu denken war, und was seitdem hinzugekommen ist, kann auch von wohlwollenden Schätzern nicht sehr hoch angeschlagen werden. Wenn die jetzt geplante Verstärkung erreicht ist, werden die übrigen Staaten unserem Beispiel gefolgt und das heutige Machtverhältniß wird wiederhergestellt sein. Eine Flotte, die stark genug wäre, die Unfruchtbarkeit einer lahmen und launischen Politik wettzumachen, können wir ja doch nicht bauen. Und was sollen wir von einer Politik erwarten, deren Vertreter vor den lauschenden Völkern erklärt, es sei „nicht so ganz einfach gewesen, Kiautschou, die Karolinen, Marianen, Samoa für Deutschland zu erwerben"? Nicht so ganz einfach! Als Rußland und England sich in China wichtige Gebiete sicherten, haben auch wir aus dem Riesenreich einen kleinen Fetzen herausgerissen, der uns einstweilen sehr viel Geld kostet und dessen klimatische Verhältnisse, wie sich jetzt herausstellt, recht ungünstig sind. Die Samoa-Inseln haben wir gegen Bewilligung sehr beträchtlicher Kompensationen erhalten, ohne auch nur ein Handelsprivileg im Archipel durchzusetzen. Und die Karolinen und Marianen, auf die außer uns Niemand bot, haben wir für einen hohen Preis gekauft. War Das schon nicht so ganz einfach, dann mag Manchem um das größere Deutschland bang werden. Es ist kein Unglück, wenn wir neue Schiffe bauen, es kann sogar ein gutes Geschäft sein; denn ein ungeheurer Auftrag, auf den die heimische Industrie für Jahre hinaus rechnen kann, mehrt natürlich auch in Schichten, die nicht direkt von der Bestellung profitiren, die Kaufkraft und Aufnahmefähigkeit. Die Art aber, wie die Forderung jetzt von berufenen und unberufenen, zünftigen und dilettirenden Politikern vertreten wird, muß ernste Bedenken wecken; in der Geschichte imperialistischer Niedergänge lesen wir häufig, daß man am Anfang vom Ende inhaltlose Schlagwörter in die Menge warf ... Nett fand ich

in der Rede des Grafen Bülow nur die beiden Stellen über England. Die eine wies mit kühler Korrektheit Chamberlains Bündnißwerben zurück; die andere bestätigte Salisburys Satz, daß die starken Staaten heute immer stärker, die schwachen immer schwächer werden. Die ironische Zuspitzung dieser Bestätigung scheint nicht bemerkt worden zu sein. Zu den schwachen Staaten, deren Schwäche immer sichtbarer wird, zählt ganz sicher auch Großbritannien. Und dem Grafen Bülow, der ein schmiegsamer und anmuthig begabter Mann ist, kann es nicht schwer fallen, bei einigem Nachdenken die Ursachen zu erkennen, die im Körper eines hochkultivirten Weltindustrie- und Welthandelsstaates die Schwächung der Wehrkraft bewirken müssen.

Ein Preuße in Stuttgart: Leider kann ich Ihnen nicht widersprechen. Auch mir scheinen die Worte, die der württembergische Ministerpräsident neulich in der Kammer sprach, bedeutsamer als der ganze Schwall des Reichstagsgeredes. Der Freiherr von Mittnacht hat, als ihm der Wunsch ausgesprochen wurde, die deutsche Politik möge künftig nicht von der höchsten Stelle des Reiches aus festgelegt werden, gesagt: „Ich glaube, nach der Reichsverfassung ist ein leitender Staatsmann vorhanden, der dem Reichstag verantwortlich ist. Ich denke, es ist seine Sache, darauf bedacht zu sein, daß ihm die Mitwirkung zukommt, auf die er Anspruch machen kann. Wir können dazu nichts machen; uns muß es genügen, wenn Alles, was an die Einzelregirungen und an die Verbündeten Regirungen im Bundesrath gelangt, von dem verantwortlichen leitenden Staatsmann gedeckt ist; und Das ist bis jetzt immer der Fall gewesen. Das aber entzieht sich vollständig sowohl unserer Kenntniß als unserer Einwirkung, wann und wie jene Mitwirkung des leitenden Staatsmannes eingetreten ist." Auf Ihre Frage bestätige ich Ihnen, daß mit dem leitenden Staatsmann, den der Freiherr von Mittnacht „vorhanden glaubt", Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst gemeint ist, der seit fünf Jahren den Titel des Reichskanzlers trägt.

Cyrano in Wilmersdorf: Im südafrikanischen Krieg kann es, trotz Bullers Niederlage, noch ganz anders kommen. Schade, daß uns der schöpferische Staatsmann fehlt, der die Hilflosigkeit des Inselreiches auszunützen und das europäische Festland für seinen Plan zu gewinnen verstünde. Das wäre allerdings „nicht so ganz einfach". Aber für die ganz einfache Arbeitleistung zahlt man auch nicht fünfzig- oder hunderttausend Mark Jahresgehalt Vielleicht lockt einen Potentaten der Versuch, zwischen den Kämpfenden Frieden zu stiften. Europens unter der Geldtheuerung leidende Unternehmer würden ihm Altäre bauen. Denn wenn der Krieg noch lange dauert, können wir das Schauspiel einer Weltpleite erleben.

Frau von M. in Parvenupolis: Ob Sie zu Weihnachten diesmal auf Pfefferkuchen verzichten und den sonst für solche Süßigkeit bestimmten Betrag dem Flottenbaufonds zuwenden sollen? Ach nein: kaufen Sie Pfefferkuchen! Das Marinegeld wird ja bewilligt. Und der wirthschaftliche Effekt ist der selbe, mag man nun Pfefferkuchen, wollene Strümpfe, Schaukelpferde oder Schiffe bestellen. Wenn die Verbündeten Regirungen plötzlich erklärten, es sei unbedingt, im Interesse unserer Großmachtstellung, nöthig, daß hinfüro jeder deutsche Soldat in jedem Jahr hundert Paar Wollsocken mehr als bisher erhält, dann würde auch dieser patriotische Aufruf von dem sehr berechtigten Beifall der Industriellen und Händler begrüßt werden. Lassen Sie sich nicht bang machen: die Herrschaften werden ihr Schäfchen schon ins Trockene bringen. Aber ob mit oder ohne Pfefferkuchen: Vergnügte Feiertage!

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: Jn Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 30. Dezember 1899.

# Defilircour.

Palaeophron und Neoterpe hatten sich für die Sylvesternacht mit einander verabredet. Das war manches Jahr nun schon bei ihnen so Sitte. Zwei einzelne Leute, er ein leidlos alternder Rentier mit behaglichem Auskommen, sie ein Mädchen in den Dreißigen, das ein Bischen malte, ein Bischen schrieb und in einem bescheidene Wünsche erfüllenden Berufsleben merkwürdig frisch geblieben war: da mochte man die Scheidestunde des Jahres doch nicht grämlich zu Haus vertrauern. Die langen zwölf Monate hindurch sahen sie einander selten; er saß bei seinen geliebten Büchern, die er nach eigener Angabe von einem uralten Handwerksmann altmodisch einbinden ließ, sie stand oben in der Nationalgalerie an der Staffelei und kopirte moderne Franzosen oder schrieb daheim wilde Sachen über die Befreiung der Frauen von Knechtschaft und Schmach. Für die sogenannte Geselligkeit, die von der berlinischen Art, mit Lachs, Filet oder Rehrücken, süßer Speise und dreierlei Weinen, hatten Beide nichts übrig. Die Sylvesternacht aber verlebten sie immer gemeinsam; und dann gings stets munter zu, — nicht so steif und auch nicht so stachelig wie bei den Ahnen, die 1800 auf der weimarischen Bühne gehadert und sich erst auf Goethes Geheiß versöhnt und der Herzogin Amalie gehuldigt hatten. Man aß ausführlicher als sonst, trank einen guten Tropfen, tauschte über die Erlebnisse und Eindrücke der entschwindenden Zeitspanne ernste und heitere Reden aus und blieb dann bei einem Pünschlein sitzen, bis der Sylvesterlärm in der Ferne verklang. Diesmal, da auf wohlweisen Beschluß weltlicher und geistlicher Behörden sogar ein neues Jahrhundert begann, durfte es nicht anders sein. Nur die Wahl des Stelldicheinortes machte diesmal besondere Schwierigkeiten. Philharmonie: zu

geräuschvoll-parvenupolitanisch. Bristol: zu viel Plutokratie um den elektrisch erleuchteten Weihnachtbaum. Dressel: ohne Rudolf keine Heimstätte für Menschen. Nach einigem Hin und Her hatten sie sich geeinigt. Sie würden bei Hiller essen, in einer der stillen Hinterstuben, und dann ins „Kasino" pilgern ... Kasino? Das Fräulein, das keine Altjungfernscheu kannte, hatte den Namen noch nie gehört; wohl irgend was Neues; jede Woche bescherte den Berlinern ja neue Speisehäuser und Kaffeepaläste. Herr Palaeophron, der gern den Lebemann alter Schule markirte, lächelte höchst verschmitzt, als die Freundin ihn bei Pückler und Pommery danach fragte; er sage gar nichts: sie werde schon sehen. Sie war nicht ängstlich; den Anblick nackter Gemeinheit würde der Wohlerzogene ihr nicht zumuthen; und im Uebrigen: Donnerwetter — sie sagte, wie Frau Nora Helmer, gern „Donnerwetter" — man ist doch kein Kind, kennt das Leben und hat längst die albernen Damenvorurtheile abgestreift. Er war nicht Rath erster Klasse, Generalmajor oder Contreadmiral, sie gehörte nicht zum diplomatischen Corps; eine Verabredung für den Weißen Saal war solchen kleinen Leuten also nicht möglich. Warum nicht Kasino, da der keusche Galan es empfahl?

„Sehen Sie," sagte das Fräulein, während sie nach dem Essen in die Taubenstraße wanderten, „ich hänge an Ihrem Arm und lasse mich in tiefer Nacht von einem Junggesellen mit beträchtlicher Vergangenheit in ein unbekanntes Lokal schleppen. Dort werde ich sogar eine Cigarette rauchen, eine Queen, als duftiges Zeichen meiner Burensympathie. Und dabei bin ich ein anständiges Mädchen und könnte, wenn ich Lust hätte, in den besten Familien verkehren. Das wäre in Ihrer berühmten guten alten Zeit doch nicht möglich gewesen. Bekennen Sie wenigstens, daß es ein Fortschritt ist?"

„Ein Fortschritt? Ach nein. Sie sind bohème, liebe Neo, und würden, wenn Ihr jetziger Wandel bekannt wäre, sicher nicht in die besten Familien geladen. Oder vielleicht doch. Sie sind ja Künstlerin. Das heißt: Sie haben ein paar Kopien gut verkauft. Schreiben außerdem für Journale. Da nimmt mans nicht so genau. Als billiger Tafelaufsatz zu verwerthen. Aber nur bei kleinen Gesellschaften; bei großen muß es schon ein ramponirter Staatssekretär oder eine von einem Konsortium emittirte Schauspielerin sein; allenfalls auch ein Stückeschreiber, der dreimal durchgefallen ist und seitdem als Dichter servirt wird. Sonst! ... Na, daß wir in einer Epoche lächerlichster Pruderie und ekelhaftester Heuchelei leben, werden selbst Sie nicht leugnen. Fortschritt! Der bestünde doch höchstens darin, daß man früher fragte, was Einer innerlich bedeutet, während man heute vor allen Dingen

herauskriegen muß, welchen Titel er hat und auf welche Steuerstufe die Deklaration ihn weist. Und gar in Sachen der Zimperlichkeit! Denken Sie gefälligst mal an die Damen des Directoire, an die Beauharnais und die Dings . . . die Tallien oder, wenn die Ihnen zu exotisch sind, an die Titanide, die Vulpius, Bettina, das ganze Heer der Stellabewunderinnen. Die wären doch noch ein hübsches Stückchen weiter gegangen als bis ins Kasino. Nein, — im Gegentheil: daß es schon eine fürchterliche Sache und eine muthige Bravourleistung, der Sie sich rühmen, sein soll, wenn Sie mit einem in jedem Sinn alten Freunde ein Glas Wein trinken gehen, gerade darin sehe ich ein Zeichen unserer verdrehten Zustände."

„Erlauben Sie, würdiger Greis! Die Damen, die Ihre Anspielung trifft, gehören zu einer anderen Sorte. Ich meinte natürlich die anständigen."

„Ach, liebes Kind . . . Diese Grenzen sind ja in der gemeinen Wirklichkeit gar nicht so fest, wie Ihre Unschuld träumt!"

„Das ists eben. Darin erkenne ich den Schwärmer fürs achtzehnte Jahrhundert. Diese Grenzen sind sehr fest. Und daß sie sehr fest sind, danken wir unserer verfeinerten Sittlichkeit, unserer höheren Kultur, die den reinen Menschen und besonders das reine Weib mimosenhaft vor der Berührung mit dem Unreinen erschaudern läßt."

„So? . . . Passen Sie mal auf."

Ein großer Saal im Stil hellenischer Tempelbauten. Weißer Marmor. Sehr hell. Viktorien, denen eine allzu spinatgrüne Patina angetüncht ist, halten goldene Siegerkränze mit elektrischen Lämpchen. Ein langer, recht behaglich aussehender Schänktisch. Alles in unechtem Material; aber wenig berlinische Geschmacklosigkeit. Die Kellner in schneeweißen, die Musikanten, deren Fiedeln gedämpft klingt, in rothseidenen Jacken. Das Ganze wirkt angenehm, weltstädtisch und ärgert das Auge doch nicht mit den sonst üblichen bunten Barockprotzereien. Nur eine zum Erbarmen schlechte Kaiserbüste fällt störend auf. Das eigentlich Interessante ist hier das Publikum. Junge Herren, sehr soignirt, englische Stiefel, Shlipse und Westen, mit ihren Freundinnen, von denen manche die intime Bekanntschaft mit der Sittenpolizei nicht verleugnen kann, kaum verleugnen will. Hohe Hüte, viel Schmuck; und im Umkreis ein süßlicher Schminkegeruch. Daneben korrekte Ehepaare, allein oder in Rudeln. Börse, Hausindustrieunternehmer, Fabrikanten, Handelsleute und Talentpächter jeglicher Art. Nicht die erste, aber so ungefähr die zweite Quadrille der hauptstädtischen Kalbtänzer. Sie sind hergekommen, um in der Nähe das Laster zu riechen, das manierliche,

gut gekleidete, parfumirte, das nicht mehr im Geringsten stinkt. Die Nachbarschaft bringt den Damen ein leises Fröfteln, eine Gänsehaut; aber es kitzelt doch angenehm: so mitten drin zu sitzen. Ein Seitenblick schleicht in scheuer Neugier an den Nebentisch, wo gekichert, geschwatzt und geäugelt wird und eine Holde hinter dem Rücken ihres Eintagsmannes dem schmuckeren Gefährten heimlich zutrinkt. Das also ist die Welt, von der man in guter Gesellschaft nicht spricht, die der Orgien ... Sollten die Bewohnerinnen dieser Welt am Ende Verwechselungen fürchten? Es sieht fast so aus; sonst würden sie die Grimasse ihres Berufes weniger deutlich zeigen. Ab und zu schlenkert Eine durch den ganzen Saal und wiegt sich dabei in den Hüften, als wollte sie den Verdacht wegräumen, sie gehöre zu den unnahbaren.

„Na?" Der alte Herr zwinkerte beinahe faunisch von der Estrade herunter. „Na, Miß Neo, was sagen Sie zu dieser herzigen Verbrüderung zweier sonst streng getrennten Welten?"

„Verbrüderung scheint mir nicht das richtige Wort. Zuerst war ich ja etwas genirt. Man wird eben die albernen Vorurtheile nicht so leicht los; und der Anblick solcher Geschöpfe erregt mir immer Grauen. Eine Mischung von Mitleid und Furcht. Jedesmal. Ja, reißen Sie die Augen nur auf! Auch Furcht. Man ist doch das Produkt der Verhältnisse, des Milieus. Sie wissen, ich bin leidenschaftliche Deterministin. Wenn man eines Tages nichts zu essen gehabt hätte, vielleicht ein Kind zu ernähren, die Erinnerung an eine heiße Stunde ...! Ach, das Alles ist sehr komplizirt. Und ich glaube, von solchen Gefühlen sind auch die Frauen da unten erfüllt. Wo Sie nur Perversität und ungesunden Kitzel sehen, spüre ich eine — allerdings in ungewöhnlichen Formen auftretende — Regung sozialen Mitleids. Das aber ist mir eine der erfreulichsten Aeußerungen unserer Zeitstimmung. Muß man die Elenden nicht erst kennen, ehe man ihnen mitleidige Liebe schenkt?"

„I Gott bewahre! Die wachsende Erkenntniß verscheucht ja gerade das Mitleid. Warum soll ich Menschen bemitleiden, von denen ich weiß: sie wurden, wie sie werden mußten, und werden sich so auch weiter entwickeln? Ja, wenn ich sie unter eine Glasglocke setzen und da determiniren könnte! Und selbst von solchem Wunsch sind die honetten Damen hier weit entfernt. Erinnern Sie sich der Empörung, als neulich Eine schamlos genug war, ein Kolleg über Prostitution zu hören? Kennen lernen! Das fehlte ihnen. Würde übrigens auch schlecht zu dem mimosenhaften Erschaudern stimmen. Soziales Mitleid! Das Wort mag neumodisch sein; aber die Sache! Sie haben doch sicher von Rousseau, Mirabeau und deren Anhang gehört. Schwache In-

dividuen und Gruppen haben eben Gewissensbisse, fürchten auf der Höhe ihres Glückes den Neid der Götter, werden zärtlich und zimperlich. Uralte Geschichte, die sich von Zeit zu Zeit in neuem Kostüm wiederholt, bei der aber noch nie Etwas rausgekommen ist."

Das Fräulein rührte nervös in ihrem Eierpunschglas. Dann, als er sie herausfordernd ansah, stieß sie den Untersatz ärgerlich weg. „Lieber Freund, heute wenigstens sollten Sie mich nicht mit Paradoxen bewirthen. Griesgram und Gelbschnabel, Haberecht und Naseweis sind nicht mehr bei uns, wir sind älter und kühler geworden und können als verständige Leute mit einander reden. Wollen Sie da nun im Ernst behaupten — und Ihr Geplänkel zielt doch nach dieser Richtung —, daß wir in der feierlichen Stunde des Scheidens von einem Jahrhundert uns sagen müssen, die gesteigerte Arbeit einer so langen Epoche habe nichts für die Menschheit erreicht?"

„Da wären wir also beim Jahrhundertende! Wissen Sie, daß mir der ganze Zauber gräßlich ist? Erst war Jahre lang jede Eselei und jede Unverschämtheit fin-de-siècle. Mir wurde übel, wenn ichs las. Und nun ist die Scheidestunde, die große, gekommen. Eigentlich ist sies noch nicht; denn da das erste Säkulum nicht neunundneunzig Jahre hatte, müßten wir uns noch zwölf Monate gedulden. Aber Geduld . . heute . . im Deutschen Reich! Meinetwegen; eine gute Gelegenheit zu neuen Postkarten für Sammler und zu ähnlichem Rummel. Ich habe nichts dagegen, daß Einer am Wochenschluß die Rechnung macht oder seinen Geburtstag für ein höchst wichtiges Datum hält, wo er die Bilanz eines Abschnittes schließt. Nur sollten erwachsene Leute die Geburtstagsfeiern nicht allzu ernst nehmen. Bei uns ist jetzt Alles Anlaß zu Trara und Bumbum. Krankhafte Sucht, Perioden zu schließen und neue zu eröffnen, Entwickelungen zu konstatiren und weltgeschichtliche Ereignisse zu betoasten. Und dann regelmäßig zu früh; siehe Tuberkulin, Nordostseekanal, zwanzigstes Jahrhundert. Was heißt denn Jahrhundert? Dadurch, daß wir von morgen an 1900 schreiben, ist doch nichts geändert. Den Gefallen, die Etappen an die Kalenderabschnitte zu legen, thut uns die Vorsehung nicht; oder die Natur; oder wie Ihr moderner Geist die Maschinerie da oben sonst nennen mag. Die wartet . . ."

„Natürlich. Daß uns morgen keine neue Welt aus der Schachtel aufgebaut wird, wissen wir Beide. Immerhin blickt man zurück und voraus. Und ich finde, wir können mit stolzer Genugthuung zurück, mit froher Hoffnung vorwärts blicken, wir Deutschen besonders. Wollen Sie die Antwort umgehen?"

„Durchaus nicht. Ich bin ja kein Hanswurst. Der müßte ich sein,

um zu leugnen, daß Manches geſchehen iſt. Nur will meinem altmodiſchen Sinn nicht einleuchten, warum wir ſo furchtbar ſtolz ſein ſollen. Nicht einmal die großen Männer ſehe ich heute, auf die ſich die Kleinen ſonſt gern was einbilden. Die vorige Scheideſtunde ſah Bonaparte, ein neuer politiſcher Gedanke war geboren (vielleicht auch ſchon wieder vom Korſen erwürgt?), in Deutſchland ſaßen Goethe und Kant und... na, ich will nicht ins Aufzählen kommen. Heute? Wiſſen Sie vielleicht Ebenbürtige?"

„Unter den Lebenden: nein. Aber gehören Bonaparte, Kant, Goethe etwa nicht ins neunzehnte Jahrhundert? Und mit ihnen wars doch nicht aus. Wir ſahen Cavour und Bismarck Geſchichte machen, Moltke der Strategie, Virchow und Koch der Medizin neue Bahnen weiſen. Auf Kant folgten Hegel, Feuerbach, Schopenhauer, Nietzſche, auf Goethe die Romantiker, Realiſten und Naturaliſten. Welch ein Weg in der Muſik von Haydn und Mozart bis zu Wagner und Richard Strauß, in der Malerei noch von Cornelius und den Düſſeldorfern bis zu Boecklin und Stuck! Darwin hat uns gelebt, Spencer und Haeckel haben in ſeinem Sinne gewirkt und ſo iſt eine neue Weltanſchauung entſtanden und der Ethik eine neue Grundlage geſchaffen worden. Denken Sie an die großen Biologen, Mathematiker, Chemiker, Techniker, die uns dieſes Jahrhundert gab. An die Fortſchritte der Geſchichtwiſſenſchaft von Voltaire und Herder über Ranke bis zu Treitſchke, Burckhardt und Lamprecht. An die Verbreiterung der Schicht, in die Bildung dringt. An die fabelhafte Hebung aller Verkehrsmöglichkeiten, die Steigerung des Wohlſtandes, die Niederreißung der Klaſſenſchranken. Liegt der alte, aus Aſien ſtammende Glaube nicht in den letzten Zügen? Siegt nicht, im Bunde mit der Natur, die Demokratie auf der ganzen Linie? Waren Männer wie Stuart Mill, wie David Strauß und Karl Marx der Menſchheit nicht Wohlthäter, Rufer zu neuer Glückſeligkeit, mag man im Einzelnen auch ihre Lehre beſtreiten? Und ich nannte nur ein paar Namen!"

„Holen Sie einen Augenblick Athem, ma mie! Das war ja eine ganze gedrängte Ueberſicht. Und dabei haben Sie noch Telephon, Fahrrad, billiges Porto, Bartbinde und andere Errungenſchaften vergeſſen. Die Hauptſache ſogar; wenigſtens, was ich dafür halte: die Geburt der modernen Großinduſtrie. Aber ich möchte Ihnen auf dieſen Weg nicht folgen. Das ſteht viel vollſtändiger in den ſchönen Jahrhundertbüchern, von denen es jetzt wimmelt und die alle den Zweck haben, zu beweiſen, wie wir es nun ſo herrlich weit gebracht. Daher haben Sie wohl auch all die wundervollen Kopulirungen unvergleichbarer Größen; Kant und Hegel: darüber hat ſich ſchon

Schopenhauer luſtig gemacht, der letzte deutſche Philoſoph für die Welt, an dem ich Geſchmack finde. Ort und Stunde wären zur Erörterung kosmiſcher Probleme übel gewählt; der einfache Menſchenverſtand aber findet hier leicht manches Beiſpiel. Laſſen Sie mich, wie Sie, in Stichwörtern reden. Mir ſcheint, daß der mehrfach erwähnte Herr von Goethe nicht ganz unklug war, als er ſchrieb, die ſogenannten Zeitalter blieben einander ſtets gleich und ſeien, ob ihre Wuth ſich nun gegen Huß oder gegen Sokrates wende, immer der alte Erzfeind der Starken, die ſich gegen ſie ſtemmen. Er hats ein Bischen anders geſagt; thut nichts. In unſerem Zeitalter — oder meinetwegen Jahrhundert — ſehe ich nun manche gute Leiſtung; aber ich ſehe nicht, daß die Glücksſumme größer geworden iſt. Auf den erſten Blick könnte mans freilich glauben; die Leute eſſen und trinken beſſer als vor hundert Jahren; und ſo viele gut gekleidete Menſchen, wie hier in dem einen Saal ſitzen, hätten Sie noch 1870 auf dem langen Weg vom Großen Stern bis zu Kranzler nicht getroffen. Schaut man aber genauer hin, dann entſtehen über die Segnungen dieſes berühmten Fortſchrittes Zweifel. Was heißt überhaupt Fortſchritt? Die Kleine da neben Ihnen ſah ich neulich in einer Operette; ſie bildete mit drei Dutzenden eiusdem farinae einen Haufen, der vor den Aktſchlüſſen vom Hinterproſpekt bis an die Rampe marſchirte und — entſchuldigen Sie! — die Beine zeigte. Das war doch ſicherlich Fortſchritt; imponirt hats mir nicht. Und eine ähnliche Empfindung habe ich oft bei unſeren heutigen Kulturparaden. Bis in die fünfziger Jahre hinein hatten wir bedeutende Finder, die auf den verſchiedenſten Gebieten die Grenzen unſerer Erkenntniß erweiterten. Dann kam ſacht die Herrſchaft der Induſtrie herauf, die alle Verhältniſſe revolutionirte; und ſeitdem haben wir Spezialiſten, Diſtributeure, Kolporteure, Regiſſeure, Importeure und ſo weiter, aber das Rieſengeſchlecht ſcheint ausgeſtorben. Man hatte entdeckt, daß die nützlichſte Thätigkeit des Menſchen doch darin beſteht, Geld zu verdienen. Geld iſt beſſer als eine Ahnengalerie und gilt mehr als alle Weisheit und Tapferkeit der olympiſchen Götter. Der Boden der Geſellſchaft wurde umgepflügt; und der Wille zur Macht führte den Pflugſchar. Dabei die Erweiterung Deſſen, was Ihr mit aufgeblaſenen Bäckchen Oeffentlichkeit nennt. Die misera plebs, die, ſtatt auf den Acker, in die Fabriken getrieben wurde, mußte beſſere Kenntniſſe mitbringen, ſchreiben und leſen können und für manuelle Verrichtungen jeglicher Art fähig ſein. Aber der Mann, den Ihr leſen lehrtet, las auch wirklich. Und was? Welche Fehler und Dummheiten die Regirenden machen; wie die Macht das Recht beugt; für welche Intereſſen Kriege geführt und Hunderttauſende geſchlachtet

werden; wie anfechtbar — draußen natürlich nur, nicht in der Heimath! — das Thun manches Kronenträgers ist; und welche Genüsse den unter günstigeren Sternen Geborenen sich hienieden bieten. Er las, verglich, war zum Mißtrauen gestimmt und wurde unzufrieden. Das ist er noch, wird er mit jedem Tage mehr. Hat er von seinem Standpunkt aus nicht Recht? Er wird als Kanonenfutter und Maschinenrädchen verbraucht und hat von Euren glorreichen Kulturerrungenschaften gar nichts. Sie schütteln den Kopf? Ja, er findet, daß er nichts davon hat, daß er nur Kulturdünger ist und auf seinem Rücken das Spiel der Mächtigen gespielt wird. Zu ihm kommen Leute und flüstern oder brüllen: Warum Der und nicht Du? Er will sich nicht länger ausnützen lassen; ausbeuten nennt mans jetzt ja. Keiner will sich mehr ausbeuten lassen; nicht einmal die Frau, die Jahrtausende lang geduldig im Joch ging. Jeder und Jede fordert einen eigenen Löffel, ein separates Recht auf Selbstbestimmung. Das ist der heutige Jammer. Und deshalb macht man sich allmählich an die gelben, braunen und schwarzen Brüder und Schwestern. Die werden sich noch eine hübsche Weile ausbeuten lassen. Und die Natur scheint zu lehren, daß es ohne Ausbeutung nicht geht. Auf also in die weite Welt, um neues arbeitwilliges Lastvieh unter die Fuchtel zu bringen! . . . Wollen wir Kaffee trinken?"

„Soit. Und wenn Alles wahr wäre, was Sie sagen — Sie glaubens selbst nicht —: bietet uns diese Befreiung des Individuums, diese Veredlung des europäischen Menschen beiderlei Geschlechtes nicht gerade ein schönes Schauspiel? Ist es nicht erhebend, zu sehen, wie die bisher Geknechteten, die Frau und der Arbeiter, unter Opfern um ihr Menschenrecht kämpfen? Dieser Kampf wird und kann nicht mehr enden, bis der Sieg erfochten ist. Das Ziel ist näher, als Sie glauben. Und wenn ein Volk freier Individualitäten, der Fesseln ledig, auf unblutig erobertem Boden steht, wenn die Zwingburgen und Frohnvesten des Wahnes gefallen sind und jedem sittlich empfindenden Menschen ein Sonnenstrahl leuchtet, dann werden Sie sogar rufen: Es ist eine Lust, zu leben! Einstweilen bleibt uns der Trost des Vordersatzes: Die Wissenschaften, die Künste blühn! Und noch ein anderer, den Sie eben so wenig wegschelten werden: Das Reich, auch ein Geschenk dieses Jahrhunderts, steht aufrecht und schickt sich an, als Weltmacht den Platz einzunehmen, den die Briten nicht mehr behaupten können. Sehen Sie auch darin, in diesem Erbgange, kein Zeichen einer Jahrhundertwende?"

„Es ist tief in der Nacht, schöne Träumerin, und ich bin nicht mehr jung genug für den Ehrgeiz, auf dem Heimweg die Bäckerburschen zu treffen. Wir

werden uns nicht einigen. Und an politischer Prophetie habe ich nie Freude gehabt. Sie sehen den britischen Löwen schon in der Hundehütte und hoch am Weltenhimmel unseren Kaiseraar. Hie und da, sagt man, ist es auch schon anders gekommen. Ungefähr heute vor hundert Jahren drang in die Diplomatenkanzleien die Kunde, Bonaparte habe zu Weihnachten seine Wohnung in die Tuilerien verlegt. Weltwende! Dieses Säkulum, hieß es, gehört den Söhnen der Großen Revolution! Gesegnete Mahlzeit. 1815 war die ganze Herrlichkeit vorbei — mit unseren Verkehrsmitteln würde es schneller gehen — und Sie konnten das Weltreich Napoleons mit der Laterne suchen. Dabei war dieser Bonaparte doch ein Kerl. Sind Sie ganz sicher, daß Bismarcks Werk nicht Episode bleibt? Ich nicht; aber ich hüte mich vor dem Prophezeien. Ihre blühenden Künste! Gewiß werden mehr Bilder, Verse, Statuen und Dramen gemacht als früher. Fabrikbetrieb; bloße Fingerfertigkeit; Folge der industriellen Entwickelung. Ein Unternehmer möchte was drucken, ausstellen, aufführen, vermiethen; er sucht auf seiner Adressenliste, welcher Lieferant die Sache wohl am Besten und Billigsten machen könnte. So entstehen die blühenden Künste und die vielbändigen Jubellieder auf das Jahrhundert. Liegt uns feines Kunstgefühl nicht viel ferner als den Leuten von anno dazumal? Ueberhaupt feine Humanität und sicherer Geschmack? Sehen Sie sich nur um. Ein Weimaraner von 1800 hätte zwischen Lachlust und Ekel geschwankt, wenn er in diesem Raum diese Gesellschaft erblickt hätte. Heutzutage aber ists eine gesuchte Sensation, in einem Talmitempel der Nike mit echten berlinischen Prostituirten und neugierigen Ehesträflingen Champagner zu trinken. Eine nette Barbarei. Und die paar Leute, die den Tanz nicht mitmachen wollen und zu alten Altären zurückrufen, die Nietzsche, Tolstoi, Ruskin, werden als Reaktionäre und Kulturmörder verhöhnt. Kultur! Ni dieu ni maître, — und dabei fromm auf Kommando und monarchisch bis in die Knochen. Alles hohl, künstlich, faul; ein prachtvoll bemaltes Heuchelgebäude, das der erste Sturm umwehen muß!"

„Alles? Gewiß fehlt der Weltanschauung der breiten Massen noch die Einheitlichkeit; der Monismus konnte sich nicht so schnell durchsetzen, Gespenster spuken noch umher. Aber Alles hohl? Auch das monarchische Gefühl, das, von dem nationalen Gedanken getragen, so mächtig erstarkt ist? Wo finden Sie denn noch Republikaner? Kaum in der Sozialdemokratie. Jeder fühlt, was der gekrönte Vertrauensmann eines freien Volkes werth ist .."

„So lange er ihm den sichersten Schutz für seinen Geldschrank liefert; nicht eine Sekunde länger. Alles unterminirt. Hören Sie nur die Witze.

Es ist wie mit der Religion; Protestantismus und Konstitutionismus haben die selben Erfolge aufzuweisen. Der alte Landesvater hatte, auch wenn seine Hand hart war, festen Boden unter den Füßen. Jetzt: Von Gottes Gnaden, Verfassung, Darwin und Marx: es sieht in den Köpfen so bunt und wüst aus wie hier im Saal; ganz Altes und Allerneuestes durcheinander ... Doch, liebes Kind, genug von diesem Kapitel. Mit Mephisto, meinem Liebling, möchte ich sagen: Es ist so schwer, den falschen Weg zu meiden .. Sie Glückliche glauben an freie Völker und ähnliche Chosen. Sie haben ja noch eine Strecke zu laufen. Warten Sies ab!"

Neoterpe hatte den Kampf aufgegeben. Das Jahrhundert war ja dahin; sie empfand zu modern, um für Tote zu fechten. Sie schlürfte langsam den kalten Kaffeerest, nickte dem nörgelnden Freund mit müdem Spott zu und deklamirte:

„Andere schauen
Deckende Falten
Ueber dem Alten
Traurig und scheu.
Aber uns leuchtet
Freundliche Treue.
Sehet: das Neue
Findet uns neu."

Aus einem Neujahrsgedicht; auch von Ihrem Goethe. Kommen Sie, Griesgrams würdiger Schutzpatron!"

Durch die Straße Unter den Linden rollten noch die Wagen der Hoffähigen. Schutzleute bildeten Spalier. Verhallende Militärmusik; kam ein Regiment von einer Mitternachtparade oder war zur Begrüßung des neuen Jahrhunderts die Garnison alarmirt worden? Palaeophron und Neoterpe schritten schweigend dahin. An der Charlottenstraße hemmte ein dichter Menschenknäuel ihren Weg. In der Mitte eine Droschke. Der Fahrgast im Streit mit einem schlanken Polizeilieutenant. Er brauche nicht zu warten; was ihn denn die Hofwagen angingen? Er wolle und müsse nach Hause, sofort. Das sei des Steuerzahlers Menschenrecht; und wenn man ihn hindere, werde er die öffentliche Meinung anrufen.

„Schnell!" sagte das Fräulein. „Dieser Ausbruch männlichen Bürgertrotzes soll heute mein letzter Eindruck sein. Was sagen Sie nun?"

„Ich? Der arme Teufel ist schwer bezecht und wird sich morgen früh auf der Revierwache in schmerzlichem Staunen die Augen reiben."

# Das neue Jahrhundert.

Der Beginn eines neuen Jahrhunderts ist im Völkerleben nur in eben dem Sinne ein Abschnitt, wie es der Geburtstag oder das Neujahr im Leben des Einzelmenschen ist. Ein Stück seelischer Erhebung knüpft sich daran, vielleicht auch noch ein guter Vorsatz. Oder doch noch Eins: Es ist die Zeit, wo der Fuß einen Augenblick innehält, ehe er weiter schreitet, wo das Auge einen Blick zurückwirft auf die unmittelbare Vergangenheit, einen Blick des Bedauerns und der Wehmuth, und einen Blick hinaussendet in die dunkle Zukunft, einen Blick voll Hoffnung oder voll Furcht.

Glücklich das Kind und das Kindesalter, das immer Neues, Großes, Schönes von der Zukunft erwartet, vor Allem Neues, immer Neues. Bis heute sah die Welt grau aus, morgen aber, morgen und immerdar von morgen an, wird der Himmel in beständigem Goldglanze erstrahlen. Solches Kinderhoffen nennen wir thöricht. Aber giebt es nicht auch unter den Erwachsenen unseres Volkes Millionen, die da wähnen, daß in Zukunft mit Hilfe weniger ganz kleiner sozialer Verschiebungen das Tausendjährige Reich anbrechen werde? Dürfen wir ihre Kreise stören und ihnen ein grausames Nein und Nimmermehr entgegenhalten? Oder ist es weiser, sich überhaupt nicht mit der Frage zu quälen: Was wird die Zukunft bringen? Dem, der die Zukunft nach der Zukunft fragt, wird sie die Antwort auf seine Frage schuldig bleiben. Fragen wir also die Gegenwart nach der Zukunft, genau wie wir uns längst gewöhnt haben, die Vergangenheit nach der Gegenwart zu fragen. Was will in der Gegenwart werden? Gelingt es, zu erkennen, was sich in der Gegenwart an wichtigen Wandlungen vollzieht, dann ist ein Einblick in die Zukunft und in das neue Jahrhundert gewonnen. Handelt es sich doch im wirthschaftlichen Geschehen um Vorgänge, denen gegenüber der Einzelwille des Menschen eben so kraftlos ist wie gegen übermächtige Naturerscheinungen.

In der Völkergeschichte giebt es keinen Stillstand. Völker, Stämme, Rassen und Arten entstehen und verschwinden. Am Baum der Menschheit ist es ein ewiges Knospen, Blühen und Verblättern. Das lehrt alle Geschichte, und wenn Dem nicht so wäre, gäbe es überhaupt keine Geschichte. Wenn aber Alles vergeht, was überdauert dann?

Tief in der Brust des Menschen wohnt der Drang nach Glück, und es gab eine Zeit, da es als das vornehmste Ideal des sozialen Denkens galt, die Menschen glücklich und zufrieden zu machen. Das war am Ende des vorigen Jahrhunderts, der eigentlichen Brutzeit aller sozialistisch utopischen Träume. Die Menschen sollten frei werden: frei vom Herkommen, frei von Vorurtheilen, frei von den Fesseln der Kultur und den Schranken, die der Staat seinen Bürgern zieht, und gleich in politischer, sozialer, wirthschaftlicher, geistiger und sittlicher Beziehung.

Dieſes Ziel iſt nicht erreicht worden. Und wenn es erreicht worden wäre? Wäre der erſtrebte Glückszuſtand von Dauer geweſen? Wie man die Geſchichte auch leſen mag: Eins hat ſicher noch Keiner in ihren Büchern gefunden: daß im Kampf der Völker um das Daſein das glücklichſte Volk überdauere. Im Gegentheil! Glück bedeutet Untergang. Davon, daß die Glücklichſten überleben, überdauern, davon weiß weder die Naturforſchung Etwas noch die Geſchichte. Wohl aber wiſſen ſie von dem Ueberdauern der Tüchtigſten ein Wort zu ſagen. Nicht auf das ſubjektive Glücksgefühl kommt es an, ſondern auf die objektive Leiſtung. Der alte Egypter, der alte Grieche, der alte Römer, ſie Alle ſind in ihren Kulturen, in ihren Idealen und Lebensverhältniſſen glücklich geweſen, wie es Menſchen eben ſein können. Aber gerade je näher ſie ihren Idealen von Glück kamen, deſto mehr verblaßte ihre weltgeſchichtliche Rolle und deſto ſchneller eilten ſie ihrem Ende zu.

Ueber die Geſchicke eines Volkes entſcheidet ſeine Arbeit, ſein Bevölkerungszuwachs, ſeine ſoziale und politiſche Gliederung, ſeine wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Tendenzen. Die geiſtigen Strömungen ſind aber immer in weit höherem Grade Erzeugniſſe des geſellſchaftlichen Zuſtandes als führende Mächte. Gerade darin liegt ihre Bedeutung als Symptome Deſſen, was ſich in der Zeit vollzieht, und mit der Erkenntniß dieſer Thatſache hat die geſchichtliche Einſicht in unſerer Zeit einen ihrer Hauptfortſchritte gemacht.

Welche bedeutſamen Erſcheinungen haben ſich im letzten Menſchenalter in Deutſchland auf wirthſchaftlichem und ſozialem Gebiet vollzogen? Welche Erſcheinungen berechtigen zu der Annahme, daß ſie dauernd ſind und bis in unabſehbare Zukunft hinaus umgeſtaltend weiter wirken werden? Steht die Gegenwart in einem großen Prozeß der Umwandelung? Das ſind Fragen, deren Beantwortung zugleich die Frage beantwortet, was wir von dem neuen Jahrhundert erwarten können und was wir von ihm vergeblich erhoffen. Man ſpricht heute gern von einem Zeitalter der Technik. Und in der That hat ja unſer Jahrhundert techniſch Dinge geleiſtet, von denen die Menſchen des vorigen Jahrhunderts auch in ihren kühnſten Träumen ſich kein Bild hätten machen können. Gerade ſo vermögen wir heute im Einzelnen nicht zu ſagen, was das neue Jahrhundert techniſch leiſten wird. Eine gewaltige Ausbreitung der Elektrizität und Verbilligung ihrer Anwendung: Das ſind Züge, die deutlich hervortreten, aber damit iſt doch auch nur ſehr wenig geſagt. Zwiſchen der wiſſenſchaftlichen Entdeckung und ihrer praktiſchen Verwendbarkeit liegt ein weiter Weg, den man in Deutſchland häufig überſieht, während man ihm in Amerika mehr Aufmerkſamkeit ſchenkt. Unſere Theoretiker können heute ſchon die wunderbarſten Dinge, ſo zum Beiſpiel eine Reihe Nährſtoffe auf chemiſchem Wege herſtellen. Aber das Verfahren iſt vorläufig ſo theuer, daß uns das Produkt abſolut nichts nützt. Nicht darauf

kommt es also an, daß eine Erfindung gemacht wird, sondern darauf, daß das durch sie erzeugte Produkt billiger ist als Dasjenige, an dessen Stelle es treten soll. In solchen Berechnungen sind die Amerikaner unbestritten unsere Meister. Daher auch die beträchtliche Maschineneinfuhr, die wir neuerdings aus den Vereinigten Staaten haben. Dabei ist es nicht selten, daß die der Maschine zu Grunde liegende Erfindung die Erfindung eines Deutschen ist.

Auf wirthschaftlichem Gebiete ist der wichtigste und für das kommende Jahrhundert bedeutungreichste Vorgang die immer rascher verlaufende Kapitalansammlung in unserem Volk. Wenn die lebende Generation durch ihre Arbeit mehr schafft als sie verbraucht, dann entsteht ein Zuwachs an Nationalreichthum. Und zwar ist die nationale Arbeit die einzige Quelle des Volksvermögens. Der Ertrag an Nahrungmitteln, den die fruchtbarste Ebene ohne Bearbeitung durch Menschenhand liefert, ist verschwindend klein. Ein paar Gräser, deren Samen eine primitive Brotfrucht liefert, ein paar Beeren, ein paar Wurzeln und Knollen: Das ist Alles. Das Selbe gilt von dem Verhältniß zwischen Jagdwild und zahmer Heerde. Selbst in diesen einfachsten Zuständen ist die menschliche Arbeit die beherrschende wirthschaftliche Großmacht. Was die Gegenwart auszeichnet, ist, daß wir Mittel gefunden haben, die menschliche Arbeit immer produktiver zu gestalten. Denn nur durch die immer zunehmende Produktivität der Arbeit ist es möglich geworden, daß trotz einer starken Bevölkerungzunahme unser Nationalwohlstand dauernd gewachsen ist. Wer ein Stück Land bearbeiten will, Der bedient sich zunächst seiner Hände; bald findet man es aber geeigneter und lohnender, erst einen scharfen Stein zu suchen, selbst wenn man ihn ein gutes Stück weit herholen muß, und damit die Oberfläche des Feldes zu lockern. Später findet man es noch besser, den Stein erst zu schärfen. Dann baut man einen Spaten, beginnt die thierische Kraft sich dienstbar zu machen, indem man einen Ochsen an den Pflug schirrt, und zuletzt wirft man täglich mit dem Dampfpflug viele Quadratkilometer um. In dieser ganzen Entwickelung wiederholt sich unausgesetzt der selbe Zug. Statt die erforderliche Arbeit direkt zu leisten, schafft man erst ein Werkzeug, ein Instrument, eine Maschine, und mit ihr leistet man dann die Arbeit. Obgleich zunächst die Herstellung des Geräthes verlorene Zeit bedeutet, so leistet dann das Geräth doch so unendlich viel mehr als die bloße Menschenhand, daß dadurch der Zeitverlust tausendfach wettgemacht wird. Jahrhunderte lang klettern die Bewohner zweier benachbarten Orte über einen steilen Bergrücken, um zu einander zu gelangen. Jeder Einzelne muß die ganze mühsälige Arbeit von Neuem leisten und obendrein seine Last erst hoch in die Höhe schleppen, nur um sie dann wieder zu Thale zu tragen. Erst dann baut man in weitem Bogen eine ebene Straße um den Berg; noch später bohrt man einen Tunnel durch

den Felsen und läßt den Dampf auf Eisenschienen die Schlepparbeit besorgen. Trotz der ungeheuren Arbeit, die zunächst verschwendet wird, um eine Straße, dann den Tunnel zu bauen, Schienenweg, Lokomotiven und Wagen herzustellen, bedeutet diese Arbeit eine wirthschaftliche Ersparniß, weil hier eine Arbeit ein- für allemal gethan wird und ein kleineres Maß Arbeit, das Bergsteigen, nicht von jedem Einzelnen jedesmal wieder gethan zu werden braucht. Auf diesem Prinzip beruht die ganze moderne Produktivität der Arbeit und auf ihm beruht daher auch das Anwachsen des Nationalvermögens, das durch sie geschaffen wird. Auf weite Gebiete ist dieses Prinzip bereits angewandt worden, auf sehr viel weitere hingegen noch nicht. Aber daß ein so siegreicher Gedanke schließlich einmal alle Lebensgebiete unbedingt beherrschen muß, daran kann kein Zweifel sein. Unsere gesammte moderne Produktion, so weit sie wirklich modern ist und mit Arbeitstheilung, Arbeitgliederung und Arbeitorganisation im Großbetrieb zusammengeht, beruht darauf. Sie ganz durchzuführen, wird eine der Hauptaufgaben des neuen Jahrhunderts sein; und mit dieser Arbeit wird es seine Hauptzeit verbringen müssen. Ihre Durchführung wird ungeahnte Massen neuer Produkte erzeugen und das Volk, das am Eifrigsten an ihr schafft, wird mit seinem Wohlstand bald die Gipfelstellung einnehmen. Jeder Tischler, der seine tausend Mark selbständigen Einkommens aufgiebt und lieber sechzehnhundert in der Fabrik erarbeitet, jeder gelernte Schmied, Drechsler, Handweber, Handspinner, Eisengießer, Schuhmacher, und wie die Handwerksberufe alle heißen mögen, der, dem Zug der Zeit zum Großbetrieb mit mechanischer Kraft und Arbeitstheilung folgend, lieber sich einem großen Ganzen als gut gelohntes dienendes Glied anschließt, als in selbständiger Verbissenheit ein kärgliches Handwerkerdasein fristet, arbeitet mit an dieser großen Aufgabe, die das neue Jahrhundert vom alten übernimmt. Die unabänderliche wirthschaftliche Nothwendigkeit drängt dahin, — und gegen sie ist aller Widerstand vergeblich. Wer sich gegen sie auflehnt, über Den schreitet sie hinweg und zermalmt ihn. Und ihre Macht muß für absehbare Zeit noch dauernd wachsen. Auf welches Gebiet immer dieses Prinzip angewandt worden ist, da hat es sofort in Verbilligung der Produkte ungemessene Früchte getragen. Dieses Prinzip hat unsere deutsche Industrie geschaffen, so gut wie die Weltindustrie im Allgemeinen. Nur dadurch ist der riesenhafte Aufschwung möglich geworden, den unser Exporthandel genommen hat, der sich von der Mitte der achtziger Jahre bis zum Ende des Jahrhunderts um zwei Milliarden gehoben hat. Im Jahre 1884 betrug er kaum zwei Milliarden, im Jahre 1900 wird er vier um ein gutes Stück übersteigen. Die intensive Produktion, die erst die Eisen- und Kohlengruben, den Schmelzofen und die Maschinenfabrik schafft, um dann in dieser die Spezialmaschine herzustellen, mit der endlich

ein bestimmter Theil eines Industrieproduktes erzeugt wird, mußte dem alten Handwerkerblick als eine vollständige Narrheit erscheinen. Wie konnte es möglich sein, daß so ungeheure Kosten jemals durch die Preise von Industrieprodukten gedeckt würden, zumal wo diese beharrlich sinken? Wie konnte es möglich sein? Und doch ist es durch den ungeahnten Massenabsatz dieser Produkte möglich geworden und wir haben bei unserer Ausschau in die Zukunft einfach mit dieser Thatsache zu rechnen.

Ganz der selbe Umstand hat nun auf wirthschaftlichem Gebiet einen anderen Zug geschaffen, den wir die Fernwirkung der modernen Arbeit zu nennen pflegen, durch die ein Vorsprung, der an irgend welcher Stelle der Erde in der Verbilligung der Produktion gemacht wird, sofort über die ganze weite Welt hinweg wirkt und dadurch auch Dem, der ihn macht, in früher ungeahntem Maße zu Gute kommt. Was nützte es vor hundert Jahren, wenn man in Krefeld Garn zu einem Zehntel des Preises herstellte, den es in Südamerika herzustellen kostete? Ehe man es hinüberbrachte, war es durch Land- und Seefracht um das Zwanzigfache vertheuert und fand zu dem doppelten Preise wie das südamerikanische Garn dort ganz sicher keinen Markt. Binnenländische Verkehrsstraßen, Kanäle, Eisenbahnen und die fortdauernde Verbesserung der Schiffsmaschinen haben Das gänzlich auf den Kopf gestellt. Die Frachten sind selbst für stählerne Maschinenkolosse heute nur noch ein kleiner Bruchtheil der Herstellungskosten; und die Unterschiede der Herstellungskosten eines bestimmten Produktes an verschiedenen Stellen der Erde, die aus der Verwendung verschieden leistungfähiger Arbeiter und verschieden produktiver Erzeugungmethoden entspringen, sind größer als Unterschiede, die mit den Transportkosten zusammenhängen. Selbst Zölle spielen da keine Rolle mehr.

Wir haben das traurige Schauspiel erlebt, daß die deutsche Landwirthschaft, die ehedem recht wohl exportfähig war, ihre Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt eingebüßt hat. Sie produzirt heute so theuer, daß ihre Produkte kaum noch am Ort ihrer Herstellung mit argentinischem und nordamerikanischem, ja australischem Getreide konkurriren können, das Tausende von Meilen reisen muß, ehe es in die Hände des deutschen Konsumenten kommt.

Für die deutsche Industrie, die sehr viel besser mit den Errungenschaften der Zeit fortgeschritten ist als die deutsche Landwirthschaft, bestehen dagegen die umgekehrten Verhältnisse. Daher muß unsere Industrieproduktenausfuhr dauernd zunehmen und wird gerade in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts voraussichtlich reißend wachsen, wenn sich nur das Aufgehen des produktiven Handwerkes im Großbetrieb mit der nöthigen Schnelligkeit vollzieht. Die Verhältnisse liegen dafür so günstig wie nur möglich. Durch den Riesenaufschwung unserer Industrie ist eine große Nachfrage nach Arbeitkräften entstanden, ja geradezu Mangel an Arbeitern. Dieser Mangel treibt

zunächst die Löhne in die Höhe, und zwar um namhafte Beträge. Dadurch aber wird es wieder für zahlreiche Handwerker, die bisher nicht daran denken konnten, vortheilhaft, in einen Fabrikbetrieb einzutreten. Und dadurch werden unserer Industrie wieder diejenigen leistungfähigen Arbeitkräfte zugeführt, deren sie dringend bedarf. In England ist dieser Eintritt des Handwerkes in die Fabrik nahezu vollzogen; dort rekrutirt sich der Fabrikarbeiterstand also aus einer wesentlich leistungfähigeren und intelligenteren Bevölkerungschicht als bei uns. Wenn wir nun heute schon der englischen Industrie auf dem Weltmarkt die stärkste Konkurrenz machen: was wird da erst zu erwarten sein, wenn wir einst mit gleich leistungfähigen Arbeitkräften produziren wie sie? Ehe ein Jahrzehnt vergeht, müssen die Folgen davon bemerkbar sein.

Aehnliche Entwickelungen wie auf wirthschaftlichem Gebiet bestehen auf sozialem oder stehen wenigstens unmittelbar im neuen Jahrhundert bevor. Und der wichtigste Zug ist da wieder eine unmittelbare Folge der größeren Produktivität der Arbeit. Wenn man früher von sozialen Klassen sprach, so sprach man Arm und Reich; und in England lebt diese Bezeichnung noch heute fort. Dieser Unterschied war kein eingebildeter, sondern bestand bis zum Beginn unseres Jahrhunderts wirklich. Damals lag der Besitz meistens in festen Händen. Fast aller Besitz war Landbesitz und Viehbesitz und im Allgemeinen entschied es über das Lebenslos eines Mannes, ob er als der Sohn eines solchen Besitzers geboren war oder nicht. Das ist aber seitdem wesentlich anders geworden. Heute liegen die Daseinsmittel nicht mehr in dem selben Sinn fest, sondern kreisen beständig. Und bei sehr großen Vermögen gehört schon eine ganz bedeutende Finanzbegabung dazu, um sie auch nur so zu verwalten, daß sie sich nicht vermindern. Da das vorhandene feste Volksvermögen im Verhältniß dazu, was ein Volk durch die Arbeit eines Jahres schafft, eine immer kleinere Summe darstellt, und während es einst das Dreißigfache war, heute vielleicht nur noch das Sechsfache ist, so hat der Unterschied Arm und Reich völlig seine Bedeutung verloren. An seine Stelle ist ein anderer getreten. Wir unterscheiden heute sozialwissenschaftlich nicht mehr Menschen mit großem Kapitalbesitz und Solche mit gar keinem, sondern Menschen mit großem Jahreseinkommen und Solche mit kleinerem. Am Ende des vorigen Jahrhunderts waren dreißigtausend Thaler ein hübsches Vermögen, das seinem Besitzer ein gutes Auskommen sicherte. Größere Einkommen von etwa viertausend, fünftausend oder sechstausend Mark, die von einem Vermögen unabhängig waren, gab es nur in ein paar Ausnahmefällen. Goethes Ministergehalt betrug neuntausend Mark. Was ist dagegen heute der Mann, der nichts weiter hat als die Zinsen von hunderttausend Mark? Ein armer Schlucker, der nur eben kümmerlich ein kleinbürgerliches Dasein fristet und keinerlei Aussicht hat, seine Lage jemals zu verbessern. Ganz anders steht es dagegen mit dem Manne

der sich durch seine eigene Arbeit dreitausend Mark im Jahre verdient. Ihm steht die Welt offen, und wenn er nur das Zeug zu bedeutender Leistung in sich hat, dann ist seinem Einkommen für die Zukunft keinerlei Grenze gezogen. So fern es der Nationalökonomik liegt, die wirthschaftliche Bedeutung des Kapitals zu unterschätzen, so nachdrücklich muß es doch ausgesprochen werden: für die Gestaltung unserer sozialen Verhältnisse hat der Kapitalbesitz aufgehört, das unterscheidende Moment zu sein. Für sie ist es heute einzig und allein das Einkommen, das aus der Arbeit fließt. Was Das bedeutet, ist kaum zu ermessen. Zunächst bedeutet es die Befreiung des Individuums vom Erbzwang. So lange der Kapitalbesitz das einzige sozial bestimmende Moment war, gab es Geburtstände. Der Stand, in dem der Mensch geboren war, haftete ihm sein ganzes Leben lang an, ganz unabhängig von seiner persönlichen Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit, Fähigkeit oder Unfähigkeit. Der Besitz spannte den Menschen in Sklavenketten. Der Sohn des Gutsbesitzers mußte wieder Gutsbesitzer werden, und wenn seine Fähigkeiten und seine Neigungen ihn noch so sehr zum Kaufmannsstand zogen. An diesem Konflikt sind im achtzehnten Jahrhundert zahllose begabte Existenzen zu Grunde gegangen. Goethe selbst hat uns im Wilhelm Meister einen solchen Konflikt ergreifend geschildert. Diese Institution ward zum Fluch für das Volk, weil sie es verhinderte, daß der richtige Mann, die richtige Begabung, an den richtigen Ort kam. Sie ward der Hauptquell der Unzufriedenheit und sozialen Erbitterung, die zu den großen Revolutionen der letzten hundert Jahre führte. Im Wesentlichen bestimmte immer die vorhergehende Generation das Schicksal der folgenden. Und weil die Eltern das Vermögen in der Hand hielten, ohne das Söhne und Töchter ihrem Stande und den ihnen anerzogenen Ansprüchen nicht genügen konnten, darum konnten sie auch ihre eiserne Hand über ihre Kinder halten und in deren allerprivatesten Angelegenheiten, wie bei Eheschließungen, ihren Willen durchsetzen, um damit für die Kinder eine neue Quelle des Unbehagens zu schaffen. Das ward anders mit dem Augenblick, wo das aus der Arbeit fließende Einkommen durchschnittlich die aus dem Besitze fließende Zinssumme zu übersteigen begann. Als das neunzehnte Jahrhundert die Produktivität der Arbeit so weit gesteigert hatte, daß die Arbeit zur beherrschenden sozialen Großmacht geworden war, trat der Bruch mit der Vergangenheit ein. Dieser Bruch bedeutete nicht mehr und nicht weniger als eine weitgehende Freiheit in der Berufswahl, damit eine unendlich bessere Ausnutzung der vorhandenen Kräfte, und dadurch das Entstehen der modernen Berufsstände an der Stelle der ehemaligen Geburtstände. Seit der Mitte unseres Jahrhunderts — gewöhnlich rechnet man es von dem Revolutionjahr 1848 — ist nicht mehr die Geburt, sondern der Beruf das Entscheidende für die Stellung des Einzelnen

und innerhalb des Berufes natürlich wieder seine besondere Leistungfähigkeit und Begabung, nicht mehr sein Vermögen. Bei ganz riesigen Vermögensunterschieden spielt natürlich das Geld immer noch eine gewisse Rolle; aber das Geld allein hilft heute Keinem mehr, wie vor hundert Jahren, zu einer einflußreichen sozialen Stellung. Dadurch ist nun ein Leben und eine Bewegung in das soziale Ganze gekommen, von der die Vergangenheit nichts wußte. Ein ununterbrochenes Aufsteigen und Absteigen einzelner Menschen und ganzer Familien, ganzer Stämme. Wie Gottfried Keller von seinem schweizer Dörfchen sagt: „Die Eintheilung des Besitzes aber verändert sich von Jahr zu Jahr ein Wenig und mit jedem halben Jahrhundert fast bis zur Unkenntlichkeit. Die Kinder der gestrigen Bettler sind heute die Reichen im Dorf und die Nachkommen Dieser treiben sich morgen mühsam in der Mittelklasse umher, um entweder ganz zu verarmen oder sich wieder aufzuschwingen." Das Lebensschicksal des Menschen ist nur noch in seltenen Ausnahmefällen völlig von seinem Geburtstande abhängig, in der erdrückenden Mehrheit der Fälle vielmehr von seiner persönlichen Befähigung. Erst seitdem ist Kinkels Wort wahr geworden: „Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann." Dieser Umschwung bedeutet die Freiheit des Individuums bei der wichtigsten Entscheidung im Leben, bei der Berufswahl und eben so bei der nächstwichtigsten, bei der Gattenwahl. Dadurch, daß der Sohn sich ein vom Elternhaus unabhängiges Einkommen verdient, wird er auch bei der Wahl einer Lebensgefährtin unabhängiger und kann seiner eigenen Neigung nachgehen.

Geschichtlich hat dieser Umschwung am Ende des vorigen Jahrhunderts eingesetzt und die große französische Revolution von damals ist eins seiner Symptome. Nur hat die Zeit bis 1860 die Wandelung absolut nicht verstanden und sie daher auf eine ganz falsche Formel gebracht. Der Kernpunkt aller Revolutionen ist der Haß gegen die herrschenden Stände gewesen, namentlich der Kampf gegen die Vorrechte des Adels. Bis hierher stimmen Thatsachen und die Auffassung der Zeit genau zusammen. Aber um diese Vorrechte zu brechen, proklamirte man nun den Grundsatz absoluter Gleichheit und Freiheit, — und Das war ein verhängnißvoller Irrthum. Weil ein bevorrechteter Berufsstand bisher die Leitung des Staatswesens in der Hand gehabt hatte, entschied man nun, daß künftig der Tüchtige und der Vagabund, der Begabte und der Dumme, der Steuerzahlende und der Almosenempfänger, der ehrliche Arbeiter und der Betrüger, daß sie Alle politisch gleichviel zu sagen haben sollten. Dieses ultrademokratische Ideal ist allerdings kaum irgendwo völlig in die That umgesetzt worden und wird heute, wenigstens theoretisch, nur noch von der Sozialdemokratie aufrecht erhalten. In Wirklichkeit handelte es sich in diesen Kämpfen gar nicht um Beseitigung der sozialen Ungleichheit und Heraufbeschwörung absoluter Gleichheit, sondern

um etwas ganz Anderes: um die Abschaffung der Geburtvorrechte eines Standes. Das Ziel ist: jede Generation soll sich auf dem Wege der Arbeit ihre soziale Gliederung selbst schaffen. Was der Einzelne an Arbeit leistet, Das bestimmt seinen Lohn und der Lohn bestimmt wieder seine soziale Stellung. An die Stelle der Geburtaristokratie tritt eine Leistungaristokratie, eine Sozialaristokratie. An dem bestimmenden Einfluß, den schon heute unsere Großindustriellen in Rheinland und Westfalen haben, läßt sich sehen, wie die Macht der Leistung folgt. Die Art der Leistung ist eine tausendfach mannichfache. Der begabte Forscher, Erfinder, Organisator, Kaufmann, Techniker, sie alle gehören dieser neuen Aristokratie an. Bei der ungeheuren Wichtigkeit, die es heute für das Kapital hat, die tüchtigsten Arbeitkräfte in seinen Dienst zu nehmen, ist keine Gefahr vorhanden, daß ein wirklich tüchtiger Mensch übersehen werde, so sehr auch manche Menschen dazu neigen, sich durchaus für verkannte Genies halten zu wollen. Mit dem Unterschiede Arm und Reich ist bereits endgiltig gebrochen. Eben vollzieht sich die Bildung neuer Berufsstände. Ein Symptom dafür ist die Bildung unserer Berufskammern, der Aerztekammern, Rechtsanwaltskammern, Handelskammern, Handwerkerkammern, Arbeiterkammern und so weiter. Die Gliederung des Volkes nach Leistungschichten und Begabungschichten ist in unmittelbarer Vorbereitung. Daß einmal auch ein völliger Idiot von seinem Vater eine Million erbt, darf daran nicht irremachen. Das sind Ausnahmefälle, die das Ergebniß als Großes, Ganzes nicht beeinträchtigen. Diese Neugliederung des Volkes wird nicht stillstehen, da die Mächte lebendig bleiben, die sie schaffen, — ja, sie muß für das neue Jahrhundert auf sozialem Felde geradezu der bestimmende Zug werden.

Glasgow. Dr. Alexander Tille.

# 1900.

Herrschend, eh' es noch begonnen
Seinen schicksalsvollen Lauf,
Mit den Ringen seiner Sonnen
Steigt ein neu' Jahrhundert auf.

Doch wer sieht die Menschenlooſe,
Die ihr Wandel streng umkreist?
Was es birgt in seinem Schoße,
Ahnt noch kein gebor'ner Geist.

Ernst mag seinem ersten Tage
Jedes Herz entgegen schauen
Und dem zwölften Glockenschlage
Horcht es mit geheimem Grauen.

München. Martin Greif.

# Thierische Hypnose.

Noch immer sind die Vorstellungen, die man sich vom Wesen der Hypnose macht, ungemein verschieden. Für die weiteren Kreise hat der Begriff der Hypnose meistens einen mystischen Beigeschmack und man wirft da leicht Hypnotismus und Spiritismus in einen Topf; im engeren Kreise der Aerzte und Physiologen stellt man sich die Erscheinungen hier als unentwirrbar verwickelt, dort als zu einfach und schematisch vor oder begegnet ihnen in Bausch und Bogen mit Mißtrauen. In Wirklichkeit sind die physiologischen Vorgänge, die den hypnotischen Erscheinungen zu Grunde liegen, im Einzelnen eben noch wenig analysirt. Das liegt zum Theil daran, daß diese Erscheinungen außerordentlich mannichfach auftreten und nicht bei allen Menschen in gleicher Form erzeugt werden können, kommt zum Theil aber auch daher, daß hier subjektive Momente mit objektiven physiologischen Symptomen vermischt zum Gegenstand der Betrachtung gemacht worden sind. Dieser zweite Umstand dürfte der wesentlichere sein.

So groß der Nutzen der psychophysiologischen Forschung für die Erkenntniß psychologischer und physiologischer Erscheinungen im engeren Sinne ist, so groß ist doch auch die Verwirrung, die durch die doppelte Bezeichnungweise hervorgerufen wird. Die für die Erforschung spezieller psychologischer und physiologischer Fragen sehr praktische, wenn auch für die letzten Fragen der Erkenntnißkritik nicht in Betracht kommende Vorstellung von einem psychophysischen Parallelismus hat leider zu dem Mißbrauch geführt, psychologische und physiologische Ausdrücke durcheinander zu werfen und beispielsweise in der Darstellung irgend einer Kausalkette rein psychische und rein physische Faktoren als Ursachen und Wirkungen mit einander in Zusammenhang zu bringen. Und doch kann, gerade auf Grund der Vorstellung eines psychophysischen Parallelismus, eine psychische Erscheinung nie die Ursache einer physischen sein, sondern nur eine Parallelerscheinung. Die Ursache eines physischen Vorganges liegt immer wieder in einem physischen Vorgang. Aber auch der kritische Forscher, der sich Dessen stets bewußt bleibt, ist in seiner Ausdrucksweise dadurch gebunden, daß wir viele Vorgänge — entweder in erster Linie oder überhaupt — nur aus der subjektiven psychischen Erfahrung kennen, während die objektiven physiologischen Parallelvorgänge ihrer speziellen Art nach zum Theil noch gar nicht analysirt worden sind. In Ermangelung ihrer Kenntniß werden daher die Lücken der physiologischen Erscheinungreihe mit den psychologischen Ausdrücken für die parallel gedachten Glieder der psychischen Reihe ausgefüllt. Auch ist die psychologische Ausdrucksweise häufig einfacher als die physiologische. Es ist zum Beispiel viel bequemer, eine Bewegung als „willkürliche Bewegung" zu bezeichnen, als sie umständlich eine Bewegung zu nennen, die durch Impulse

von den motorischen Sphären der Großhirnrinde verursacht wird. Immerhin hat das Alles zu erheblichen Unklarheiten in der Auffassung der Erscheinungen selbst geführt, und zwar nicht nur in dem Gebiete der Psychophysiologie im Allgemeinen, sondern ganz besonders in dem Gebiete des Hypnotismus. Daher wird das Bedürfniß dringend, die Erscheinungen der Hypnose rein physiologisch zu behandeln.

Die physiologische Erklärungweise verfolgt als Ziel lediglich die Feststellung der objektiven Vorgänge, die den hypnotischen Erscheinungen zu Grunde liegen, und ihre Aufgabe besteht allein im Nachweis objektiver Ursachen für objektive Erscheinungen und Zustandänderungen während der Hypnose. Dabei können auch die damit parallel gedachten psychischen — Das heißt: subjektiven — Vorgänge, wenn sie besser bekannt sind als die entsprechenden Glieder der physiologischen — Das heißt: der objektiven — Kausalreihe, vielfach als Wegweiser dienen. Die Ursachen der physiologischen Erscheinungen enthalten sie aber nicht; diese müssen vielmehr in anderen physiologischen Vorgängen gesucht werden, — und darin liegt die Schwierigkeit. Die physiologische Erforschung von Erscheinungen, die, wie die hypnotischen, auf Vorgänge im Central-Nervensystem zurückzuführen sind, stößt aus nah liegenden Gründen überall auf große Hindernisse. Die feinen Vorgänge im Gehirn des Menschen sind der direkten Beobachtung nicht zugänglich. Man muß daher auf Umwegen zu ihrer Kenntniß zu gelangen suchen und ist, wie überall in der Physiologie, hauptsächlich auf das Thierexperiment angewiesen. Allein wenn irgendwo, so ist hier die vorsichtigste Kritik bei der Uebertragung der Ergebnisse auf den Menschen angezeigt, — und Das ist nicht immer berücksichtigt worden.

Es lag nah, zu fragen, ob nicht das Thier ganz eben so in Hypnose versetzt werden könne wie der Mensch. Konnte diese Frage bejaht werden, so war dem objektiven physiologischen Experiment für die Erforschung der Hypnose ein weites Feld eröffnet und man durfte noch dazu erwarten, hier die Erscheinungen der Hypnose in einfacherer Form studiren zu können als beim Menschen. Die Frage ist bejaht worden und man hat für das Thier Zustände echter Hypnose in Anspruch genommen. Ob Das mit Recht geschehen ist, will ich im Folgenden prüfen.

Den Kern aller hypnotischen Erscheinungen beim Menschen bildet die Suggestion. Ohne Suggestion keine Hypnose! Psychologisch ausgedrückt, heißt Das: die hypnotischen Erscheinungen werden hervorgerufen durch Erweckung bestimmter intensiver Vorstellungen, am Leichtesten durch Worte (Verbal-Suggestion). Mit diesen Vorstellungen können andere Vorstellungen sich assoziiren. Da wir durch Vorstellungen die mannichfachsten Zustände der Psyche erwecken oder beeinflussen können, so muß selbstverständlich die Mannichfaltigkeit der hypnotischen Einzelerscheinungen je nach dem Vorstellungleben des Individuums

und je nach der Art der Vorstellungen, die suggestiv erweckt werden, sehr groß sein. Physiologisch ausgedrückt, heißt Das etwa: durch irgend welche Sinnesreize — es werden hier vor Allem die Schallwellen der gesprochenen Worte in Betracht kommen (Verbal-Suggestion) — werden bestimmte Partien der Großhirnrinde erregt, die auf Assoziationwegen sich mit anderen Partien in Beziehung setzen. Von der Großhirnrinde können die verschiedensten Körperthätigkeiten innervirt werden: daher die große Fülle von objektiven hypnotischen Erscheinungen. Selbstverständlich können von der Großhirnrinde aus aber nur solche Elemente des Körpers beeinflußt werden, die mit den Zellen der Rinde direkt oder indirekt durch Nervenleitungen verbunden sind. Daher sind denn auch, wie wohl jetzt — außer von den Spiritisten — allgemein anerkannt wird, in der Hypnose niemals qualitativ andere Erscheinungen zu erzielen als solche, die auch im normalen Zustande willkürlich — Das heißt: von der Großhirnrinde aus — hervorgerufen werden können. Nur an Intensität können sich unter Umständen in der Hypnose Abweichungen von der Norm herausstellen. Ueberhaupt darf man nie vergessen, daß die hypnotischen Erscheinungen von den normalen Erscheinungen des täglichen Lebens nicht durch eine scharfe Grenze getrennt sind, daß vielmehr feine und beinahe unmerkliche Uebergänge bestehen. Das Wesentliche und Primäre in den Erscheinungen der Hypnose ist zweifellos aber immer die Beeinflussung des Zustandes der Großhirnrinde: die Suggestion. Von diesem Gesichtspunkt aus muß die Frage der thierischen Hypnose beantwortet werden.

Im Jahre 1636 beschrieb Daniel Schwendter, Professor der Mathematik und orientalischen Sprachen zu Altdorf, in seinen „Deliciae physico-mathematicae“ folgenden Versuch, „eine ganz wilde Hennen so zaam zu machen, daß sie von sich selbst unbeweglich still und in großen forchten sitze.“ Man ergreife ein Huhn, setze es auf einen Tisch und drücke ihm den Schnabel zu Boden. Dann ziehe man, beim Schnabel anfangend, einen langen Kreidestrich über den Tisch und lasse das Thier vorsichtig los. Das Huhn bleibt jetzt ruhig und bewegunglos in seiner unnatürlichen Stellung sitzen. Dieser Versuch ist später von dem bekannten Jesuitenpater Athanasius Kircher in der „Ars magna lucis et umbrae“ (Rom 1646) — ähnlich, nur von einer naiven Abbildung begleitet — noch einmal beschrieben worden und ist jetzt, nachdem Czermak im Jahre 1872 von Neuem darauf hingewiesen hatte, in den weitesten Kreisen bekannt. Die physiologische Wissenschaft hat sich wiederholt mit dem seltsamen Phaenomen beschäftigt und Preyer, Heubel, Danilewski und Andere haben gezeigt, daß sich solche Zustände plötzlicher Bewegungslosigkeit eben so wie beim Huhn auch bei vielen anderen Vögeln, bei Amphibien und Reptilien und selbst bei einzelnen Säugethieren, wie Kaninchen und Meerschweinchen u. s. w., experimentell hervorrufen lassen. Die Erscheinungen sind höchst überraschend. Ein Thier, das eben noch, wild und unbändig, mit

heftigen Anstrengungen und Geschrei den Händen des Experimentators sich zu entwinden mühte, ist plötzlich ohne jedes Uebergangsstadium regunglos still und macht nicht den geringsten Fluchtversuch, selbst wenn man es in die abenteuerlichste Lage gebracht hat. Bläst man dann das Thier an oder klatscht in die Hände oder führt man eine hastige Bewegung vor seinen offenen Augen aus, so springt es auf die Beine und seine frühere Lebhaftigkeit ist eben so plötzlich zurückgekehrt, wie sie vorher verschwunden war.

Es ist begreiflich, daß ein so merkwürdiges Verhalten der Thiere zu den verschiedensten Erklärungversuchen Anlaß gab. Schwendter und in unserer Zeit wieder Preyer erklärten das Benehmen der Thiere aus Furcht, Angst und Schrecken. Die Thiere seien vor Schrecken starr. Heubel glaubte, die Thiere schliefen plötzlich ein. Czermak und Danilewski aber waren bemüht, die Erscheinungen als echte Hypnose nachzuweisen, — eine Anschauung, die schließlich weite Verbreitung fand. Besonders glaubte Danilewski, aus seinen Untersuchungen der allerverschiedensten Thierarten bereits den Nachweis einer phylogenetischen Entwickelung der hypnotischen Erscheinungen in der Thierreihe führen zu können. Zwar ist beim Thier eine Verbal-Suggestion im Allgemeinen wohl schwer zu erzielen, indessen kann die Suggestion doch auch auf anderem Wege hervorgebracht werden. Danilewski nimmt daher an, daß durch die That, beispielsweise durch das Festhalten selbst, dem Thier die Vorstellung suggerirt wird, es könne sich nicht bewegen. Auch Kircher schon erklärte das Verhalten des Huhnes ganz deutlich als eine Hypnose, obgleich ihm der Begriff und der Ausdruck „Hypnose" noch ganz fremd waren. Hätte er Etwas von Hypnose wissen können, so würde er anscheinend keinen Augenblick gezögert haben, den Zustand der Bewegungloſigkeit des Huhns als Hypnose zu bezeichnen, denn, wie schon die Ueberschrift seiner Beschreibung: „De imaginatione gallinae" es ausdrückt, stellte er sich vor, daß das Huhn, das er anfangs gefesselt hatte, nach dem Lösen der Fesseln den Kreidestrich für die Fesselung halte und sich einbilde, es könne nicht aufstehen, auch nachdem es wieder frei geworden sei. Nach Kirchers Auffassung würde es sich also um wirkliche Suggestion handeln.

Obgleich Czermak selbst die Hypnosetheorie aufgestellt hatte, hat er aber dargethan, daß Fesselung und Kreidestriche und alles andere Beiwerk völlig überflüssig sind. In der That genügt es, das Thier plötzlich zu ergreifen, durch einen geschickten Griff in eine abnorme Lage — etwa die Rücken- oder Seitenlage — zu bringen und das Sträuben des Thieres sanft, aber sicher zu unterdrücken: dann bleibt das Thier sofort bewegunglos liegen. Dieser Zustand erzwungener Bewegungloſigkeit wird aber durch ganz bestimmte Symptome charakterisirt, die erst bei einer genauen Prüfung und bei Vergleichung vieler Thiere der selben Art bemerkt werden können. Die Haltung der Thiere in

ihrer Bewegungloſigkeit iſt nämlich durchaus nicht regellos, ſondern folgt einer beſtimmten Geſetzmäßigkeit, die von der Art und Weiſe des Ergreifens und Feſthaltens und außerdem noch von der Lage abhängig iſt, in die man das Thier verſetzt hat. Macht man den Verſuch beiſpielsweiſe mit einem Meerſchweinchen, ſo ſieht man bei der ſelben Weiſe des Ergreifens, Umdrehens und Feſthaltens in der Rückenlage, daß das Thier ſtets die charakteriſtiſche Stellung und Haltung des Rumpfes, des Kopfes und der Extremitäten annimmt, die es nöthig hat, um ſich in die gewöhnliche Lage zurückzuverſetzen. Hindert man das umgedrehte Thier nicht am Aufſtehen, ſo erfolgt die Lagekorrektion — Das heißt: die Rückkehr in die normale Körperlage — momentan und mit maſchinenmäßiger Sicherheit. Unterdrückt man dieſe Rückkehr, ſo bleibt das Thier plötzlich, gewiſſermaßen wie verſteinert, mitten in ſeinem Verſuch des Aufſtehens ſtecken und verharrt in der auffälligen Stellung. Dabei iſt ein weiteres Symptom bemerkbar. Die Muskeln und Muskelgruppen, die die Lagekorrektion auszuführen im Begriff waren, ſind mehr oder weniger ſtarr geworden und verbleiben in einer mittelſtarken, krampfartigen Kontraktur. Anders wären die monſtröſen Stellungen und Haltungen, die man bei dieſen Verſuchen erzeugen kann, auch nicht gut denkbar. Steht das Thier dann auf, ſei es ſpontan, ſei es auf Anblaſen, Berührung oder Schalleindrücke und Dergleichen, ſo innervirt es die in Betracht kommenden Muskeln zu einer plötzlichen Kontraktion, — und dieſe Kontraktion bringt das Thier auf die Beine.

Der Vorgang der Lagekorrektion und die Erhaltung der normalen Körperlage erfolgt bei den Thieren rein reflektoriſch. Nur unter beſonderen Umſtänden wird die Lagekorrektion durch motoriſche Impulſe von der Großhirnrinde her beeinflußt. Im Uebrigen iſt das centrale Gebiet des Lagereflexes in den tieferen Abſchnitten des Gehirnes lokaliſirt, beim Froſch in den baſalen Theilen des Mittelhirnes, bei Vögeln und Säugethieren höchſt wahrſcheinlich im Kleinhirn. Der Lagereflex findet daher auch bei Thieren, denen das Großhirn exſtirpirt worden iſt, noch mit der ſelben Sicherheit und Geſchicklichkeit ſtatt wie bei unverſehrten Thieren. Ein Reiz für die Erregung des Lagereflexcentrums iſt durch jede Veränderung der normalen Körperlage gegeben. Sie wird auf dem reflektoriſchen Wege mit maſchinenmäßiger Sicherheit kompenſirt; verhindert man aber die Lagereflexbewegungen, nachdem man das Thier in eine abnorme Lage gebracht hat, ſo wird das Lagereflexcentrum dauernd erregt, und zwar ſo lange, wie die abnorme Lage andauert. Der Ausdruck dieſer dauernden Erregung des Centrums iſt dann natürlich auch an den Muskeln bemerkbar, die in dieſem Falle nicht nur die einmalige Kontraktion ausführen, die das Thier wieder auf die Beine bringt, ſondern in einer dauernden Kontraktur verharren müſſen, ſo lange das Lagereflexcentrum erregt iſt, Das heißt: ſo lange die abnorme Lage andauert.

Der Lagereflex erstarrt also gewissermaßen. So kommt der Zustand der Bewegungslosigkeit zu Stande: sozusagen ein steckengebliebener Lagekorrektionversuch.

Die Probe auf die Richtigkeit dieser physiologischen Erklärung der sogenannten thierischen Hypnose liegt in dem Verhalten von Thieren, deren Großhirn man entfernt hat. Mit Hühnern, denen das Großhirn fehlt, kann man das Experimentum mirabile genau so gut ausführen wie mit unverletzten Hühnern, ja, sie bleiben sogar durchschnittlich länger in ihrer monströsen Lage liegen, weil bei ihnen eine Lagekorrektion vom Großhirn her völlig ausgeschlossen ist. Dabei zeigen die großhirnlosen Hühner ebenfalls die charakteristischen Symptome der Haltung und des Muskelzustandes. Auf Anblasen oder Anstoßen springen sie endlich wieder auf die Beine und kehren prompt in ihre gewöhnliche aufrechte Stellung zurück.

Aus diesen Experimenten geht mit unzweideutiger Sicherheit hervor, daß die eigenthümliche Bewegungslosigkeit der Thiere in abnormen Körperlagen lediglich eine Reflexerscheinung ist, die auf einer dauernden Erregung des Lagereflexcentrums in den tieferen Gehirnabschnitten beruht, und daß die Großhirnrinde an dieser Erscheinung in keiner Weise aktiv betheiligt ist. Dieser Umstand ist aber von entscheidender Bedeutung für die Frage der thierischen Hypnose. Ohne Suggestion keine Hypnose: ohne Großhirnrinde keine Suggestion: also ohne Großhirnrinde keine Hypnose. Der Zustand der erzwungenen Bewegungslosigkeit der Thiere hat nichts mit der menschlichen Hypnose gemein.

Man könnte indessen an einen Einwand gegen diese Beweisführung denken. Wenn die Großhirnrinde bei einem normalen Huhn nicht aktiv an dem Zustandekommen der Bewegungslosigkeit betheiligt ist, so kann sie doch passiv daran Antheil nehmen, indem sie gerade durch ihre Unthätigkeit das Andauern dieses merkwürdigen Zustandes gestattet, — und Das ist in der That der Fall. Unter normalen Verhältnissen wird ein Thier eine abnorme Lage, die durch den Lagekorrektionreflex nicht kompensirt werden kann, durch motorische Impulse von der Großhirnrinde her zu korrigiren suchen. Wenn Das nicht geschieht, wird man annehmen müssen, daß die motorischen Sphären der Großhirnrinde gehemmt sind. Eine derartige Hemmung ist auch ohne Weiteres verständlich. Sie kommt offenbar durch die abnormen und intensiven Sinneseindrücke zu Stande, die dem Thier durch das Ergreifen und Festhalten zugeführt werden, und hat in unserem täglichen Leben unzählige Analoga. Plötzliche starke Sinneseindrücke, zum Beispiel Gesichtseindrücke, sind bei jedem Menschen, wie auch bei jedem Thier, im Stande, Bewegungen und Handlungen, die im Ablauf begriffen sind, plötzlich zu hemmen. Sie veranlassen uns, mitten in einer Thätigkeit stehen zu bleiben. Beispiele sind Jedem aus eigener Erfahrung bekannt. Die Erscheinung ist auf ein in unserem Centralnerven-

ſyſtem weit verbreitetes phyſiologiſches Prinzip zurückzuführen. Es ſind nämlich ſehr viele Nervencentra in der Weiſe mit einander verknüpft, daß die Erregung des einen Centrums eine im anderen beſtehende Erregung hemmt oder eine noch nicht beſtehende Erregung am Eintritt hindert. Aus unſerem ſubjektiven Leben iſt das bekannteſte Beiſpiel dieſer Art die Thatſache, daß ein Gedanke den vorhergehenden auslöſcht. Wir können nie zwei Gedanken gleichzeitig haben. Entſteht der eine, ſo verſchwindet der andere, taucht der andere wieder auf, ſo verſchwindet der frühere. Es iſt nach dieſem neurophyſiologiſchen Prinzip ſehr begreiflich, daß die ſtarken ſenſoriſchen Eindrücke, die den Thieren in ihrer abnormen Lage zufließen, eine Intervention der motoriſchen Rindenſphären im Sinne der Lagekorrektion direkt hemmen und verhindern. Allein in dieſer Hemmung der motoriſchen Rindenſphären liegt durchaus nichts, was uns veranlaſſen könnte, die Bewegungloſigkeit der Thiere für einen Hypnoſe-Zuſtand zu halten. Wenn auch in der Hypnoſe Hemmungzuſtände der Großhirnrinde häufig eine große Rolle ſpielen, ſo geſtattet Das noch nicht, alle Fälle von Hemmungerſcheinungen als Hypnoſe anzuſprechen. Man müßte dann geradezu während des ganzen Lebens fortwährend aus einer Hypnoſe in die andere fallen!

So führt eine phyſiologiſche Analyſe der eigenthümlichen Zuſtände erzwungener Bewegungloſigkeit bei Thieren zu dem negativen Ergebniß, daß dieſe ſo vielfach als „thieriſche Hypnoſe" angeſehenen Erſcheinungen in keinem engeren Zuſammenhang mit den Zuſtänden der menſchlichen Hypnoſe ſtehen als viele andere phyſiologiſche Erſcheinungen des täglichen Lebens. Wir können alſo aus ihnen nichts für das Verſtändniß der hypnotiſchen Erſcheinungen beim Menſchen entnehmen. Immerhin wäre es voreilig, dieſen einzelnen Fall zu verallgemeinern und die Möglichkeit jeder thieriſchen Hypnoſe ſofort zu leugnen. Dazu reichen die bisherigen Erfahrungen zweifellos noch nicht aus. Im Gegentheil: daß bei Thieren, namentlich bei höheren —, um noch einmal die pſychologiſche Ausdrucksweiſe des täglichen Lebens anzuwenden — auf den verſchiedenſten Wegen Vorſtellungen zu erzielen ſind, kann nicht wohl beſtritten werden. Sollte es alſo unmöglich ſein, durch Suggeſtion bei ihnen hypnotiſche Zuſtände hervorzurufen? Vielleicht ſind ſolche Zuſtände nur ſchwer erkennbar; ſind doch auch die Zuſtände der Hypnoſe beim Menſchen nicht immer mit Sicherheit zu diagnoſtiziren.

Jena. Profeſſor Dr. Max Verworn.

# Die Altersgrenzen im Offiziercorps.

In der französischen und in der russischen Armee hat man in neuester Zeit eine Verjüngung des Offiziercorps unternommen. Im russischen Heere ist sie durch Ukas vom fünfzehnten Juli verfügt worden, nachdem die sehr niedrigen Offizier-Gehälter und Pensionen aufgebessert worden waren. Die Altersgrenze für Subalternoffiziere und Hauptleute wurde von 55 und 56 auf 53 Jahre, die der Oberstlieutenants von 60 auf 58 Jahre herabgesetzt.

Auch diese Altersgrenzen erscheinen uns Deutschen noch sehr hoch; denn durchschnittlich werden bei uns Hauptleute mit 41 Jahren und Stabsoffiziere einschließlich der Oberstlieutenants mit 48 Jahren pensionirt. In Frankreich beabsichtigt Galliffet, mit Zustimmung des Ministerrathes, die Altersgrenze für Divisionäre von 65 auf 62 Jahre, für Brigade-Generale von 62 auf 60, für Obersten von 60 auf 58, für Oberstlieutenants von 58 auf 56, für Bataillonskommandeure von 56 auf 54, für Hauptleute von 53 auf 52 und für Lieutenants von 52 auf 50 Jahre herabzusetzen.

Selbst wenn die Kammer diese Herabsetzungen genehmigt, werden also auch in Frankreich noch erheblich weiter gezogene Altersgrenzen als in Deutschland bestehen: für die Corpscommandeure 2 Jahre, die Divisionäre 4, die Brigadegenerale 5, die Obersten $6\frac{1}{2}$, die Oberstlieutenants 8, die Majore 6 und die Hauptleute 11 Jahre. Das Durchschnittsalter für die Pensionirung von Lieutenants bei uns läßt sich bei dem Fehlen einer Statistik nicht feststellen; jedenfalls sind aber Lieutenants von 53 und 50 Jahren, wie sie auch bei den neuen Altersgrenzen in Rußland und Frankreich möglich sind, im deutschen Heer außer in den Invalidenhäusern und bei der Schloßgardecompagnie nicht zu finden.

Diese Unterschiede drängen dem Betrachter die Frage auf, ob nicht vielleicht auch für das deutsche Offiziercorps, unter Aufhebung der diskretionären Verabschiedung, eine gesetzliche, höhere Altersgrenze als diejenige des jetzigen durchschnittlichen Pensionirungalters — wenigstens für die mittleren und höheren Chargen — geboten wäre.

Wenn die beiden Armeen, die am Meisten mit dem deutschen Heere wetteifern, in dem höheren Alter ihrer mittleren und höheren Chargen einen Nachtheil fänden, so würden sie unbedingt schon längst auf die Altersgrenzen des deutschen Offiziercorps herabgegangen sein. Aber auch für die deutsche Armee liegt kein triftiger Grund vor, ihre Hauptleute, Stabsoffiziere und Obersten im besten Mannesalter zwischen 41 und 51 Jahren zu pensioniren.

Der Offizier kommt heute bei der Infanterie etwa als zweiunddreißigjähriger Hauptmann aufs Pferd; und so sehr die Vielseitigkeit und der Umfang des Dienstes gewachsen sind, wird Das vollständig dadurch ausgeglichen,

daß in früheren Zeiten der Hauptmann oder Stabsoffizier erst mit etwa vierzig Jahren beritten wurde. Ueberdies sind die gesammten Existenzbedingungen des modernen Offizierlebens hygienisch günstiger geworden. Weshalb daher gerade das deutsche Offiziercorps, das seinen Beruf mit größter Hingebung und bestem Erfolge pflegt, unter empfindlicher Schädigung Derer, die es angeht, und unter drückender Belastung der Steuerzahler, so rasch erneuert werden muß, wie Das heute geschieht, ist nicht einzusehen. Wenn selbst in dem autokratisch regirten Rußland gesetzliche Altersgrenzen bestehen, und zwar Grenzen, die die Offizierslaufbahn zu einer solchen machen, die die besten Jahre des Mannes von vorn herein vollständig auszufüllen bestimmt ist, ohne daß man darin eine Gefahr für die Armee oder die Selbstherrlichkeit des obersten Kriegsherren erblickte, und wenn gesetzlich normirte Altersgrenzen in der französischen, italienischen, rumänischen und in vielen anderen Armeen bestehen, so dürfte es angezeigt sein, in Deutschland diese Beispiele nachzuahmen. Durch ein Avancement außer der Reihenfolge bleiben doch immer Mittel und Wege genug, besonders begabte Offiziere rechtzeitig in höhere Stellungen und überhaupt den rechten Mann an den rechten Platz zu bringen. Außerordentliche Talente würden auch dann noch gebührend berücksichtigt werden können und die Durchschnittsbegabung könnte durch die gesetzlichen Altersgrenzen vor verfrühter Verabschiedung geschützt sein. Namentlich Süddeutschland würde diese Neuerung mit Genugthuung begrüßen und allgemein würde die größere Sicherheit der Berufsexistenz die Freude am Dienst erhöhen.

Auch das kärgliche Maß der heutigen Pensionsätze spricht für eine Reform. Wenn der Hauptmann mit einundvierzig Jahren verabschiedet wird, erhält er bei einundzwanzigjähriger Dienstzeit 2309 Mark, eine Summe also, die ihn, auch wenn er keine Familie hat, bei standesgemäßer Lebensweise gerade vor dem Verhungern schützt. Bei vierzigjähriger Dienstzeit beträgt das Maximum der Pension beim Hauptmann 3997, beim Stabsoffizier 5135 Mark, wird aber bei den heutigen raschen Pensionirungen von keinem Einzigen erreicht. Endlich: keine andere Beamtenkategorie im Staat ist in ihrer gesammten Existenz so völlig von der diskretionären, geheimen Beurtheilung der Vorgesetzten abhängig wie die Offiziere; und es scheint endlich an der Zeit, diesem aus der Zeit des schrankenlosen Absolutismus herrührenden System ein Ende zu machen.

Will man, unter allen Umständen, auf jüngeren Jahrgängen bestehen, so dürften um etwa ein bis zwei Jahre niedrigere gesetzliche Altersgrenzen als die für die französische Armee geplanten in Vorschlag zu bringen sein.

Breslau. Oberstlieutenant Rogalla von Bieberstein.

# Des Teufels Rache.

In einer mitteldeutschen Haupt- und Residenzstadt, am Ende der Alsenstraße, lag zurückgebaut, in vornehmer Abgeschlossenheit hinter einem gußeisernen Gitter und mitsammt den Nebengebäuden umlaubt von Linden und Rüstern, das Alexandrinen-Krankenhaus. Der Neugierige sah zuweilen an den Fenstern die Diakonissinnen auftauchen in ihren schmucken Häubchen und weißen Schürzen über dem blauen bauschigen Gewand; wenn die Sonne schien, pflegte wohl auch ein Genesender den Arm auf die Fensterbrüstung zu stützen und nach dem Straßengetriebe sehnsüchtig hinüberzuschauen. Nur an Sonn- und Feiertagsabenden wandelten die jungen Schwestern untergefaßt in verstohlenem Geplauder durch die Laubengänge des Gartens.

Das Krankenhaus war durch Zweierlei berühmt: durch die Frömmigkeit seiner Oberin Elisa Freiin von Spohr und durch die schlechten Erfolge seiner Chirurgie. Wenn der Sanitätrath Schmecksäbel, die eine Hand in die andere reibend, mit einem ergebungvollen Augenaufschlag begann: „Es hat dem Herrn schon wieder einmal gefallen," . . so wußte Elisa ganz genau, daß irgend eine Amputation übel verlaufen war. Doch obwohl sie es lange nicht verwinden konnte, daß bei einem Zusammenstoß auf dem Bahnhof viele Verunglückte noch mit dem letzten Aufgebot ihres Athems geschrien hatten: „Nein, . . nicht nach dem Alexandrinenhaus!", so waren doch zwei Gründe für sie ausschlaggebend, keinen Wechsel in der Leitung eintreten zu lassen: daß nämlich Schmecksäbel alle Sonntagsandachten mitmachte und daß er bei seinen Operationen die Hemdärmel nicht heraufstreifte wie die rohen Chirurgen der Universitätklinik. Freilich: die jungen Assistenten hatten bissige Bemerkungen dafür, daß ihr verehrlicher Chef sich an die moderne Idee der Reinlichkeit in der Chirurgie nicht gewöhnen konnte, und pflegten ihm nachzuahmen, wie er am Operationtisch mit einem graziösen, gewiß noch aus der Gymnasialzeit herstammenden Handgriff einmal durch seine lange geölte Mähne und unmittelbar danach durch die Wunde des Kranken fuhr. Viele der Operirten bekamen Wundfieber, die Hälfte davon starb, „durch Gottes Fügung", wie im Jahresbericht zu lesen war; und so geschah es, daß eines Tages die chirurgische Abtheilung verwaist dastand, weil der Assistenzarzt Knall und Fall gekündigt hatte und Schmecksäbel selbst an seinem üblichen Gichtanfall darniederlag, der sechs Wochen anhielt.

Was thun? Nicht jeder Jünger Aeskulaps war geeignet für den Dienst im Alexandrinenhaus. Stets waren vierzig schwesterliche Pantoffelpaare gezückt, um den ungewandten Neuling unterzukriegen, und auf „Sittlichkeit" mußte ganz besonders gesehen werden, seit vor wenigen Jahren ein Wolf im Lämmerstall einen kichernden, weltlichen Ton eingeführt hatte, so daß nicht nur sämmtliche Novizen, sondern auch zwei geprüfte „Korridorschwestern" nach Außen-Stationen versetzt werden mußten. In der ersten Noth versuchte der, wie gewöhnlich, messerscheue Chef der inneren Abtheilung, in die Bresche zu springen, und führte im Schweiße seines Angesichtes einen Bruchschnitt aus, der zwei volle Stunden dauerte und die chloroformirende Oberin fast zur Verzweiflung trieb. Dann aber häuften sich Arbeit und Verantwortung so sehr, daß nach dreitägigem vergeblichem Um-

herfahren, Schreiben und Telephoniren Alles erleichtert aufathmete, als es hieß: „Ein Chirurg ist da."

Niemand wußte, woher er kam; Niemand hatte ihn empfohlen. Wie aus dem Boden gewachsen, stand er plötzlich im Vorzimmer und bat um die vakante Stelle. Der verwirrte Innere fragte nach Zeugnissen. Die seien unterwegs. Wie er denn heiße?

„Dr. Teufel," sagte der Fremdling.

„Das ist aber gar kein Name für unsere Anstalt," rief der entsetzte Tugendwächter. Er eilte zur Oberin. Sie hörte die verhängnißvollen Laute, kreischte auf, eilte dem Geheimrath voran ins Wartezimmer, hob ihr Augenglas und starrte entsetzt und neugierig dem Teufel ins Gesicht.

Dieser stand verlegen da und lächelte. Er hatte im Augenblick nichts Dämonisches an sich, gar nichts: Das mußte auch die Oberin zugeben. Rothblondes krauses Haar umgab seine nicht allzu hohe Stirn, das Gesicht war über und über sommersprossig, die Nase lang und schmal, der Mund fein und schnurrbärtig. Man hätte, trotz einigen „Schmissen," den Ausdruck dieses Gesichtes gutmüthig nennen können, wenn nicht ein eigenthümliches, vom rechten Auge quer zum linken Mundwinkel hinüber spielendes Licht einen fuchsartigen Zug hineingebracht hätte.

Was half es? Ob ihm zu trauen war oder nicht: die Oberin mußte Ja sagen, — und durch die Reihen der Novizen ging ein verhohlenes Flüstern: „Wißt Ihr schon? Der Teufel ist im Haus."

Es währte nicht lange, so zeigte er seine Krallen. Zwar die Vormittagsvisite und auch die Poliklinik, in der unbemittelte Kranke der Stadt unentgeltlich behandelt wurden, ging ohne Störung vorüber. Dr. Teufel arbeitete mit der sicheren Hand eines Vielgeübten, ans Befehlen Gewöhnten und hatte doch für jeden Patienten ein freundliches Wort. Aber um ein Uhr, während Alles sich zu Tisch setzen wollte, erscholl plötzlich die Nothglocke: ein Schwerverletzter war eingeliefert worden und in wenigen Minuten füllte sich der Operationsaal. Schwester Christine, breitschulterig und kinnbackig wie Dr. Martin Luther, hantirte mit Instrumenten und Schwämmen, goß die Lösungen in die richtigen Behälter und überwachte den ganzen Betrieb mit chirurgischem Feuereifer. Der Kranke wurde zurechtgelegt, die Chloroformkappe bereit gehalten. Als die Oberin eintrat, stand der Teufel mit einer reinen Schürze und aufgekrämpten Hemdärmeln da und erklärte, daß sofort amputirt werden müsse. Elisa von Spohr maß ihn mit einem Dulderblick und flötete in langgezogenen Tönen: „Gedenken Sie denn . . . in diesem Kostüm . . . zu arbeiten?"

„Gewiß."

„Wozu denn aber ohne Aermel?"

„Aermel sind Staubfänger."

„Die Arme doch auch."

„Freilich. Aber meine Arme brauche ich nur in die Sublimatlösung zu tauchen, so sind sie wieder desinfizirt. Mit Aermeln kann man so nicht herumpatschen."

„Wir haben aber niemals . . ."

„Der Kranke blutet. Fertig!"

Vor der Logik dieser Thatsache verstummte der Widerspruch. Die Oberin, innerlich empört, bezwungen durch einen kräftigeren Willen, griff nach dem Chloroform, um die Narkose zu leiten, und präsidirte zu Häupten des Daliegenden mit der allerfeierlichsten anklagenden Miene, deren sie fähig war. Die Amputation ging glatt vor sich. Selbst die beiden jungen Schwestern, die Schwämme zuzureichen oder kleinere Hilfen zu leisten hatten und sonst gern ein Wenig zerstreut waren, verwandten heute kein Auge von der Arbeit. Der Teufel, oberhalb der aufgerollten Hemdärmel, straffte einen mächtigen biceps und vollends am Unterarm zeichneten sich bei jeder Bewegung die einzelnen Muskelstränge ab, als wären sie aus dicken Seilen zusammengedreht. Den Operirten nahm er wie ein Wickelkind auf und trug ihn die Treppe hinauf in sein Bett.

Die Oberin, ohne nur ein Wort an ihn zu richten, einer Vertrauten zunickend, strebte zurück in ihre Gemächer, um das nun Wichtigste, die Ausarbeitung eines Kriegsplanes, ohne Säumen zu beginnen. Aber schon zählte der Feind auch Anhänger. Das chirurgische Herz der Schwester Christine hatte kapitulirt und sämmtliche Novizen liefen sich für ihn die Hacken ab. Athemlos, mit leuchtenden Blicken, brachten sie, was er gewünscht hatte. Die ganzen mittleren Semester trugen am nächsten Morgen ihre weißen Hauben kokett nach hinten gerückt, und wenn sie wie zufällig über den Hof an den Fenstern des Doktors vorüber schritten, bemerkte der Assistent der Inneren, ein sehr frommer junger Mann, der jedoch den vollen Gebrauch seines Augenlichtes hatte, wie Einzelne sich plötzlich in den Hüften wiegten und vor der großen Regenlache das Röckchen reichlich einen Zoll höher schürzten als am Tag vorher.

Es sollte noch viel schlimmer kommen.

Das Juwel der ganzen Anstalt war Schwester Marie. Als blutjunges, verwaistes Pastorenkind in den Orden eingetreten, hatte sie seit Jahren den Fuß nicht mehr in die Außenwelt gesetzt. Sie war in jedem Dienst geschickt und wegen der schwärmerischen Liebe, mit der die Kleinen an ihr hingen, der Kinderabtheilung vorgesetzt worden. Als Dr. Teufel am ersten Nachmittag eintrat, saß sie wie Madonna della Sedia, ein hilfloses Bübchen auf dem Arm, mitten im Zimmer und blickte mit den dunkeln, unschuldig fragenden Augen eines Rehes den Kommenden an. Der Teufel stutzte. Noch niemals schienen ihm die weißen Bänder der Schwesternhaube ein so liebliches Oval umrahmt zu haben. Sein Blick klammerte sich an ein rosiges Ohrläppchen, das unter der Haube hervorlugte. „Was fehlt dem Kleinen?" fragte er, um Etwas zu sagen.

„Ach", erwiderte Marie, sich erhebend, „er ist an den Beinchen gelähmt, vom Zahnen her. Ein so gutes Kind!" Damit reichte sie ihm das kleine Bündel hin und der Teufel stand plötzlich als Kinderfrau da, von sehr widerstreitenden Gefühlen bewegt.

„Wir müssen an die Arbeit", rief er und gab das Kind zurück. „Warum brüllt der Schwarzkopf dort so fürchterlich?"

„Der ist am Knie resezirt. Die Kanüle muß heute herausgenommen werden. Er fürchtet sich so vor der Kornzange."

„Das hat er doch nicht nöthig."

„Nicht?"

„Haben Sie ein Bischen Seide?"

„Hier.“ Sie stellte mit flinker Hand alles Nöthige bereit. Eine dicke Gummikanüle ging mitten durchs Knie. Teufel verband die beiden herausstehenden Enden mit einem Seidenfaden und zeigte, wie durch bloßes Anziehen des Fadens die Kanüle hervorgeholt, gesäubert und wieder in ihre alte Lage hineingezogen werden konnte, ohne daß mit Instrumenten im Inneren der Wunde herumgestochert zu werden brauchte. Das Kind, das nur vor der Kornzange Angst gehabt hatte, beruhigte sich und auf Mariens Gesicht lag es wie Sonnenschein, weil man einem ihrer Lieblinge Schmerz erspart hatte. Zutraulich und eifrig schritt sie neben ihrem Meister von einem Bett zum anderen, suchte allerlei Belehrung und streckte am Schluß der Visite mit den bittenden Worten: „Vielleicht, Herr Doktor, wissen sie auch Etwas für mich?“ ihm ihre beiden Hände entgegen. Er nahm, tief in Gedanken, ihre Rechte, die, schmal und mit schlanken Fingern, einst gewiß zart und frisch gewesen, jetzt geröthet und zersprungen war, betrachtete die tief einschneidenden Risse und fragte ganz nebenbei:

„Wie alt waren Sie, als Sie Diakonissin wurden?“

„Sechzehn.“

„Und wie lange sind Sie an der Arbeit?“

„Neun Jahre.“

„Und versehen die Abtheilung ganz allein?“

„Das ist doch selbstverständlich.“

„Scheuern, putzen, waschen?“

„Die scharfen Karbollösungen sind wohl das Schlimmste.“

Der Teufel sah ihr tief in die Augen, sagte kurz: „Ich will Etwas für Sie finden“ und schritt hinaus.

„Adieu, Onkel Doktor!“ riefen die Kinder hinter ihm drein.

Als er am anderen Tage wiederkam, war an Marie die Reihe, zerstreut zu sein. Sie erröthete, hatte den Irrigator nicht bei der Hand, schämte sich ihrer Vergeßlichkeit, blickte unter langen seidenen Wimpern immer nur halb empor, holte tief Athem, bevor sie antwortete, — und so kam es, daß, als im Nebenzimmer ein isolirt liegendes, frisch operirtes Kind zu verbinden war und sie von der einen, der Doktor von der anderen Seite des Bettchens her über den Patienten gebeugt standen, der viele Kubikmeter fassende Raum für zwei verhältnißmäßig nur kleine Köpfe plötzlich nicht mehr ausreichte. Sie stießen mit den Stirnen an einander, bogen ein Wenig aus, dann, wie zwei Schiffe, die einander entern, legte sich Wange an Wange, — und mit einer schnellen Bewegung küßte der Teufel ein rosiges Ohrläppchen, dicht am weißen Haubenband.

„Herr Doktor?“ rief Marie zurückfahrend.

„Sie verschieben die Binde!“ sagte der Teufel trocken.

Bestürzt machte sie sich wieder an die Arbeit. Als der Verband fertig war, richtete sich der Böse hoch auf, nahm mit einem festen, etwas schlauen, doch nichts weniger als schuldbewußten Blick von ihr Abschied und war verschwunden.

Marie aber stand noch lange, die Linke aufs Herz gepreßt, mit der Rechten die Augen beschattend, zitternd da und wußte nicht, wie ihr geschehen war.

Die Oberin ahnte wohl kaum, daß eins ihrer liebsten Lämmer bereits in den Klauen des Widersachers schmachtete, als ein Zwischenfall eintrat, der die

Dinge schnell zur Krisis führte. Im zweiten Stock lag ein fünfzehnjähriges, liebenswürdiges Mädchen, das nach schwerem Typhus eben fieberfrei geworden war, hilflos. Die Korridorschwester, die es gut meinte, nahm die Kleine eines Tages auf den Arm, schleppte sie ins Bad, setzte sie hinein, wusch sie und trug sie wieder zurück. Auf dem Heimweg zur Stube ging der Kranken der Puls aus, und als sie im Bett lag, galt sie der erschreckten Pflegerin für tot. Die Klingel ging, alle Schwestern vom Korridor kamen hervor, eine Novize wurde schnell zum Pfarrer geschickt, die übrigen knieten um das Bett herum und sangen die Litanei.

Da begegnete die Novize auf der Treppe dem Teufel.

„Wohin?" rief er.

„Ach, denken Sie nur, Herr Doktor: die Annie ist gestorben."

„Wie denn?"

„Im Bade." Damit lief sie weiter.

Der Doktor kannte die Kranke. Er war gestern auf Wache gewesen und die Schwestern von der Inneren, die auch gern mal mit dem Teufel zu thun haben wollten, hatten ihn gerufen. So sprang er die Treppe hinauf, trat ein und schmetterte nach einem Blick, nach einem Hinfühlen mitten in den Gesang hinein:

„Die Beine hoch!"

Die Schwestern, in heller Empörung, fuhren auf: da hatte er schon die Hacken der Scheintoten emporgehoben und sie der Nächsten am Fußende in die Hand gedrückt. Er selbst sprang ans Kopfende, riß die Kissen heraus, so daß der Kopf tief zu liegen kam und begann, „künstliche Athmung" einzuleiten.

„Wir singen doch die Litanei!" protestirte die Korridorschwester.

„Unsinn!" rief der Teufel, „Das passirt immer, wenn man Typhuskranke zu früh aufrichtet. . Da wird das Hirn blutleer. . Da muß man das Blut wieder hineinleiten und die Ohnmacht hört auf." Damit hebelte er die Arme bald nach vorn, bald nach hinten, den Brustkorb wie in der Athmung ausdehnend und leerend, und während die Verdutzten noch rathlos die Hände zusammenschlugen und einander kopfschüttelnd anblickten, war schon pfeifend die erste Lufteinziehung zu hören.

„Da!" rief der Teufel. „Wir kriegens!" Als die Oberin mit dem Pfarrer hereinkam jappte das arme Kind schon wieder; bald war die Athmung, wenn auch schwach, doch regelmäßig; das Herz schlug dem kommenden Leben entgegen. Dr. Teufel empfahl sich still und bescheiden. Die Oberin aber, ohne ein Wort des Dankes zu äußern, begleitete seinen Abgang mit einem Blick, der deutlich sprach: „Es ist unverzeihlich, was Du gethan hast. Unter dem guten Schmecksäbel würde Das nicht passirt sein!"

Nun begannen die offenen Feindseligkeiten: die lieblose Küchenschwester kränkte den Teufel mit alter Butter und hartem Rindfleisch; bald vor dieser, bald vor jener Thür seiner Station sollte er warten, weil Andacht sei; beim Chloroformiren ließ die Oberin sich vertreten, wodurch sie ihre höchste Nichtachtung auszudrücken glaubte; der Geheimrath aber fragte schon am nächsten Mittag nach der Visite kurz und gut:

„Wie lange denken Sie noch bei uns zu bleiben?"

Dr. Teufel trat einen Schritt zurück und erwiderte: „Bin ich im Weg?"

„O, durchaus nicht. Aber es hat sich ganz zufällig Jemand gemeldet, dem wir die Stelle, sobald er mit dem Examen fertig wäre, schon früher zugesagt hatten und der auch in jeder Hinsicht in den Geist unserer Anstalt hineinpaßt. Er ist bereit, in drei Tagen anzutreten... Wär es Ihnen recht, ... da Sie ja doch nur provisorisch angestellt wurden?" ...

Der Verstoßene verbeugte sich, ohne ein Wort zu äußern, machte Kehrt und ging auf sein Zimmer. Aber die Augen blitzten ihm und seine schmalen Lippen lagen fest auf einander.

Am dienstfreien Nachmittag fuhr er in die Stadt und machte Einkäufe. Den ersten in einem Juwelierladen, den anderen in einer Apotheke. Er mußte sich das Rezept selbst verschreiben; es war Phosphor, reiner Phosphor, was er verlangte, und zwar ein derbes Stück.

Bei der Abendvisite auf der Kinderabtheilung empfing ihn Marie blaß, mit leicht verweinten Augen, sonst ruhig und gefaßt; nur einmal maß sie den Feind mit einem langen, fragenden Blick. Sobald die Arbeit im Isolirzimmer gethan war, nahm er sie unvermuthet beim Arm, schob sie in die nahe Fensternische und sagte lächelnd:

„Schwester, ich habe auch mitgebracht, um was Sie mich baten."

Sie schien verwirrt und stammelte: „Ich? . . Sie gebeten? . ."

„Jawohl . . Etwas für Ihre Hände. Die sollen mir wieder heil und glatt werden. Sie müssen Etwas tragen. Wollen Sie?"

„Was denn?"

Da nahm er ihre Linke; und ehe sie sich Dessen versah, steckte er einen Goldreif an ihren Ringfinger. Sie erschrak. Purpurglühend, schwer athmend, stand sie da. Mit der Rechten zugreifend drehte sie und drehte, aber merkwürdig —: der Ring ging nicht mehr herunter. Plötzlich fühlte sie sich von einem sehnigen Männerarm an der Schulter umschlungen. Ein Stürmischer preßte sie an sich, hob mit der Linken ihr Kinn, küßte sie auf die Stirn und flüsterte:

„Solls gelten?"

Da sanken ihr die Arme herab. Willenlos schmiegte sie den schlanken Leib ihrem Liebsten entgegen, hauchte selig und selbstvergessen: „Ja!" Und er, unverweilt, stempelte mit kräftigen Siegeln den holden Vertrag auf Mund und Wangen. Dann küßte er heftig und feuchten Auges auch ihre beiden Hände, legte sie vor seine breite Brust und raunte: „In einer Stunde bin ich wieder da. Meines Bleibens ist hier nicht länger. Liebchen, . . . sei verschwiegen!"

„Alles, was Du willst!" erwiderte sie.

Im ersten Stock war ein räudiges Schäflein als „Nachtschwester" thätig, die Tochter eines reichen Brauherrn, von den Eltern zu Busse und Besserung unter die Diakonissinnen gesteckt. Sie und der Teufel hatten einander bald verstanden, so daß er auf sie zählen konnte, und im Vorbeigehen fragte er sie wie zum Scherz:

„Schwester Berthalde, wollen wir heute einen Ball geben?"

„Gern," antwortete sie und ihr Schelmengesicht leuchtete auf.

Er trat mit ihr in die Stube einer Privatkranken, die, auf beiden Ohren taub, jüngst am Schläfenbein operirt war; von da in einen größeren Raum, der, über den Gemächern der Oberin liegend, nur im Nothfall belegt wurde

und mit einem Balkon versehen war, von dem eine kleine Feuertreppe zur Veranda vor der Kinderstation und von da in den Garten hinabführte. Hier wurde kurzer Kriegsrath gehalten, dann trennten sich die beiden Verschworenen bis zum Wiedersehen.

Sternlos zog die Nacht herauf. Als Elisa Freiin von Spohr gerade beschäftigt war, ihre umfangreiche Jungfräulichkeit in schneeweißes Linnen zu hüllen, fuhr sie, auf der Bettkante sitzend, wie von einer Nadel gestochen zusammen. Was bedeutete Das? . . Just über ihr ein Stampfen, schlürfende Tritte und wahrhaftig, . . das leise Klingen war ja . . ein Walzer! Sie schellte heftig. Die Vertraute kam und mußte das unmöglich Scheinende bestätigen.

„Das ist auf Nr. 13!" rief sie.

„Sofort hinauf!" krähte die Oberin, machte sich eilends fertig und trat, gefolgt von ihrer ganzen Adjutantur, den Gang nach oben an. Vor der Thür von Nr. 13 blieb die Gruppe stehen und lauschte, mit langen, entsetzten Gesichtern. Innen Gekicher, die Klänge einer Spieldose, dazu deutlich getanzt und gesungen:

„Siehste wohl, da kimmt er,
Große Schritte nimmt er . ."

„Oeffnen!" rief die Oberin und rüttelte vergebens an der Thür. „Auf! . ."

Sogleich ließ innen das Singen und Tanzen nach. Man versuchte, vom Zimmer der Ohrenkranken aus vorzudringen, aber auch hier erwies sich die Thür als verschlossen. Während in fieberndem Aufregung berathen ward: „Was nun?" erloschen plötzlich auf dem Korridor sämmtliche Glühlampen, es wurde stockdunkel, und nur am Fußboden flammte es phosphoreszirend von hufartigen Spuren. Ein Aufschrei folgte: „Der Teufel!!" Und mit wankenden Knien stürzte die ganze Schaar der Mitteltreppe zu, um, Eine an der Anderen sich haltend, die sicheren Räume des Erdgeschosses wieder zu gewinnen.

Das Abdrehen der Leitung war Dr. Teufels letztes Werk. Ohne Störung erreichten er und seine Braut das Gartengitter, an dessen Außenseite ein Freund mit seiner jungen Gattin, die vor Aufregung über die romantische Flucht bebte, das Paar empfing und zu einem kleinen Verlobungmahl nach seiner nahen Wohnung entführte.

Die Schreckensnacht blieb noch lange Jahre im Alexandrinenhause Gesprächstoff für die Dämmerstunden. Die kleinen Novizen, wenn sie davon hörten, dachten seufzend: „Ob solch ein Teufel wohl jemals wiederkommt? . ." Berthalde ward, trotz kaltblütigem Leugnen, nach Hause zurückgeschickt — was sie längst wünschte —, Marie aber nach Jahren von einer „Außen-Schwester" im Thüringischen als muntere Doktorsfrau angetroffen. Sie war überglücklich, mit ein paar kraushaarigen Buben an der Hand. Nur die älteren Jahrgänge schüttelten, wenn auf sie die Rede kam, ihre Hauben und brummten unversöhnt: „Sie hat sich dem Teufel ergeben!" . .

Mannheim. Dr. Robert Hessen.

# Alexander Petöfi.

Im Februar des Jahres 1844 tauchte ein Wanderschauspieler von defektem Aeußeren in Pest auf, in einem verblichenen, abgenützten Tuchmantel, mit einem langen, geglätteten Schlehenstock und mit einem Band Gedichte. Elend und Poesie, die graue Wirklichkeit und glänzende Träume, eine öde Gegenwart und stolze Phantasiegebilde: Das war bisher das Leben dieses Mannes gewesen. Jetzt beherrschte ihn „die Empfindung des Kartenspielers, der sein letztes Geld einsetzt, — auf Tod oder Leben." Er siegte. Vörösmarty verschaffte ihm einen Verleger, der Name Alexander Petöfi löste sich langsam aus dem Dunkel. Und nach fünf Jahren, die reich an Gefühls- und Stimmungwechsel waren, verschwand er, wie ein Komet verschwindet, „dessen Glanz nach Jahrhunderten die Völker wieder schauen, bewundern."

So kurz dieses Leben war, so sehr es einem Traume glich: in den wunderbaren Liedern Petöfis leben unsere Gefühle, pocht unser Schmerz, seufzt unser Kummer; unser Zweifeln gährt in ihnen und unsere Vaterlandsliebe durchglüht sie. Wir sehen ihn im Geiste vor uns, mit seinem gelbbraunen Antlitz, seinen leuchtenden, schwarzen Augen, seiner freien Stirn und der römischen Nase, mit seinen dichten, wirren Haaren, als ob er noch lebte und sein Wort hören ließe, sein Liebesleid klagte und sein Volk lehrte, wie man leben und, wenn es sein muß, sterben soll: fürs Vaterland.

Petöfi war kein Wunderkind, aber sein Kunstinstinkt erwachte frühzeitig. Er dichtete schon als Schüler und hielt mit seiner satirischen Kraft seine Mitschüler im Banne. In Selmecz erntet er die ersten dichterischen Erfolge, in Papa tritt er zum ersten Male öffentlich auf und im Jahre 1842 schreibt er an Szeberenyi: „Ich strebe in die Höhe und werde das Ziel nicht aus den Augen verlieren! Künstler und Dichter! Freund, dafür begeistere ich mich. Aber schon lange ists entschieden, daß aus mir kein Dutzendmensch werden kann."

Seine Vereinsamung, seine Leiden, seine Wanderungen, seine frühen Lebenserfahrungen gaben ihm die Richtung: ein unerschöpflicher Liederborn war ihm das Leben, das ihn mit den reichsten Nuancirungen der Gefühle versah, seine ganze innere Gefühlswelt aufrüttelte, veränderte, in Brandung trieb. Er besaß einen starken Glauben an sich selbst. Alle Schicksalsschläge, die ihn trafen, dünkten ihn nur Prüfungen der Gegenwart, dazu bestimmt, seine Zukunft um so glänzender zu gestalten. In seinen „Uti jegyzetek" (Reiseskizzen) schreibt er im Jahre 1845: „Als ich meinen Namen noch nicht gedruckt sah und nur für mich selbst kritzelte, als ich noch Statist beim Nationaltheater war, als ich Soldat war und auf Wache stand . . .

hatte ich ſtets die klare Ahnung davon, was einſt mit mir geſchehen würde und ſeitdem geſchehen iſt!"

Dieſe klare Ahnung iſt die Quelle ſeiner Dichterphantaſie. Er ſucht Zuflucht bei ſeiner Muſe und ſie rettet ihn. Sein Stil, der anfangs zwiſchen verſchiedenen Formen ſchwankte, hat ſich nach ſeinen Erfolgen in Budapeſt endgiltig abgeklärt. Von nun ab lebte er ganz der Dichtkunſt; und je ruhiger er wurde, je mehr er ſich in ſich ſelbſt verſenkte und die feinſten Regungen ſeines Seelenlebens beobachtete, in deſto kunſtvollerer Form ſtrömte die Muſik der lyriſchen Töne von ſeinen Lippen. Die hiſtoriſche Vergangenheit ließ den Dichter kalt; um ſo empfänglicher war ſeine Phantaſie für die Gegenwart und deren Entwickelung, für die Gährungen der Zukunft. Er kannte die Stimmung der Gleichgiltigkeit ſelbſt im Alltagsleben nicht, um wie viel weniger in der Dichtung; er hatte nichts von der Art der franzöſiſchen Parnaſſiens, ſondern ſeine Seele ſchwebte ſtets zwiſchen Extremen, er jubelte oder grollte: ein Charakter, nicht ganz unähnlich dem ſtolzen Weſen des Coriolan, den er von allen Helden Shakeſpeares am Meiſten liebte. Er gleicht Viktor Hugo in der leidenſchaftlich inſpirirten Phantaſie, aber er unterſcheidet ſich trotz allem Feuer ſeines Temperamentes, ſeiner Exaltation und ſeiner nach Aufregungen haſchenden Seele von dem großen Franzoſen dadurch, daß er genug nüchternen Sinn beſaß, um den Ueberſchwang zu zügeln. Viktor Hugo ließ ſich vom furor poeticus in das Unmögliche fortreißen, Petöfi ließ ſich von dem poetiſchen Feuer wohl begeiſtern, aber nicht beherrſchen.

Außer ererbten Familienzügen — heftiges Temperament des Vaters und weiches, träumeriſches Weſen der Mutter — ſpiegeln ſich in ſeinen Dichtungen auch einige Raſſenmerkmale, verſtärkt und veredelt durch die Kraft des Genies: Stolz und glühende Vaterlandsliebe. Ja, die heiße Liebe zum Vaterland kann wohl als eine in hundertjährigen Kämpfen erworbene Raſſeneigenſchaft des ungariſchen Volkes gelten; und ſie fand in ſeinen Liedern den herrlichſten Ausdruck. Zwei Züge treten an ſeiner Perſönlichkeit beſonders hervor: ſeine Subjektivität und ſeine Aufrichtigkeit. Er ſchätzte Aufrichtigkeit an ſich und Anderen über Alles. „Bei meiner Geburt hat das Schickſal die Aufrichtigkeit in meine Wiege gelegt und ich werde ſie als Bahrtuch mit mir ins Grab nehmen." (Reiſebriefe, 1847.) „Wenn die Aufrichtigkeit ein Fehler iſt", ſagt er in einem Aufrufe vom Jahre 1848, „ſo iſt Das nicht mein Fehler, ſondern ein Fehler des ganzen magyariſchen Volkes, das aufrichtig war ſeit der Erſchaffung der Welt; und ich geſtehe: ich will nicht beſſer ſein als mein Volk, ich will die guten und die ſchlechten Eigenſchaften der magyariſchen Nation beſitzen, ich will ein Ungar ſein vom Scheitel bis zur Sohle." Dieſe Aufrichtigkeit erklärt Vieles in ſeiner Dichtung; noch mehr aber erklärt ſeine Subjektivität. Sich ſelbſt empfindet er im

Sturm, der tobt, und im Windhauch, der kost; im zitternden Strauche erbebt sein eigenes Ich und die herabhängenden Zweige der Trauerweide sind ihm das Bild seiner verzagten Seele. Wendet er sich an die Geschichte, um scheinbar aus ihr zu schöpfen, so trägt er doch nur seine eigenen Anschauungen, seine eigene Stimmung in die Ereignisse herein, mit einem Wort: er schildert in der Vergangenheit und in der Gegenwart und in den Bildern der Zukunft immer nur sich selbst. Mag ihn das ruhige Dahinströmen der Theiß oder die düstere Verlassenheit des „Kuthakaparó", eines verlassenen Wirthshauses in der Pusta, oder die sterbende Natur der Septemberlandschaft poetisch ergreifen; mag er das Alföld sehen, Klein-Kumanien oder Siebenbürgen: er sieht nur sich selbst, in verschiedenen Situationen, in verschiedenen Stimmungen. Er steigt bis in die verborgensten Gefühlstiefen hinunter und sprengt wie der Bergmann von dem härtesten Gestein kostbare Schätze ab.

Budapest. Professor Dr. Bela Lazar.

# Das Jahr des Heils.

Das war also das Jahr des Heiles, in dem der Industriefleiß üppig wie nie aufschoß, das Jahr der Arbeit und der Riesenerfolge, das Jahr ungestümen Sturmes und Dranges, wo die Zechen und Hütten ihre Leistungsfähigkeit bis zum Aeußersten anspannten, das Jahr, in dem das ganze Deutsche Reich mit Gold förmlich gepflastert werden sollte. Wir stehen am Ende und werden beim Beginn des neuen Jahrhunderts in Kirchen, Schulen und Kasernen die Segnungen des scheidenden Jahres preisen hören. Was ist aber der wirthschaftliche Erfolg? Ringsum sehe ich leere Taschen. Ziffern beweisen! Die Reichsbank trat in das Jahr 1899 mit sechs Prozent Diskont ein und war um die Mitte des Januars schon in der Lage, ihn auf fünf, im Februar, auf vierundeinhalb, und im Mai, auf vier Prozent herabzusetzen. Im August stieg der Diskont auf vierundeinhalb, bald auf fünf, am dritten Oktober sogar auf sechs und am neunzehnten Dezember auf sieben Prozent, einen in der Geschichte der Reichsbank noch nicht dagewesenen Stand. Damit wären wir — bei neun Prozent Ultimogeld — zu einem wahren Kriegsgeldsatz angelangt, wie er nicht einmal in den Zeiten der wirthschaftlichen Ueberspannung und wirthschaftlichen Katastrophe der siebenziger Jahre vorgekommen ist. Außer in den Jahren 1866 und 1870/71 hatte auch die Preußische Bank, die Vorgängerin der Reichsbank, nur zur Zeit der großen Handelskrisis des Jahres 1857 nöthig gehabt, ihren Diskont bis auf sieben Prozent zu erhöhen. Der Privatdiskont hält sich in gefährlicher Nähe des Bankdiskonts; und so ergiebt sich denn für das Jahr 1899 ein Durchschnittsbanksatz von über fünf Prozent. Wie wir in den letzten zehn Jahren „fortgeschritten" sind, zeigt deutlich die nachfolgende Aufstellung:

| | 1890 | 1891 | 1892 | 1893 | 1894 | 1895 | 1896 | 1897 | 1898 | 1899 | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Reichsbank-diskont: | 4,52 | 3,78 | 3,20 | 4,07 | 3,12 | 3,14 | 3,66 | 3,81 | 4,27 | über 5 | Prozent |
| Privatdiskont in Berlin: | 3,81 | 3,09 | 1,79 | 3,21 | 1,77 | 2,02 | 2,99 | 3,08 | 3,56 | etwa 4,90 | Prozent |

Die Ursachen dieser beängstigenden Progression liegen auf der Hand. Die wirthschaftliche Inanspruchnahme übersteigt die Geldkraft des Landes. Der unmittelbare Anlaß für die Diskonterhöhungen der Centralbanken ist freilich spezieller Natur. Die Steigerung der Wechselkurse läßt eine Goldausfuhr aus Deutschland befürchten und dieser Gefahr kann nur durch Erhöhung der Geldsätze vorgebeugt werden.

Die schweren Niederlagen der Engländer auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen Südafrikas haben der Bank- und Börsenwelt einen furchtbaren Schreck in die Glieder gejagt. Die an der londoner Börse eine Zeit lang künstlich gesteigerten Minenkurse brachen zusammen. Bisher verließ sich die ganze Welt auf die Schätze der Bank von England; heute ist diese selbst in Verlegenheit, wie sie den Goldbedürfnissen gerecht werden soll. Gerade jetzt drängen unter Anderem die Valutaansprüche Argentiniens zur Deckung der Wollimporte gebieterisch nach Befriedigung und der Welthandel droht zu stocken, weil ihm das Lebenselixir, das gelbe Metall, vorenthalten wird. Sonst schickten die südafrikanischen Goldfelder durchschnittlich einunddreißig Millionen Mark in jedem Monat nach London. Dieser Zufluß ist „versiegt" und wird um so länger ausbleiben, je erfolgloser die englische Kriegführung gegen die Buren ausfällt. Es ist ein übles Zeichen, daß die Bank von England sich nicht scheut, an die Oesterreich-Ungarische Bank mit der Bitte um Gold gegen Kurz-London heranzutreten, und noch schlimmer ist, daß sie um eine so geringfügige Summe wie zwei Millionen Pfund sich an einen Markt wenden muß, der von ihr sonst kaum beachtet wurde. Wo ist der Stolz Albions geblieben? Ja, man spricht sogar schon von einer Suspension der englischen Bankakte, ganz wie sonst in wirthschaftlich schwachen Staaten besondere Gesetze verlangt werden, um über natürliche Verhältnisse mit künstlichen Maßregeln hinwegzutäuschen. Im Jahre 1857 war die Notenreserve der Bank von England auf etwa einundeinhalbe Million und am „Schwarzen Freitag", im November 1866 — nach der schweren Katastrophe, die über das Haus Overend, Gurney & Compagnie hereingebrochen war — auf etwa 700 000 Pfund Sterling gesunken: in beiden Fällen mußte die peelsche Bankakte vorübergehend aufgehoben werden. Sollten wir uns aber heute wirklich schon in einer Verzweiflunglage befinden, wie sie damals die ganze Welt aufpeitschte? Eine übereilte Bankpolitik Englands würde den internationalen Geldmarkt dauernd schädigen; es giebt keinen festen Halt mehr, wenn die Bank von England aufhört, ihren Notenumlauf voll mit Gold zu decken. Erfreulich bleibt es bei aller Geldknappheit dieses Kraftjahres trotzdem, daß sie nicht einer wirthschaftlichen Kalamität, sondern der glänzenden Hochkonjunktur entsprungen ist; und darum darf man hoffen, daß die fortgesetzte Steigerung des Bankdiskontes als Warnungsignal verstanden werden wird und daß, wenn eine bewußte Regulirung der wirthschaftlichen Bewegung überhaupt noch möglich ist, allmählich ein Halt im Vorwärtsstürmen und ein Zurückebben in ruhigere und normale Verhältnisse eintreten wird.

Wie sich übermäßige Anspannung der Kräfte und gewaltsame Verrenkungen rächen, zeigt der Zusammenbruch der New-York Produce Exchange Trust Company. Die amerikanischen Börsen wurden zum Schluß des Jahres, das ihnen größere Reichthümer in den Schoß warf als je zuvor ein anderes, von einer Panik ergriffen, die wie der Anfang vom Ende aussah. Dort geht eben Alles gleich ins Ungeheure, Gründungen und Fallissemente; und selbst die schönsten Botschaften Mac Kinleys werden in den Wind geschlagen, wenn ein Geldsatz von zweihundert Prozent seine lähmende Macht ausübt. Obgleich die großen Bankiers, um nicht Tausende von Existenzen durch den Wirbelwind vernichtet zu sehen, so weitherzig waren, am schlimmsten Tage den Prozentsatz für die Prolongation bis auf sechs Prozent herunterzusetzen, gab es an der new-yorker Börse kein Halten und mit einem Schlage stieg der Geldsatz, der durch diese Intervention auf siebenzig Prozent gefallen war, wieder auf einhundertundfünfundzwanzig Prozent. Vielleicht steht aber auch dem freien Amerikaner ein Wenig Bescheidenheit und Mäßigung gut an, wenn er damit die wirthschaftliche Gesundung des Vaterlandes erkaufen kann.

Das Gegenstück zu den Finanz- und Wirthschaftverhältnissen der Vereinigten Staaten bildet Rußland. Zwar geht der Zar Arm in Arm mit seinem bewährten Finanzminister, den er eben erst seiner „unabänderlichen Wohlgewogenheit und aufrichtigen Dankbarkeit" versichert hat, und ist mit Allem einverstanden, was Herr S. J. Witte auf Grund seiner „weisen Erfahrung, seines seltenen Geschickes in der Leitung der Finanzverwaltung und seiner unermüdlichen Energie" für die Interessen des russischen Staats- und Volkshaushaltes bisher gethan hat. Der nüchterne Beobachter kommt aber zu anderen Urtheilen. Die russischen Finanzen befinden sich in einer traurigen Verfassung. Der letzte Zweifel daran ist durch die eilfertige Beflissenheit, mit der die Reform- und Reorganisationvorschläge für den wirthschaftlichen Innen- und Außendienst des russischen Reiches verkündet worden sind, beseitigt worden. Es klingt beinahe wie Hohn, wenn Herr Witte unter Zustimmung des Finanzkomitees erklärt, die finanzielle Sachlage erfordere keine allgemeinen außerordentlichen Maßnahmen. Ist etwa das Moratorium, das den Groß- und Kleinbanken für die Bezahlung ihrer Wechsel und sonstigen Schulden eingeräumt worden ist, keine außerordentliche Maßnahme? Mag die russische Regirung in offiziellen Schriftstücken noch so oft wiederholen, es handle sich dabei nur um die Unterstützung solider Unternehmen, um die Beruhigung des Marktes: es kann unmöglich verkannt werden, daß die Wurzeln der russischen wirthschaftlichen Krisis sehr tief hinabreichen. Eine ungeahnte Vertheuerung des Kapitals, die schwachen Ernten der letzten Jahre, ein künstlich gesteigerter, treibhausmäßiger Aufschwung der Industrie und im Zusammenhang damit die Verschlechterung der Handelsbilanz: Das sind Thatsachen, die sich weder durch Finanzkünsteleien noch durch wohlwollende Sanirungversuche im Kleinen aus der Welt schaffen lassen. Immerhin bleibt es ein unvergänglicher Ehrentitel des russischen Ministers, daß er mit der Durchführung der Goldwährung die Geldcirkulation definitiv zu ordnen unternommen hat. Ein solches Ziel läßt sich nur nicht in ein bis zwei Jahren erreichen; das Land muß langsam für die neuen Grundsätze heranreifen und inzwischen geht es nicht immer ohne Widerspruch und ohne Rückfälle ab. Noch hat der emsige Herr Witte nicht das Recht, sich auszuruhen und einem seiner vielen Neider das Feld zu räumen. Der frühere Stationvorsteher von Grajewo, der an den

Waarenzügen der Ostpreußischen Südbahn zuerst den internationalen Verkehr kennen lernte und mit fabelhafter Schnelligkeit auf einen Posten gelangte, der ihm das riesige Kulturwerk einer Reform des gesammten russischen Wirthschaftkörpers zur Pflicht machte, ist mit seiner Aufgabe immer höher gewachsen. Aber er darf nicht verkennen, daß an der Jahrhundertwende der Zusammenhang der Verhältnisse stärker ist als jedes Einzelnen Wollen. Unter den wuchtigen Stößen der Geldmacht erzittert die Mauer, die Rußland vor der Ueberfluthung mit fremdländischen Waaren schützen und für die Ewigkeit Bestand haben sollte. Alle sorgsame Vorausberechnung, auf der die Gründung von Industrien aufgebaut ward, scheitert an der Unmöglichkeit, die reichen Mittel des Landes in dem nöthigen Umfang und mit der erforderlichen Schnelligkeit flüssig zu machen. Das große Publikum erfährt nur von gewissen Schritten, die wenigstens die übelsten Folgen des überhitzten Gründungeifers der russischen Regirung und ihrer Handlanger beseitigen sollen; wer aber einen Einblick in die Akten des russischen Ministeriums genommen hat, staunt über die Unzahl der Hilfequellen, die man zu erschließen versucht, um der Geldkalamität zu begegnen. Um die gesteigerten Bedürfnisse der Banken und Börsen auch nur einigermaßen zu befriedigen und das Gespenst des Krache fernzuhalten, greift man mit beiden Händen in die Staatskassen und läßt jede Rücksicht auf den Fiskus fahren. So war zum Beispiel bestimmt worden, daß vom ersten Januar 1900 an die russischen Banken nur auf solche Effekten Darlehen on call ausgeben sollten, die an den russischen Börsen gehandelt werden und hierdurch eine gewisse Garantie bieten. Neuerdings werden aber auch Papiere beliehen, die überhaupt nicht unter das Publikum gebracht worden sind und nirgends einen Markt finden. Man begnügt sich mit einem befürwortenden Gutachten der lokalen Finanzkommission; die Erfahrung lehrt aber, daß in solchen Fällen auf ein uninteressirtes Urtheil dieser Kommissionen nie zu rechnen ist. Den allerbedenklichsten Charakter hat diese Hingabe von Staatsgeldern zur Stütze privater Unternehmungen und privater Spekulation aber dadurch angenommen, daß die russische Reichsbank sich auf die Reserven des Reichsschatzamtes stützen muß, die bei ihr deponirt sind und unter normalen Verhältnissen unangetastet bleiben sollen. Was sonst nur in Kriegszeiten geschah, ist jetzt in Folge der Geldkrisis eingetreten: die Bank muß, wenn sie nicht auf weitere Kreditgewährung Verzicht leisten will, die Einzahlungen des Schatzamtes fort und fort angreifen. Dieser Ausweg, den sich in der jüngsten Periode des Goldmangels ein so stark fundirtes Institut wie die Bank von England wohl zeitweilig erlauben durfte, ist aber für eine minder kräftige und minder selbständige Centralbank durchaus gefährlich und hätte deshalb von der russischen Reichsbank vermieden werden müssen. Freilich ist es auch möglich, den Notenumlauf der Bank zu erhöhen. Aber was wäre damit Anderes erreicht, als daß gewissermaßen eine Schuld von einem Konto auf ein anderes gebracht würde? Wenn heute irgend ein politischer casus belli, der in unserer dräuenden Zeit und bei der Mannichfaltigkeit der russischen Interessen, zumal im fernen Osten, immer denkbar ist, einträte, so würde das Guthaben des Reichsschatzamtes, das gerade für solche Fälle als Tresor dienen soll, nicht liquide zu stellen sein; der internationale Geldmarkt ist in solchen Augenblicken am Wenigsten geeignet, mit schleunigen Vorschüssen für dringende Staatsbedürfnisse beizuspringen, und die Reichsbank befindet sich, welchen Druck man

auf sie auch ausüben mag, nicht in der Lage, die verzettelten Staatsdepots wieder zu ergänzen. Nach seiner bisherigen Verfassung verfügt das Institut auch nicht über private Depositen, die schlimmsten Falles herhalten könnten. Für jedes wohlgeordnete Staatswesen ist das Vorhandensein eines eisernen Kapitalbestandes für unvorhergesehene Ereignisse unumgänglich nöthig; und es muß schon sehr, sehr schlimm um die russischen Diskontirungverhältnisse stehen, wenn die Reichsbank so weit gehen mußte, diesen eisernen Bestand zu dezimiren. Ein Rückfluß von Mitteln nach Rußland in irgendwie erheblichem Maße ist zur Zeit nicht zu erwarten. Die Handelsbilanz geht thatsächlich ganz erschreckend zurück; so weit bisher authentische Ziffern für das Finanzjahr 1899 bekannt sind, ist die Ausfuhr des Landes im Vergleich mit dem Vorjahr um etwa dreißig Prozent gefallen, während die Einfuhr nur um sieben Prozent gestiegen ist. Dieses Verhältniß könnte freilich als günstig gedeutet werden, wenn die Einschränkung des Exportes ihren Grund darin hätte, daß der inländische Konsum gewachsen wäre und nach Deckung durch die eigene Produktion des Landes für das Ausland weniger Güter übrig ließe. Dem ist aber leider nicht so. Die Einfuhr konnte sich nicht stärker ausdehnen, weil das Ausland den russischen Fabriken keine größeren Kredite einräumen wollte, und die Ausfuhr mußte erheblich eingeschränkt werden, weil Urstoffe und Produktion nicht in dem früheren Maße zur Verfügung standen. Und dabei hat sich der inländische Verkehr im Allgemeinen eher vermindert als erhöht; lediglich auf dem Gebiet des Staatsbahnwesens kamen umfangreiche Neuanlagen mit russischem Material zur Ausführung. Die vielen Maschinen- und Textilwaarenfabriken, die im Laufe dieses Jahres im Zarenreich entstanden sind, waren angelegentlich darauf bedacht, ihre Bedürfnisse auf ein Mindestmaß zu reduziren; trotzdem sind fast alle von der Kapitalnoth mitergriffen worden. Aus diesem Gesichtspunkt ist die Verschlechterung der russischen Handelsbilanz ein gewichtiges Mene Tekel und die Wandlung ist um so bedenklicher, als die Ursachen, die sie herbeigeführt haben, noch auf längere Zeit hinaus weiter wirksam sein werden. Die Mißernten sind von größter Bedeutung gewesen. Ist doch, trotz allen Mitteln, die von der Regirung angewandt wurden, um die Kornausfuhr zu befördern, trotz umfangreichster Bevorzugung privater Exportlager und ausgedehnten Transporterleichterungen, in diesem Jahre die Ausfuhr von Weizen um sechzig Prozent, von Roggen um vierzig und von Mais um dreißig Prozent gefallen. So kommt es, daß auch die russischen Rimessen in Deutschland immer seltener werden; und Das ist auch für uns wenig erfreulich, da schon beinahe die Hälfte des gesammten russischen Importes auf deutsche Waaren entfällt, unsere Industrie also zu einem bedeutenden Theil auf den Empfang baren Geldes aus Rußland angewiesen ist. Hieran mangelt es dort aber gerade am Meisten. Im Ganzen wird Rußland seine internationale Handelsbilanz für das Jahr 1899 mit einem Passivum von ungefähr zweihundert Millionen Rubel abschließen. Gegenüber dieser Ziffer, die aus den inneren wirthschaftlichen Verhältnissen des Landes zu erklären ist, will es wenig verschlagen, daß, wie ich höre, der Finanzminister in der Jahresrechnung, die er dem Zaren am ersten Januar vorlegt, einen Ueberschuß von mehr als hundert Millionen Rubel über den Voranschlag nachweisen wird. Man hat eben in Rußland eine ganz besondere Art, Rechnung zu legen. Lynkeus.

# Tragikomoedie.

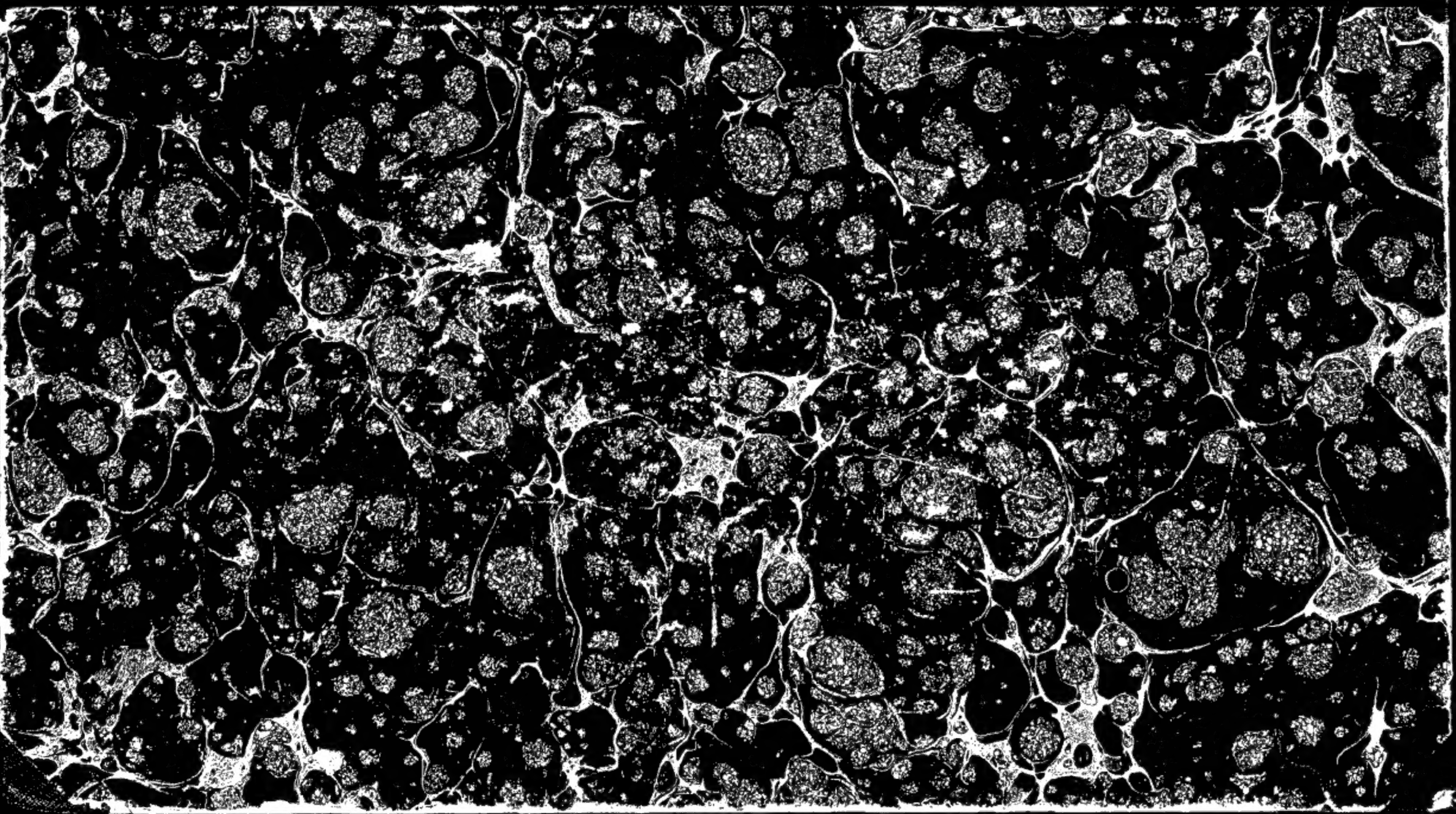
Ueber das Drama „Der Probekandidat" wird im Deutschen Theater nun schon seit Wochen gelacht. Die Schlußpointe ist allerliebst. Einem jungen Kandidaten, der in Mecklenburg wegen ketzerischer Gesinnung aus der Amtsanwartschaft gejagt wird, räth ein zum Jugendbildner herangedunsener Bierstudent, er solle sein Heil doch in Preußen versuchen: da habe Jeder das verbriefte Recht, durch Wort, Schrift und Druck seine Meinung frei zu äußern. Als ich diesen Satz in der Zeitung las, saß ich, weil ich von dem verbrieften Recht Gebrauch gemacht hatte, in einer preußischen Festung. Ich mußte herzlich lachen; nicht nur über den guten Witz, nein, mehr noch über den arglosen berliner Censor, der den bösen satirischen Satz nicht mit dem Blaustift durchstrichen, der die derbe Bosheit am Ende nicht einmal gewittert hatte. Jetzt, seit ich das Drama kenne, ist mir das Lachen vergangen . . . Man muß jetzt ja, um auf der Höhe zu sein, bei jedem Anlaß Etwas vom scheidenden Jahrhundert reden. Da hilft kein Widerstreben. Also: der „Probekandidat" ist das letzte Drama, das im amtlich zum Scheiden verdammten neunzehnten Jahrhundert auf einer Bühne der Hauptstadt des Deutschen Reiches einen großen Erfolg gehabt hat. Und diese Thatsache stimmt mich recht traurig.

Nicht etwa, weil ich das Drama schlecht fände. Es ist ein hübsches Stück, nett, sauber, anspruchlos und erquickend altmodisch, weitaus das Beste, was Herrn Max Dreyer bisher gelungen ist. Eine einfache Alltagsgeschichte, in die nur eine aus der Ibsenwelt stammende Volksschullehrerin, Hedda Gabler minor, nicht recht passen will. Fritz Heitmann, der Sohn eines durch Trunk, Spiel und landwirthschaftlichen Nothstand ruinirten Rittergutsbesitzers, hat Naturwissenschaften studirt und bewirbt sich um eine Stellung an einem mecklenburgischen Realgymnasium. Als er in der Oberprima eines Tages den Professor vertritt, der vor den Heranwachsenden sonst zwischen Natur und biblischem Geist ängstlich einherschleicht, trägt er den Jungen eine natürliche Schöpfungsgeschichte nach Darwin und Haeckel vor. Skandal. Das geistliche Mitglied des Schulkuratoriums, irgend ein mecklenburgischer Mirbach, bekommt Wind von der Sache; sein Söhnchen sitzt in der Oberprima und könnte darwinisch verseucht werden. Der Direktor wird alarmirt, der Kandidat koramirt. Was ihm eigentlich eingefallen sei? Ob er nicht wisse, daß dem Volk die Religion erhalten werden muß? Daß wir ein orthodoxes Ministerium haben und Allerhöchste Herrschaften, die in stetem Aufblick zum höchsten Herrn ihres schweren Amtes walten? Ob er in junge Seelen Gift säen wolle? Und so weiter. Er soll widerrufen. Man wird es ihm leicht machen. Er könne den Jungen ja sagen, Das von Darwin und Haeckel sei nur Citat gewesen; er habe sie vor Irrlehren warnen wollen und werde ihnen nun erst, in echt christlichem Geist, die wahre Weisheit und weise Wahrheit vortragen. Aber Fritz Heitmann ist eigensinnig: er bekräftigt vor den lauschenden Schülern das frühere Glaubensbekenntniß und wird nun natürlich aus dem Gymnasium gejagt. Daß ihn die Oberprimaner anbeten und ihm ein Ständchen bringen, ist ein magerer Trost. Denn er hat mit der Aussicht auf das Amt auch die blonde Braut verloren; und die Eltern... Der Vater wird sein Podagra weiterschleppen und jeden Heller, den er kriegen kann, verspielen oder versaufen; der armen Mutter, die auf ihre alten Tage ein kleines Putzgeschäft angefangen hat, werden die Frommen keine Hüte mehr abkaufen. Graues Elend ringsum; kein Sonnenstrahl am Horizont. Und die Primaner? Die

werden ja auch älter werden, der schöne Jugendmuth wird verbrausen; das leidige Abfinden lernt sich so leicht. Fritz kann allerdings, wie der aufgeschwemmte Bräustudent ihm räth, nach Preußen gehen. Aber da wird er erst recht nicht angestellt, nicht mal in Berlin beim freisinnigen Bertram. Was bleibt ihm also? Zur Habilitirung fehlt das nöthige Geld. Artikel für radikale Blätter, sozialdemokratischer Wanderredner mit kargem Sold: Das ist seine Zukunft. Und er hätte so gern seine Gertrud heimgeführt und den Eltern ein behagliches Greisenstübchen eingerichtet.

Die Geschichte stimmt im Grunde nicht ganz. Auch Fritz ist im deutschen Norden, östlich von der Elbe, geboren und aufgewachsen und kann schon deshalb diesen Verhältnissen nicht so weltfremd gegenüberstehen. Ein Bischen wenigstens muß er der Sohn seiner Eltern und seiner Heimath sein. Er muß wissen, was in dieser schönen Gegend möglich, was unmöglich ist. Und seine Ketzerei müßte sich, so sollte man meinen, schon früher verrathen haben, spätestens auf dem Seminar. Auch sonst regt sich noch manches Bedenken. Auf der Bühne ists trotzdem eine nette, drollige und wirksame Sache. Die Lehrertypen — es sind Possentypen im Stil Molières, nicht deutlich erkennbare Individuen, wie sie die neueste Aesthetik verlangt — sind lustig erfunden und geschickt den Bedürfnissen der Bühnenoptik und Bühnenakustik anpepaßt. Der gichtische Agrarier mit der verzechten und verjeuten Zukunft ist ein den im Deutschen Theater versammelten Liberalen ganz besonders willkommenes Geschenk. Das Plaudern und Seufzen von Bräutigam und Braut klingt banal und konventionell, ist also natürlich. Ein hübsches, harmloses, deutsches Theaterstück.

Trotz Alledem: der große Erfolg ist betrübend. So herrlich weit haben wirs in diesem Säkulum, das man das naturwissenschaftliche, das evolutionistische, das technische und weiß der Teufel wie sonst noch genannt hat, also gebracht, daß in der Hauptstadt des neuen Reiches und des alten Rationalismus die geputzte Auslese der Intelligenz jauchzt, weil Einer sich zu Darwin und Haeckel zu bekennen wagt. Hundert und etliche Jahre nach Voltaire und seinem Freund Fritz, sieben Jahrzehnte nach dem Tod Goethes, des heute heuchlerisch gefeierten, der so himmlisch die Erbärmlichen verhöhnt hatte, die uns der Gotteserde lichten Saal verdüsterten zum Jammerthal. Als Anzengruber, dessen Lebensthema der Gegensatz von Dogma und individuellem Glauben war, den kirchfelder Pfarrer auf die Bühne stellte, hieß es: Solches sei eben nur im verruchten Katholizismus möglich, der die Gewissen binde. Und nun? Der Probekandidat und seine Bedränger sind Protestanten. Und inzwischen hat Nietzsche für einen Theil der deutschen Menschheit gelebt und man sollte glauben, mit der läppischen Unterscheidung: Fromm-Gut, Unfromm-Böse sei es für immer vorbei. Das offenbart sich nun wundervoll. Nein: ich kann über die Schulschwänke des Herrn Dreyer nicht herzhaft lachen. Höchstens grimmig über die edle Bourgeoisgesellschaft, die, statt offen, der Wahrheit gemäß, zu sagen, daß sie keine Kirchen bauen will, weil sie kein Bedürfniß nach Kirchen hat, und daß sie das ewige Gerede vom höchsten und allerhöchsten Herrn gar nicht mal fromm findet, eine Heldenthat zu leisten wähnt, wenn sie im Theater unbemerkt ein Bischen gegen den herrschenden „Geist" demonstrirt. Wären sie wirklich fromm, dann verdienten sie Ehrfurcht. Aber diese armen Schächer dünkeln sich stolz als Ganzmoderne, schwatzen weitschweifig von Kultur und Kulturmission, wollen die Welt erobern und rufen bei Jahrhundertpünschen einander zu: Wieder eine wichtige Etappe auf dem Wege des Menschheitfortschrittes! Prosit Neujahr!

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03087 1290